BERNHARD BRAUN

DIE HERKUNFT EUROPAS

Eine Reise zum Ursprung unserer Kultur



wbg THEISS

Bernhard Braun

DIE HERKUNFT EUROPAS

Eine Reise zum Ursprung unserer Kultur



Alle Abbildungen im Innenteil stammen vom Autor. © Bernhard Braun

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.
Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg.
© 2022 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.
Lektorat: Daphne Schadewaldt, Wiesbaden

Besuchen Sie uns im Internet:
www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-4437-3
Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-4460-1
eBook (epub): 978-3-8062-4461-8

Menü

Buch lesen
Innentitel
Inhaltsverzeichnis
Informationen zum Buch
Informationen zum Autor
Impressum

Herrlich ist der Orient
Übers Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderón gesungen.
Johann Wolfgang v. Goethe, *Westöstlicher Diwan*

INHALT

1 Europa hat einen Migrationshintergrund

2 Die Erfindung der Kultur – der Alte Orient

3 Götter aus dem Morgenland – die Erfindung der Religion

4 Die Entstehung des judäischen Monotheismus

5 Auf dem Weg nach Europa – der Mythos Griechenland

6 Von den Stadtstaaten zum Weltreich Alexanders des Großen

7 „Außer Rom ist fast nichts Schönes auf der Welt“

8 Die Geburt des Christentums

9 Europa übersiedelt in den Orient – die Welt von Byzanz

10 Die Kultur des Islam als Teil Europas

11 Die langwierige Baustelle Europa – das Mittelalter

12 Das Subjekt emanzipiert sich für eine neue Zeit

13 Vom Kentern des Tidenstroms

Farbtafeln

Nachwort

Anmerkungen

Literatur



Raub der Europa, Museo Archeologico Nazionale di Napoli

1 EUROPA HAT EINEN MIGRATIONSHINTERGRUND

Europas Geschichte ist eine delikate Angelegenheit. Sie beginnt mit Ehebruch und Raub und einem wüsten Durcheinander in der familiären Beziehungskiste. Je weiter wir Europäer uns in unsere Familiengeschichte vertiefen, umso deutlicher wird, dass unsere Verwandtschaft weit in den Orient reicht. Das mag für viele erst mal eine irritierende Tatsache sein. Deshalb betrachten wir sie zunächst durch den Weichzeichner des Mythos. Der Mythos kann vieldeutig sein und Widersprüchliches dulden. Hier können wir uns die Dinge noch ein wenig aussuchen, was zweifellos praktisch ist.

Ich beginne mit einem jungen Mann namens Agenor. Er war ein Sohn des Poseidon und der Libye. Poseidon war der griechische Gott des Meeres, ein Bruder des Zeus, der wiederum den lichten Himmel und die feste Erde den dunklen Abgründen des Meeres vorgezogen hatte. Unsere mythische Erzählung spielt also in Griechenland, was ja durchaus beruhigend ist, denn Griechenland gehört unstreitig zu unserem europäischen Bildungsschatz. Wir befinden uns aber auch in direkter Nachbarschaft zum Orient und die Familienbande machen das gleich offenbar. Von Libye weiß man nicht allzu viel. Sie wird im Mythos als Tochter des ägyptischen Königs Epaphos gehandelt und gilt als Namenspatin des Landes Libyen. Sie gebar dem Poseidon neben Agenor noch die Lamia, die dann Königin von Libyen war, und den Belos. Bei der Namensgebung des Belos hatte sich das Paar vom alten orientalischen Gott Baal inspirieren lassen, jenem Gott, der im Alten Testament als Gegenspieler Jahwes auftaucht. Belos brachte es weit, er war König von Ägypten und Gründer von Babylon. Damit stand er am Anfang der beiden großen voreuropäischen Hochkulturen – eine tolle Sache, die nur im Mythos gelingen kann!

Dass ich Agenor kurz aus den Augen verlor, liegt an seiner Bescheidenheit. Ihm reichte das kleine Phönizien, wo er den Königsthron bestieg. Das Land war unscheinbar, lag dafür aber sehr günstig an der

östlichen Mittelmeerküste. Dort bildete es eine Landbrücke zwischen Ägypten und Mesopotamien und hatte zugleich Zugang zum weiten Meer, die perfekte Verbindung zu den besten Handelsgebieten der damaligen Welt. Kein Mensch dachte daran, sich abzuschotten, Stacheldrahtverhaue und Mauern zu bauen. Man wollte Geld verdienen und war Fremden gegenüber aufgeschlossen. Dass man von anderen Kulturen viel lernen konnte, wussten die Phönizier nur allzu gut. Sie waren mit zwei großen Kulturgebieten und ihren Schriftsystemen vertraut, den (ägyptischen) Hieroglyphen und der (mesopotamischen) Keilschrift, die ungefähr zur gleichen Zeit irgendwann zwischen 3500 und 3200 v. Chr. erfunden wurden.

Die Leute um König Agenor sahen in der damaligen Globalisierung eine große Chance und nutzten sie beherzt. Die Phönizier bauten Schiffe, wurden geschickte Seefahrer, begnadete Kaufleute und internationale Netzwerker und damit unversehens Kulturvermittler im gesamten Mittelmeerraum, gleichsam ein Kollateralnutzen beim Geldverdienen. Ursprünglich nannte man sie Kanaanäer (von arab. *qana*/Handel treiben). Erst die Griechen gaben diesem Landstrich zwischen dem Aman-Gebirge im Norden und dem nördlichsten Zipfel des Sinai-Gebietes im Süden den Namen Phönizien. Er leitet sich ab von der Purpurschnecke und den purpurfarbenen Stoffen (griech. *phoinix*/rot, auch Dattelpalme), die von seinen Bewohnern um das gesamte Mittelmeer vertrieben wurden. Die Phönizier hatten sich in kleinen Königtümern und Stadtstaaten (Akko, Byblos, Sidon, Tyros) organisiert und es störte sie nicht, dass sie die meiste Zeit von starken auswärtigen Machthabern abhängig waren. Man beschäftigte sich mit Handel und Geldverdienen und scherte sich wenig um Politik. Wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit sollen die Phönizier auch nur lausige Kunsthandwerker gewesen sein. Glaubt man allerdings der Auskunft des Alten Testaments, dann spielten phönizische Künstler beim Bau des salomonischen Tempels eine führende Rolle.

Dafür waren sie in anderer Hinsicht kreativ. Weil die beiden alten Schriftsysteme mit ihrem komplexen Bildcharakter für den täglichen Gebrauch und für das Geschäftsleben, auch in ihren kursiven Varianten, ungeeignet waren, erfanden sie das Alphabet! Aber der Reihe nach, ganz so einfach war die Sache nämlich nicht. Es dürfte zwischen 2000 und 1500 gewesen sein, als aus einigen ägyptischen Schriftzeichen, vermutlich bei Byblos, Buchstaben gebildet wurden. Gegen 800 fügten die Griechen in die

damals noch linksläufige Konsonantenschrift Vokale ein. Ob die Schrift Ergebnis eines Trends war oder ob echte Erfinder dahintersteckten und ob diese Erfinder tatsächlich Phönizier waren, wissen wir nicht wirklich. Sicher ist jedoch, dass sich die Formen der Buchstaben an den ursprünglichen Bildern orientierten. Aleph/Alpha verweist auf das altsemitische Wort für Ochse (*alf*) und leitet sich vom umgekehrten gehörnten Rinderschädel ab, Bait/Beta verweist auf jenes für Haus (*bait*) und zeigt den einfachen Grundriss eines kleinen Zweizimmerhauses (genau übersetzt kann man für Alpha-Bet daher auch „Ochse-Haus“ sagen). Im īm/ĞGamma kann man einen Kamelhöcker (*gamel*/Kamel) erkennen, im Mü steckt die Wellenlinie des Wassers, im Nü die Bewegung einer Schlange. Das Prinzip, Buchstaben nach dem Gegenstand zu benennen, der mit diesem Buchstaben beginnt (griech. Akrophonie), funktioniert nicht immer. Erstaunlich ist jedoch, dass die meisten Buchstaben unseres Alphabets immer noch gleich aussehen wie vor knapp 4000 Jahren und dass wir noch immer die Anfangsbuchstaben arabischer bzw. semitischer Wörter verwenden. Wir müssen uns deshalb damit anfreunden, dass unser Alphabet, das uns so vertraut vorkommt, einen Migrationshintergrund hat. Ja mehr noch, in manchen Buchstaben verbergen sich ganze Geschichten. Das A stand ursprünglich für den Stier, das Symbol für Fruchtbarkeit, Macht und Männlichkeit. Der Querstrich, der zuerst die Hörner symbolisierte, rutschte dann nach unten und wurde zum Zeichen für das Joch. Damit war Schluss mit Macht und Männlichkeit. Denn die Geschichte des A erzählt, dass aus dem Stier ein Ochse wurde, das Tier des Ackerbaus und der Sesshaftigkeit.

Das war jetzt ein bisschen Geschichte, doch zurück in die Welt des Mythos. Über das einträgliche Exportgeschäft, von der Purpurschnecke bis zum Alphabet, herrschte nach mythischer Überlieferung also Agenor. Er hatte neben einigen Söhnen mit wohlklingenden Namen (einer von ihnen hieß Phönix) auch eine Tochter – ebenjene Europa, die uns hier interessiert. Endlich, werden Sie sagen! Aber auch hier müssen wir noch einen Augenblick innehalten. Denn nach einer anderen, vermutlich älteren Version dieser Erzählung war Phönix nicht der Bruder, sondern der Vater der Europa. Ich erwähne das nur deshalb, weil im Mythos nicht die Purpurschnecke, sondern der König Phönix dem Land seines Vaters den

Namen verlieh: Phönizien. Natürlich ist es plausibel, darauf die Antwort des Mythos auf die historische Namensgebung durch die Griechen zu vermuten.

Wie viele junge Mädchen saß auch Europa gerne am sandigen Strand des Mittelmeers, genauer also: des phönizischen Meeres in der Nähe von Sidon oder Tyrus. Sie knabberte an ein paar Datteln und blickte verträumt über das blaue Meer mit seinen kleinen weißen Schaumkronen. Wohl kaum konnte sie sich vorstellen, dass weit weg, auf der gegenüberliegenden Seite, ein Landstrich lag, der einmal ihren Namen tragen sollte. Ihr Träumen war leichtsinnig, weil sich die griechischen Götter auf der anderen Seite des Ozeans nicht mit ihrem sonnigen Plätzchen am Olymp begnügten. So wurde Europa Opfer des berüchtigten Schürzenjägers Zeus, der sich in einen weißen Stier verwandelte und die Königstochter schwimmend nach Kreta entführte. Es ist von Belang, dass es sich hierbei nicht um den olympischen Zeus des griechischen Götterhimmels handelte, sondern um den kretischen Zeus. Denn das ist ein Unterschied! In Kreta besaß der spätere Himmelsgott noch eine gehörige Portion Bodenhaftung (man nennt das auch chthonisch von griech. *chthonios*/unterhalb der Erde, Unterwelt, während *gaia* für Erde reserviert war). Der Stier war in der kretischen Kultur ein Wasserwesen. Wasser gehörte nicht in die Gefilde des Himmels, sondern in die Region der Erde. Es war in der Geschichte der Religionen ganz generell ein gutes Stück Arbeit, die Gottheiten von der Erde in den Himmel zu hieven, also aus chthonischen Gottheiten himmlische zu machen, doch dazu kommen wir später.

Dieser schamlose Raub der Europa durch Zeus blieb nicht ohne Folgen. Der Verbindung entspross unter anderem Minos, der König von Kreta wurde. Nach ihm wurde später die erste große – wohlgemerkt vorgriechische! – Hochkultur auf Kreta und in der benachbarten Ägäis benannt, die minoische Kultur. Damit erzählt der Mythos von den Verbindungen zwischen Phöniziern und Kretern, was durchaus auf historischen Grundlagen beruht.

Als Erster erzählte uns Homer diese Geschichten in seinem großen Epos *Ilias*. Das ist freilich bereits eine ziemlich späte Version und deswegen entsprechend konstruiert. Man darf darüber räsonieren, was er uns also damit sagen wollte. Bei Hesiod, dem etwa zur gleichen Zeit dichtenden Bauern aus Askra in Böotien, klingt die Sache nämlich völlig anders. Bei ihm ist Europa (wie auch Asia) eine von sage und schreibe 3000 Töchtern

des Okeanos und der Tethys. In weiteren Mythen in verschiedenen griechischen Gebieten taucht Europa teilweise sogar als Göttin auf (auch die Erd- und Getreidegöttin Demeter trägt ab und zu den Beinamen Europa).

Sie sehen, die Sache ist kompliziert, wie immer, wenn man sich im Mythos verheddert. Mythen sind konstruierte Erzählungen, die viele Interessen unter einen Hut bringen wollen. Sie sind das Ergebnis eines politischen Geschachers und durch den Vereinfachungsfleischwolf des Boulevards gedreht. Jeder kann sich das gerade Passende heraussuchen. Und genau das tun wir jetzt auch, indem wir den Kern der vor allem durch die spätere Verbreitung im Römischen Reich populär gewordenen Botschaft aufgreifen: Europa ist keine Europäerin, sondern die Tochter eines orientalischen Handelsmagnaten. Sie hat (außer dieser Tatsache) keinerlei geographischen Bezug, und die Art und Weise, wie sie auf den Kontinent (den wir heute als Europa bezeichnen) kam, war noch nicht die feine englische (und auch nicht die ebenfalls sehr feine orientalische) Art. Noch etwas Unerfreuliches kommt hinzu. Woher dieser Name stammte, was er bedeutete, wissen wir nicht. Eine Zeit lang vermutete man eine Ableitung aus dem phönizischen *ereb*, was so viel wie Dunkel und Abend (Sie hören schon das Abendland anklingen) bedeutet. Aber das wird heute eher bezweifelt. Und das ist auch besser so, denn wir wollen unsere Geschichte nicht gleich in der Abenddämmerung beginnen. Jedenfalls scheint es, dass auch den Griechen die ganze Problematik bewusst war, denn sie bemühten sich redlich, die Spuren des Orients zu verwischen und in allen Abstammungsgeschichten dem Griechischen ein entsprechendes Gewicht zu geben.

„Von Europa weiß keiner der Menschen …“

Tatsächlich wurde der Begriff Europa bereits im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. geographisch (aber nicht kulturell) verwendet. Er bezeichnete unterschiedliche Gebiete neben Afrika und Asien, die aber wenig mit dem heutigen Europa zu tun hatten, das damals in seiner Ausdehnung gar nicht bekannt war. Die Gebiete diesseits und jenseits solcher Kontinentgrenzen bewohnten vielmehr Griechen. Der erste große Historiker der Geschichte, Herodot, schrieb in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.: „Von Europa weiß

keiner der Menschen etwas, […] weder woher es diesen Namen erhalten hat, noch, wer ihn ihm gegeben hat, ist klar, wenn wir nicht sagen wollen, das Land habe den Namen von der Europa aus Tyros erhalten; zuvor war es also namenlos, wie auch die anderen Erdteile.“[1] Und Herodot wundert sich, dass Europa keine Europäerin ist und nach seiner geographischen Einteilung Europa nie betreten hat.

Herodot gehörte wie der große Tragödiendichter Aischylos zu jenen, die an eine göttlich gesetzte Grenze zwischen Orient und Okzident glaubten. Das hilft den heutigen Orientverächtern freilich auch nicht weiter, denn Herodot hat die Grenze zwischen den Griechen und den Persern gemeint. Nur schwer konnte man sich nämlich erklären, wie das kleine und in unzählige Stadtstaaten zersplitterte Griechenland die Supermacht Persien hatte niederringen und seine „Freiheit“ bewahren können. Also führte man den Sieg darauf zurück, dass der persische Großkönig Xerxes von den Göttern bestraft worden sei, weil er, der Gottlose und Barbar, es gewagt hatte, diese heilige Grenze zwischen Orient und Okzident zu überschreiten.

Herodot zog eine höchst willkürliche Grenze, die uns deshalb eigentlich ziemlich gleichgültig sein kann. Noch der große griechische Philosoph Aristoteles zählte die Griechen nicht zu den Europäern, sondern dachte ihnen einen Zwischenstatus zwischen Europa und Asien zu. Da er mit den Kontinenten vor allem Klimazonen verband, könnte man ihm zugutehalten, dabei den Schnee im Pindos-Gebirge und die Hitze in Athen im Auge gehabt zu haben. Aber es gab auch einen weniger harmlosen Aspekt der Sache. Nach dem Sieg über die Perser kannte die populistische Propagandamaschine der griechischen Sieger kein Halten mehr, und die Frage der klimatischen Grenzen bekam eine rassistische Schlagseite. Der berühmte Mediziner Hippokrates stellte eine Klimatheorie auf, nach der die im ausgeglichenen Klima Asiens lebenden Menschen zwar kultiviert seien (immerhin!), aber Tapferkeit und Mut gedeihe nur im rauen Klima des Nordens. Aristoteles übernahm diesen Unsinn und führte die angebliche Knechtung der orientalischen Völker darauf zurück. Das Narrativ vom freiheitsliebenden Europa und dem despotischen Orient war ziemlich erfolgreich und begleitete die historische Konfrontation von Griechen und Persern über lange Zeit hartnäckig.

Nun könnte man sich fragen, von welchem Belang all diese mythischen Erzählungen sind. Natürlich sind Mythen phantasievoll, unhistorisch und logisch ziemlich inkonsistent, aber ihnen kommt doch auch eine eigene Rationalität zu. Mythen verarbeiten in ihrer eigenwilligen Logik Fakten und historisch Erlebtes in phantasievoller Form. Wenn die frühen Griechen Ereignisse aus ferner Vergangenheit erzählten, verfolgten sie damit keine historische, sondern eine literarische Ambition. Insofern hat der Mythos immer einen doppelten Boden. Es dauerte einige Zeit, bis sich so etwas wie ein auf Fakten gestütztes Geschichtsverständnis herausbildete. Die griechischen Historiker Herodot und Thukydides waren die Ersten, die sich darum bemühten. Damit war es dann freilich weitgehend vorbei mit der literarischen und dichterischen Brillanz, und die Historie wurde ein trockenes Geschäft.

Nun möchte ich tunlichst vermeiden, dass es in diesem Buch trocken wird, aber es hilft nichts, wir müssen uns langsam den historischen Fakten zuwenden. Doch auch diese Geschichten kann man mit einem „Es war einmal …“ beginnen lassen und ich fange nun also ganz von vorne an.

Es war einmal vor ziemlich langer Zeit, dass auf diesem die Sonne umkreisenden Planeten an der Oberfläche eines riesigen Ozeans eine große Platte schwamm. Man nennt diesen Urkontinent Pangaea (von griech. *pan*/ganz + *gaia*/Erde). Es war ungemütlich damals. Hunderttausende Jahre lang spien Vulkane Asche und Lava in den Himmel und verursachten ein Massensterben unter den ersten Lebewesen. Vor etwa 200 Millionen Jahren brach diese Platte – vielleicht mit großem Krach – in mehrere Stücke, die im Laufe von 50 Millionen Jahren auf dem Ur-Ozean auseinanderdrifteten und im Groben die Form der heutigen Kontinente annahmen. Der Norden des europäischen Kontinents lag noch unter dem Meer. Plankton, Muschel- und Schneckenschalen, die auf den Meeresboden sanken und versteinerten, finden sich heute etwa in dem Solnhofener Kalkstein der Fränkischen Alb (mit etwas Glück auch Reste des Archaeopteryx, des Dinosaurier-Urvogels, der gerne über dem Altmühltal seine Kreise zog).

Den Raum zwischen den sich langsam voneinander entfernenden afrikanischen und europäischen Platten füllte der Ozean Tethys (das ist *ein*

Ausdruck für Ozean, der uns bereits als Name für die Mutter der Europa begegnet ist). Vor etwa 130 Millionen Jahren kehrte sich die Bewegung um und die beiden Platten schwammen etwa 80 Millionen Jahre lang aufeinander zu, bis sie schließlich – vielleicht wieder mit großem Getöse – zusammenstießen. Die afrikanische Platte verschlang dabei das zwischen den Kontinenten liegende Meer samt seinen Gesteinsformationen und drückte die Massen in die europäische Platte hinein. Diese Stauchung schiebt bis heute ein Gebirge in die Höhe. Wir reden von den Alpen, die durch den Druck der afrikanischen Platte um etwa zwei Zentimeter pro Jahr in die Höhe wachsen. Das ist natürlich bescheiden und die ständige Erosion gleicht das aus, sodass netto nur etwa ein Millimeter Wachstum pro Jahr übrig bleibt. Auf lange Sicht hat die Erosion die Alpen sehr verkleinert. Geologen gehen von ursprünglich einem Mehrfachen der derzeitigen Berghöhen aus. Hätten wir diesen Zustand heute noch, wären die Alpen eine unüberwindliche Barriere zwischen dem nördlichen Europa und dem südlichen Teil, der dem Orient so nahe ist.



Mosaik mit Okeanos und Tethys (2.–3. Jh.), Zeugma Mozaik Müzesi, Gaziantep

Die Alpen ziehen sich über 1200 Kilometer zwischen Ligurischem Meer und Pannonischem Becken, zwischen deutschem Alpenvorland und italienischer Poebene quer durch Europa. Der Terminus Alpen (*alp* ist vielleicht eine von Kelten übernommene römische Bezeichnung für hoher Berg; das meinte jedenfalls der in solchen Dingen nicht allzu verlässliche Isidor von Sevilla im Mittelalter) wurde zu einem universal verwendeten Wort: Alpin heißt einfach bergig, egal ob in den Alpen oder bei einer „alpinistischen" Tour in Feuerland.

Die zwischen 130 und 30 Millionen Jahren entstandenen und damit erdgeschichtlich eher jungen Alpen sind also eine afrikanische Falte, ein Gemisch aus europäischem und afrikanischem Boden. Trotzdem fühlen sich die knorrigen Tiroler ganz wohl auf diesen Resten afrikanischer Schnecken- und Muschelschalen und auch die steirischen Äpfel und Kürbisse gedeihen gut in diesem Boden. Man könnte sogar sagen: Als unsere Vorfahren nach Europa gezogen sind, denn in der Tat stammt kein Europäer aus diesem Kontinent, zogen sie auch gleich wieder auf heimatliche Erde.

Woher wir kommen, oder: *Out of Africa*

Es gibt zurzeit nur geringe Zweifel daran, was bereits Charles Darwin vermutete. Demnach wanderte der anatomisch moderne Mensch (*Homo sapiens*) aus Ostafrika nach Asien und Europa. Ich sage bewusst „zurzeit", denn die einschlägigen Wissenschaften sind, gerade weil sie so wenig archäologisches Material besitzen, sehr dynamisch. Schon einzelne Funde können lange gepflegte Theorien über den Haufen werfen. Doch vorläufig spricht nichts dagegen, wenn wir uns der verbreiteten wissenschaftlichen Sicht, nämlich der Out-of-Africa-Theorie, anschließen. Darüber, wie man sich das genau vorzustellen hat, kursieren mehrere Varianten. Vor etwa 200 000 Jahren dürfte der moderne Mensch – also wir! – entstanden sein. Die Trennung von Menschen und Menschenaffen liegt – das mag uns beruhigen, auch wenn es nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich ist – schon etwa sechs oder sieben Millionen Jahre zurück. Den Affen haben wir also lange hinter uns, aber von einer linearen Abfolge der Menschwerdung kann keine Rede sein. Der Stammbaum des Menschen ist kompliziert und verzweigt. Deshalb sprechen ganz Gewitzte heute lieber von einem

Stammbusch. Unsere uralten Vorläufer, die wie Blüten auf diesem Busch verteilt sind, schaffen es mit beneidenswerter Regelmäßigkeit auf die Titelseiten von Illustrierten. Darunter die vier Millionen Jahre alte Ardi aus Äthiopien oder die eine Million Jahre jüngere Lucy (auch aus Äthiopien), die nach dem Beatles-Song *Lucy in the Sky with Diamonds* benannt wurde. Dazwischen schiebt sich neuerdings ein Äthiopier mit dem wenig inspirierenden Namen MRD-VP-1/1. Sie alle waren Hominini, die zwar bereits aufrecht gehen konnten, aber sich auf den Bäumen, von Ast zu Ast schwingend, wohler fühlten. Irgendwann, vor etwa einer Million Jahren, begannen diese Menschen, das Feuer zu nutzen, eine gewaltige Revolution, und sie erstellten erste Werkzeuge aus Stein und Knochen. Gleichzeitig dürfte die Entwicklung der Sprache erfolgt sein.

Während dieser Zeit scheinen Menschen in mehreren Schüben aus Afrika ausgewandert zu sein. Darunter befanden sich auch unsere Vorfahren, die „modernen Menschen". Sie wanderten zwischen 125 000 und 60 000 (je nach Forscherin) nach Asien, Australien und über den Nahen Osten nach Europa. Hier kamen sie vor etwa 45 000 Jahren an. Anfangs lebten wir in der Nachbarschaft des (ebenfalls in Afrika) unabhängig entstandenen Neandertalers, der uns vor 30 000 Jahren wieder verließ, um auszusterben. Mit ihm haben wir nicht nur den Tisch, sondern auch das Bett geteilt, denn ein bisschen Neandertaler lässt sich in unseren Genen immer noch nachweisen. Warum der Neandertaler ausstarb, der übrigens ein längeres Leben hatte als unsere Spezies und der kulturell ziemlich entwickelt war, weiß man immer noch nicht.

Dafür kennen wir den Weg, den unsere – übrigens bis mindestens in die Jungsteinzeit dunkelhäutigen! – Vorfahren bei der Besiedelung Europas nahmen, ganz gut, denn sie ließen an vielen Orten Gegenstände zurück. Sie zogen demnach über Bulgarien, Rumänien, Ungarn, immer schön das Donaubecken entlang, durch die Alpen nach Norden. Unter dem, was unterwegs liegen blieb, befinden sich exquisite Stücke der Kunst der Altsteinzeit (Paläolithikum). In der slowenischen Höhle Divje Babe bei Cerkno tauchte eine Flöte auf, die man allerdings Neandertalern zuschreibt. Aber der Rest stammt vom *Homo sapiens*. In der Nähe der österreichischen Stadt Krems holte man eine Fanny vom Galgenberg genannte Tänzerinnenfigur aus grünem Serpentin mit einem Alter von etwa 35 000 Jahren aus der Erde. Einige Kilometer weiter wurde 1908 die aus Kalkstein

gefertigte Venus von Willendorf (25 000 Jahre alt) gefunden. In der Schwäbischen Alb tauchte die aus Mammut-Elfenbein geschnitzte Venus vom Hohlefels aus dem Schutt auf wie Aphrodite aus dem Schaum des Meeres. Neben weiteren Skulpturen, alle um die 35 000 Jahre alt, fand man Flöten aus Geierknochen und Elfenbein, die auf eine pentatonische Tonfolge gestimmt sind und immer noch funktionieren.

Die Venusfiguren waren der Anfang des ersten Kunst-Booms auf dem europäischen Kontinent. Den Ausdruck prägte übrigens 1864 der Marquis Paul de Vibraye beim ersten Fund einer solchen paläolithischen Figur. Er erschrak anscheinend zutiefst vor diesem in Ton geformten Berg unzüchtigen weiblichen Fleisches und nannte das kleine Figürchen, das er, eben vom Schmutz befreit, zwischen seinen Fingern hielt, *vénus impudique*, unzüchtige Venus! Diese überwiegend weiblichen Figuren zeichnen sich durch ähnliche Kennzeichen aus: übertrieben betonte Geschlechtsmerkmale, breite Hüften, dicke Oberschenkel und meist nur angedeutete oder überhaupt fehlende Beine, Arme und Gesicht. Die Kunst scheint uns ziemlich stereotypisch, weshalb man versucht ist zu folgern, es gehe um die Darstellung von etwas Prinzipienhaftem (Weiblichkeit, Fruchtbarkeit). Diese Annahme ist kühn, denn das würde bedeuten, dass diese ersten Künstler aus der Altsteinzeit bereits Philosophen waren. Und doch erscheint sie nach wie vor als plausibelste Erklärung. Freilich liefern sich die Archäologen längst einen Wettstreit, um diese Theorie angegraut und als Old School erscheinen zu lassen, und legen jede Menge von anderen Deutungen vor: Ahnen- oder Ritualfiguren, Bestandteile des Mutterkults oder gar schlicht steinzeitliche Sex-Toys für die damalige Männerwelt. Die Venusfiguren bilden jedenfalls eine große Klammer zwischen Alt- und Jungsteinzeit (Neolithikum). Auf welcher Insel im Mittelmeer Sie auch immer Ihr Badetuch über die Hotelliege werfen: Falls Sie einen Tag für das örtliche archäologische Museum erübrigen, werden Sie überall auf eine charakteristische Venusfigur – in aller Regel aus dem Neolithikum – stoßen: Auf der Kykladeninsel Milos begegnet man der Lady von Phylakopi, auf Kreta kann man der etwas unförmigen Göttin von Myrtos (eigentlich ein Gefäß in Form einer Frau), der Mutter der Berge oder der Schlangengöttin aus Knossos einen Besuch abstatten. Auf Sardinien gibt es die Mater Mediterranea in Senorbi, in der Argolis auf der Peloponnes die Göttin von Lerna, auf Zypern die Lady von Lempa. In Malta ist die schönste von den

vielen die Sleeping Lady, die im archäologischen Museum von Valletta in ihrem Tempelschlaf (das meinen zumindest einige Archäologen) vor sich hin döst.



Lady von Lempa (6000 v. Chr.), Cypros Museum, Nikosia

Um kurz in der jüngeren Altsteinzeit zu bleiben, so war der künstlerische Ehrgeiz unserer Vorfahren aus Afrika mit den erwähnten kleineren Kunstwerken keineswegs befriedigt. Sie liefen zur Zeit der letzten Eiszeit, die Europa überzog, zur Hochform auf und begründeten die erste große Kunstperiode der Menschheitsgeschichte. Zwar ist uns nur erhalten geblieben, was die vielen Jahrtausende überdauerte, während wir von Arbeiten mit Holz, Tierhäuten und Stoffen, ganz zu schweigen von Musik, Ritualen, Tänzen, Körperbemalungen wenig bis gar keine Ahnung haben. Dass man ein solches Urteil dennoch gut begründen kann, liegt an der Felsen- und Höhlenmalerei. Ab etwa 20 000 datiert die unglaubliche Kunst der bemalten Höhlen, vor allem (aber nicht nur) im Grenzgebiet des heutigen Frankreich und Spanien. Als man im 19. Jahrhundert die ersten Höhlen entdeckte – darunter 1879 das Juwel: die Höhle von Altamira –, war man fassungslos und hielt die ganze Sache für eine raffinierte Fälschung. Es vergingen einige Jahrzehnte, bis man es wagte, die Kunstwerke – inzwischen summierten sie sich auf mehrere Hundert – angemessen zu würdigen. Die

Kunst des späten Paläolithikums war so außergewöhnlich, dass der französische Philosoph Georges Bataille wohl nicht ohne Lust an der Provokation die Kulturwerdung des Menschen, die wir gerne auf die griechische Antike projizieren, dem paläolithischen Menschen zuschrieb. Und von Pablo Picasso wird gerne der Spruch zitiert, dass nach Altamira alles Dekadenz sei!

Kaum war Europa mit einigen Sippen aus Afrika spärlich besiedelt, erlebte es auch schon seine erste große Kunstperiode. Da tauchen naturgemäß viele Fragen auf: Was waren Antrieb und Ursprung dieser Kunst? Wie stand es mit der mentalen Ausstattung der damaligen Menschen? Welches „Weltbild" stand hinter dieser Kunst? Derlei Fragen habe ich mich an anderer Stelle ziemlich ausführlich gewidmet – nur für den Fall, dass Sie das vertiefen möchten.[2] Hier sei nur kurz und generell festgestellt, was sich mit einiger Plausibilität vermuten lässt: dass für diese Kunst tatsächlich religiöse und magische Antriebskräfte verantwortlich waren. Die ersten Bausteine für die Erzählungen der Religionen und für andere kulturelle Geschichten sind parallel mit der Kunst in dieser frühen Zeit entwickelt worden. Da wir keine Texte über diese Zusammenhänge besitzen, bleibt uns keine andere Wahl, als diese Kunst als Ausdrucksgestalt solcher Weltbilder anzusehen. Unsere fernen Vorfahren in der späten Steinzeit waren jedenfalls auf einem so hohen kulturellen Niveau, dass wir darauf auch heute noch ohne Weiteres stolz sein dürfen.

Das ist umso gebotener, als die Kultur der Höhlenmaler schon bald wieder zusammenbrach. Ohnehin ist es merkwürdig, wie isoliert diese unglaublichen Kunstwerke in der Landschaft stehen. Es fehlen Begleitentwicklungen, die zu einer solch fortgeschrittenen Kunst passen würden wie zum Beispiel die Gründung von Städten. Die Leute waren noch nicht einmal sesshaft, sondern umherziehende Nomaden! Technische Werkzeuge sind nicht bekannt. Wir wissen nicht, wo und wie diese frühen Menschen gewohnt haben und was sie den ganzen Tag lang trieben. So beeindruckend die Höhlenkunst in Europa auch ist, entstand die Kultur in ihrer gesamten Breite doch nicht in Europa, sondern im Orient. Vielleicht war einer der Gründe dafür die Tatsache, dass es in Europa damals eher unwirtlich war: zuerst zu kalt, dann zu nass.

Ganz anders lagen die Dinge im Vorderen Orient und in Nordafrika. Die Sonne strahlte vom blauen Himmel, zwischendurch schossen dunkle Wolkenberge in die Höhe und bildeten einen riesigen Amboss, der sich mit Blitz, Donner und Regengüssen entlud, sodass Flüsse fruchtbares Schwemmland bewässerten, aus dem die Pflanzen sprossen. Paradiesische Zustände also. Die Menschen überlegten sich, warum sie eigentlich die Mühsal des unsteten Herumziehens auf sich nahmen, und wurden sesshaft. Etwa zwischen 10 000 und 5000 v. Chr. schuf eine Klimaerwärmung zwischen dem Himalaja und dem Mittelmeer beste Lebensbedingungen. Vom westlichen Iran über das Land zwischen Euphrat und Tigris, Anatolien, Syrien bis nach Palästina erstreckte sich ein „Fruchtbarer Halbmond" (den Ausdruck *fertile crescent* prägte 1938 der Ägyptologe James Henry Breasted). Die Gunst der Natur verleitete die Menschen geradezu dazu, Äcker zu bewirtschaften, Tiere zu domestizieren, Städte zu gründen und so nebenbei Architektur, Kunst, Literatur, Religion und Philosophie zu erfinden, kurzum: Kultur zu stiften.

Manche Gegenden waren ganz außerordentlich fruchtbar: der südliche Teil des Landes, das die beiden Flüsse Euphrat und Tigris einschlossen, oder das Mündungsdelta des Nils im nördlichen Ägypten, wo Papyruspflanzen wucherten und alles prächtig gedieh, was man anbaute. Später entstanden mit Blick auf dieses glückliche Szenario quer durch den Orient schöne Märchen vom Paradies, wo einem die Erde ohne viel eigene Anstrengung alle ihre Früchte schenkt. Der Ausdruck Paradies leitet sich von einem altpersischen Wort für Garten ab: *pairidaida* oder *pairidaeza* (umzäunt, ummauert), was griechisch zum *paradeisos* und lateinisch zum *paradisus* wurde. Paradies diente als Bezeichnung für die reichen Gärten der assyrischen Könige und schließlich für die Gartenkultur schlechthin, die im Orient einen hohen Stellenwert einnahm. Denn Gärten mit sprudelnden Brunnen waren Zeichen von Wohlstand und Lebensfreude. Was anders ist ein Garten denn auch? Manchmal pflanzt man dort ein Nachtschattengewächs, das im östlichen Teil Österreichs heute noch den schönen Namen Paradeiser (als Abkürzung für Paradiesapfel) trägt. In

Italien nannte man das Gemüse Goldapfel (*pomodoro*) – gemeint ist die Tomate.

Doch ich habe mich im Paradies verloren und sollte zurückfinden zur demgegenüber nicht ganz so idyllischen Realität! Denn anfangs hatte die Sesshaftwerdung herzlich wenig mit einem Paradies zu tun – deshalb wohl die phantasievollen Wunschvorstellungen. Die ersten Siedlungen glichen eher dem Fegefeuer. Die Menschen starben früh, das enge Zusammenleben von Mensch und Tier führte zu immensen Hygieneproblemen.

Die gewaltige Veränderung der Lebensweise fand allmählich statt: Jäger und Sammler wurden erst zu nomadisierenden Viehhaltern und schließlich zu sesshaften Ackerbauern und Viehzüchtern. So recht nach Revolution klingt das nicht, doch es hat sich dafür der Begriff Neolithische Revolution durchgesetzt. Der von marxistischen Geschichtstheorien beeinflusste australische Historiker Vere Gordon Childe hat ihn 1936 in Analogie zur Industriellen Revolution geprägt. Immerhin, ein gewaltiger Umsturz war das durchaus. Neben der Domestikation von Pflanzen und Tieren waren jede Menge Erfindungen nötig, um das neue Leben zu meistern: Pflug, Joch, Wagenrad, Fischernetz, Angelhaken, Boot, Töpferscheibe und Keramik (man brauchte nun Gefäße zum Speichern), Bewässerungstechnik, Maße, Gewichte und, um dies alles bürokratisch zu verwalten, um das Jahr 3200 die Schrift! Ungefähr zur selben Zeit begann die Metallverarbeitung, womit die Jungsteinzeit in die Kupferzeit überging. Dazu kamen die entsprechenden sozialen Umwälzungen: die Zentralisierung des wirtschaftlichen, politischen und religiösen Lebens, Differenzierung von Handel und Gewerbe mit den entsprechenden Innovationen, Bildungssysteme, bürokratische und politische Institutionen, zentrale religiöse Autoritäten. Kurzum: Was hier erfunden wurde, waren die ersten Bausteine der Stadt mit allen ihren kulturellen Errungenschaften. Diese Bausteine – in den frühen Hochkulturen verfeinert – waren letztlich *die* Bausteine, aus denen das spätere Europa entstand.

Manche wagemutigen Bauern verließen ihre Siedlungen im Orient und zogen in langen Trecks durch das Donautal nach Norden. Der Balkan bildete dabei das Bindeglied von Süd- nach Nordeuropa. Sie hatten unsere Haustiere dabei, die alle aus dem Vorderen Orient stammen: asiatische Ziegen und Schafe, Rinder und Schweine aus Anatolien, alle etwa um 8000 v. Chr. domestiziert. Vielleicht ritten sie auf ein paar um 4000 v. Chr.

gezähmten, aus Zentralasien stammenden Pferden. Und natürlich hatten sie gebrannte Keramik im Gepäck, die im 7. Jahrtausend im Iran erfunden worden war, Töpferware vor allem, aber auch einige kunstvolle Figuren, wie bereits berichtet.

Vermutlich erschraken sie ziemlich heftig darüber, was sie im Norden vorfanden. Die Gegenden waren alles eher als einladend. Am Ende der Altsteinzeit, etwa um 10 000 v. Chr., endete mit der erwähnten Klimaerwärmung die letzte große Vereisung. Die gleiche Sonne, die aus der einst fruchtbaren Sahara eine Wüste machte, den Vorderen Orient aber verwöhnte, schmolz in Europa den Eispanzer ab. Es begann der bis heute andauernde Klimazyklus. Durch die gewaltigen Mengen an Schmelzwasser waren große Teile des Kontinents unwirtliche Sumpflandschaft. Die Jagd war schwierig, weshalb man sich zunächst an den Küsten niederließ und *nolens volens* mit dem Meer als Nahrungsquelle vorliebnahm. Das Ausmaß dieses stetigen Transfers vom Orient in den Okzident muss eindrucksvoll gewesen sein, denn an allen möglichen Orten Europas stoßen wir auf erstaunliche Funde. Am Bouldnor Cliff vor der Isle of Wight in Großbritannien fand man in elf Metern Tiefe ein Häuflein von Einkorn, das aus dem Fruchtbaren Halbmond stammte. Einkorn war eine der ersten von Menschen angebauten Getreidearten. Noch weiter im Norden des Kontinents, in der Nähe von Stonehenge, enthielt ein reich ausgestattetes Grab einen vornehmen Mann (genannt Bogenschütze von Amesbury). Er war ein Zugereister aus dem Alpenraum und hatte Geräte bei sich, die in Spanien gefertigt worden waren. So funktionierte Globalisierung in der Steinzeit!

Doch trotz solch feiner Stücke, die man da und dort aus der Erde holt, war es damals zu einem ersten Rückfall der Kultur gekommen. Die Kunst war spärlich geworden und hatte an Qualität verloren. Kaum hatte Europa (das es als politischen und geographischen Begriff natürlich noch gar nicht gab) mit der „Sixtinischen Kapelle der Urgeschichte“ (Henri Breuil über den „Bildersaal“ der Höhle von Altamira) ein erstes, eindrucksvolles Lebenszeichen in die noch ziemlich leere Welt gesandt, war es damit auch schon wieder vorbei.

Die ersten Bausteine der Kultur

Betrachten wir das Neolithikum als eine Art Labor der Kultur, in dem ähnlich wie in einem biologischen Labor die Bausteine des (kulturellen) Lebens analysiert werden. Und wie das Leben auf vier organischen Basen basiert, die sich zu Nukleotiden und weiter zu Nukleinsäuren als den Informationsträgern des Lebens verbinden, so bildeten sich im Neolithikum die „Basen" und „Nukleotide", die sich in den frühen Hochkulturen zu den „kulturellen Nukleinsäuren" verbanden, aus denen sich die Kultur zusammensetzt.

Sesshaft zu werden, war ein wahrlich revolutionärer Schritt in diesem Prozess und ein durchaus heikles Unterfangen. *Eine* Voraussetzung dafür war das große Vertrauen darauf, dass aus den Samen, die man in die Erde setzt, Monate später Früchte reifen, dass sich dieses Geschehen Jahr für Jahr wiederholt und dass die erzeugten Produkte des Feldes eine ganze Sippe satt machen können. Um das zu gewährleisten, musste man in den Zyklus der Natur eingreifen, womit das bis heute aktuelle Thema der technischen Verwandlung der Welt aufkam. Man musste das Feld pflügen, Sämlinge setzen, bewässern, Schädlinge abhalten, Unkraut beseitigen, die Früchte ernten und sie konservieren; Speichertechniken wurden nötig und schließlich bürokratische Handlungen wie Messen, Einlagern, Etikettieren, Zuweisen.

Über den Niederschlag, den die Sesshaftwerdung generell und solche Bearbeitungstechniken im Speziellen in den kulturellen Erzählungen gefunden haben, könnte man einige Spekulationen anstellen. Vielleicht darf man darin sogar einen Schlüssel für die Sündenfall-Geschichte vermuten. Als der Mensch seine Geborgenheit im Zyklus der Natur verließ, wurde er gleichsam aus einem Paradies verjagt. Die Natur schenkte ihre Güter nicht mehr freigiebig, im Vorübergehen sozusagen. Vielmehr musste sie ihr der Mensch in schweißtreibender Arbeit und mit technischen Eingriffen abringen, um sein Überleben zu sichern. Es ist davon auszugehen, dass die Menschen solche Eingriffe in den Lauf der Natur nicht auf die leichte Schulter nahmen, sondern sie zu rechtfertigen suchten. Vielleicht liegt darin *eine* Motivation für die ersten religiösen Erzählungen. Indem man die Eingriffe in die Natur magisch-religiös überhöhte, lagerte man sie in ein anderes kulturelles Feld aus. Solche Erzählungen wären dann gleichsam ein Preisschild, das die Kosten für die Umwandlung von Natur in Kultur abbildet.

Die wohl wichtigste Voraussetzung der Ackerbaukultur war indes eine aufregende Entdeckung: der Rhythmus, in dem der Zyklus der Fruchtbarkeit abläuft. Es ist in der Tat faszinierend, mit welcher Verlässlichkeit die Pflanzen, die mit Anbruch des Winters absterben, im Frühling neu erscheinen, zuerst Blüten, dann Früchte tragen und sich im Herbst wieder in „die Unterwelt“ zurückziehen. Das bedeutet nichts anderes, als dass das stetige, lineare Vorwärtsschreiten der Zeit durch die Wiederkehr des immer Gleichen gebrochen wird. Der Zeit in ihrer zyklischen Gestalt kommt damit etwas Bergendes zu; sie stiftet jene ruhige Stabilität, welche die Sesshaftigkeit absicherte. Damit wird unversehens der Ort des Bleibens zu einem Ort der Identität und Sinnstiftung. Die großen Gründungsgeschichten der Stadt haben hier ihre Wurzeln.

Vielleicht hat der Mensch des Neolithikums diese wunderbaren und auch ein wenig mysteriösen Entdeckungen in ikonographische Zeichen gefasst. Denken wir etwa an die auf runde Steine geritzte Kreuzform, die Steinschale, die die Vollkommenheit und In-sich-Geschlossenheit des Sphärischen ausdrückt, oder die Spiralverzierung, die überall begegnet, wo Menschen solche Erfahrungen machten.

Jedenfalls sollte nicht verwundern, wenn viele scheinbar noch so pragmatische Handlungen einen religiösen Überbau erhielten. Die ersten sesshaften Ackerbauern bauten ihre Hütten zweckmäßig in der Nähe von Wasserquellen, aber Wasserquellen waren selbstverständlich göttliche Orte. Ganz generell musste, wer sesshaft wurde und Hütten baute, zwangsläufig mit dem Raum umgehen, ihn gestalten und ordnen. Also trennten die ersten Hüttenbauer den Wohnraum vom Acker, wiesen den Tieren ihren Platz zu und markierten Orte für die Bestattung der Toten. Nicht nur Pflanzen und Tiere wurden domestiziert, sondern auch Raum und Zeit. Die bewusste Auseinandersetzung mit Letzteren führte, um beim oben vorgeschlagenen Vergleich zu bleiben, zu den organischen Basen für die Architektur genauso wie für die Religion. Dem Raum war von Anfang an ein Koordinatensystem von Unten und Oben eingeschrieben. Die Fruchtbarkeit fand in der Erde statt, aber sie benötigte dazu Regen und Sonne, und beides kam aus dem Himmel. Bildet die Erde die Grundlage für das Wachsen der Pflanzen, gibt die Sonne durch ihren beständigen Lauf den Rhythmus der Fruchtbarkeit vor. Es ist die Sonne, die Ordnung schafft! Aus dieser Erfahrung teilten sich schon früh die Zuständigkeiten. Während Erde und Wasser mit allerhand

Vegetationsgottheiten besiedelt wurden, war die himmlische Sphäre für Ordnung und Gesetze zuständig. Mythen aus der griechischen Zeit handeln vom Wachsen der Kulturpflanzen aus dem Leib einer Gottheit. Das Getreide, das die Grundlage des Lebens war, wurde als Ergebnis einer heiligen Hochzeit dargestellt.

Die Gesetzgebung war also von Anfang an eine Angelegenheit von himmlischen Mächten. In den ersten Hochkulturen im Nahen und Mittleren Osten waren es die Gottheiten des Himmels, die nicht selten auf Bergen residierten (der Berg war zwar auch chthonisch konnotiert, aber zugleich dem Himmel nahe), die das Chaos bekämpften und eine harmonische Ordnung schufen. Ordnung aber heißt, umgemünzt auf Staatsgebilde, Gesetz. Daher gaben die Himmelsgötter die Gesetze an die Könige als ihre Stellvertreter weiter, die sie zur Grundlage des Staates machten. Praktischerweise waren diese Gesetze meist auf steinerne Tafeln geschrieben, haltbarer als Festplatten, gespeichert für die Ewigkeit!

Religiöse Vorstellungen entfalteten sich demnach immer im Spannungsfeld von Erde und Himmel, und wir werden sehen, wie stark die Tendenz war, die göttlichen Wesen von der Erde in den Himmel zu hieven. Dabei hatte die verbreitete Ikonographie der Erdmütter einen großen Reiz, was moderne Forscherinnen manchmal zu phantasiereichen Spekulationen verleitete. So vertrat die litauische Prähistorikerin und Anthropologin Marija Gimbutas in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts die These einer neolithischen Muttergottheit und eines daraus abzuleitenden flächendeckenden Matriarchats mit einem Höhepunkt um 5000 v. Chr. Gimbutas nannte den Umkreis des Donaubeckens, also das Einzugsgebiet der Ackerbauern und Viehzüchter aus dem Orient, das „Alte Europa“. Es ist das älteste „Alte Europa“, das wir kennen. Aus der Verehrung der Fruchtbarkeit der Erde schloss sie auf das Bestehen eines ausdrücklichen Matriarchats, das schließlich durch indogermanische Einwanderer zerstört worden sei. Ihre These erregte viel Aufsehen und fand naturgemäß in feministischen Kreisen großen Anklang. Unbestritten spielten weibliche Gottheiten quer durch die damalige Welt eine große Rolle. Es ist auch keineswegs abwegig, dass die neolithische Muttergottheit (*prehistoric Great Goddess*) als Symbol der ständigen Regeneration sich selbst genügte und sich damit von der indoeuropäischen Erdmutter unterschied, die zur Fruchtbarkeit den männlichen Himmelsgott brauchte. Trotzdem haben die

Fakten der Forschung der letzten Jahre (ausdrücklich auch unter der Federführung von Wissenschaftlerinnen) das Narrativ von der großen Muttergöttin des Neolithikums arg zerzaust.



Der die Feinde schlagende Pharao, Tempel von Edfu

2 DIE ERFINDUNG DER KULTUR – DER ALTE ORIENT

Wer seinen Urlaub an den Gestaden des blau und silbern schimmernden Mittelmeeres plant und den Weg nach Süden und nach Osten einschlägt, wird von den touristischen Werbealgorithmen inflationär mit „Wiegen des Abendlands“ eingedeckt, ohne dass die Frage beantwortet würde, was genau dort passiert sei. Wirkliches Interesse für die Geburtsstation Europas heißt daher vor allem, Wiegen zu reduzieren und nach der wahren Wiege Ausschau zu halten.

Die Wiege(n) der europäischen Kultur

Um die Wiegen der europäischen Kultur zu zählen, braucht man keine allzu großen mathematischen Fertigkeiten. Denn eigentlich gibt es nur eine! Oder vielleicht doch zwei? Man kann sich in dieser Frage mit dem Bild behelfen, dass zwar zwei Wiegen angeschafft, aber nur in einer die neugeborene Kultur aufgepäppelt wurde. Es geht um Sumer und Iran! Die eine Wiege stand im Delta des Euphrat, im Schatt al-Arab, die andere im südlichen Iran, in der Ebene der Stadt Susa, die den Archäologen wegen ihrer wunderbaren Keramik schon seit frühester Zeit ein Begriff ist. Dort wohnten die Elamer, die eine Bilderschrift kannten und möglicherweise eine hohe Kultur besaßen. Dieses „möglicherweise“ rührt daher, dass wir weitgehend im Dunkeln tappen, was die früheste elamische Kunst und Architektur betrifft. Es scheint, dass diese Kultur relativ bald von der sumerischen aufgesogen wurde. Daher ist davon auszugehen, dass nur in einer der beiden Wiegen die europäische Kultur ihre erste orientalische Muttermilch erhielt. Allerdings tauchten die Elamer in der Geschichte des Alten Orients noch öfters auf und störten die Kreise des späteren Babylon mit lästiger Hartnäckigkeit immer wieder. Vorerst bleibt also offen, wer nun die Ersten waren: Elamer oder Sumerer. Die Wiege Europas, die zugleich die Wiege der menschlichen

Kultur überhaupt ist, stand jedenfalls in jenen Gebieten, wo sich heute Irak und Iran ausdehnen.

Wie wir sahen, lieferten die Jahrtausende des Neolithikums eine große Menge von Bausteinen einer Kultur. Diese Bausteine ballten sich jetzt im Nahen und Mittleren Osten zu konsistenten kulturellen Erzählungen zusammen. Dies begann mit der Kultur der Sumerer, die im 4. Jahrtausend anhob und am Beginn des 3. Jahrtausends von den semitischen Akkadern abgelöst und weitergeführt wurde, bis nach diesem Zwischenspiel um 2100 v. Chr. der Aufstieg der Metropole Ur begann.

Wir befinden uns in einem großen, sowohl geographisch wie politisch schwer überschaubaren Gebiet, das die Wissenschaft als Alten Orient bezeichnet. Es reicht vom Mittelmeer bis nach Iran, wird im Norden vom Kaspischen und Schwarzen Meer sowie vom Kaukasus begrenzt, stößt im Südosten an den Indischen Ozean, dehnt sich im Süden bis in den Jemen und im Westen über das Rote Meer bis nach Ägypten aus. Es hat sich freilich eingebürgert, den Alten Orient auf Mesopotamien, Iran und Anatolien zu reduzieren weil sich die auf Ägypten spezialisierten Altorientalisten lieber Ägyptologen nennen und ihre Wissenschaft Ägyptologie. Daneben gibt es in der Altorientalistik noch andere Spezialgebiete wie die Sumerologie, Assyriologie, Hethitologie und einiges mehr. Ägypten, das um die Wende vom 4. ins 3. Jahrtausend (vermutlich infolge mesopotamischer Einflüsse) ruckartig aus der Steinzeit gerissen wurde, ist von Europa aus gut erreichbar und bietet eine gewaltige Fülle von Material, das sich im trockenen Wüstensand gut erhalten hat. Zudem haben die alten Ägypter im Unterschied zu den Mesopotamiern viel mit Stein gebaut. Vorteilhaft für das wissenschaftliche Verständnis ist auch, dass Ägypten geographisch wie kulturell ein einheitliches Gebiet darstellt, das sich an den Nil schmiegt. Denn das aus Ober- (Niltal) und Unterägypten (Mündungsdelta) bestehende Land war von schützenden Barrieren umgeben: dem Mittelmeer im Norden, der Wüste im Westen, dem Roten Meer im Osten und den damals unüberwindlichen Nilkatarakten im Süden.

Ganz anders als Ägypten war der Alte Orient im engeren Sinn, also Mesopotamien und Umgebung, eine weite offene Landschaft und damit eine Zone intensiver kultureller Kontakte. Schier unüberschaubar sind Kulturen und Völker, die sich in diesem Landstrich umarmten und bekriegten: Sumerer, Akkader, Babylonier, Elamer, Assyrer, Hethiter, Meder, Parther,

Perser, Sasaniden und viele weitere ethnische Gruppen und Untergruppen. Anders auch als im durch heißes Wüstenklima geprägten Ägypten gab es im Alten Orient diverse Landschaftsformen: trockene Wüsten, Steppen, fruchtbare Flusslandschaften, Sümpfe, ausgeglichene Hochgebirgslagen. Mitten durch das Gebiet zieht sich der Fruchtbare Halbmond, in dem sich die Revolution der Sesshaftwerdung vollzog.

Der längere und sanftere Euphrat (2850 km) und der lebhafte kürzere Tigris (1950 km) umschlossen das Land, das schon die Assyrer wie später die Griechen als Land „zwischen den Flüssen“ (griech. *meso-potamos*) bezeichneten. Die Altorientalistin Astrid Nunn sah in unserer so unruhigen Kinderstube die Unruhe der vorderasiatischen Flüsse gespiegelt. Demgegenüber könnte die vergleichsweise von hoher Konstanz gekennzeichnete Kultur Ägyptens als Abbild des majestätisch fließenden Nils interpretiert werden. Es ist verführerisch, diesen Gedanken weiterzuspinnen: Wenn schon unsere Kinderstube so aussah, wen wundert es dann noch, dass dem europäischen Charakter beide Züge innewohnen: das Lebendige, ja Stürmende, und das Statische, wie wir es später in der Kultur von Byzanz und in den von den Philosophen erzählten Geschichten von einem großen versöhnenden System wiederfinden. In diesen philosophischen Systemen könnte man den letzten Rest der Paradieserzählungen sehen, die sich um das Idyll des Fruchtbaren Halbmonds rankten. Wäre es so, dann hätte die Geschichte vom Paradies die kulturellen Erzählungen Europas ständig begleitet. Wir finden sie als Spielarten der philosophischen Systeme, in Stadtutopien oder in der Vorstellung einer glücklichen klassenlosen Gesellschaft, wie Karl Marx sie hegte.



Blick auf den Euphrat bei Halabiya (dem antiken Zenobia), Syrien

Die Realität des Lebens war jedoch schon im Alten Orient eine andere. Vor allem im südlichen Teil, wo die Regenmengen nicht zur Bewässerung ausreichten und die Böden versalzten, mussten die Menschen zu technischen Hilfsmitteln greifen und künstliche Bewässerungen schaffen. Das paradiesische Schlaraffenland und die Mühe der schweißtreibenden Arbeit lagen nahe beieinander, gerade so wie die Erzählungen vom Paradies und der Vertreibung daraus es uns berichten.

Ganz anders verhielt es sich mit der Lebensader Ägyptens. Einmal im Jahr, zwischen Juni und September, lassen heftige Monsunregen in Zentralafrika den 6671 Kilometer langen Nil bis zu sieben Meter anschwellen. Dabei überschwemmte der Fluss weite Teile des Landes und lagerte fruchtbare Tonerde ab, die als Dünger wirkte und später die frische Saat hervorragend gedeihen ließ. Die Ägypter waren ihrem Fluss dafür dankbar, dass er ihnen regelmäßig Leben spendete. Sie verehrten diese Flut als Hapi, eine schwangere Gottheit mit großen Brüsten und meist mit einem Papyrusbüschel dargestellt. Der Papyrus wucherte vor allem im nassen Boden des Deltas. Seit 1971 wird diese jährliche Flut durch den Staudamm

in Assuan gestoppt. Aus den wertvollen Sedimenten fabriziert man heute Tonziegel, während man die Felder mit Kunstdünger eindeckt.

Von der Keramik zur Siedlung

Als sich die Bauern niederließen und anhoben, Äcker zu bewirtschaften und Tiere zu halten, brauchten sie einerseits Wohnhütten, andererseits Speichermöglichkeiten für landwirtschaftliche Produkte. Es war vor allem dieser Impuls des Speicherns, der etwa im 7. Jahrtausend – zuerst im Iran – zur Erfindung der Gefäßkeramik führte. Die Entwicklung der Keramik ist mit der Entstehung von Siedlung und Stadt eng verbunden. Gefäße dienten der Vorratshaltung und dem Austausch von Gütern – Tonamphoren waren die Container der antiken Welt. Keramik kam zudem im Rahmen der sich entwickelnden Tischsitten zum Einsatz. Das heißt natürlich, dass sowohl die Container als auch die feinen Sitten aus dem Orient stammen. Auch die neu erfundene Schrift war ursprünglich in erster Linie eine Technik des Speicherns.

Die Kunsthandwerker in den ersten Siedlungen, etwa in Hassuna, Samarra, Tell el-Obed oder Halaf (alle im heutigen Irak), schufen siebenund sechstausend Jahre vor unserer Zeitrechnung alle die oben erwähnten Neuerungen, die zur neolithischen Kultur gehörten. Es wurden erste Häuser gebaut, die auf Steinfundamenten mit Lehmziegeln oder bereits mit Steinen hochgezogen wurden und für Wände und Dächer Holz- und Schilfergänzungen aufwiesen. Man fand in den neolithischen Siedlungen sowohl runde überkuppelte Häuser mit Estrich-Fußböden als auch rechteckige Formen. In Tenta, Khirokitia und Klimonas auf Zypern in der Nähe von Limassol entdeckte man Reste von Rundhäusern, die ziemlich sicher mit Flachdächern gedeckt waren. Unter dem Fußboden ruhten die Verstorbenen. Diese Siedlungen aus der ersten Hälfte des 9. Jahrtausends gehören zu den ältesten im Mittelmeerraum und zeigen unübersehbare Anleihen aus Mesopotamien. Von hohem Alter sind auch das ebenfalls im 9. Jahrtausend gegründete Jericho und Çatal Hüyük in Anatolien aus dem 7. bis 6. Jahrtausend. Rund um die frühen Gebäudetypen wie Mittelsaalhaus oder Hofhaus aggregierte man weitere Räume. Das sah ziemlich chaotisch aus, folgte aber durchaus einem Plan. Die Anordnung der Räume wurde

immer raffinierter und erreichte in den gigantischen Palastkomplexen der altorientalischen Potentaten erste Höhepunkte. So wie die Häuser ursprünglich scheinbar planlos wuchsen, wucherten um das Jahr 6000 v. Chr. auch die ersten Siedlungen, Muallafat und Dscharmo im Nordosten des heutigen Irak. In Eridu (heute Tall Abu Sahrain, Süd-Irak) stand um diese Zeit ein Kultschrein in einem rechteckigen Raum mit einer ebenso rechteckigen Apsis und wohl auch bereits einem Altartisch. Damit war die Grundform des Kultraums erfunden, den einige Tausend Jahre später alle drei monotheistischen Religionen für ihre Sakralbauten verwendeten.

Die Stadt als Abbild der göttlichen Ordnung

Der nächste Schritt war also programmiert. Aus der Siedlung entwickelte sich die Stadt. Deren Geschichte hat Lewis Mumford treffend zwischen diesen beiden Eckpunkten verortet: „Am Anfang […] steht eine Stadt, die das Symbol einer Welt war. Es endet bei einer Welt, die in vieler Hinsicht eine Stadt geworden ist.“[1] Zur Unterscheidung zwischen Siedlung und Stadt wurden ganze Kriterienkataloge ausgeheckt, die Einwohnerzahl, Stand der Arbeitsteilung und sozialen Differenzierung, Vielfalt der Bauwerke sowie die jeweilige Funktion als Zentralort für eine größere Gegend berücksichtigen.

Zunächst einmal scheint der Schritt von der Siedlung zur Stadt eine konsequente Folge der Verdichtung und der damit notwendig gewordenen Verwaltung des Lebens zu sein. Doch war die Stadt mehr als nur ein verdichteter Speicher- und Verarbeitungsplatz für agrarische Produkte, denn ihr kam – anders als einer bloßen Siedlung – immer eine eigene Würde zu. Ihre Gründung wurde (meist rückwirkend, weil es dafür ein höheres kulturelles Niveau brauchte als in den Gründungstagen) zu einem religiösen Stiftungsakt hochgerüstet. Jede Stadt der frühen Hochkulturen und noch der antiken Welt besaß eine eigene Gottheit, der der wichtigste Tempel geweiht war. Auf diese Gottheit wurden allerhand Geschichten projiziert, etwa dass sie den Fürsten und Königen die gewünschten Baupläne für Stadt und Tempel höchstpersönlich mitgeteilt hatte. Zudem übergab oder diktierte sie die Gesetze, nach denen die Stadt organisiert werden sollte. Das Gesetz der Stadt war ein göttliches Gesetz! „Ist es ein Gott oder irgendein Mensch, ihr Gastfreunde, der bei euch als Urheber eurer Gesetzgebung

gilt?“, lässt Platon in seinem späten Werk *Gesetze* (*Nomoi*) den Gesprächsführer aus Athen die Gesprächspartner aus Sparta und Kreta fragen, und die beiden antworten brav: „Ein Gott Fremder, ein Gott […]?“.[2] Die Gottheiten waren Ordnungsstifter, welche die Schadensmächte von den Städten fernhielten. Das Ordnungstiften im Auftrag der Götter war denn auch die vornehmste Aufgabe der Könige und Pharaonen und bot die Karrierechance, selbst in den Rang von Göttern erhoben zu werden.

Man hat das Dorf stärker mit der chthonischen Sphäre in Verbindung gebracht und die Stadt mit den astralen Gottheiten des Himmels. Tatsächlich waren im Dorf eher die einfachen Kulte anzutreffen, während in der Stadt die kulturellen Erzählungen anspruchsvoller wurden. Einerseits entstanden hier die religiösen Erzählungen der sie stiftenden Gottheiten – auch die drei großen monotheistischen Religionen sind Erfindungen der Stadt. Andererseits bildete die Kultur der Stadt einen fruchtbaren Boden für die kritische Vernunft und die Gedanken der Aufklärung, für Religionskritik und Atheismus, die sich früher oder später gegen den religiösen Stiftungsgedanken richteten. Insofern besaß die Gründung der Stadt von Anfang an hohes Konfliktpotenzial. Man könnte etwa die berühmte Geschichte in der Genesis so deuten, dass der Ackerbauer und Städtegründer Kain seinen Bruder, den Hirten Abel, tötete.

Weil die Stadt stets diese zwei Pole aufwies, wurden ihre intellektuellen Eliten auch stets dafür verurteilt, wenn sie von der ursprünglich religiösen Stiftungsidee abgedriftet waren. Diese Kritik an der (aufgeklärten) Stadt reicht von der Verfluchung Babylons in der Bibel bis zu 9/11 in New York. Dass die göttliche Stiftung in den Händen der Menschen manchmal autoritäre Züge annimmt, verleiht der Stadt eine weitere Ambivalenz, auf die Lewis Mumford anspielt: „Die Stadt hatte also eine despotische und eine göttliche Seite.“[3]

Das große Spektakel der Stadt begann mit den Sumerern – wenn es sie denn gab, denn um ihre Identität ranken sich einige Diskussionen. Ihre Spuren führen den archäologischen Fährtenleser bis nach Indien. Der Altorientalist Leonard Woolley nahm ihre Herkunft „aus den Bergen“[4] an, was er nicht wirklich überzeugend damit begründete, dass auf ihren Stelen die Götter stets auf Bergen abgebildet sind.

Wenn es sie gab, wurden die Sumerer jedenfalls die Träger der ersten Hochkultur der Menschheitsgeschichte, als sie im 4. Jahrtausend in der

mesopotamischen Ebene angekommen waren. Freilich ließen sich die glänzenden Städte des Orients nicht einfach aus dem Boden stampfen. Was man dafür vor allem brauchte, war ein fettes Konto. Die Mittel für Infrastruktur, Architektur, Kunst mussten erst erwirtschaftet werden. Die Cashcow der damaligen Zeit (und das blieb bis in die frühe europäische Neuzeit so) war die Landwirtschaft. Sie erzeugte Produkte über die eigenen Bedürfnisse hinaus, sodass mit den Waren gehandelt werden konnte. Damals wie heute war *das* Schmiermittel der Kultur der Handel, der im Alten Orient hauptsächlich mittels Schiffen auf den Flüssen stattfand, weil das Straßennetz schlecht ausgebaut war. Im Mittelalter waren es die Kathedralen, die in den aufkommenden Städten Europas aus dem Boden sprossen und mit ihren Türmen wahrlich an den Wolken kratzten, die Unsummen verschlangen. Und doch wurden sie aus einer ähnlichen Motivation gebaut wie die Tempel in den altorientalischen Städten: zur Verehrung der Götter und zum Ruhm der reichen Bauherren. Das markiert übrigens eine Konstante der Geschichte: Kulturelle Innovationen entstanden immer in der wirtschaftlich erfolgreichen Stadt. Geld allein garantiert zwar keine hochstehende Kultur, aber ohne Geld in der Kasse ist die Sache ganz aussichtslos. Auch die drei monotheistischen Religionen – und das sind komplexe und fortgeschrittene Erzählungen – sind Produkte einer wohlhabenden städtischen Kultur.

Die ersten Metropolen der Geschichte, die in der vor Hitze flirrenden Luft in den weiten Wüsten und Steppen auftauchten, waren Uruk, Ur, Eridu, Nippur, Kisch, Lagasch und Mari. Uruk hatte um das Jahr 3000 v. Chr. etwa 50 000 Einwohner, war also eine Megacity. Es gründete erstmals sogar Kolonien, so wie das später beinahe jede große Stadt der Antike unternahm. Guillermo Algaze unterstellte den Urukern, sie hätten einen regelrechten Exportschlager aus ihrem ersten Hauptstadt-Konzept gemacht und sprach von einem „Uruk World System". Ob der Vorgang wirklich bewusst vor sich ging oder ob die Stadtkultur einfach so attraktiv war, dass sie zum großen Renner wurde, wissen wir nicht. Aber Uruk war in der Tat das Modell einer globalisierten Stadtstruktur, das man in der gesamten damals bekannten Welt tausendfach nachahmte und zu übertreffen versuchte.

Nach einer unruhigen Periode rivalisierender Stadtstaaten setzte sich ab dem 18. Jahrhundert v. Chr. das lange ein Mauerblümchendasein führende Babylon unter dem zupackenden König Hammurapi I. durch. Der

Schwerpunkt der Kultur wanderte gen Norden und wir sprechen nunmehr von Babylonien. Es wurde, wie das zeitlich dazwischenliegende Akkad, im Unterschied zu Sumer von Semiten bewohnt. Diese erhielten ihren Namen erst im 18. Jahrhundert n. Chr. von einem deutschen Historiker. Er berief sich dabei auf den Sohn Noahs im Alten Testament namens Sem. Semitisch diente fortan als Bezeichnung einer afroasiatischen Sprachgruppe, zu der alle Nachkommen Abrahams (der wiederum der Enkel Sems war) gehörten: Araber, Amoriter, Babylonier, Akkader, Assyrer, Hebräer, Kanaaniter, Phönizier und etliche weitere Völker. Wenn von Antisemitismus gesprochen wird, meint man allerdings in der Regel Judenfeindschaft; man sieht, wie unscharf der Ausdruck eigentlich ist.

Die neue Prägung durch die Semiten spielte nur politisch eine Rolle, kulturell herrschte eher Konstanz. Die alten Gottheiten blieben mehr oder weniger im Amt, allenfalls wechselten sie die Funktionen und wurden durch neue ergänzt. Die sumerische Literatur pflegte man noch eine Weile und auch in der bildenden Kunst und Architektur lässt sich kaum ein Bruch feststellen.

Wer damals eine dieser Städte bereiste, sah bereits von Ferne einen gewaltigen künstlichen Berg (Zikkurat), der aus dem Tempelkomplex im Zentrum in die Höhe ragte. Der Ausdruck Tempel leitet sich vom griechischen *temenos* ab, was so viel wie „abgetrennt, ausgeschnitten" bedeutet und den Sinn eines heiligen, vom profanen Leben abgesonderten Bereichs gut wiedergibt. Auf der Spitze des Tempelbergs, wo sich symbolisch Himmel und Erde trafen, stand ein kleiner Kultbau, in dem die Gottheit Wohnung bezog. Der Prototyp einer Zikkurat wurde in Ur erfunden. Die höchste dürfte mit 100 Metern in Babylon in den Himmel geragt haben. Es ist der berühmt-berüchtigte „Turmbau zu Babel", von dem die Bibel so abschätzig spricht. Als Alexander der Große, nachdem er die Welt erobert hatte, Babylon zu seiner Residenzstadt machte, sah er in der Zikkurat nur mehr einen Steinbruch. Er ließ mit dem Material gleichsam in einem kulturellen Recycling ein Theater bauen. Schade, denn der Turm war ein spektakulärer architektonischer Fingerzeig nach oben, in dem sich eine kulturgeschichtliche Revolution verdichtete, nämlich die sukzessive Verlagerung der Götter in den Himmel. Davon soll im nächsten Abschnitt die Rede sein.

Der Tempel der Stadtgottheit bildete den Mittelpunkt der Stadt und stellte über die Zikkurat die Verbindung von Erde und Himmel sicher. Tempel wie Stadt waren gleichsam Abbilder des göttlichen Kosmos. Daher breitete sich Fassungslosigkeit aus immer dann, wenn so ein Abbild der göttlichen Ordnung, ja Wohnsitz der Gottheit, von Feinden ganz schnöde niedergebombt und niedergebrannt wurde. Denn Städte blühten nicht nur auf, sie gingen manchmal im Getümmel von Eroberungskriegen auch unter oder wurden verwüstet. Solcherart katastrophale Geschehnisse versuchte man in Klageliedern zu bewältigen, die ursprünglich Performances waren, die auf den Ruinen zerstörter Städte und Tempel öffentlich aufgeführt wurden. In aller Regel bediente man sich bei der Schilderung von Untergang und – *vice versa* – Wiederaufstieg der Vegetations-Metapher. Zerstörung ließ den Zyklus der Vegetation zusammenbrechen. So heißt es in den *Prophezeiungen des Neferti* aus der 12. Dynastie (um 1950 v. Chr.) in Ägypten: „Die Sonne ist verhüllt und strahlt nicht […]. Der Fluss von Ägypten ist ausgetrocknet, man überquert das Wasser zu Fuß, die Flut wird zum Ufer, das Ufer zur Flut. Der Südwind wird mit dem Nordwind streiten und der Himmel in einem einzigen Windsturm sein. […] Re wird sich von den Menschen trennen.“[5] Umgekehrt sprießt die Vegetation, wenn die Gottheit in ihrem Tempel Sitz nimmt und mit ihr die göttliche Ordnung zurückkehrt: „Um dich herum läßt Ninazu die Pflanzen üppig wachsen“, hören wir in einem sumerischen Tempelhymnus.[6]

Eine zerstörte Stadt beschwört stets die Theodizee-Problematik herauf. Das ist die unangenehme Frage, warum der Stadtgott die Zerstörung nicht verhindern konnte – oder gar wollte. War der eigene Gott schwächer als der fremde, hatte man auf die falsche Gottheit gesetzt? Oder hatten die Bewohner die Vorschriften und Gesetze der Gottheit missachtet und wurden nun dafür bestraft? Als etwa die Westgoten unter Alarich im Jahr 410 n. Chr. Rom eroberten, war die gerade christlich gewordene Welt außer sich. Wie konnte es sein, dass die Stadt des Petrus, der Päpste und Märtyrer den unchristlichen barbarischen Wirtschaftsmigranten aus dem Norden nicht standhielt?

Doch kehren wir zunächst zurück nach Uruk. Die Stadt war durch eine mächtige mit 900 Wehrtürmen versehene Stadtmauer geschützt. Eine solche Mauer war mit großer Symbolik aufgeladen: Schutz, Abwehr böser Mächte, Trennung von Außen und Innen, Fremdem und Eigenem! Die Stadt war

nicht nur eine Stiftung Gottes, sie sicherte die Identität des Eigenen. In der schlichtesten Form gelingt solche Identitätssicherung durch die Projektion jeder denkbaren Bedrohung auf das Fremde. Solche Funktionen erfüllen Mauern, Stacheldraht und Schlagbäume bis heute, wobei es vorwiegend um Symbolik geht, denn an der Sinnhaftigkeit solcher Abschottungen darf gezweifelt werden. Zudem kann man nur staunen, auf wie wenig Vertrauen in die eigene Gottheit derartige Projektionen schließen lassen. Groß ist offenbar die Angst, dass irgendwelche dahergelaufenen fremden Götter die eigenen verdrängen. Weil sich der eigene Gott selbst anscheinend nicht gegen den Ansturm des Fremden zur Wehr zu setzen vermag, muss die Politik für ihn einspringen und die Schotten dicht machen, Ordnung schaffen. Das war bereits im Alten Orient so.

Die Stadt lebte also aus der Ambivalenz ihrer pragmatischen Rolle als Speicherplatz und Verwaltungsort agrarischer Produkte auf der einen und ihres anspruchsvollen Selbstverständnisses als Ort der Kulturstiftung und der religiösen Ordnung auf der anderen Seite. Gerade bei den ersten Städten wurde klar, wie wenig dies ein Widerspruch ist.

Der Beginn der Geschichte: die Schrift

Es sei eingeräumt, dass etliche Deutungen dieser frühen Geschehnisse am Übergang von der (neolithischen) Siedlung zur (meist bronzezeitlichen) Stadt ziemlich spekulativ sind. Leider besitzen wir ja keine Aufzeichnungen, die uns Hinweise darauf geben, wie man die Dinge damals gesehen hat. Andererseits ist die Sachlage selbst dort, wo wir schriftliche Berichte besitzen, nicht allein deswegen automatisch eindeutig. Auch können wir uns ein wenig mit späteren Erzählungen und dokumentierten Kulten behelfen, wenngleich solche Rekonstruktionen sich vor voreiligen Projektionen hüten müssen. Brauchbare Beschreibungen liegen naturgemäß erst aus der Zeit vor, in der es eine Schrift gab, also, nach der Einteilung der Historikerinnen, aus der geschichtlichen Periode.

Die sumerische Keilschrift kam Ende des 4. Jahrtausends auf, vielleicht zwischen 3500 und 3200 in der sumerischen Metropole Uruk, etwa zur gleichen Zeit, als man in Ägypten die Hieroglyphen erfand. Manches deutet darauf hin, dass die Keilschrift die Nase vorne hatte. Beide Schriftsysteme

waren am Anfang eher unhandlich, weil sie mit einer Unzahl von bildhaften Zeichen hantierten, was die Schriftbeherrschung zu einer schwierigen und elitären Angelegenheit werden ließ. Nicht von ungefähr waren sowohl in Sumer als auch in Ägypten die Schreiber ein hoch angesehener Stand in der Gesellschaft. Weil sich komplizierte Sachverhalte in dieser sperrigen Schrift nur schwer abbilden ließen, gab es immer einen Druck zur Vereinfachung und Abstraktion. Die Keilschrift in ihrer typischen Form entstand daher einige Jahrhunderte später. Dabei wurden keilförmige Zeichen mit dreikantigen Griffeln in weiche Tontafeln geritzt. Ton gab es in Hülle und Fülle. Es war ein billiges und in gebrannter Form auch noch dauerhaftes Schreibmaterial. Bei der Hieroglyphenschrift entwickelte sich bald eine kursive Variante (also eine schnelle Schreibschrift) für den Alltagsgebrauch. Man kann darin eine Demokratisierung des einst elitären Mediums Schrift sehen. Um 1800 v. Chr. entstand dann, wie oben bereits berichtet, die Alphabetschrift und wurde von den Phöniziern weiterentwickelt und verbreitet.



Hieroglyphen-Relief, Tempel der Hatschepsut, Luxor

Weil die Schrift anfangs ein Speichermedium war, ist ihr Auftritt auf der Bühne der Weltgeschichte auch ziemlich unromantisch. Die ältesten schriftlichen Zeugnisse sind nicht etwa Hymnen an die Götter oder epische oder lyrische Texte über die üblichen Lebensdramen, sondern staubtrockene Wirtschafts- und Verwaltungsaufzeichnungen! Man könnte das damit abhaken, dass eben zuerst das Essen kam und dann erst die Kultur. Aber es könnte auch einen anderen Grund gehabt haben: Vielleicht erschien den Menschen das „moderne" Medium Schrift für religiöse Texte schlicht unpassend und würdelos. Meine Generation hat sich auch erst daran gewöhnen müssen, Wünsche zu besonderen Anlässen an Freunde per E-Mail oder WhatsApp zu versenden, und gratulierte noch geraume Zeit lieber mit einem handschriftlichen Kartengruß. Warum soll es damals anders gewesen sein? Religiöse Stoffe brauchen Authentizität und performative Sprechakte, sie leben von der Gestik der Hände. All das bot das demokratische und unpersönliche Medium der Schrift nicht.

Noch etwas kommt dazu: Landwirtschaftliche Produkte waren damals nicht einfach eine Handelsware und damit eine Möglichkeit, an der Börse mit Warentermingeschäften Geld zu verdienen (oder zu verlieren), sondern sie hatten die Aura einer göttlichen Gabe. Der sorglose Umgang mit Lebensmitteln ist ein sehr neuer und abstoßender Trend der Konsum- und Wegwerfgesellschaft. Über viele Jahrhunderte war die landwirtschaftliche Betätigung hochgradig religiös aufgeladen. Eine Trennung von materiellen und kulturellen Bedürfnissen ist für die Zeit, von der wir hier reden, daher gar nicht so einfach. Um diese vielfachen Verwerfungen zu lösen, erfand man kulturelle Erzählungen, welche die Schrift – ebenso wie die Stadt, den Tempel und dann das Bild, vor allem das Götterbild – als direkte Gabe der Götter würdigten, die vom Himmel herabfiel. Im Alten Testament wird davon berichtet, dass der Prophet eine Buchrolle, die vom Himmel fiel, verspeiste.[7] Das ist das faszinierende Bild der körperlichen Aneignung eines Himmelsgeschenks. Für die ältesten Teile des Alten Testaments, die bis in das 10. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen (und sich auf weit ältere Vorlagen stützen), ist die Mündlichkeit charakteristisch. Jesaja wird von Gott meist zum *Sprechen* aufgefordert, während später Jeremias alles seinem Schreiber Baruch *diktiert*. Abgesehen davon ist das Alte Testament eine Sammlung von Texten aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen, teilweise aus literarischen und keineswegs religiösen Traditionen. Natürlich wurde von

den Redakteuren der Bibel dann alles in den Kontext einer heiligen Erzählung gestellt.

Im mittelbabylonischen Fara fand man auf etwa tausend Tontafeln die ersten Textsorten, die über reine Verwaltungstexte hinausgingen: Rechtsurkunden, Sprichwörter, Beschwörungs- und Weihetexte, darunter Hymnen auf Stadt und Tempel. Im Preislied auf den Tempel von Kes heißt es: „Der Tempel ist von seinem Inneren her das Herz des Landes, von seiner Rückseite her der Odem, der das Innere füllt.“[8] Das trifft unsere Erwartungen von der Würde alter Schriftstücke nun schon deutlich besser als Inventurlisten aus Getreidespeichern. Aber eben! Jetzt wurde hier sozusagen der Beipackzettel gleich mitgeliefert und versichert, dass diese Hymne vom Gott Enlil höchstpersönlich verfasst wurde. Auch dessen Kollegin, die Göttin der Schriftkunst, wurde mit Lob bedacht. Daran kann man ermessen, wie wichtig es den Menschen damals war, ihre Erfindungen gleichsam in die Hände der Götter zu legen.

Der König – Kämpfer gegen das Böse, Gesetzgeber und Gott

Die vornehmste Rolle für den König im Alten Orient war, Geschäftsträger der Stadtgottheit zu sein. In ihrem Auftrag leistete er die Sicherung des Stadtstaates gegen äußere Feinde. Damals wie heute wurde diese Aufgabe propagandistisch ausgeschlachtet. Zunächst galt es, den Herrscher in eine herausgehobene Rolle zu rücken. Dazu diente damals die Idee der Gottessohnschaft, die besonders in Ägypten verbreitet war. Ägyptologen glauben zu wissen, dass um 2580 Djedefre, Sohn des Cheops, den Sonnengott Re an die Spitze des Pantheons (von griech. *pan*/alle + *theos*/Gott) gestellt und sich als Erster „Sohn des Re“ genannt hat. In Mesopotamien war es vielleicht Naram-Sin, von 2250 bis 2213 Herrscher von Akkad, der sich zuerst mit dem Gottestitel „König der vier Weltufer“ schmückte. Hier wurde der König nicht automatisch mit einem Gott gleichgestellt. Aber die Herrscher ließen sich gern mit göttlichen Attributen darstellen und den Betrachter dann rätseln, wie das gemeint war. Statuen von Gudea, der um 2100 die Herrschaft über Mari innehatte, tragen manchmal einen Behälter, aus dem Leben spendendes Wasser auf die Erde fließt. Das ist ein Motiv, das ikonographisch in aller Regel einem Gott

vorbehalten war. Denn nur dieser hatte das Vorrecht, die Erde zu befruchten. Auch Schulgi, König in Ur, ließ sich etwa zur gleichen Zeit ohne Hemmungen als Gott ansprechen.

Die ägyptische Gewohnheit, die Pharaonen als Götter oder Gottessöhne zu verehren, kam auch jenen Eroberern des Landes zugute, die sich den begehrten Pharaonentitel zulegten. Alexander der Große etwa zog extra in die Oase von Siwah, betrat ehrfürchtig das Allerheiligste im Tempel und befragte das Kultbild. Die Antwort erfolgte prompt und pressewirksam durch den Mund des Oberpriesters: Er war ein Sohn des Amun. Der römische Kaiser Augustus tat es ihm später in der Gottessohn-Ambition gleich und viele andere folgten. Auch hier spannt sich der Bogen bis in die Neuzeit, wo sich Kaiser und König in ihrer Rolle von Gottes Gnaden verstanden. Und noch heute wird um den Gottesbezug in den Präambeln von Verfassungen und den Formeln bei Eidesleistungen gestritten. Solchen Resten der Sakralisierung konnte nicht einmal die Aufklärung ein Ende setzen. Die Utensilien zum Ausdruck von Würde und Herrschaft wurden übrigens allesamt auch gleich im Orient erfunden: Thron, Krone, Zepter, Stab.

Ein derart upgegradeter König fungierte als Hüter des Staates und als Kämpfer gegen das Böse, das stets von außen die Identität der Stadt bedroht. Die propagandistische Überhöhung besorgten die Künstler, indem sie in Sumer wie auch in Ägypten geradezu ein Logo für diesen Sachverhalt entwickelten: Um 2250 zeigte eine Sandsteinstele den gerade erwähnten König von Akkad, Naram-Sin, wie er mit Keule und Pfeil über die besiegten Feinde einen Berg emporsteigt, auf dem der Sonnengott thront.

Das entsprechende Sujet in Ägypten stammt vielleicht noch aus einer frühen Zeit vor der offiziellen Zählung nach Dynastien. Pate stand vermutlich eine Schlacht im Zuge einer (von vielen) blutigen Vereinigung Ägyptens. Die ägyptische Geschichte spielte sich in erheblichem Maß im Bereich der Bruchkante ab, wo das südliche, lang gestreckte Ober- und das nördliche, deltaförmige Unterägypten zusammenstießen, also etwa dort, wo die erste Hauptstadt Memphis gegründet wurde, etwas südlich vom heutigen Kairo. Die Reichseinheit war ein so hohes und hart erkämpftes Gut, dass sich die erste Einigung fast zwangsläufig im flexibel gestaltbaren Nebel des Mythischen verliert. Sie wird auf einen legendären König Menes zurückgeführt oder auch mit dem Namen Narmer verbunden, der angeblich

um 3000 v. Chr. König in der ersten Dynastie war. Diese unsicheren Berichte stützen sich auf eine praktisch unversehrte Schiefertafel, die man in Abydos, der ersten königlichen Grabstätte, fand. Sie zeigt ebendiesen Narmer, wie er die „Papyrusleute“ (Papyrus steht symbolisch für das feuchte und fruchtbare Delta) unterwirft. Die sogenannte Narmer-Palette aus einer Zeit, die als Übergang von der Herrschaft der Götter zu jener der Könige (!) gilt, diente in der Folge als Vorlage und wurde zum Symbol für die Schutz- und Ordnungsfunktion des Königs. Dem Ägyptenreisenden begegnet dieses Motiv des „Erschlagens der Feinde“ auf den Pylonen praktisch eines jeden Tempels: Der König packt die Feinde am Schopf und zieht ihnen mit der Keule eins über. Es wurde buchstäblich zu einem Chaos abwehrenden (also apotropäischen) Zeichen, womit der Sinn von Logos in der Geschichte getroffen ist. Sie dienen der schnellen Wiedererkennung und der Abwehr von Feinden und Konkurrenten. Das gilt für Firmenlogos, das gilt (vermutlich!) auch für kunstvoll gestaltete Initialen in Handschriften, und es gilt letztlich auch für Präambeln von Verträgen und Verfassungen, in denen gerne Gott angerufen wird.

Als die Zeit des bloßen Hauens und Stechens weitgehend überwunden war, zeigte uns unsere Kinderstube auch die zivilisierte Seite der Medaille. Die Abwehr des Bösen nach außen ist ja in Wahrheit nur die halbe Miete. Zwar mögen Säbelrasseln und Beschimpfung dunkler fremder Mächte, denen man alles in die Schuhe schiebt, was zuhause schiefläuft, relativ einfach, kostengünstig und gut funktionieren. Im Inneren eine gute Ordnung aufzubauen, ist schon erheblich anspruchsvoller – und für viele Autokraten und Diktatoren bis heute das weitaus größere Problem. Die „gute Herrschaft“ (wir würden von Good Governance oder Compliance sprechen) war besonders bei den Renaissance-Humanisten ein verbreiteter Topos in der Kunst, wie ich noch berichten werde. Der orientalische Herrscher jedenfalls nahm diese Herausforderung an. Einer der berühmtesten Gesetzgeber war Hammurapi I., der von 1792 bis 1750 v. Chr. König in Babylon war. Er ließ die Gesetze buchstäblich in Stein meißeln. Archäologen fanden in der Hauptstadt der Elamer, Susa, eine über zwei Meter hohe Stele aus dem harten Diorit mit knapp 300 in akkadischer Sprache eingravierten Gesetzen. Natürlich waren diese Gesetze im Verständnis der Babylonier keine Erfindungen von Menschen, sondern stammten von Gott. Daher endet der Text mit einer Verfluchung jener, die

die Gesetze nicht einhalten. Über dem Text ist Hammurapi höchstpersönlich abgebildet, wie ihm der Gott der Sonne und Gerechtigkeit, Schamasch, die königlichen Insignien übergibt und ihn damit als Gesetzgeber legitimiert. Bei Moses, der „von Angesicht zu Angesicht“[9] mit seinem Gott sprach, war es Gott selbst, der ihm die Gesetzestafeln überreichte. Zum Schluss seines Gesetzestextes bekennt sich der vermutlich hochgebildete Hammurapi zu seinem Herrscheramt, das er als Dienst an den Menschen versteht. Man kann dieses Bemühen unter Umständen so schön idealisieren, wie es Wolfram von Soden tat: „Trotz des stark aufgetragenen Selbstruhms findet in diesen Worten ein Herrscherideal einen schönen Ausdruck, das die Fürsorge des Landesvaters höher stellt als den Kriegsruhm.“[10]

Dass dieser König, Gottessohn und Gesetzgeber auch eine adäquate Verehrung seiner Untertanen einforderte, wird nicht überraschen. Dazu entstand im Alten Orient ein Ritual, das über die byzantinischen Kaiser den Weg sowohl in die katholische Kirche (dort heute noch bei der Weihe von Priestern vollzogen) wie auch zu den islamischen Kalifen fand. Nur die stolzen Griechen verweigerten dieses Ritual, was den Gottessohn Alexander, der gerne auf solche Weise verehrt werden wollte, einigermaßen verärgerte. Die Rede ist von der Proskynese, dem Sich-Niederwerfen. Der Alttestamentler Otmar Keel vermutete die Wurzeln der Proskynese im Erschrecken: „Vor dem übermächtigen Erlebnis des Heiligen flieht der Mensch in den Tod. Das Niederfallen entspricht, so betrachtet, dem aus der Verhaltensforschung bekannten Totstellreflex.“ In der Tat spielte hier die orientalische Bildmagie eine große Rolle. Spuren davon finden wir auch in der Bibel: „Kein Mensch kann Gott schauen und am Leben bleiben.“[11]



Arsuz-Stele, Sturmgott mit König (?) und geflügelter Sonnenscheibe auf einem Stier (10. Jh. v. Chr.), Hatay Arkeoloji Müzesi, Antakya

3 GÖTTER AUS DEM MORGENLAND – DIE ERFINDUNG DER RELIGION

Das schmucke Volkskunstmuseum in Tirols Landeshauptstadt Innsbruck beherbergt einen eindrucksvollen Schatz von Exemplaren der lokalen Krippenschnitztradition. Die phantasievollen Darstellungen der Geburt Christi bilden zwei große Gruppen: Die eine projiziert das Weihnachtsgeschehen in eine Tiroler Winterlandschaft. Die Hirten tragen eine Tracht aus dem Südtiroler Pustertal oder dem Nordtiroler Ötztal, versammeln sich in verschneiter Landschaft um ein wärmendes Lagerfeuer und der Stall nimmt die Gestalt einer Almhütte an. Um 1900 änderte sich die Szenerie. Eine Gruppe von Wallfahrern war über Genua ins Heilige Land gereist und die Pilger waren überwältigt von den neuen und authentischen Eindrücken. Die Kunsthandwerker bastelten nun orientalische Paläste aus Pappe und Packpapier, stellten Palmen und Kamele in die Landschaft, ließen Minarette in den Himmel ragen (die freilich erst 600 Jahre nach der dargestellten Geburt Christi aufkamen) und verpassten den Figuren eine phantasievolle Kleidung – und manchmal eine schwarze Hautfarbe. Auch wenn das ein Fest des grassierenden Orientalismus war, kamen diese Krippen der Wahrheit weitaus näher, denn Europäisches findet sich herzlich wenig im Christentum. Es ist – wie auch das Judentum und der Islam – eine orientalische Religion.

Es gibt „Erfindungen“, deren Ursprünge so eng mit der menschlichen Entwicklung verbunden sind, dass es aussichtslos ist, ihre genauen Anfänge festzumachen. So verhält es sich auch mit der Religion. Wir Menschen befanden uns ursprünglich in einem Umfeld, wo wir täglich und sehr existenziell mit lebenspendenden und lebensbedrohenden Mächten wie der Sonne, dem Mond, dem Wasser, schroffen Felsformationen, endlosen Wüsten, Erdbeben, Sturm, Blitz und Donner konfrontiert waren. Diese Mächte versammelten meist beides in sich: zerstörerische ebenso wie heilsame und belebende Aspekte; sie waren ambivalent. Wir lebten auf der fruchtbaren Erde, zu der man sich bücken muss, um ihre Spenden zu

entnehmen, und wir blickten auf die majestätischen Gestirne, die Orientierung gewährende Haltepunkte in der schwer erträglichen Dynamik der Zeitläufe sind. Es liegt nahe, dass sich unsere Vorfahren diesen Mächten mit Verehrung, Furcht und Demut näherten und um sie herum Erzählungen spannen. Solche Erzählungen projizierten sie auch in gefundene und aufgelesene Objekte, die sie in die eigene Behausung stellten oder zu ersten Artefakten bearbeiteten. Der Beginn kultureller Erzählungen war zugleich der Beginn der Kunst – und sei es nur eine frühe Proskynese vor einer majestätisch aufragenden Bergspitze in der Wüste (eigentlich bereits das, was man modern eine Performance nennt). Denn Kunst und ihre Werke waren nichts Geringeres als verdichtete Symbole und Zeichen solcher kulturellen Erzählungen.

Man darf davon ausgehen, dass das Leben der Menschen von Anfang an durch religiös zu nennende Erzählungen strukturiert wurde, die von übermenschlichen Mächten und Gewalten handelten, aus denen schließlich Götter und Göttinnen wurden. Religion kennt keine identifizierbaren Erfinder, sie hat sich vielmehr – ähnlich wie der alte Schatz von Märchen – im und mit dem Leben der Menschen entwickelt. Dieser Entwicklungsvorgang dauert bis heute. Denn kulturelle Erzählungen werden immer und immer wieder neu erzählt, fließt in sie doch die jeweilige aktuelle Lebenserfahrung ein, die wiederum von diesen Erzählungen gesteuert ist. Dabei lassen sich bestimmte Tendenzen ausmachen, von denen *eine* im Spannungsfeld von Erde und Himmel die Himmelsorientierung stärkte. Das entsprach in aller Regel einer stärkeren Abstraktion. Eine *andere* führte zur Versammlung verschiedener Mächte und Gewalten auf eine einzige Gottheit, eine Tendenz, die man in praktisch allen polytheistischen Systemen beobachten kann. In der praktischen Konsequenz folgte aus all dem, dass ein eigenes religiöses Reservat von der Gesellschaft abgesondert werden konnte. Leben und Kult ließen sich künftig leichter trennen, wann immer man das wollte.



Verehrung anikonischer Stelen (15.–13. Jh. v. Chr.), Israel Museum, Jerusalem

Die ersten Gottheiten waren personifizierte Naturmächte. Es gab Götter und Göttinnen des Süß- und des Salzwassers, Berggottheiten, Götter des Sturms und des Windhauchs, der Vegetation und der Sommerhitze. Dazu kamen im Laufe der Zeit Abstraktionen wie Götter des Heils, des Friedens und des Kriegs, vor allem der Fruchtbarkeit. Es gab astrale Gottheiten, also Sonne, Mond und Sterne. Es gab Gottheiten, welche Emotionen wie Hass und Liebe abbildeten. Weil die alten Mythen in Ambivalenzen dachten, waren (eben nur scheinbare) Gegensätze häufig in einer Gottheit versammelt. Es war auch keineswegs so, dass Götter prinzipiell unsterblich waren. Eine charmante Erzählung berichtet etwa, wie der Gott der sengenden Sommerhitze den Gott der Vegetation tötet. Das ist ganz im Sinne dessen, was Menschen im Orient ständig und auch wir in unseren Gärten angesichts des rasanten Klimawandels immer öfter erleben, sodass der Gartenschlauch dem Gott der Vegetation zu Hilfe eilen muss. Andere wiederum (vor allem die Fruchtbarkeitsgöttinnen) erwachten zu neuem Leben.

Es entsprach der üblichen Entwicklung, dass die Zahl der Gottheiten anfangs ausuferte und in Rationalisierungsmaßnahmen reduziert wurde. Zudem wurden die Gottheiten im Laufe der Mythengeschichte immer abstrakter. Am Beginn der für uns greifbaren Geschichte zählen die Forscher in Mesopotamien über 3000 Gottheiten. Ein solches „Gewimmel im 3. Jahrtausend“,[1] wie es Jean Bottéro wenig respektvoll nannte, war schwer zu handhaben. Mit einem ähnlichen Ehrgeiz, wie man ausufernde

Behörden reformiert, reduzierte man die Zahl. Man ging daran, das Götterpantheon wie einen Hofstaat und nach dem Vorbild einer differenzierten Gesellschaft zu organisieren.

Die verschiedenen Städte wurden zu Sitzen der verschiedenen Gottheiten. Die Muttergöttin Inanna saß in Uruk, der Mondgott Nanna in Ur, der Sonnengott Utu in Larsa und Sippar, der Wassergott Enki residierte in Eridu, in Babylon hatte der Sonnengott und Ordnungsstifter Marduk seinen Sitz. Besonders in Ägypten strukturierten die lokalen und städtischen Traditionen die Zahl der Gottheiten, die hier wie Aufsichtsräte agierten. Es gab eine Neunheit von Heliopolis (die Gottheiten des ägyptischen Schöpfungsmythos) und eine Dreiheit von Memphis (Ptah-Sachmet-Nefertem). Einer anderen Dreiheit, jener von Theben (Amun-Mut-Chons), war die gigantische Anlage des Karnak-Tempels geweiht. Jede der Gottheiten hatte ihre Aufgabe und einen eigenen Kultbereich, den man heute noch aufsuchen kann. Diesen Gremien saß jeweils ein „Vorstandsvorsitzender" vor, denn es hatte stets *ein* Gott die Nase vorn. Atum war Chef in Memphis, Amun in Theben. Weil Theben als erste Theokratie der Geschichte so etwas wie das inoffizielle Zentrum ganz Ägyptens war, war Amun über viele Jahrhunderte auch der klare Anführer im gesamt-ägyptischen Pantheon. Die Ägypter haben ihre Gottheiten nicht wirklich vermenschlicht. Es handelte sich um Mischwesen, um Tiere und individualisierte magische Kräfte. Um die Sache noch komplizierter zu machen, schlüpften sie bisweilen in verschiedene Verkleidungen. Um sich in den Geschichten der ägyptischen Götterwelt, wie sie in den berühmten Königsgräbern abgebildet sind, zurechtzufinden, muss man einige Semester Ägyptologie studiert haben. Weil Gottheiten in Tiergestalten auftraten, galten viele Tiere als heilig. Man mumifizierte sie sogar nach dem Tod und legte große Grabanlagen für sie an (zum Beispiel in Tuna el-Gebel etwas nördlich von Assiut). Die Griechen fanden das abstoßend und konnten auch mit der Mumifizierung von Menschen nichts anfangen. Für sie war der Körper nur ein Hilfsmittel für Seele und Geist, den man beim Tod unbedingt loswerden musste, um die Seele in die Freiheit zu entlassen.

Da die polytheistischen Systeme wie Hofstaaten funktionierten, entsprach das Aufeinandertreffen von verschiedenen Religionen den Gepflogenheiten der damaligen internationalen Diplomatie. Man dachte gar nicht daran, sich wegen fremder Götter die Köpfe einzuschlagen.

Polytheistische Systeme kannten keine *falschen* Götter, sondern nur *fremde*, die den eigenen entsprachen, aber andere Namen trugen. Sie wurden mühelos in ihren Zuständigkeiten akzeptiert. Der erste erhaltene Friedensvertrag der Weltgeschichte stammt aus dem Jahr 1259 v. Chr. Er wurde zwischen Ramses II. und dem Hethiterkönig Hattusili II. abgeschlossen, und er betraf den ägyptischen Sonnengott und den hethitischen Wettergott: „Das Verhältnis, das der Sonnengott geschaffen hat und das der Wettergott geschaffen hat, für das Land Ägypten und das Land Chatti.“[2] Der Text ist ein schönes Beispiel für diplomatische Flexibilität und Toleranz des Polytheismus. Mit dem Friedensschluss endete der heiße Krieg zwischen Ägypten und dem Hethiterreich nach der Schlacht von Kadesch (Westsyrien) 1274 v. Chr., die für Ägypten ziemlich desaströs endete. Doch da die Hethiter eine Defensivstrategie verfolgten, konnten ihre Gegner sich mit blauem Auge davonstehlen. Wenn Sie heute die Ramses-Tempel im Westteil von Luxor besuchen, sehen Sie dort auf den Pylonen freilich ein ganz anderes Bild eingraviert: Die ägyptische Propaganda hat diese Schmach in einen gloriosen Sieg umgedeutet. Natürlich wurden – wie alles – auch Fake News und Propagandalügen im Orient erfunden!

Solche gut funktionierenden „Übersetzungen“ sind eine beeindruckende Leistung des Polytheismus. Manche Gottheiten waren unter verschiedenem Namen in mehreren Stadtstaaten präsent. Die Muttergöttin und Stadtgöttin von Uruk, Inanna, hieß in Kesch Ninhursag und in Lagasch Bawa. An anderen Orten war sie als Nintu, Ninmah oder Aruru bekannt und später bei den Semiten hieß sie Ischtar. Schließlich verlor sie im Sinne der angesprochenen Abstraktion ihren Namen und war einfach „die Muttergöttin“. Ein gemeinsames Pantheon, das in einem größeren geographischen Bereich Gültigkeit besaß, setzte eine kulturelle Identität voraus, die über die autonomen Stadtstaaten hinauswies. So etwas gab es später in Griechenland und natürlich im Flächenstaat der Römer, wo die Götter allerdings reine Importware aus Griechenland waren, die neu etikettiert wurde.

Auch im späteren Christentum feierten städtische Beschützer – in diesem Fall waren es Heilige – fröhliche Urständ. Rom war stolz auf die Apostelgräber von Petrus, Paulus, Philippus, Jakobus d. J., Damaskus verfügte über die Gebeine des hl. Johannes (Ephesos über ein „leeres Grab“ des Johannes, das man ebenfalls verehrte), und Bari nannte die Knochen des

hl. Nikolaus sein Eigen. Venedig, das sich als Fluchtburg und Bollwerk gegen die anstürmenden Heiden verstand, trieb es besonders bunt. Es war zunächst dem byzantinischen Heiligen Theodoros geweiht, dann dem hl. Markus, der 828 in einer feierlichen *translatio* (lat. Übertragung) aus Alexandrien – geraubt oder gekauft, das wissen wir nicht – in die Stadt geschafft wurde. Daneben machte man den Christophorus zum Patron und beanspruchte kurzzeitig die Gebeine des hl. Nikolaus, den aber bereits die Bewohner Baris aus dem antiken Myra (heute Demre, Türkei) für sich reklamierten. Schließlich errichteten die Venezianer etliche Kirchen, die der hl. Muttergottes geweiht waren. Peter Ackroyd hat akribisch nachgezählt und kommt auf über 300 Altäre, an denen die Jungfrau verehrt wurde. Auch Legendenfiguren taugten manchmal zur Verehrung. In Sainte-Maxime an der Côte d'Azur trägt man noch heute alljährlich die Figur der hl. Maxime mit reichlich Rouge auf ihren Wangen in einer feierlichen Prozession durch den Ort.

Wenn Götter mit Namen angesprochen werden, bedeutet das stets, dass man sich in einem polytheistischen Umfeld bewegt. Andererseits hatten, wie berichtet, alle polytheistischen Systeme eine Tendenz zu *einem* starken Gott oder *einer* starken Göttin, so wie über den Hofstaat ein König residierte: Amun in Ägypten, Zeus bei den Griechen, Jupiter in Rom. Wurde diese Stellung unumstritten, verloren diese Gottheiten manchmal den Namen wie bei Ischtar, die zur abstrakten Großen Muttergöttin mutierte. In den monotheistischen Religionen war ein Gottesname grundsätzlich verpönt, damit man eben nicht auf die Idee kommen konnte, dass es daneben noch andere Gottheiten gab. Sowohl Jahwe als auch Allah waren ursprünglich Eigennamen (beide hatten auch noch Partnerinnen, nämlich Aschera und Allat). Doch durfte Jahwe später im Judentum überhaupt nicht mehr ausgesprochen werden und Allah bedeutet im Islam einfach nur Gott.

Anders als bei dem in aller Regel toleranten Polytheismus vertraten die monotheistischen Konzepte einen exklusiven Anspruch auf die Wahrheit ihres Gottes, der gegen die falschen Götter der anderen Religionen in Stellung gebracht wurde. Das sorgte für ein erhebliches Gewaltpotenzial in diesen Religionen, das vor allem dann explosiv werden konnte, wenn es politisch instrumentalisiert wurde. Der große Aufklärer François-Marie Arouet Voltaire schrieb unter dem Stichwort „Toleranz" in seinem *Philosophischen Wörterbuch*: „Habt ihr zwei Religionen, werden sie sich die

Kehle durchschneiden, habt ihr dreißig, leben sie miteinander in Frieden.“ Da die monotheistischen Systeme in der Regel aus polytheistischen Ursprüngen entstanden sind, richteten sie ihren Furor zunächst in erster Linie gegen die eigene polytheistische Vergangenheit und die Anfechtungen der jeweiligen Gegenwart. Das werden wir uns gleich noch genauer ansehen, bleiben aber noch kurz bei dem Spannungsfeld von Erde und Himmel.

Wie kamen die Götter in den Himmel?

Es war auf den vergangenen Seiten die Rede von erdgebundenen (oder chthonischen) und von himmlischen (oder solaren) Gottheiten. Doch hinter dieser Paarung liegt ein erheblicher Aufwand kultureller Diversifikation. Wie sehr die schwierige Balance zwischen Erdverbundenheit und Himmelsbereich die Menschen damals umgetrieben hat, zeigen die mythischen Erzählungen von der Trennung von Himmel und Erde, die in aller Regel gewaltsam vollzogen wurde.

Mythische Geschichten erzählen etwa von einer erotischen Verbindung zwischen Himmel/Himmelsgott und Erde/Erdgöttin und sodann, um überhaupt Raum für eine Entfaltung der Götter und der Welt zu schaffen – von ihrer Trennung. Es kann der Luft- oder Windgott sein, der sich zwischen Himmel und Erde drängelt und die beiden auseinanderpustet – so erzählt es eine Geschichte aus Ägypten. Meist stellte man sich den Vorgang allerdings robuster vor. Der babylonische Götterspross Marduk spaltete mit phantasievollen Waffen den Körper der Tiamat, die eine Göttin des Salzwassers war und für zerstörerisches Chaos stand, in Himmel und Erde. Nach dem orphischen Mythos in Griechenland hieb Kronos (Zeit) mit einer Sichel das erigierte Glied seines Vaters Uranos (Himmel) ab, der in immerwährendem Beischlaf fest mit Gaia (Erde) verbunden war. Bei dieser Kastration des Himmelsgottes kam es zu einem bemerkenswerten Kollateralgewinn. Sein erigiertes Glied fiel in das Meer, und dem Schaum des Ejakulats, der an die Küste Zyperns getrieben wurde, entstieg Aphrodite. In ihr verband sich also die Himmelsorientierung des indogermanischen Himmelsgottes in einem ziemlich gerechten Ausgleich mit der chthonischen Seite des Wassers. Solche Polaritäten zeigen sich häufig in den frühen Göttergestalten. Die Göttin Uruks, Inanna, war eine Göttin der

Fruchtbarkeit, also chthonisch, aber zugleich auch Abend- und Morgenstern, womit ihr ein astraler Aspekt zukam.

Schritt für Schritt wurden alle Gottheiten „solarisiert", sprich: in den Himmelsbereich der Sonne gehoben. Die damit verbundene Vergeistigung und Abstraktion bewirkte, dass man über dem real vollzogenen Kult eine Theologie (griech. *theos* + *logos*/„Wissenschaft" von Gott) zu formulieren begann. Der Aufstieg Marduks, des Stadtgottes Babylons, zum Chef des gesamten babylonischen Pantheons war so eine Geschichte. Er eroberte diesen Posten mit Ellbogentechnik im Kampf gegen Tiamat und dank einer gewonnenen Wahl unter Kollegen. Er übernahm damit die Funktionen etlicher anderer Gottheiten. Dargestellt wurde das als eine frühe Version des Kampfes gegen den Terrorismus, indem er als Bezwinger des Chaos und Stifter der Ordnung auftrat. Für diese Leistung, die durch fünfzig Ehrennamen dokumentiert wurde, konnte er sich als Schöpfergott die Welt erschaffen, frei nach seinem Gusto. Diese Erfolgsstory, von der der erste Weltschöpfungsmythos, *Enuma Elisch*, berichtet, ist bereits ziemlich elaborierte Theologie! Ausläufer finden sich im Alten Testament, wo Gott aus dem Ur-Chaos (im Text steht das hebräische *tehom*, meist mit Urwasser übersetzt; es heißt genauer Abgrund, Kluft und leitet sich wahrscheinlich von Tiamat ab) Himmel, Erde und gleich auch noch den Zwischenraum erschafft.

Solche Erzählungen waren letztlich Leitfäden für das Zusammenleben von Göttern und Menschen. Bemerkenswerterweise sparten sie auch die Krisen in jeder Beziehung, zumal in einer solch speziellen, nicht aus. Die Beziehung zwischen Menschen und Göttern lief häufig auf ein Konkurrenzverhältnis hinaus, was angesichts der doch sehr anthropomorphen Göttervorstellungen kaum verwundert. Seit der Antike bemühten sich Theologen darum, allzu menschliche Vorstellungen bei den Götterbildern zu bekämpfen und eine klare Trennlinie zu ziehen. Das erreichten sie mit der Vorstellung der Transzendenz Gottes, also der Auslagerung Gottes in eine eigene, von der Welt völlig getrennte Sphäre, was man als radikalste Konsequenz der Solarisierung eines Gottes bezeichnen kann. Das Problem, das dann auftaucht, ist freilich, wie man erklären kann, dass ein transzendenter Gott ständig in das reale Leben von Menschen eingreift.

Stehen Menschen hingegen „auf Augenhöhe“ mit den Göttern, testen sie zwangsläufig die von den Göttern vorgegebenen Regeln – nicht anders als aufwachsende Kinder dies mit ihren genervten Eltern machen. Das hat Folgen. Die Menschen werden aus dem Paradies vertrieben, es werden ihnen Seuchen und Plagen geschickt, der Sonnengott vernichtet die einer unmoralischen Lebensweise Verfallenen mit Feuer und Schwefel. Schließlich greifen Götter zur radikalsten Strafe, zur Sintflut (von althochdt. allumfassende Flut). Die große Flut war schon deshalb als Strafe beliebt, weil dem Wasser ambivalent zur zerstörerischen Dimension auch jene der Reinigung und Erneuerung zukam. Eine solche Bestrafung der Menschen und Erneuerung der Welt kennen wir aus sumerischen Berichten, aus dem babylonischen *Atramhasis*-Mythos, dem babylonischen Schöpfungsmythos *Enuma Elisch* und natürlich aus dem Alten Testament. Glücklicherweise kannte man immer schon auch das rettende Hausboot für die wenigen aufrichtigen Menschen und die unschuldigen Tiere. Diesen tugendhaften Vorfahren ist es zu verdanken, dass es uns noch gibt – und man wundert sich angesichts dieser damals getroffenen Auswahl, dass immer noch so viele schlechte Menschen die Erde bevölkern.

Wasser – Erde – Sonne

Wenn man durch die steinige Wüste Ägyptens fährt, sieht man, wie in der gleißenden Hitze der Sonne die weite Landschaft zu flimmern beginnt. Das erzeugt die Illusion einer riesigen Wasserfläche, aus der sich pyramidenförmige Hügel erheben, und lässt einen unmittelbar den ägyptischen Mythos über die Entstehung des Landes verstehen.

Am Anfang, so lautet das Narrativ, bedeckte das Urmeer alles Land. Damit ist ein Urzustand beschrieben, der eine Vielfalt aller erdenklichen Formen in sich birgt. Dann hebt ein differenzierender Ordnungsvorgang an. Das Wasser sinkt und es taucht ein Orientierungspunkt in Gestalt eines Erdhügels auf. Dieser Erdhügel, dessen Spitze in der Sonne glänzt, ist der Erste Ort, wie die alten Ägypter sagten, Ort der Erde und des Lichts. Immer wieder wird dieser Urhügel zitiert und mit Atum, dem Schöpfergott, gleichgesetzt, dann auch mit der Stadt, mit dem Tempel und mit der Pyramide.

Die Erzählung greift nicht nur den Blick in die Landschaft auf, sondern noch eine andere Urerfahrung der Ägypter. Das Land wurde Jahr für Jahr durch den anschwellenden Nil überschwemmt. Das Erste, was dabei augenscheinlich passierte, war Zerstörung. Doch nach dem Sinken des Wassers schenkte der fruchtbare Schlamm, der auf den Feldern liegen blieb und in den man die Saat einbrachte, dem ausgetrockneten Land neues Leben. Von dem griechischen Historiker Herodot stammt das berühmte Wort, dass Ägypten ein Geschenk des Nils sei. Wir haben hier ein schönes Beispiel vor uns, wie sich große Erzählungen von der Ambivalenz von Mächten, hier des Wassers mit seiner zerstörenden (Stichwort Sintflut) und seiner reinigenden und lebenspendenden Funktion (Stichwort Taufe), aus dem real Erlebten ableiteten. Und man sieht hier auch eindrucksvoll, wie sich Menschen mithilfe kultureller Erzählungen ein Naturgeschehen aneignen und es dadurch in seiner (entmächtigenden) Fremdheit entschärfen konnten. Dazu kam der zusätzliche Mehrwert einer bewundernswerten kreativen Kraft. Denn die Erzählung sendet eine existenzielle und nachhaltige Botschaft: Aus Zerstörung und Tod erwächst neues Leben! Weitergesponnen heißt das, dass man in diesem Zyklus der Natur die Geborgenheit einer ständigen verlässlichen Wiedergeburt erwarten darf – wenn alles mit rechten Dingen zugeht. Das ist freilich der springende Punkt dabei, denn nur ein störungsfreier harmonischer Zyklus kann eine solch existenzielle Bedeutung erlangen. Fällt – um beim erwähnten Beispiel zu bleiben – die Überschwemmung zu stark oder zu schwach aus, siegt der Fluchaspekt über den Heilsaspekt.

An diesen einfachen Mythos schlossen sich weitere Erzählungen an, die in dem von der Flut freigegebenen Urhügel beispielsweise jenen Ort sahen, wo sich der Tod in neues Leben verwandelte. Es ist daher nur konsequent, dass er zum Bestattungshügel (ägypt. *mastaba*) wurde. Die Mastabas waren die ersten Grabbauten Ägyptens. Sie erhielten innere Räume für Sarg und Grabbeigaben und wurden schon in der ersten Dynastie in Abydos und Sakkara zu immer aufwendigeren, monumentalen Königsgräbern ausgebaut. Ganz offensichtlich stand hier die Erde als Ort der Neugeburt im Vordergrund, das Heil hatte eine chthonische Orientierung. Wie sehr im Weiteren die Tendenz zum Solaren und zur Abstraktion zunahm, zeigt sich in einer ungewöhnlichen Wendung in der Architektur. Man begann, Mastabas übereinanderzustapeln. Mit dieser Idee, die vielleicht vom Blick

auf die Stufentempel im fernen Mesopotamien inspiriert war, begann der Bau der Pyramiden – ich werde darauf gleich zurückkommen.

Bleiben wir noch kurz bei der Spannung von Chthonischem und Solarem. Das Wasser des Nils und der erscheinende Erdhügel waren die chthonische Seite. Sie wurde von dem den Rhythmus vorgebenden Lauf der Sonne ergänzt. Der Sonnengott garantierte als harmonischer Taktgeber die Stabilität des zyklischen Prozesses. Nach Vorstellung der Ägypter entsteht die Sonne täglich am Morgen „aus sich selbst" (ägypt. *cheper*), thront mittags als Re am Zenit und geht abends als Atum unter. Für das Werden aus sich selbst heraus fanden die Ägypter ein Logo, das sich bis heute als Souvenir größter Beliebtheit erfreut: das Bild des Mistkäfers (Skarabäus). Nach alter Vorstellung entsteht er aus sich selbst und rollt ein kleines Mistbällchen vor sich her, das in den Darstellungen die Rolle der Sonne symbolisierte.

Auch die Erzählung des „aus sich selbst" thematisierte letztlich die Erfahrung des Menschen, der ungefragt in einen Zyklus der Natur hineingeboren wird, in dessen Stabilität er sich bergen kann. Nach Ursache und Wirkung zu fragen, ist eine relativ späte, so richtig erst mit der griechischen Rationalisierung aufgetretene Weise, mit der Realität umzugehen. Niemand kam damals etwa auf die Idee, eine Expedition in den Süden zu schicken, um nach den Ursachen für das jährliche Hochwasser des Nils zu forschen und die Sache anschließend womöglich technisch zu manipulieren.

Bei der Deutung dieser Mythen lassen sich zwei Aspekte festmachen: zum einen der Zyklus der Natur, der ohne Anfang (wo soll ein Kreis auch anfangen?) und Ende durch das stetige kreisförmige Prozessieren einen Ort des Bestandes schafft. Zum anderen der harmonische Rhythmus dieses Prozessierens. Er ist die Voraussetzung für die Stabilität. Das wussten die Ägypter nur zu gut und überlieferten uns – mit einem Wort aus der digitalen Welt – den Quelltext dieser Mythen von der Stabilisierung des Lebens. Sein Code-Name lautet Ma'at.

Die Beschwörung der Harmonie: Ma'at

Der harmonische Rhythmus der Natur scheint die Menschen damals tief beeindruckt zu haben. Er bezeichnete die Voraussetzung der Sesshaftwerdung, indem er den ungeordneten, flanierenden Prozess des Nomaden-Daseins ersetzte und dadurch gleichsam stabilisierte. Und er entsprach der Beobachtung, dass – neben dem regelmäßigen Sonnenlauf – der Nil die Landschaft mit stabiler Regelmäßigkeit befruchtete. Der harmonische Rhythmus, in dem das passierte, war gleichsam die Versicherung dafür, dass der Schadensaspekt den Heilsaspekt nicht zunichtemachte. Es ist schon ziemlich ausgefuchst, neben der Sonne und dem Nil diesen Rhythmus selbst und gesondert zu beschwören. Genau dies taten die Ägypter in Gestalt der Göttin der Gerechtigkeit, genannt Ma'at. Sie ist gleichsam ein Maß für den regelmäßigen Takt des Naturzyklus. Zwar stiftete der ägyptische Sonnengott Atum-Re wie jeder Sonnengott die Ordnung und beseitigte das Chaos. Aber Ma'at war sozusagen die absichernde Kraft dieser Ordnung, indem sie für den Ausgleich zwischen Segens- und Fluchaspekt sorgte. Die Rhythmen des Sonnengangs, der Fruchtbarkeit, von Ebbe und Flut, des Nils – sie alle waren Abbilder von Ma'at. Jan Assmann spitzt das auf den (philosophischen) Punkt zu: Ma'at „verkörpert das ‚Gelingen' des Weltprozesses",[3] indem jeder Stillstand verhindert wird. Dass der Prozess hier nicht als Mittel für eine Erlösung des Kosmos am Ende der Zeiten stand, sondern für seinen Bestand, mag uns Menschen des 21. Jahrhunderts zunächst irritieren. Ist uns doch der Prozess eher als Mittel zu einem Zweck geläufig. Er dient dazu, von hier nach dorthin zu gelangen, an ein Ziel zu kommen. Die europäischen Philosophen haben das von Platon bis zu Hegel und Marx in ihren ausgeklügelten Systemen alle irgendwie so gesehen. Der Prozess war stets nicht mehr, aber eben auch nicht weniger als eine notwendige Voraussetzung zum Erreichen eines endgültigen (glücklichen) Zustands. Der Ägypter dachte hier anders. Der Prozess selbst war ein Wert und der Stillstand (Verlust der harmonischen Bewegung) als solcher schlecht. Solche Überlegungen fanden einiges Echo im Alten Orient, unter anderem im Alten Testament. Im ersten Buch Mose garantiert Gott den Bestand seines Bundes mit den Menschen: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht."[4] Die Erde *steht*, solange der Zyklus der Natur funktioniert!

Die Ägypter fanden für diesen Gedanken ein abstraktes Logo: Sie ließen Ornamentbänder aus den Zeichen von *djet*, *anch* oder *uas* meterweise über Tempelmauern laufen. Dabei steht *djet* für Dauer und Beständigkeit, *anch* für die Wiedergeburt, und *uas* ist das Zeichen für Glück. Die Entzifferung dieser Graphik lautet: Durch das ständige (rhythmische) Vergehen und Neu-Werden entsteht Stabilität und Glück.

Ein solches Ornamentband könnte man auch über die aktuelle globalisierte Welt hängen. Denn Prozess, stetige Veränderung, Fortschritt markieren auf der einen, Statik und System auf der anderen Seite das Koordinatensystem, das die europäische Kultur auszeichnet. Mal bewegt sich die Geschichte in Richtung der einen, mal in Richtung der anderen Seite. Ägypten hat diese beiden Pole kreativ miteinander verschränkt. Und das ist von ziemlich aufregender Aktualität. Zur dynamisch fortschreitenden Welt von heute passt nur schwer die alte Systemambition der europäischen Meisterdenker (wie sie immer noch dem Selbstverständnis der meisten politischen Parteien entspricht). Faktisch wissen die involvierten Politiker und Währungshüter nämlich längst, dass Stabilität der Welt nur durch die Pflege des Prozesses oder, im Slang der Ökonomen gesagt, durch „stabiles Wachstum“ zu sichern ist. Meist nennen sie ein BIP-Wachstum von um die zwei Prozent als Voraussetzung für Stabilität (in den Worten der Bibel: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören […]“) und tun alles, um das Wachstum mit den ihnen zur Verfügung stehenden Instrumenten etwa auf dieser Höhe zu halten. Die alten Ägypter haben vor mehreren tausend Jahren die dazugehörige „Theorie“ formuliert.



Zeichen von anch und uas

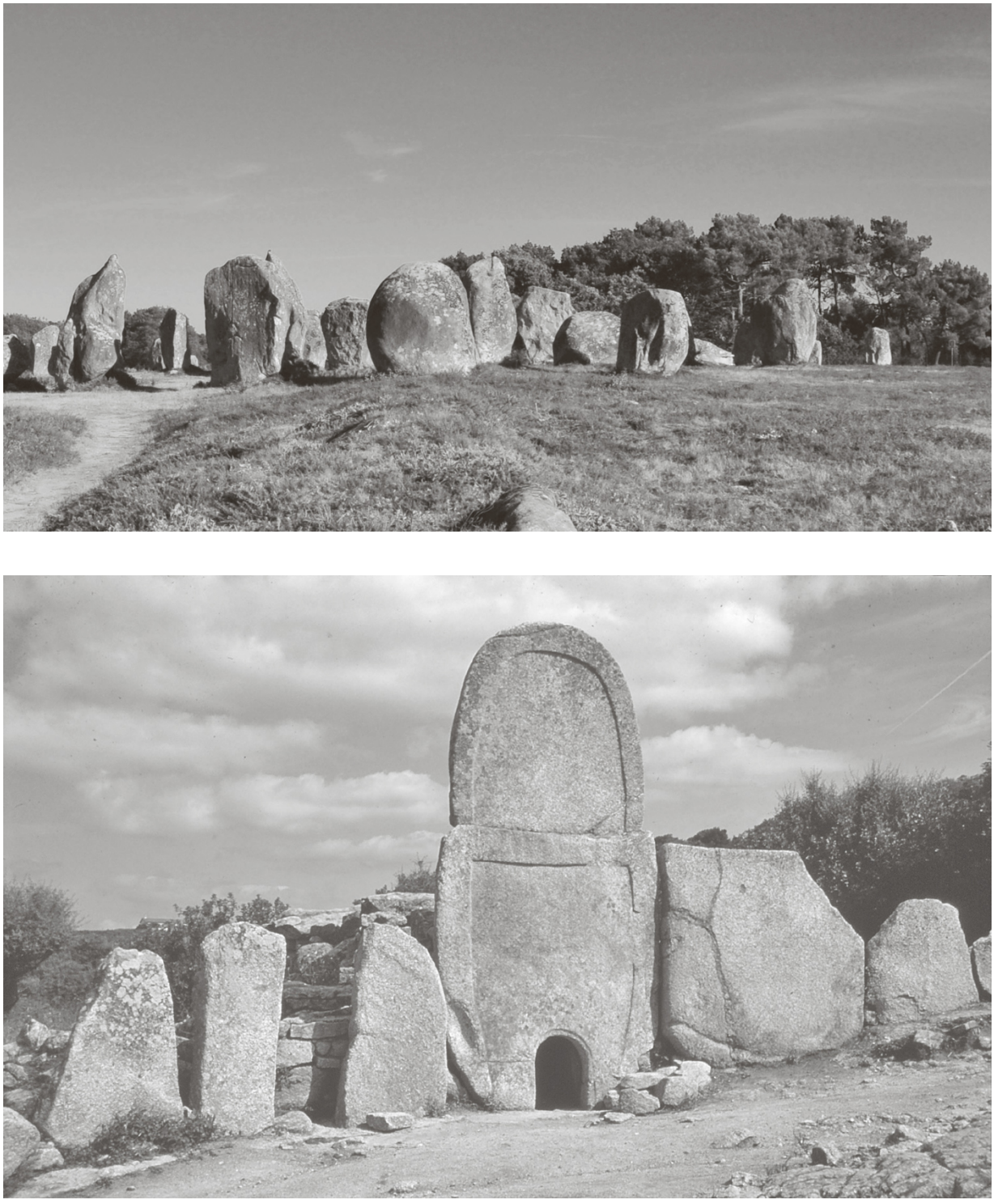
Erst in der späten Zeit der Ramessiden, also der Dynastie der Ramses-Könige, ging das (unpersönliche) Ma'at-Prinzip zugunsten des direkten Handelns Gottes zurück. In einem spätramessidischen Brief heißt es: „Heute geht es mir gut; das Morgen liegt in Gottes Hand.“[5] Jan Assmann nennt diese Veränderung eine „kopernikanische Wende“ in der Religionsgeschichte. An die Stelle des harmonischen, den Bestand sichernden Prozesses (Ma'at) trat die Zuversicht des Frommen. Die Menschen wollten nun einen Gott individueller Zuwendung. Wenn das einer Schärfung des Individuums geschuldet war, müsste man es einen „Fortschritt“ nennen. Aber Fortschritte haben auch ihre Tücken. Einerseits konnte man dies als Befreiung aus einem unpersönlichen kosmischen Geschick verstehen, andererseits ist der damit verbundene Auszug aus einer strukturellen Geborgenheit und Sicherheit eine persönliche Zumutung und hat die Last erheblicher Verantwortung zur Folge. Deshalb suchte man den Zuspruch eines personal aufgefassten Gottes, dem man Prädikate zuschrieb, die man aus der Attributsammlung der Könige zur Verfügung hatte: Herr, Vater, Mutter, Zuflucht, guter Hirt.



Menhire in Carnac

Erlösung unten oder oben?

Die zwei Pole, Erde und Himmel, um die sich die bisherigen Erzählungen rankten, gelten seit Jahrtausenden als Orte der Erlösung. Sie sind die perfekten Projektionsflächen für die Sehnsucht nach einem neuen Lebensabschnitt nach dem Tod. Die dominante Orientierung bildete zunächst die Erde. Das liegt auf der Hand angesichts dessen, dass sich genau dort über den Zyklus der Natur der Tod in neues Leben verwandelt. Zur Anlage von Grabstätten lotete man die Landschaft sorgsam aus, nicht ohne auch der Sonne und anderen Gestirnen die Reverenz zu erweisen. Immerhin setzte sich der Mensch nach bereits sehr früher Auffassung aus einem erdigen Körper und dem freien Flug von Gedanken, nennen wir ihn Geist oder Seele, zusammen. Geist und Seele galten als Atem einer Gottheit und dieser belebende Hauch besaß in aller Regel einen höheren Stellenwert als der verfallende Lehmklumpen des Körpers.



Grabanlage in Coddu Vecchiu (um 2200 v. Chr.), Sardinien

Lange vor der Entstehung von Dörfern und Städten stellte man also Markierungen für Bestattungsplätze in die Landschaft: Monolithe, Menhire, Dolmen, Steintürme. Es versteht sich von selbst, dass solch ein bis heute

beeindruckender Aufwand nicht für Hinz und Kunz, sondern nur für den vornehmen Teil der Gesellschaft betrieben wurde. Die Markierungen konnten einzeln auftreten oder zu größeren, manchmal gigantischen Architekturanlagen zusammengefasst werden: Steinreihen und Steinkreise (allein in England zählt man etwa 700), Megalithtempel (der älteste vielleicht im anatolischen Göbekli Tepe, falls es sich überhaupt um eine Grabanlage handelte; dann folgen die Hypogäen auf dem maltesischen Archipel), einfache und schlichte Dolmen, kegelförmige Turmbauten auf Sardinien (Nuraghen), Korsika und in Süditalien (Trulli), deren genaue Funktion unklar ist.

Offenkundig handelt es sich um Bestattungsstätten der Erde, aber viele Anlagen haben darüber hinaus solare Bezüge. Besonders prominent stand etwa das zwischen 3000 und 2500 entstandene Stonehenge in der Spannung von Chthonischem und Solarem. Es war – so Frederik Adama van Scheltema – „eine dem unlösbar miteinander verknüpften Sonnen- und Erdkult geweihte Stätte“.[6]

Geradezu ein Schulbeispiel für die Verschiebung der kulturellen Erzählung hin zum Solaren ist die oben bereits angedeutete Entwicklung des Pyramidenbaus. Irgendwann kam man auf die Idee, die Mastabas, also jene Erdhügel, die den Ägyptern als Bestattungsorte dienten, übereinanderzustapeln. Der Erdhügel strebte sozusagen der Sonne entgegen. Umgesetzt hat dies in der dritten Dynastie unter König Djoser der Architekt und Hohepriester Imhotep, der später für diese epochale Leistung zum Gott erhoben wurde. Das Ergebnis, die erste Pyramide, die sogenannte Stufenpyramide von Sakkara, bildet eine dankbare Metapher einer Himmelstreppe, „um den Aufstieg der Seele des Königs in seinem Tod zu erleichtern“.[7]

Die Pyramide von Sakkara war noch in einer Süd-Nord-Achse ausgerichtet, hierin wohl dem Verlauf Ägyptens und des Nils folgend, also chthonisch. Schon bald aber änderte man beim Pyramidenbau die Achse nach Ost-West und markierte damit den Lauf der Sonne. Da Solarisierung immer auch einer Vergeistigung entspricht, war der nächste Schritt nur konsequent: die strenge Geometrisierung der Pyramide. Der bautechnische Weg zu den wie gigantische Land-Art-Projekte in der Landschaft stehenden geometrischen Körpern der Pyramiden von Giza war indes holprig. Die erste „echte“, nämlich geometrische Pyramide war die Rote Pyramide in

Dahschur. Ihr mit einem relativ flachen Neigungswinkel von 43 Grad vorsichtig konstruierter Baukörper wurde mit rötlich schimmerndem Tura-Kalkstein verkleidet. Seine Vollendung erreichte dieser Typus um 2550 in der großen Pyramide des Cheops, Sohn des Snofru, in Giza. Knapp zweieinhalb Millionen Kalksteinblöcke wurden auf 146 Meter Höhe aufeinandergestapelt und glatt verkleidet, sodass die gesamte Anlage den Eindruck eines gigantischen Monolithen machte. Wie das in einer Zeit gelang, in der man noch nicht einmal das Rad kannte, ist immer noch ein Rätsel. Fest steht lediglich das schlichte Faktum, dass die Welt hier eines der gewaltigsten und zugleich einfachsten Bauwerke geschenkt bekam, ein schier unglaubliches Symbol von Dauer und Bestand, das sogar die Zeit das Fürchten lehrte, wie der jemenitische Historiker des 12. Jahrhunderts, Umara al-Yamani, es treffend ausdrückte.



Stufenpyramide des Djoser in Sakkara

Neben ihrer Funktion als Grabmal hatte die Pyramide selbstverständlich auch eine soziale und politische Komponente. Sie war das Symbol für den selbstbewussten ägyptischen Zentralstaat und ein offensichtlicher Ausdruck wirtschaftlicher Prosperität und kultureller Blüte. Das Zeigen von Macht und Selbstbewusstsein war und ist eine zentrale Funktion von Architektur. Das gilt von den riesigen Palästen der assyrischen Herrscher über die Hagia

Sophia oder die Fethiye-Moschee in Istanbul, die gewaltigen romanischen Dome, die Peterskirche, die Renaissancepaläste italienischer Fürstengeschlechter mit ihren aufragenden Geschlechtertürmen, die Schlossanlagen des Barocks bis zu dem kurios-scheußlichen Palast, den sich der türkische Autokrat Recep Tayyip Erdoğan (sich über ein Bauverbot des obersten Verwaltungsgerichtes hinwegsetzend) in unseren Tagen errichtete.

In Ägypten hatte die Rückkehr zu einfacheren Grabbauten ab der 5. Dynastie mehr mit den begrenzten Ressourcen an Geld und Arbeitskraft zu tun als mit irgendwelchen theologischen Weichenstellungen. Solche gab es allerdings auch. Die Pyramiden wurden kleiner, die Tempel mit dem Sonnensymbol des Obelisken größer. Es scheint, dass die chthonische Seite vor dem Kult des täglich neu geborenen Sonnengottes zurückwich.

Im Neuen Reich verlieh in der 18. Dynastie Amenophis III. um 1370 v. Chr. der Hauptstadt Theben (Luxor) neuen Glanz. Dazu gehörte eine adäquate Grablege für die Könige. Auf der Westseite des Nils tat sich am Fuß des pyramidenförmigen Qurna-Berges, gleich hinter einer geheimnisvoll aufragenden Felswand, an die Mentuhotep II. um 2050 seinen Grabtempel gebaut hatte, ein Taleinschnitt auf. Dort schlug man lange und verzweigte Gänge in das Gestein. Man orientierte sich hier ganz offensichtlich wieder an der Erde. Betritt man diese Gräber, sieht man allerdings, dass dies nur die halbe Wahrheit ist. Denn man staunt dort über grandiose Malereien, die den Gang der Sonne in der Nacht darstellen. Die langen unterirdischen Korridore sind demnach Teil der Mythenerzählungen um die Sonne.

Vor der erwähnten Felswand, die das Tal der Könige nach Süden abschließt, stehen zwei Totentempel, die die Sonnenkonnotation deutlicher zum Ausdruck bringen. Neben dem leider weitgehend zerstörten Tempel Mentuhoteps (Tafel I) ist ein besonders reizvolles Kunstwerk praktisch vollständig auf uns gekommen: der Totentempel der Königin Hatschepsut.



Terrassentempel der Hatschepsut neben jenem des Mentuhotep II. in Deir el-Bahari, Luxor

Als Stiefmutter des noch minderjährigen Tuthmosis III. (um 1450) ließ sich die ehrgeizige Hatschepsut zum (männlichen!) König auf dem Horus-Thron ausrufen. Frauen waren in Ägypten grundsätzlich gleichberechtigt, übten Berufe aus und hatten hohe Stellungen in der Verwaltung inne. Das Königsamt war ihnen jedoch verwehrt. Aber der kleine Trick, dass Hatschepsut als Mann auftrat, reichte offenbar aus. Um ihre Legitimität noch etwas zu erhöhen und ihre enge Verbindung zu den Göttern zu demonstrieren, verbreitete sie die Geschichte einer göttlichen Empfängnis und ließ etliche Obelisken errichten (ein schöner wurde im Karnak-Tempel wieder aufgestellt). Das farbige Relief, das ihre Biographie als „Gottessohn" schildert, ist im Tempel heute noch zu betrachten. Der junge Thutmosis III. scheint von all dem weniger beeindruckt gewesen zu sein, denn als er nach ihrem – ungeklärten! – Tod 1458 endlich die Regierung übernahm und als Erster den Pharaonentitel (altägypt. *per-o*/großes Haus, Residenz) beanspruchte, ließ er jede Erinnerung an seine Stiefmutter tilgen.

Aber für uns zählt vor allem, dass die Königin nicht nur große Reformen und eine kulturelle Blüte auf den Weg gebracht, sondern auch einen wunderbaren Totentempel hinterlassen hat. Ihr enger Vertrauter (und wohl auch Geliebter), Architekt Senenmut, entwarf eine offene terrassenförmige

Anlage. Die Dynamik der langen Rampe, die als Prozessionsweg nach Karnak ausgerichtet wurde, und die Auflösung der megalithischen Masse durch ein horizontales System, das sich durch die Terrassen mit blühenden Gärten ergab, machen die Anlage zu einer der „bedeutendsten und eigenwilligsten Schöpfungen der ägyptischen Tempelarchitektur“[8], meint Dieter Arnold.

Der Tempel der Hatschepsut liegt mitten in einem der größten Gräberfelder der Geschichte, mit Schwerpunkt im Tal der Könige und jenem der Königinnen. Zwei Steinkolosse, denen die Griechen den Namen Memnon gaben, bewachen (ursprünglich neben den mächtigen Eingangspylonen des nicht mehr erhaltenen Totentempels von Amenophis III.) diesen heiligen Bezirk seit Jahrtausenden, konnten aber Grabraub und Zerstörung nicht verhindern.

Schon in der Antike pilgerten Touristen zu den Königsgräbern und Tempeln und ritzten ihre Namen und mehr oder weniger originelle Sprüche in die Malereien. Dann kamen die Christen, vor allem die Mönche, die in den Wüsten Ägyptens ihre Einsiedeleien gründeten. Sie hausten in den langen Stollen der Gräber, in jenem von Ramses IV. gab es sogar eine Kirche. Die christlichen Einsiedler zerstörten einige Malereien, die ihnen nicht gefielen, und meißelten etliche Gesichter der „heidnischen Götzen“ aus, die sie ständig provozierend aus einer ganz anderen Welt anblickten. Später kamen die Muslime und setzten aus den gleichen Motiven das Zerstörungswerk an den alten Schätzen fort. In der Folge gerieten die Monumente Oberägyptens in Vergessenheit und es dauerte bis ins 17. Jahrhundert, bis Theben-West wiederentdeckt wurde. Die Nachrichten über die unglaublichen Funde lösten in ganz Europa wiederkehrende Ägyptomanien aus. Im 19. Jahrhundert machten sich seriöse und weniger seriöse Archäologen und Hobby-Ägyptologen, vor allem aus Italien, Frankreich und England, an die Arbeit und plünderten Ägypten. Für uns hat das den angenehmen Effekt, dass schöne und gut bestückte ägyptische Museen praktisch überall um die Ecke zu besuchen sind. Zum absoluten Highlight dieser Form der Aufarbeitung wurde die Entdeckung des unversehrten Grabes von Tutanchamun im November 1922 in Deir el-Bahari durch Howard Carter, dessen Wohnhaus man ganz in der Nähe besuchen kann. Carter war von George Edward Stanhope Molyneux Herbert, dem 5. Earl of Carnarvon (oder kurz und bündig: Lord

Carnarvon), engagiert worden, um in den Besitz einer Grabungslizenz zu kommen. Der britische Snob, Liebhaber schneller Yachten, von Pferden und Autos hasste die kaltnassen britischen Winter und verbrachte sie lieber im milden Ägypten, wo er die Zeitgenossen mit einem wahrlich exklusiven Hobby zu beeindrucken suchte: der Schatzsuche. Doch fünf Jahre lang wühlte man erfolglos im Schutt der Wüste. Erst als Geld und Geduld des Earls aufgebraucht waren und die Suche vor dem Abbruch stand, kam es zur Sensation.

Heute ziehen Millionen von schwitzenden Touristen eine Spur der Verwüstung durch diese einmaligen Gräber. Dabei ist der Ausflug für die allermeisten Besucher ziemlich sinnlos. Selbst die wenigen, die mit einer gewissen Aufmerksamkeit zumindest die Schönheit der Malereien genießen, steigen verwirrt wieder in die klimatisierten Busse. Denn um die Fülle an Motiven und Gestalten, die einem in den langen Gängen begegnet, auch nur einigermaßen zu verstehen, müsste man tatsächlich einige Seminare im Fach Ägyptologie besucht haben. Ein bisschen mehr über die Probleme werde ich weiter unten noch erzählen.

Tempel für die Götter, Paläste für die Könige

Die Spannung zwischen Erd- und Himmelsorientierung hatte nicht nur Folgen für die Architektur der Grabanlagen, sondern naturgemäß auch für das Aussehen der „Wohnungen“ der Götter. Ganz am Anfang war der Bedarf an Bauwerken zu diesem Zweck überschaubar, denn chthonische Gottheiten wohnten unsichtbar in der Natur, besser gesagt: Sie waren mit der Natur gleichsam identisch. Flüsse hatten ebenso göttliche Würde wie Quellen, Bäume, Höhlen, Erdspalten und Berge. Gleichzeitig waren das alles auch Orte, wo man mit den Gottheiten kommunizieren und sie verehren konnte. Viel mehr als einige Altäre und Einrahmungen von Bäumen und Quellen waren dazu nicht nötig. Als die Menschen indes Siedlungen und Städte gründeten, holte man die Götter in den besiedelten Raum. Sie erhielten ebenso wie ihre Stellvertreter, die Herrscher, nun eigene, immer repräsentativere Bauwerke, die durch die enge Verklammerung von Stadt und Gottheit (also von Politik und Religion!) zugleich der Stadt Identität und Legitimation verliehen. Sakrale Architektur folgte dem

Koordinatensystem von Erde und Himmel. Sie grub sich – meist noch außerhalb oder an der Peripherie der Siedlungen – in die Erde oder strebte nach oben. Kultische Herde und Opferaltäre, Hypogäen und Höhlen dienten als Orte der Verehrung und des Opfers für Vegetationsgottheiten, die im Winter in die Abgründe der Erde zu verschwinden beliebten, um im Frühjahr Auferstehung zu feiern. Tempelanlagen, die man auf Sockel oder gar auf ganze Tempelberge stellte, waren eher den Himmelsgöttern geweiht. Weil sie so auffällig in der Landschaft bzw. auf ausgewählten Plätzen der Stadt standen, eigneten sie sich für eine besonders prachtvolle Gestaltung.

Wo aber wurden nun die ersten Tempel der Menschheit errichtet? An der Antwort sind wir jedenfalls nahe dran, wenn wir in das türkisch-anatolische Şanlıurfa fahren und ein paar Kilometer südlich der Stadt links nach Göbekli Tepe abbiegen. Unter einem weit ausladenden schützenden Flugdach ragen T-förmige Steinsäulen in den Himmel, die ein Pfeilerpaar in der Mitte zu flankieren scheinen. Die Frage ist, worum es sich dabei handelt. Sind das Säulen, die ein Dach trugen, also Reste eines frühen Tempels, oder handelt es sich um bildhauerische Andeutungen von Statuen? Stehen wir vor einer Wohnstadt von Gottheiten, vor einer Grabanlage (wie im letzten Kapitel unterstellt) oder vor einem steinzeitlichen Skulpturenpark? In jedem Fall ist Göbekli Tepe nach heutigem Stand die erste freistehende Kultanlage der Weltgeschichte und – sollte sie tatsächlich ein Dach getragen haben – vielleicht der erste Tempel (Tafel II). Das Bauwerk ist 11 000 Jahre alt, entstand also an der Schwelle zum Neolithikum.

Ganz sicher Kultstätten und eindeutig Tempel (und keine Grablegen) waren die organisch geformten, also chthonischen, aber zugleich in ihrer Geometrie mit solaren Bezügen ausgestatteten Steinbauten auf dem maltesischen Archipel. Nach neuerer Datierung entstanden zwischen 3500 (Skorba/Mgarr auf Malta, Ggantija auf Gozo) und 2500 (Tarxien) etwa zwei Dutzend Tempelanlagen eines Volkes, das aus Sizilien eingewandert war. Woher die Motivation kam, wie der kleine Landstrich die für den Bau der Tempel notwendige Zahl an Menschen ernähren konnte, wo diese wohnten und was sie auf den Inseln sonst noch trieben, das alles sind ungelöste Rätsel. Europas älteste bislang sicher bekannte Tempel stehen jedenfalls auf Malta und Gozo. Erst dann, am Ende dieser Kultur, baute man in Mesopotamien Zikkurats, in Ägypten Pyramiden und stellte in Stonehenge kreisförmig Megalithen auf.

Diese frühen Anlagen waren sozusagen gut in der Erde verankert, strebten aber gleichzeitig nach oben. Als die Bauwerke mehr und mehr in die Städte rückten, die sich gerne im Lichte göttlicher Legitimation sonnten, wurden repräsentative Bauten nach Anfängen im Holzbau üblicherweise aus Stein errichtet. Anders als in Ägypten, wo es Stein im Überfluss gab, hatten die Architekten in Mesopotamien ein Problem: wenig Holz und wenig Stein, abgesehen von ein paar Vorkommen von weichem, zerbrechlichem Kalkstein und hartem, widerspenstigen Diorit! Den Stein, den die Sumerer für statische Notwendigkeiten und für die Bildhauerei benötigten, mussten sie mühsam von weither, aus Iran, Oman und Syrien, herbeischaffen. Dafür gab es Lehm und Schlamm im Übermaß. Also griff man dort zum Lehmziegel, zuerst ungebrannt, später gebrannt. Der Ausgräber in Ur, Leonard Woolley, kommentierte trocken, dass wir die Anfänge der Architektur buchstäblich „im Schlamm und im Schilf des mesopotamischen Deltas“[9] suchen müssen. Um 3000 v. Chr. wurde in Uruk von unzähligen eifrigen Händen mit Millionen von Riemchenziegeln eine erste Metropole hochgezogen. Die Wahl dieses Materials ist zugleich einer der Gründe, weshalb uns von den architektonischen Schöpfungen Mesopotamiens so wenig erhalten blieb. Es liegt in der Natur der Sache, dass Lehmziegelbauten den Unbilden der Zeit weniger Widerstand leisten konnten als die Steinbauten Ägyptens.

Das Material war in der Architektur freilich immer nur die halbe Miete, im Vordergrund stand stets die Form. Alles, was Europa in seinem Formenschatz hat und zu verschiedenen Baustilen zusammenkombinierte, Säule, Bogen, Gewölbe, Kuppel, wurde im Alten Orient entwickelt. Viele Versuche waren nötig und Misserfolge pflasterten den Weg der Architekturgeschichte, zumal man die Möglichkeiten von Stürzen, Bögen und Gewölben jeweils bis zum Anschlag ausreizte. Manchmal hilft es für das Verständnis architektonischer Formen, wenn man im Auge behält, dass ihre Entstehung viel mit der Übertragung vom anfänglichen Holzbau in den Steinbau zu tun hat. So waren die ersten Säulen der Architekturgeschichte, die im ägyptischen Sakkara entstanden, eine Übertragung der Schilfbündel, die aus Mangel an Holzstämmen Türstürze und Strohdächer stützten. Aus den Vorlagen dieser Schilfbündel leiten sich die ersten in Stein gemeißelten (Papyrus-)Kapitelle ab. Das Kapitell (von lat. *caput*/ Kopf; *capitellum*/Köpfchen), das den Übergang von der tragenden Säule zu den

lastenden Balken oder Bögen markiert, ist eines der herausragendsten Elemente in der Architekturgeschichte. Nach der Form des Kapitells hat man über viele Jahrhunderte bis herauf ins 19. Jahrhundert die Würde von Gebäuden bewertet.

Angesichts des hohen Aufwands für solche Bauten ist es verständlich, dass nicht nur der Auftrag für einen Bau durch die Götter erfolgte, sondern auch die Baupraxis selbst göttlichen Beistands bedurfte. Es gab in Mesopotamien einen Ziegelgott und Götter für Grundriss, Fundament und für die kultische Reinigung des Baus. Ihnen wurde in eigenen Bauritualen gehuldigt. Der Akt des Bauens war selbst ein Ritual und erforderte die Einhaltung kultischer Vorschriften. Man vergrub etwa an den Ecken und unter den Türschwellen Statuetten, die den Bau gegen das Eindringen des Bösen und unerwünschte Störungen sichern sollten wieder eine Absicherung des Eigenen gegen das bedrohliche Fremde. Mit anderen Worten: Nicht nur der Formenschatz der europäischen Architektur stammt aus dem Alten Orient, auch ihre Sinnerzählungen wurden dort geboren. Von Anfang an waren Bauwerke, sakrale wie profane, zumindest auch dazu da, die Macht von Stadt und Bauherr, also in aller Regel von Herrschern, zu dokumentieren und zu mehren. Der zentrale städtische Sakralbau war ebenso wie der überdimensionierte Palast mit Hunderten von Räumen geradezu eine Notwendigkeit für ihr Selbstbewusstsein.

Dementsprechend inszenierten sich die Bauherren, beginnend mit der Geschichte vom direkt von der Gottheit stammenden Auftrag zum Tempel- oder Zikkuratbau. Der Fürst von Lagasch, Gudea, erhielt diesen Auftrag vom Stadtgott Ningirsu, der König Urnammu von Ur vom Mondgott Nanna; auch Moses wurde der Plan für das Heiligtum von Gott selbst übergeben. Gern ließen sie sich von den Hofkünstlern bei der Grundrissgestaltung oder als Korbträger darstellen, um ihren eigenen Beitrag beim Bau des Heiligtums an eine möglichst große Glocke zu hängen. Auch die Architekten genossen im Alten Orient und später in Griechenland (in Rom war es anders, dort schoben die Bauherren die Architekten zur Seite) hohe Reputation. Wie berichtet, wurde der Architekt der Stufenpyramide in Sakkara, Imhotep, später zum Gott erklärt, gleichsam ein Pritzker-Preisträger des Alten Orients.

Zwar weiß man noch immer wenig über die genaue soziale Funktion der damaligen Tempel und Paläste, die als Zentren für Repräsentation und

Verwaltung sowie Produktion von Wissenschaft und Kunst multifunktionale Anlagen gewesen sein dürften. Aber weithin unbestritten ist, dass die Tempel in Mesopotamien wie in Ägypten mächtige Wirtschaftsbetriebe waren, vermutlich auch Grundbesitzer, zumal es kaum Privatbesitz gegeben haben dürfte, sondern eher eine Art kommunistische Tempelwirtschaft vorherrschte. Eine Änderung in der Religion hatte jedenfalls unmittelbare wirtschaftliche Folgen. Als Amenophis IV., der sich Echnaton nannte, den ersten Monotheismus der Geschichte einführte, brach die Wirtschaft des Landes zusammen, weil die ertragreichen Tempel der alten religiösen Ordnung geschlossen und die Priester-Oligarchen entmachtet wurden. Dass die Änderung der Religion gleichsam das Bruttosozialprodukt nach unten zog, war einer der Gründe, weshalb sich Echnatons neue Religion nur eine Generation lang halten konnte.

Immerhin hatte Echnaton den gewaltigsten Tempel des Reichs ausgeschaltet, den Karnak-Tempel in Theben (Luxor), das Macht- und Wirtschaftszentrum Ägyptens. Den ältesten heute bekannten Hinweis auf einen Amun-Tempel in Karnak bietet eine Hieroglyphensäule von Antef II. (um 2100), die engere Geschichte dieses gewaltigen Baus begann in der 12. Dynastie im Mittleren Reich unter Sesostris I. um 1950 v. Chr. Gebaut wurde bis in die 30. Dynastie, in der die unvollendet gebliebene erste Pylonenreihe entstand, der größte Torbau der Weltgeschichte, der heute die Besucher empfängt. Karnak ist die Umsetzung von lauter Superlativen: Es ist mit über 120 Hektar die größte je errichtete sakrale Anlage, es hatte die mächtigsten Pylonen, das größte Hypostyl mit 134 Papyrussäulen auf 5400 Quadratmetern, die längsten Prozessionswege, gesäumt von etwa 1300 Sphingenskulpturen (Tafel III).

Mit dem ursprünglich vermutlich gedeckten Säulensaal, in dem bekanntlich James Bond allerlei Schabernack trieb, haben wir eine erste riesige basilikale Anlage vor uns. Dabei handelt es sich um einen Bautypus, der später in Syrien, Rom und bei den christlichen Kirchen eine überragende Rolle spielte. Der Säulensaal hatte ein erhöhtes Mittelschiff mit Gitterfenstern („Obergadenfester“), die das Licht in das Zentrum strömen ließen, während die zahlreichen Seitenschiffe dämmrig blieben. Besonders reizvoll ist die Idee der Architekten, in den dunklen Nebenschiffen die Papyrusknospen der Kapitelle geschlossen zu formen, während sie im Mittelschiff offen waren. Dort, wo durch die säulengesäumte

Prozessionsstraße die Barke des Sonnengottes hindurchgetragen wurde, öffnen sich die Blüten.



Hypostyl des Karnak-Tempels

Zu den größten Bauherren der Geschichte (wir werden mit Nebukadnezar II., Alexander dem Großen, Konstantin, Theoderich, Justinian, Karl dem Großen noch weitere kennenlernen) gehört Ramses II. (um 1250 v. Chr.). Der König, der siebzig Jahre lang regierte, baute einen Tempel nach dem anderen, darunter auch die berühmte Anlage von Abu Simbel. Er regierte übrigens vom Delta aus, wo schon sein Vater Sethos mit dem Ausbau der neuen Hauptstadt Piramesse (Haus des Ramses) begonnen hatte. Das geschah vor allem aus militärstrategischen Gründen, denn man konnte von dort aus die lebenswichtigen Handelswege effektiver sichern und im Krisenfall schneller am Ort des Geschehens sein. Theben verlor an Bedeutung, die Grablege auf der Westbank, die die Rolle Thebens als sakrales Zentrum und Ort der Erinnerungskultur über Jahrhunderte sicherte, gab Ramses IX. (1099–1070) am Ende der 20. Dynastie auf.

Unter den Ramessiden erlebte Ägypten den Höhepunkt seiner Geschichte, doch in der Folge kam es zu inneren Wirren bis hin zum Königsmord. In der 26. Dynastie konnte Ägypten durch den Niedergang Assurs die Herrschaft auf die Levante ausdehnen. Verschiedene Herrschaften wechselten sich in schneller Folge ab: die Nubier im 8. Jahrhundert, die Assyrer im 7. Jahrhundert, 525 übernahmen die Perser. Schließlich kam 333/332 Alexander der Große auch nach Ägypten und gründete ein weiteres Alexandrien, das berühmteste von den vielen (die heute meist andere Namen tragen). Spätestens in diesem Moment stehen wir in der Periode des Hellenismus, der uns an anderer Stelle ausführlicher beschäftigen wird.

Die Dynastie der Ptolemäer begründete 323 v. Chr. Ptolemäus I. Unter Ptolemäus III. erreichte Ägypten seine größte Ausdehnung überhaupt, doch auch Kunst und Kultur wurden gefördert und viele Wissenschaftler nach Alexandrien gelockt. Alexandrien, wo zwei Hochkulturen, die ägyptische und die griechische, aufeinandertrafen, muss damals eine faszinierende und anregende Stadt gewesen sein, die wir später bei einem Rundgang noch näher kennenlernen werden. Die Herrschaft der Ptolemäer wurde zuletzt von Rom am Leben erhalten, was dank der Verbindungen von Cäsar und Marcus Antonius mit Kleopatra VII. in einem breiten Bewusstsein verankert blieb. Der Senat in Rom schickte schließlich Oktavian gegen Antonius und Kleopatra. 31 v. Chr. siegte er in der Schlacht von Actium und Ägypten wurde für 400 Jahre eine römische Provinz. Da stellt sich eine der schönen, weil unbeantwortbaren Was-wäre-wenn-Fragen: Was wäre, wenn Oktavian eine Niederlage erlitten hätte? Wäre Europa dann gleich aus Ägypten herausgewachsen, ohne die Vermittlung Roms? Wäre Europas Hauptstadt heute Alexandrien?

In Ägypten scheint man die gesamte Kraft in sakrale Anlagen investiert zu haben. Entsprechend gut erhalten sind Grabanlagen und Tempel (Tafel IV). Von den hauptsächlich aus Ziegeln gebauten Palästen sind nur mehr klägliche Reste erhalten. In Mesopotamien hingegen hat man sich offenbar mehr um die Pracht der Paläste gekümmert. Eine gewaltige frühe Anlage war der Palast der Stadt Mari, der Konkurrentin von Babylon. Diese riesige Anlage, die Anton Moortgat als „Gesamtkunstwerk“ bezeichnete, in das sich alle Kunstgattungen einfügten, umfasste Verwaltungs-, Repräsentations-, Wirtschafts- und Tempelbereiche, dazu den privaten Wohnbereich des

Königs und ein Badehaus. Der Palast beherbergte Tempera-Wandmalereien und einen umfangreichen Skulpturenschmuck. Man vermutet Einflüsse aus der gleichzeitig blühenden minoischen Kultur. Manchmal gibt uns die Religionsgeschichte Hinweise auf solche Verbindungen. Die Gleichsetzung des syrischen Künstlergottes Koscher mit dem vorgriechischen kretischen Hephaistos ist in diesem Fall verräterisch und könnte das Resultat einer engen künstlerischen Verflechtung sein.

Ein anderer eindrucksvoller Palast, schon eine Stadt in der Stadt, stand in der hethitischen Hauptstadt Hattuscha. Er besaß unter anderem mehrere Bibliotheken und ein umfangreiches Archiv. Ebenso gewaltig war der große Tempel, ein Wirtschaftskomplex mit Verwaltungsbüros, Handwerksbetrieben, Künstlerateliers, mehrstöckigen Magazinen, Bibliotheken und natürlich mit den der Religion gewidmeten Bereichen. Die Hethiter, die für ihre Monumentalität bekannt waren, hinterließen zahlreiche Steinmonumente und Reliefs (Tafel V). Sie scheinen „ein besonderes religiöses Verhältnis zu Berg, Fels und Stein“[10] gepflegt zu haben, wie Christian Marek anmerkt.

Meilensteine im Palastbau lieferten die Assyrer ab. In ihren luxuriös ausgestatteten Palästen zeigten Gemälde und bunte Reliefs Symposien-, Jagd- und Tierkampfszenen. Jagddarstellungen stammen generell aus einer Zeit, in der Adel und Reichtum überhaupt erfunden wurden. Die ursprüngliche Bedeutung der Jagd lag im Bezwingen wilder Tiere. Das stand symbolisch für das Ordnungschaffen und das Überwältigen der Feinde des Reichs. Man jagte sozusagen den politischen Gegner, dem man vorwarf, die Ordnung zu bedrohen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb die Jagd lange ein Privileg der Aristokratie blieb und schließlich zu einer Freizeitbeschäftigung aristokratischer Snobs und Möchtegerns verkam.

Die Wandreliefs, die sich in den diversen Palästen auf mehrere Kilometer summierten, waren die sensationelle Neuheit der assyrischen Palastarchitektur. Die Assyrer scheuten sich nicht, die unglaublichen Grausamkeiten, mit denen ihr Militärstaat die Feinde niedermetzelte, in den Palästen zur Schau zu stellen. Jeder Besucher sollte sehen, dass mit den Gastgebern nicht zu spaßen war. Es wurde hier die große Kunst der medialen Propaganda betrieben, denn auch wenn diese Bilder nur wenigen Auserwählten zugänglich waren, gibt es keinen Zweifel, dass sich die Nachricht über ihren Inhalt wie ein Lauffeuer verbreitete.

Der Abschied vom Alten Orient: von den Assyrern zu den Persern

Durch das Interesse an den altorientalischen Palastbauten sind wir bei den Assyrern gelandet, was Gelegenheit bietet, kurz vom Ende der altorientalischen Zeit zu erzählen. Dieses Ende wurde besiegelt, als die Hethiter um 1600 v. Chr. Babylon eroberten. Wie bei solchen Gelegenheiten üblich entführten sie die Statue des Stadtgottes Marduk, denn auch die Könige der Hethiter verstanden sich als Stellvertreter des Sonnengottes. Die Verstärkung ihrer Legitimation mithilfe des babylonischen Marduk half freilich nicht lange. Die Hethiter saßen in ihrer Hauptstadt Hattuscha (nahe dem heutigen Boğazkale in Zentralanatolien) satte 1200 Kilometer weit von Babylon entfernt, was es schwierig machte, die Metropole langfristig zu sichern. Kassiten und wieder die aufmüpfigen Elamer balgten sich um das Erbe, das sie immerhin 400 Jahre lang mit großem Respekt behandelten. Um 1225 v. Chr. nahm schließlich der assyrische König Tukulti-Ninurta I. die Stadt ein. Die Assyrer tauchten erst am Beginn des 13. Jahrhunderts auf dem Radarschirm der Geschichte auf, obwohl sie da bereits auf nicht weniger als 116 Könige zurückblicken konnten. Das ist mehr, als jede andere Kultur der Zeit zu bieten hatte, blieb aber weitgehend unbemerkt, weil die meisten dieser Könige geduldige Vasallen anderer Reiche gewesen waren. Doch irgendwann beschlossen die Assyrer, aus dem Schatten der langen Geschichte zu treten und die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Mit beharrlichem Machtanspruch und einem hohen Maß an Grausamkeit, für das der Alte Orient ohnehin zweifelhafte Berühmtheit erlangte, machten sie sich daran, ein Weltreich zu errichten. Die Grundlagen dafür hatte bereits Schamschi-Adad I. um 1800 v. Chr. mit der Eroberung von Mari geschaffen. Wenig bescheiden übernahm er den alten Titel „König der Gesamtheit“. Um 1400 v. Chr. dann baute Assuruballit I. Assyrien zur führenden Macht in Vorderasien auf.

Mit dem Ausgleich zwischen Hethitern und Ägyptern – nach der Schlacht in Kadesch von 1274 v. Chr. – wuchs die Ambition der Assyrer und fand in der Eroberung Babylons durch Tukulti-Ninurta I. ihren vorläufigen Höhepunkt. Auch der assyrische König ließ als Geste der neuen Herrschaft die Marduk-Statue entführen, die wie ein Wanderpokal durch die Gegend geschleppt wurde. Von Tukulti-Ninurta ist uns ein außergewöhnlicher Altar

erhalten geblieben, auf dem der König zweifach, in stehender und kniender Haltung, vor einem leeren Thron dargestellt ist. Der Gott, dem er sich mit solcher Demutsgeste näherte, ließ sich – ein erstaunlicher Grad an Abstraktheit – offenbar nicht darstellen, er hatte nur eine anikonische (griech. bildlose) Präsenz. Der leere Thron wurde zu einem wichtigen Motiv, das in die ägyptische, griechische, römische und schließlich christliche Ikonographie Eingang fand. In der Letzteren symbolisierte er die Wiederkunft Christi (Hetoimasia) oder stand für einen Teil der Trinität (Thron = Vater, Lamm/Kreuz = Sohn, Taube = Hl. Geist).

Schließlich kam dem Aufstieg der Assyrer der Seevölkersturm zugute. Um 1200 schlug ein Haufen von Stämmen unklarer Herkunft eine Schneise der Verwüstung in den Raum um das Mittelmeer. Sie waren bestens organisiert und ausgerüstet mit modernen Eisenwaffen, die den Bronzeausrüstungen der Armeen vor Ort überlegen waren. Erst an den Grenzen Ägyptens konnten die Seevölker aufgehalten werden. Ramses III. ließ die entscheidende Schlacht von 1177 v. Chr. im Tempel von Medinet Habu darstellen. Die Geschehnisse kann man gar nicht hoch genug bewerten. Sie beendeten die Kultur der Bronzezeit, wobei eine Schrift (Linear B) sowie exquisite künstlerische und architektonische Preziosen verloren gingen, und krempelten die Verhältnisse im Vorderen Orient wie im gesamten Mittelmeergebiet grundlegend um. Eric H. Cline hat die Jahreszahl 1177 zum Titel eines schönen Buches gemacht, das die Bedeutung dieses Kulturbruchs würdigt.[11]

Auch das Hethiterreich, ohnehin durch Hungersnöte und widerstrebende Interessen konkurrierender Clans geschwächt, brach weitgehend zusammen. Seinen Platz nahmen in Teilen Anatoliens bis zur Küste die Phryger (die unter der sagenumwobenen Midas-Dynastie eine Blüte erlebten) und Lyder ein. Herodot gibt als Heimat der Phryger Makedonien an. Noch die Griechen schätzten ihre berühmte Ornamentik. Im Lateinischen gibt es den Ausdruck *phrygionius*, was so viel wie „mit Goldborte versehen“ bedeutete. Auch wir bewahren den Phrygern in unserem Lehnwort Fries ein Andenken. Ihre Kultur ist nicht zuletzt deshalb so interessant, weil sie eine Mittlerrolle vom Orient in die griechische Kultur erfüllte. Das Reich der Phryger war nach Pierre Amiet „ein reger Umschlagplatz zwischen Ost und West, zu einer Zeit, da die griechische Kunst gerade geboren wurde“.[12] Kurz nach 700 v. Chr. ging Phrygien als

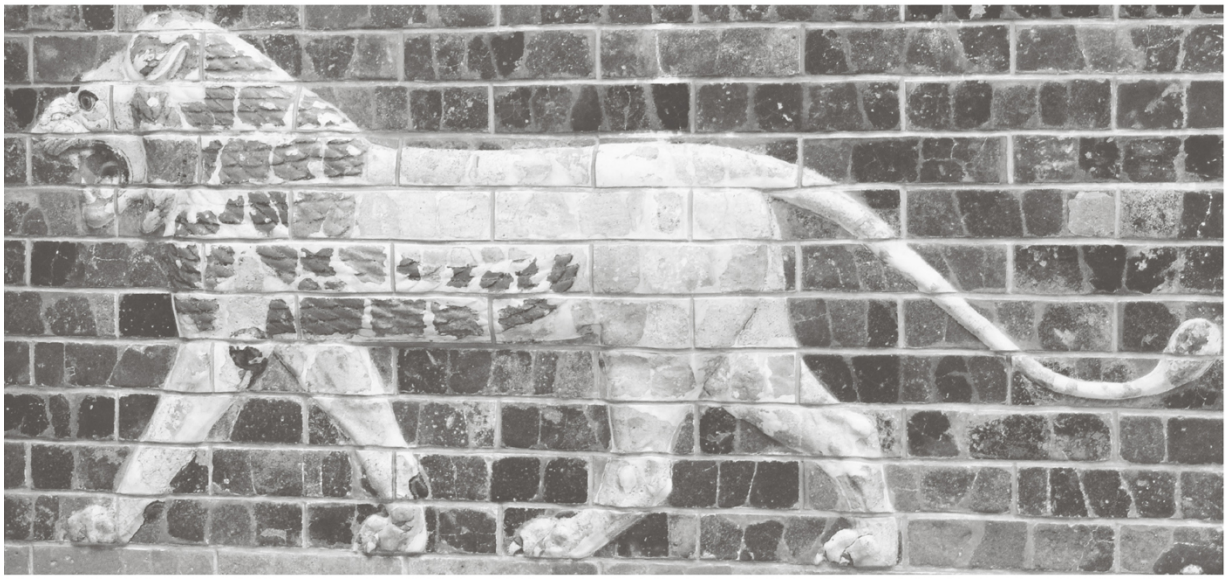
selbstständige Macht unter und Lydien blieb übrig. Als dann die lydische Hauptstadt Sardes (östlich des türkischen Izmir) 547 durch den Perserkönig Kyros II. zerstört wurde, endete auch dieses Reich. Ob der berühmte lydische König Kroisos die Schlacht überlebte, wissen wir nicht.

Doch zurück zu den Assyrern. Weil an ihnen der Sturm der Seevölker haarscharf vorbeigezogen war, konnten sie relativ mühelos die zerstörten Teile rundum einsammeln. Die Expansion des Assyrischen Reichs erreichte Theben und Memphis in Ägypten. Die dazwischen liegenden kleineren Gebiete, darunter Israel und Judäa, wurden zum Spielball der beiden Großmächte. Der für seine Grausamkeit berüchtigte Assurnasirpal II. – Texte der Zeit beschreiben ihn als einen, der „auf den Nacken seiner Widersacher tritt und all seine Feinde überwältigt" – kam 883 v. Chr. auf den Thron. Er verlegte die Residenz von Assur nach Kalhu/Nimrud, das er zu einem Verwaltungszentrum mit einem mächtigen, mit reliefierten Steinplatten geschmückten Palast (Nord-West-Palast) ausbaute. Für die Einweihungsfeier ließ er sich nicht lumpen und bewirtete 70 000 Gäste zehn Tage lang auf Staatskosten.

Die Geschichte Assyriens brandete hin und her und endete schließlich um 610 v. Chr. durch die Babylonier und Meder unter Nabopolassar. Der ehemalige Feldherr eines assyrischen Königs war 626 auf den Thron gekommen und wurde zum Gründer des Neubabylonischen Reichs. Er nannte sich „König von Sumer und Akkad" und beschwor damit eine bereits damals ferne, lichte Vergangenheit. Für eine neubabylonische Restauration der alten Größe grub man in den Bibliotheken Hymnen und Ritualanweisungen aus, die bereits ein ehrwürdiges Alter von tausend Jahren aufwiesen. Das ist so, als würden heute Politiker die „goldenen Zeiten" der Ottonen beschwören, noch ein gutes Stück vor der Scholastik des Hochmittelalters. Die lange Zeit der Assyrer wurde als kulturlos denunziert, Babylon sollte in altem Geist wiedererstehen. Und in der Tat brachte es noch einmal klingende Namen hervor, wie jenen von Nebukadnezar II., der von 605 bis 562 regierte, zu einer Zeit, als in der griechischen Kolonie Milet die ersten Philosophen das Weltbild revolutionierten. Nebukadnezar war ein ambitionierter Bauherr. In seinem Babylon – für den griechischen Historiker Herodot so prächtig „wie keine andere Stadt der Welt" – entstanden möglicherweise an die fünfzig Tempelbauten. Dazu kamen ein gigantischer Palast als Residenz- und

Verwaltungszentrum sowie eine neue Prozessionsstraße mit einem der Ischtar geweihten Tor. Die Wände des Straßenzugs und das Tor waren zuletzt mit einem prächtigen Fries aus blauen Glasurziegeln geschmückt. Darunter fand sich prominent das Löwenmotiv, das Symbol der Göttin. Den erhebenden Moment, durch dieses Tor zu schreiten, kann man sich noch heute gönnen. Man muss dazu nicht einmal in den Irak reisen, es genügt ein Abstecher nach Berlin in das dortige Pergamonmuseum.

Im Zentrum Babylons ragte neben dem Heiligtum Marduks die siebenstöckige Zikkurat Etemenanki (Haus der Fundamente von Himmel und Erde) mit einer Grundfläche von 90 mal 90 Metern und einer ebensolchen Höhe in den Himmel. Unter den Baujuwelen befanden sich auch die legendären, bis heute unentdeckten, der Semiramis (vermutlich Schammuramat, die für ihren noch minderjährigen Sohn Adad-nirari III. um 806 v. Chr. vier Jahre lang erfolgreich die Herrschaft ausübte) zugeschriebenen Hängenden Gärten. In Wirklichkeit dürften auch sie ein Werk Nebukadnezars gewesen sein. Babylon war im Alten Orient ein Symbol für den Glanz der Stadtkultur und der religiösen Identität schlechthin. In einer Bauinschrift heißt es: „Marduk, Herr, Weisester der Götter, stolzer Fürst! […] Herrlicher als Deine Stadt Babylon werde ich unter allen Orten keine Stadt ausgestalten.“[13] Gerade deshalb bildete Babylon die Folie für eine erste literarisch fixierte Stadtkritik, eine Kritik an den Intellektuellen, der Aufklärung und der Moderne: Die Stadt wird im Alten Testament als „Mutter der Huren“[14] beschimpft.



Löwe als Symbol für Ischtar, Istanbul Arkeoloji Müzesi, Istanbul

Nebukadnezar war es auch, der 597 und 587 Jerusalem eroberte, es zerstörte und die jüdische Oberschicht ins Exil nach Babylon zwang, was nun gleich berichtet wird. Im Jahr 539 endete das Neubabylonische Reich. Die Perser unter Kyros II. standen in der Stadt. Der letzte König Babylons, Nabonid, hatte die Priester gegen sich aufgebracht, und die hatten Kyros zu Hilfe gerufen, der sich nicht zweimal bitten ließ. Damit sind die Perser auf dem Platz der Weltgeschichte angekommen, auf dem wir sie brauchen. Wir werden sie allerdings aus der Perspektive der Griechen in den Blick nehmen, denn wir wollen nun unserem Europa doch ein gewaltiges Stück näherrücken.



König David auf einem Mosaik aus Gaza (508 n. Chr.), Israel Muesum, Jerusalem

4 DIE ENTSTEHUNG DES JUDÄISCHEN MONOTHEISMUS

Mit dem Abschied von Mesopotamien haben wir zugleich eine Fülle von kulturellen Erzählungen, von Kunst- und Architekturmotiven sowie von politischen Ideen eingesammelt, die Bausteine für die europäische Kulturgeschichte wurden. Ganz loslassen vom Alten Orient wollen wir aber noch nicht, denn einen solchen Baustein gilt es noch zu ergänzen: den Gott der Juden.

Angesichts der auf den europäischen Kontinent drängenden Scharen von Orientalen und aus einer zweifelhaften Profilierungssucht in der Abwehr eines möglichen Näherrückens der Türkei sehen sich europäische Politikerinnen und Politiker ab und an zu kulturphilosophischen Erörterungen angeregt. Dabei repetieren sie, was ihnen auf ihren politischen Akademien eingebläut wurde: die Standardformel vom jüdisch-christlichen Europa, von der auf Rom und Athen und Jerusalem ruhenden Kultur Europas, die eine solche auch bleiben müsse, basta!

Natürlich ist die Sache erheblich komplizierter. Denn vom Himmelsgott über Sterben und Wiedergeborenwerden bis zum Höllenfeuer schwirrten in den Erzählungen des Orients längst alle Bestandteile des Judentums und Christentums herum. Und das, lange bevor Jerusalem, geschweige denn Athen und Rom, eine Rolle spielten. Wir wollen uns daher die Zeit nehmen und uns genauer ansehen, was es mit diesem jüdisch-christlichen Europa auf sich hat.

Viele Götter oder nur einer?

Die Geschichte um den Gott des Alten Testaments, Jahwe, verarbeitete alle diese Bestandteile höchst originell. D er zentrale Gedanke dabei war natürlich der Monotheismus. Um diesen Gedanken zu entfalten, müssen wir nochmals kurz nach Ägypten blicken, denn es war in Ägypten, wo der erste

Monotheismus der Geschichte entstand. Sein Erfinder war der ägyptische Pharao Amenophis IV., der sich nach seinem neuen Gott Echnaton nannte.

Wir sahen, dass die Umgangsformen polytheistischer Systeme untereinander von den Regeln der Diplomatie und der Kulturtechnik respektvoller Übersetzung geprägt waren. Um zu verstehen, warum Amenophis IV. den vorherrschenden Polytheismus so vehement bekämpfte, muss man die gesamte Geschichte um den Amun-Kult im Auge behalten. Nach der (wieder einmal) blutigen Wiedervereinigung des (wieder einmal) zerbrochenen Landes in der 11. Dynastie erfreute sich Ägypten einer friedlichen Zeit und zunehmender Prosperität. Dieses Glück wurde allerdings jäh unterbrochen. Das sich aufgrund der topologischen Gegebenheiten in Sicherheit wiegende Reich musste erleben, was als ausgeschlossen galt, nämlich den Einfall einer feindlichen Macht. Die Hyksos, ein asiatisches Mischvolk, sorgten 1674 v. Chr. für das 9/11-Syndrom des alten Ägypten. Ausgestattet mit neuester Waffentechnik wie dem Streitwagen, überrollten sie buchstäblich Ägyptens altertümlich aufgestellte Fußtruppen. Für ein Jahrhundert hielten sie das Land, ehe in der 17. Dynastie die Befreiung begann, die sich bis in die 18. Dynastie, also in das Neue Reich, hinzog. Wie manche schlimme Erfahrung hatte der Einbruch der Hyksos auch eine positive Seite. Das Ereignis beendete die Abschottung des Landes, katapultierte Ägypten als Mitspieler in den Reigen der umliegenden Reiche und führte zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg. Mit dem frischen Wind griff ein schüchterner Kosmopolitismus Platz. Wenn laut einem erklärenden Text im Luxor-Museum die bedeutendste Kunst Ägyptens aus „kosmopolitischer Zeit“ stammt, ist das mit Blick auf die Erfahrungen aus der Geschichte nicht weiter verwunderlich. Denn Kultur kann sich nicht in abgeschlossenen, womöglich auch noch autoritär regierten Räumen entfalten. Kunst und Kultur brauchen Freiheit des Geistes und Anregungen aus anderen Gedankenwelten.

Aber die Lehre, die die Ägypter aus dem Überfall der Hyksos zogen, der ihnen ihre Verwundbarkeit so brutal vor Augen geführt hatte, war: Wer sich öffnet, sollte sich auch schützen. Man begann, doch mehr auf eine ordentliche Armee als auf die Götter zu vertrauen, und im Neuen Reich wurde erstmals ein stehendes Heer aufgestellt. Mit dem guten Gefühl der Sicherheit durch eine solche Streitmacht konnte man nun drangehen, aus

Ägypten einen Global Player zu machen. Dazu gehört selbstverständlich eine repräsentative Hauptstadt. Wie oben bereits berichtet, wählte man dafür Theben und baute als wirtschaftliches, religiöses und politisches Machtzentrum der Metropole den gewaltigen Karnak-Tempel aus. Seine Anlage umfasste neben Kulträumen auch Wirtschafts- und Verwaltungseinheiten, Bibliotheken, Schlachthöfe und Priesterwohnungen. Die umgebenden landwirtschaftlich genutzten Gebiete zahlten Tempelsteuer, die nach dem jeweiligen Stand des befruchtenden Hochwassers berechnet wurde.

Der religiöse Aspekt des Tempels umfasste die Göttertriade Amun-Mut-Chons mit dem Stadt- und Hauptgott Amun-Re. Die ägyptische Religion war zwar polytheistisch, aber in seiner Theologie konnte Echnaton an eine auch in polytheistischen Systemen verbreitete Tendenz anknüpfen, die nach einem starken Führer oder einer Führerin im vielfältigen Götterpantheon verlangte. In Theben hatte diese Rolle Amun inne. Der Stadtgott, der den alten Gott Atum-Re aufgesogen hatte, wurde unversehens zu einer auch politisch leitenden Stimme. Denn die Priester beriefen sich bei allen ihren „Ratschlägen", die weit in den politischen Bereich reichten, auf die machtvolle Stimme Amuns. Dagegen war naturgemäß schwer anzukommen. Kein Pharao wagte eine Politik gegen den Willen Amuns, sprich: gegen den Willen der Priester Thebens. Der politische Betrieb funktionierte nicht viel anders als in heutigen Theokratien, wo selbst einigermaßen demokratisch legitimierte Politiker schwer gegen den Willen der „Priester" unter der Führung des obersten Ayatollahs ankommen. Diese Situation löste bei den Königen schon länger Unbehagen aus. Aber erst Amenophis IV. nahm sich ein Herz und versuchte, den Knoten zu durchschlagen. Er proklamierte einen neuen Gott und gründete eine neue Religion! Amenophis, der sich nach dem neuen Gott Aton, den er einführte, Achen-Aton (= Echnaton/der sich für Aton einsetzt) nannte, war einem liberalen Kosmopolitismus verpflichtet, und das vertrug sich überhaupt nicht mit der konservativen, auf Machterhalt ausgerichteten Priesterkaste.

Zunächst versuchte er in Theben selbst das Steuer umzulegen und gründete einen Aton-Tempel als Gegenheiligtum zur Anlage in Karnak. Wir wissen davon, weil Teile dieses Tempels später als Füllmaterial für die riesigen Pylonen des Karnak-Tempels dienten. Aber Echnaton biss sich am hinhaltenden Widerstand die Zähne aus. Daher entschloss er sich, Theben

aufzugeben und eine neue Hauptstadt zu gründen. Er nannte sie Achet-Aton (Horizont des Aton). Sie kam in der kurzen Zeit freilich kaum über den Status einer Königsresidenz hinaus und wurde nach Echnatons Tod in Schutt und Asche gelegt. Wenn man heute über das Gelände von Tell el-Amarna wandert, stolpert man gerade noch über einige Grundmauern. Dies ist umso bedauerlicher, weil Echnaton ein außerordentlicher Förderer von Kunst und Architektur war. Seine wunderbaren Paläste waren mit berückenden Fresken ausgemalt, die weitgehend verloren sind. Besser bestellt ist es um die Gräber. Sie sind noch in passablem Zustand, nur die Symbole der neuen Religion wie die Sonne wurden ausgemeißelt.

Die Geschichte von Echnaton hilft uns bei der Beantwortung einer Frage: Geht es so einfach, am grünen Tisch eine neue Religion zu gründen und damit gleich auch noch die politischen Eliten zu stürzen? Im Fall Echnatons ging es jedenfalls nicht! Der erste Monotheismus der Geschichte war ein Flop und überlebte kaum eine Generation. Er war, was man eine Kopfgeburt nennt, eine Konstruktion von oben herab (oder, modern gesagt, *top down*). So etwas, heißt es immer, überfordere die Menschen. In diesem Fall war es tatsächlich so. Die Menschen waren es gewohnt, über die Priester und eingebettet in geheimnisvolle Rituale Austausch mit den Göttern zu pflegen und so die Antworten Gottes zu erfahren auf alles, was zwickt und zwackt. Ägypten war das Land der Prozessionen, Riten und Feste. Sie verliehen Stabilität und Sicherheit im schwierigen Fluss der Zeit. Die Religion mit den vertrauten Kulten war das Bollwerk des Eigenen gegen die Zumutungen einer unübersichtlichen, global werdenden Multikulti-Welt. Den Priestern, die dieses Bollwerk verwalteten, verzieh man daher auch so manche Machtanmutung.

Das alles hatte Echnaton infrage gestellt. Die Priester waren ausgebootet, ihre Götter abgeschafft. Es gab keine Götterbilder und -statuen mehr, die man sich ins Haus holen konnte, um mit ihnen handgreiflichen Kontakt zu pflegen. Der neue Gott Aton – der Ausdruck stand für die Sonnenscheibe – war demgegenüber abstrakt und abgehoben. Er verbarg sich nicht in Form seines Standbildes geheimnisumwittert im dunklen Sanktuar der Tempel, wo er sich im exklusiven priesterlichen Hokuspokus offenbarte. Nein, Aton war für alle sichtbar. Das war sein demokratischer Aspekt. Freilich behielt er auch seine Meinungen weitgehend für sich, niemand konnte sich so einfach auf ihn berufen. Echnatons Konstruktion führt ein zentrales

religionsgeschichtliches Prinzip vor Augen: Je transzendenter und abstrakter ein Gottesbild ausfällt, je deutlicher man die Ambition aufgibt, Gott detailliert beschreiben und seinen Willen ablesen zu können, desto schwieriger wird in aller Regel seine Akzeptanz im Volk. Desto weniger gelingt es auch, politische Ansprüche mit religiösen zu vermischen. Was für Theologen als Fortschritt gilt, ist für viele Politiker eine schlechte Botschaft. Denn es war immer verführerisch, Programme und politische Praxis an die Religion zu koppeln, ein durchsichtiges Spiel, das namentlich bei autoritären Regimen bis heute verfängt.

Die Sache war also zwiespältig. Überliefert sind sowohl Klagelieder über den Verlust des alten Gottes Amun als auch Jubelhymnen auf den neuen Gott Aton. Bereits damals dürfte ein medialer Krieg um die Meinungsführerschaft in Sachen Religion getobt haben. Es gab eine von dieser Modernisierung begeisterte Elite. Für die meisten Menschen indes war die Radikalität des Umsturzes bedrohlich und sie sehnten sich nach der alten Ordnung. Im Zweifel scheint der Mensch doch die Fürsorge durch die Institution zu wählen und nicht die eigene Anstrengung, die eine größere Freiheit von vorgekauten Sinnstiftungen zwangsläufig mit sich bringt.

Dazu kam der Ausfall des rund laufenden Wirtschaftsbetriebs des alten Amun-Tempels, was tiefe Rezessionsfurchen hinterließ. Die alten Eliten waren auch nicht untätig geblieben. Als Echnaton 1334 v. Chr. starb, wurde der möglicherweise sogar mit ihm verwandte Tutanchaton sein Nachfolger. Kaum war er inthronisiert, änderte er seinen Namen auf Tutanchamun und begann die alten Verhältnisse wiederherzustellen. Viel Zeit blieb dem Kindpharao, der im zarten Alter von etwa zehn Jahren den Thron bestieg, nicht, denn er erreichte nicht einmal das zwanzigste Lebensjahr. Man darf sich die Fäden ziehenden Eliten im Hintergrund lebhaft vorstellen. Alles, was an Echnaton erinnerte, wurde ausgemerzt. Ein Bildersturm tobte über das Land.

Auch wenn dieser erste monotheistische Ansatz der Geschichte scheiterte, ist er für Europa doch höchst spannend und bietet Erkenntnisgewinn. Der Polytheismus hatte bereits gezeigt, dass er zu weltläufiger Toleranz tendierte, aber durchaus für ein Machtsystem missbraucht werden konnte. Genau betrachtet war es freilich der jeweilige Hauptgott, an den sich die Macht der Priester klammerte. Was nun die monotheistische Aton-Religion anging, so brachte sie einerseits einen

aufklärerischen Liberalisierungsschub gegenüber der theokratischen Priesterherrschaft. Andererseits wurde sie in dem Moment, in dem sie alle anderen Götter als *falsche* ausmerzte, intolerant. Gegenüber der Abstraktion und Unanschaulichkeit Atons entsprach das polytheistische System einer archaischen Logik der Ambivalenz und der Addition. Es ließen sich für alle Lebenslagen passende göttliche Mächte versammeln, sodass sich jeder im religiösen Bauchladen bedienen konnte. Auch das Christentum wusste später solche kommunikativen Vorteile zu nutzen. Der christliche Gott wurde zu einer Dreiheit entfaltet, die Muttergottes rückte beinahe in den Rang einer Göttin, eine unübersehbare Schar von Heiligen stand bei jedem Problem bereit und zu guter Letzt spendeten auch noch abstrakte Entitäten Trost, wie das kostbare Blut Jesu, sein Herz, die Sieben Schmerzen Marias und vieles andere mehr.

Mit der Abstraktheit des Gottesbildes hing häufig die Bilderlosigkeit einer Religion zusammen. Grundsätzlich macht die Ablehnung des Bildes jeder Religion ziemlich zu schaffen, denn Menschen wollen Gottheiten betrachten und handgreiflich verehren. Es war für das frühe Christentum im Wettbewerb mit dem reichen religiösen Angebot der Spätantike von Vorteil, dass es sich zum Bild von Gott durchringen konnte. Ich werde darauf zurückkommen. Das Judentum und der Islam verboten zwar ein Bild von Gott, das Judentum verfügte aber über ein engmaschiges Netz von Gesetzen und Vorschriften, in dem der Gläubige gut aufgehoben war, und der Islam entwickelte eine faszinierende Ornamentik und Kalligraphie; auch darüber werden wir noch reden. Anders in Ägypten. Die neue Religion dürfte auch deshalb so wenig Resonanz in der Bevölkerung gefunden haben, weil sie keine Abbildungen erlaubte, kein Geheimnis mehr kannte und keine Magie mehr zuließ.

Himmel – Hölle – Unterwelt

Bevor wir uns von Ägypten aus endgültig Richtung Jerusalem auf den Weg machen, sei noch auf ein anderes Erbe aus dem Orient verwiesen: die gruseligen Geschichten von Unterwelt und Höllenqual. Sie spielten später im Christentum mit so feinfühligen Unterscheidungen wie der zwischen Fegefeuer und verzehrendem Höllenfeuer eine erhebliche Rolle.

Die Griechen hatten zu diesem Thema weniger zu bieten, denn sie bezogen die Unsterblichkeit nur auf Seele und Geist, nicht auf den Körper. Es war geradewegs so, dass ihrer Vorstellung nach erst das Absterben des Körpers die Befreiung der Seele ermöglichte. Was mit der Seele dann geschah, war weniger klar. Erst verstrickte sie sich in einen Zyklus ständiger Wiedergeburten, fiel also immer wieder in einen erdigen Körper, bis es zu einer „Erlösung" aus diesem Ringelspiel zwischen Chthonischem und Geistigem kam, indem sie sich in einer diffusen Weltseele verlor, in den Himmel aufstieg oder auch eine Runde durch die Unterwelt machte. Letzteres propagierten vor allem die am Zyklus der Natur orientierten Mysterienkulte. Die Vorstellungen von der Himmelfahrt der Seele dürften im 5. Jahrhundert v. Chr. aus iranischen Quellen in die griechische Welt eingesickert sein. Die Iraner kannten einen stufenweisen Aufstieg der Seele nach dem Tod über Mond und Sonne zum absoluten Lichtreich Ahura Mazdas (weiser Herr), des Licht- und Schöpfergottes und Ordnungsstifters des Zoroastrismus.

Die Ägypter dagegen hielten an einer Rolle des Körpers bei der Neugeburt fest. Daraus schlossen sie konsequent, dass man ihn für das Leben danach präparieren und ihm alles mitgeben musste, was ein Körper so braucht, und das – so die Vermutung – konnte nicht viel anderes sein als im diesseitigen Leben. Daher gab es detaillierte Rituale der Vorbereitung des Körpers für das Jenseits samt einer ausgefeilten Technik der Mumifizierung. Nähere Details erspare ich Ihnen hier aus Geschmacksgründen. Angenehmer zu betrachten ist die Ausstattung der Gräber, die natürlich von der sozialen Stellung des Beigesetzten abhing. In Beni Hassan ließ der Gaufürst Chnumhotep in seinem Felsengrab um 1880 v. Chr. die Ankunft einer Karawane aus Asien festhalten, die ihm Augenschminke lieferte. Auch im Jenseits machte *mann* offenbar keine Kompromisse bei der Schönheit. Und vertraute im Übrigen voll und ganz darauf, dass der Körper makellos zur Neugeburt gelangte. Jenen Unglücklichen, bei deren Tod beispielsweise eines der vielen Nilkrokodile im Spiel war, blieb das jenseitige Leben freilich versagt. Zur Neugeburt benötigte man einen intakten Körper. Diese Vorbedingung schloss die Türe auf zu jeder Menge von phantasiereichen Bedrohungsszenarien für den Körper und damit für die Erlösung.

Für die Neugeburt war bei den Ägyptern Osiris zuständig. Osiris hatte im Pantheon zwar keine solch herausragende Stellung inne wie der

Sonnengott, aber im Mittleren Reich verbreitete sich vom „Osiris-Wallfahrtsort“ Abydos aus ein mächtiger Kult. Osiris war kein ausdrücklicher Vegetationsgott. Aber da gab es diese Geschichte, nach der er von seinem Bruder Seth getötet und, als größter anzunehmender Unfall, zerstückelt wurde. Doch seine Gemahlin Isis konnte den Körper in anstrengender Puzzlearbeit wieder zusammensetzen. Die Sache scheint ziemlich gut gelungen zu sein, denn er vermochte posthum den Horus zu zeugen, der damit ein „Gottessohn“ war. Der Mythos fand weite Verbreitung und mit ihm der Gedanke des Gottessohns.

Mit dem Interesse an der Neugeburt wuchs auch die Neugierde darauf, was sich auf der Nachtseite der Sonne tat, im Niemandsland zwischen Tod und Wiedergeburt. Die Fahrt der Sonne auf ihrer Barke durch die Unterwelt war ja nichts weniger als das Vorbild für die Fahrt des Verstorbenen zur Neugeburt am Morgen. In den gigantischen Königsgräbern war tief in den langen Gängen die Fahrt der Sonne bildlich dargestellt und diese Fahrt war deutlich ungemütlicher als die sichtbare Reise über den Tageshimmel. Die Sonne hatte nämlich bis zur Wiedergeburt am Morgen einen komplizierten Hindernisparcours zu bewältigen. Weil die Sache so heikel war, gab es spezielle Ratgeber, die sogenannten Unterweltsbücher. Diese hilfreichen Gebrauchsanweisungen für die hürdenreiche Fahrt waren prall gefüllt mit phantastischen Geschichten und Warnhinweisen auf die destruktiven Kräfte, die sich dem Verstorbenen entgegenstellten. Das verzehrende Feuer ist deren schrecklichste Variante, weil es den Körper auslöscht und damit seine Neugeburt unmöglich macht. Man begegnet Feuerseen, feurigen Messern, Feuer speienden Schlangen, siedenden Höllenkesseln, in denen Körper schmorten. Hier erfand man das Repertoire des Bösen, mit dem später die Hölle möbliert wurde. Es bahnte sich den Weg bis in das christliche Mittelalter und darüber hinaus und diente nicht zuletzt dazu, den Gläubigen möglichst großen Schrecken vor der ewigen Verdammung einzujagen und sie auf diese Weise gefügig zu halten. Während der Islam wenig mit der Hölle anfangen konnte, dafür aber das Paradies phantasievoll beschrieb, erfand man im Christentum die Erbsünde. Damit waren die Menschen schon schuldig, bevor sie überhaupt zu ersten Handlungen fähig waren.

Wir haben oben ausführlich die Vorstellung von der Ambivalenz der Naturmächte betrachtet. Wenn bei der Bestrafung von Menschen Feuer und

Wasser eine große Rolle spielten, trat deren destruktive Seite in den Vordergrund. Der eigentliche Sinn der Zerstörung war aber Reinigung und Erneuerung. Diese Idee fand in nahezu allen Religionen in irgendeiner Form einen Niederschlag: Flutstrafen, Taufriten, Feuerstrafen, Fegefeuer, österliches Feuer, sie alle dienten der Herstellung der Reinheit, die wiederum eine Voraussetzung war, um in den Himmel zu gelangen. Mit Feuer und Wasser ließ sich auch der „Körper" einer Gesellschaft reinigen, etwa von Ketzern, Hexen und allen „Unreinen", seien es Homosexuelle, Juden oder andere „Verschmutzer" des eigenen Volkskörpers.

Dass diese Mechanismen bis heute funktionieren, ist unübersehbar. Allerdings fällt auf, dass sich die Rollen des involvierten Personals geändert haben. Kämpften früher Aufklärer und säkulare Politiker gegen Gruselgeschichten an, die von kirchlichen, monarchischen oder diktatorischen Institutionen verwaltet wurden, laufen heute viele Politiker wie Hassprediger des Mittelalters herum. Sie sind diejenigen, die den Menschen Angst und Schrecken einjagen vor vermeintlich vermummten Antichristen und bevorstehenden Invasionen ausländischer Halsabschneider, während die heutigen Geistlichen in aller Regel Versöhnung, Toleranz, Menschenliebe und Hilfe für die Verfolgten und Ausgegrenzten einmahnen.

Die damals erfundenen dramatischen Geschichten waren jedenfalls ein Fest für die Künstler. Die unterirdischen Königsgräber mit ihren riesigen Malflächen eigneten sich bestens zur bildlichen Ausgestaltung. Genau dort, in der Unterwelt, auf der Nachtseite des Lebens, spielten sich die Szenen ja auch ab. Wie oben bereits gesagt, sind die Malereien wegen der Komplexität der Geschichten schwierig zu entziffern. Es geht einem bei der Betrachtung wie mit einer fremden Sprache, von der man bloß ein paar Wörter und Wendungen kennt. Man kann die Himmelsgöttin Nut entziffern, die die Sonne am Abend mit dem Mund in ihren langen Körper aufnimmt und am Morgen aus dem Schoß neu gebärt. Meist ist dabei auch das Urwasser in Form von blauen Wellenlinien abgebildet. Ebenso erkennt man die drei wichtigen Göttergestalten für den Kult des Todes: Osiris, den schakalköpfigen Anubis (der Schakal macht sich in der Wüste an Kadavern zu schaffen), der für die Riten bei der Balsamierung des Körpers zuständig war, und die kuhgestaltige Hathor, die (wie die Wasserbüffel) aus dem Nil auftauchte und (neben Amun selbst) für Regeneration und neues Leben

sorgte. Dies zeigt die Sonnenscheibe zwischen den Kuhhörnern, die sie zu einer Tochter des Sonnengottes machte. Sie erhielt später Konkurrenz durch die mit den Titeln „Gottesmutter“ und „Jungfrau“ gekennzeichnete Isis, die häufig bis zur Ununterscheidbarkeit als Hathor auftrat. Beide Göttinnen waren im gesamten Mittelmeerraum außerordentlich populär. Es blitzen also da und dort bekannte Bilder auf; die gesamte bildliche Erzählung zu entziffern, ist freilich ein ambitioniertes Unternehmen.

Auf ins Heilige Land

Endlich haben wir nun das nötige Rüstzeug ins Gepäck geladen, um den Blick auf den neuen, den judäischen Monotheismus zu werfen. Es waren vermutlich Aramäisch sprechende Nomadenstämme, die auf der Suche nach fruchtbarem Land in die Gegend zwischen Mittelmeer und Jordan kamen. Der Landstrich wurde später Kanaan (von *qana*/Handel treiben) genannt, was bis heute für die politische Debatte praktisch ist, weil der Ausdruck – anders als die belasteten Begriffe Israel oder Palästina – politisch neutral, also *politically correct* ist. Später sprach man in Europa voller Verehrung vom Heiligen Land. Unter den vielen Göttern im Tross dieser Zuzügler befand sich auch Jahwe. Die Neuankömmlinge selbst wurden Hebräer genannt, wobei die Etymologie dieses Namens unklar bleibt. Es handelte sich jedenfalls um bandenartige Clans, die sich ihr Auskommen in erster Linie durch Raubzüge sicherten. Vielleicht wird deshalb in den biblischen Schriften immer wieder die Idee der Kulturstiftung in den Vordergrund geschoben. Am schönsten fasst dies die berühmte Jesaja-Vision zusammen: Wenn die Völker auf der Suche nach den Wegen des Herrn zum Gottesberg strömen und die Macht des Göttlichen erfahren haben, „schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen“.[1] Daraus könnte man folgern, dass es viele Schwerter und Lanzen gab, die man einzusammeln gedachte. Eine derartige Kulturstiftung wäre mancherorts, wo die Einwohner jede Menge an Schusswaffen in ihren Wohnzimmern herumliegen haben, noch heute ein nützliches Vorhaben. Zumal viele von ihnen bigotte Fundamentalisten sind, die die Bibel wörtlich nehmen und jedem unverhohlen drohen, der sich dieser einfachen Weltsicht nicht anschließen mag. In der damaligen Welt klingt der Text nach einem

Echo der Erfahrung der Sesshaftwerdung. Man musste keine neuen Territorien mehr erobern, sondern konnte sich um Felder, Vieh, Weinberge und Olivenhaine kümmern.

In einer Inschrift im Totentempel des ägyptischen Pharaos Merenptah aus dem Jahre 1207 v. Chr. wird erstmals Israel erwähnt, nicht als Staat, sondern als Volksgruppe. Im Schatten des Zusammenschlusses von Philisterstaaten (auf Griechisch hießen die Philister *palaistinoi*, das von ihnen besiedelte Land *palaistina*), deren Herkunft ebenso unklar ist wie die Stellung zu Israeliten und Kanaanäern, scheint zur Zeit der Errichtung des Königtums unter Saul um 1000 v. Chr. eine verstärkte Abstimmung der (zwölf) israelitischen Stämme stattgefunden zu haben. Ein ausdrücklicher Staatenbund ist historisch nicht zu belegen, aber man kann von dieser Zeit an von einem israelitischen Gebiet sprechen.

Selbstverständlich ist, ähnlich wie später der Islam, auch der judäische Monotheismus eine Konstruktion der Stadt. Nur in der Stadt – das wissen wir aus der Kultur des Orients – ist das Entstehen solcher komplexer Geschichten möglich. Die Sache vollzog sich also im Wesentlichen in Jerusalem.

Jerusalem

Jerusalem gehört in der europäischen Geschichte neben Athen, Rom und Konstantinopel zu den magischen Orten, und das, obwohl es praktisch keine eigenständige Kunst und Architektur besaß (Tafel VI). Wie sollte es auch? Jerusalem dominierte ein winziges Gebiet, eingekeilt zwischen den mächtigen politischen und kulturellen Spielern Assyrien und Ägypten. Alles, was künstlerisch und architektonisch dort entstand, war den altorientalischen und später hellenistischen Vorbildern geschuldet. Jerusalem war ein kleines Kaff im Hinterland, einzig als Spielball und Puffer für die großen Mächte attraktiv.

Dass diese Stadt einen solch magischen Klang erhielt, lag allein an der großen Erzählung des judäischen Monotheismus. Diese ist geprägt von einem langen Ringen um die Alleinstellung eines Gottes in einem polytheistischen Umfeld, ein Vorgang, der nicht viel anders verlief als bei anderen Religionsstiftungen im Orient. Zu Echnatons Aton-Kult gab es

zumindest einen wichtigen Unterschied. Der Jahwe-Kult war keine mit einem Federstrich verordnete neue Religion, sondern Jahwe setzte sich erst langsam gegen andere Götter durch. In der Wissenschaft spricht man deshalb mit Blick auf die frühe Zeit nicht von einem Monotheismus (darunter versteht man einen einzigen Gott allein auf weiter Flur), sondern von einem Monolatrismus (griech. *latreia*/Gottesdienst, Verehrung), manchmal auch von einem Monojahwismus. Das ist für uns freilich nicht von Belang und wir können ohne Weiteres bei dem etwas schlampig gebrauchten Ausdruck Monotheismus bleiben.

Jerusalem war um 1700 v. Chr. an der Gihon-Quelle am Fuß des Ophel im Kidrontal gegründet worden. Es dehnte sich ähnlich wie Rom über mehrere Bergrücken aus, rund 700 Meter über dem Meer und knapp 60 Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt, abgelegen von den großen Handelsrouten und mit einem – für levantinische Verhältnisse! – eher unwirtlichen Klima. Platon hätte seine helle Freude gehabt mit der Lage dieser Stadt, in der sogar ein Gott erfunden wurde – ich werde darauf zurückkommen.

Der Name Jerusalem, der auf in Luxor gefundenen Keramiken auftaucht, könnte sich von *shulman* ableiten, was so viel wie Wohlbefinden heißt. Meist wird er aber als „Gründung des Gottes Schalem" interpretiert. Schachar und Schalem bildeten ein kanaanäisches Götterpaar, das die Morgen- und Abendgestalt der Sonne bezeichnete. Wir haben es also mit Gottheiten eines Sonnenkults zu tun. Einige solcher Sonnengottgeschichten sind in die Schriften des Alten Testaments eingeflossen. Etwa jene über die Zerstörung Sodoms: Der Sonnengott sandte seine Begleiter, Recht und Gerechtigkeit, zur Prüfung der Menschen in die Stadt. Sie wurden nicht sehr fündig und verließen bei Anbruch der Morgenröte mit den einzigen Gerechten, Lot samt seiner Familie, eilends die Stadt, denn bei seinem Erscheinen zerstörte der Sonnengott Sodom mit Feuer und Schwefel.[2] Der altorientalische Sonnengott – es darf nicht vergessen werden, dass zwischen 1458 und 1200 Ägypten über das Gebiet herrschte – ist ein Kämpfer gegen das Chaos und Wahrer von Recht und Ordnung.

Aber die Gegend kannte nicht nur einen Kult um die Sonne, der später für die Transzendenz Jahwes verantwortlich zeichnete, sondern auch das Gegenteil: eine starke chthonische Seite. So wurde etwa der kanaanäische Wetter- und Fruchtbarkeitsgott Baal verehrt. Der musste mit dem Gott des

Sterbens der Natur (und ambivalent dazu: ihres Reifens), Mot, ringen. Er stieg in die Unterwelt, bis es im Frühjahr zur neuerlichen Thronbesteigung kam. Wie im gesamten Alten Orient bestimmte auch hier die Landwirtschaft das Götterpantheon.

König David und der Gott Jahwe

Die Entstehungsgeschichte Jahwes führt in die Untiefen sich historisch kaum lichtender Konstellationen. Namen wie Moses und David tauchen auf, aber wir wissen nicht, ob es die beiden überhaupt gegeben hat. Der Name Moses kommt in einem der vielen fiktiven Berichte über die wandernden Nomaden aus dem Süden ins Spiel, die Jahwe in ihrem Gepäck nach Jerusalem brachten. Moses soll israelitische Gruppen aus ägyptischer Fremdherrschaft befreit haben. Die Geschichte könnte immerhin einen historischen Kern haben. Vielleicht gingen Anhänger Echnatons in die Emigration, nachdem die neue monotheistische Religion einer *damnatio memoriae*, einer Auslöschung der Erinnerung, zum Opfer gefallen war. Diesem Auszug in ein Exil, wohin auch immer, könnte man dann einen Namen gegeben haben: Moses! Das wird von vielen Historikern so gesehen. Einer der Ersten, der darüber schrieb, war freilich kein Historiker, sondern der Erfinder der Psychoanalyse, Sigmund Freud. Demnach wäre Echnaton eine Figur der Geschichte, aber nicht der Erinnerung, Moses hingegen eine Figur der Erinnerung, aber nicht der Geschichte. Moses wäre ein Name, der eine kollektive Erinnerung an einen theatralisch inszenierten Auszug (Exodus) aus Knechtschaft und Unterdrückung zusammenfasst. Und was würde sich besser als Gründungs- und Stiftungserzählung eignen als eine solche Geschichte? Noch der von Utopien einer besseren Welt träumende Ernst Bloch war von dieser schönen Metaphorik fasziniert. Der atheistische Marxist wünschte sich einen Exodus-Gott als Symbol für den Auszug aus einer ungerechten Ausbeuter-Gesellschaft samt Erlösung in einer diesseitigen idealen Welt. Das wahre Christentum müsse daher ein atheistisches sein, meinte er, weil nur in einem solchen echte Befreiung (im Diesseits!) stattfinden könne. Die Vertreter der Theologie der Befreiung in Südamerika dachten ähnlich, weshalb die Konflikte mit der römischen Amtskirche wenig überraschen.

In die Geschichte um Moses verwoben sich viele andere. Neben der Exodus-Geschichte etwa die rührselige Story vom im Schilfkörbchen ausgesetzten Knaben. Das ist alter Stoff. Er stammt von Sargon, dem sagenumwobenen König von Akkad um 2340. Seine nomadische Herkunft scheint dem Aufsteiger auf den Herrscherthron peinlich gewesen zu sein. Daher brachte er die Legende in Umlauf, er sei der Flut ausgesetzt und durch göttliche Bestimmung errettet worden. Wir sollten jedenfalls bei diesen Geschichten nicht auf historische Plausibilitäten achten. Bemühungen, jedes verwitterte Hölzchen auf dem Berg Ararat umzudrehen und zu mutmaßen, ob es nicht vielleicht von der Arche Noah stammt, sind ziemlicher Unfug. Es geht hier nicht um historische Fakten, es geht um die Konstruktion von Geschichten, die wiederum andere Geschichten erzeugten, die sich letztlich zu einer identifizierbaren Kulturerzählung mit einigermaßen schlüssiger innerer Logik verdichteten.

Auch die Begegnung des Moses mit Jahwe ist eine undurchsichtige Geschichte. Moses lernte den Gott eigentlich am Sinai kennen. Erstaunlich daran ist, dass Jahwe über unwegsames Gebirge aus dem Süden nach Jerusalem kam und nicht die übliche Route der Handelskarawanen entlang des Mittelmeers nahm. Vielleicht hat das mit dem Charakter Jahwes als Berggott zu tun, wie ich gleich berichten werde.

Ein bisschen besser als mit Moses geht es den Historikerinnen mit König David. Immerhin ist auf einer Stele aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. ein „Haus David“ (Bait David) bezeugt. David wurde König von Juda im Süden und nach dem Tode Sauls 990 auch von Israel im Norden. Der Überlieferung nach tat er genau das, was alle Herrscher dieser Zeit taten. Er versuchte, sein Herrschaftsgebiet zu erweitern, verleibte sich möglicherweise einige kanaanäische Gebiete ein und presste Nachbarn Tribut ab. Ob das ausreicht, um von einem „Großreich“ von Akaba bis zum Euphrat zu sprechen, ist doch deutlich zu bezweifeln. Zwar berichtet die Bibel aufschneiderisch von Krethi und Plethi in der Leibwache Davids,[3] womit Kreter und Philister gemeint sind, aber das könnte auch eine spätere Mythenproduktion sein. Eigentlich ist da so ziemlich alles unklar, und die Historiker und Theologen gehen denn auch wenig zimperlich mit der großen Figur um. Der Alttestamentler Othmar Keel nennt David einen „Warlord“ eines Kleinviehzüchterclans.[4] Simon Sebag Montefiore beschreibt ihn noch

drastischer: „Der Schöpfer des heiligen Jerusalem war ein Poet, Eroberer, Mörder, Ehebrecher; […].“[5]

Jedenfalls scheint David kein Verächter eines guten Lebens gewesen zu sein. Er soll in Jerusalem einen mit Zedernholz gedeckten Palast errichtet und ein luxuriöses höfisches Leben im Sinne der altorientalischen Herrscher geführt haben. Zugleich mit ihm wird der Gott Jahwe in Jerusalem greifbar. Das Tetragramm, also die vier im Hebräischen geschriebenen Konsonanten JHWH, stand zuerst für einen Eigennamen. Zum einzigen Gott geworden, vermied man in Widerspruch zu Ex 3,15 den Namen und nannten ihn Herr (*adonai*, der griechische *kyrios*) oder Gott (da El, was eigentlich Gott bedeutet, auch der Name eines Vatergottes im kanaanäischen Pantheon war, setzte man El in den Plural und sprach von Elohim). Das Verbot des Namens hing mit der Einzigstellung des Gottes zusammen und sollte ihn aus dem polytheistischen Umfeld herausheben.

Die Erklärungsversuche der Form JHWH sind uferlos und äußerst ambitioniert. Man dachte an lautmalerische Relikte, die sich zum Beispiel auf Blitz und Donner beziehen, oder suchte den Ursprung des Tetragramms in verschiedenen Verben wie „preisen“ oder „wirken“. Othmar Keel leitet JHWH – und er trifft sich dabei mit vielen anderen – im Sinne einer Wettergott-Charakteristik von *hawah* ab: es weht. Psalm 29 ist ein eindrucksvoller Hymnus einer vom Wettergott auf Jahwe übertragenen Wettercharakteristik: „Der Gott der Herrlichkeit donnert, der Herr über gewaltige Wasser. […] Die Stimme des Herrn zerschmettert Zedern […]. Die Stimme des Herrn sprüht Feuerflammen.“[6] Jahwe, so die von griechischen Texten nahegelegte Vokalisierung, war ein Sturmgott, Vulkandämon („Er berührt die Berge, und sie rauchen“)[7] und Kriegsgott. Eine ausdrückliche Fruchtbarkeitskonnotation besaß er nicht, obwohl bei einem Wettergott die Fruchtbarkeit zwangsläufig nicht weit ist. Sein Ursprungsgebiet waren die nordwestlichen Bergregionen Arabiens. Die Verbindung zu Vulkanen und zum Wasser markiert ihn als chthonischen Gott. Wie Hadad-Baal bändigt auch Jahwe die Chaosmacht des Wassers und macht aus Schadensmächten Heil. Das erinnert an den neutestamentlichen Christus, der auf dem See Genezareth dem Sturmwind Einhalt gebot. Für Othmar Keel ist die Erzählung vom Ordnung schaffenden Gott ein zeitloses Muster, das er am Beispiel der Geschichte von der Flucht aus Ägypten festmacht: „Die Errettung am Schilfmeer wird zu einem Sieg über das

Chaosungeheuer, das getötet, geteilt, gespalten und zerstückelt wird. […] Als Teil des zeitlosen Kampfes Jahwes gegen das Chaos ist das Geschehen zeitlos aktuell."[8]

Bei der Beschreibung dieses Gottes lassen sich die Bruchstücke aus dem gesamten Alten Orient zusammentragen. Jahwe hatte Züge des übel beleumundeten ägyptischen Seth (der wiederum Hadad-Baal entspricht). Beide waren Junggesellen. Hatte Seth manchmal Nephtys als Begleiterin, fand sich bei Jahwe die Aschera. 622 v. Chr. nahm man sie ihm in einem Bildersturm weg.[9] Dazu kamen Aspekte des ägyptischen Chnum, der den menschlichen Leib aus Ton knetet, und der Hathor, die dem Lehmklumpen den Lebensodem einhaucht. In der Übertragung der Sintflutgeschichte von der babylonischen Vorgabe in die biblische Version übernahm Jahwe die Rollen von zumindest vier beteiligten Göttern und Göttinnen (Enlil, Hadad, Ea, Ischtar). Der Gott Jerusalems entstand gleichsam aus der Versammlung anderer Gottheiten und Kräfte. Als integrativer Gott unterschied er sich deutlich vom exklusiven Monotheismus des Echnaton, dessen Aton eine eigenständige Konstruktion gewesen zu sein scheint. Dennoch gibt es erhebliche Parallelen zu Ägypten. Psalm 104 (entstanden um 500 v. Chr.) zeigt enge Übereinstimmungen mit Echnatons Aton-Hymnus (um 1350 v. Chr.), vielleicht über phönizische Kanäle. Er schildert einen Jahwe mit Zügen des Sturm-, Kriegs- und Sonnengottes.

Nach Davids Tod stritt man sich blutig um das Erbe. Eine Gruppe um Batseba und ihren Sohn Salomon gewann den Familienzwist. Es ist *die* Batseba, der David beim Baden zusah, was seine Hormone so in Wallung brachte, dass er ihr bei dieser Gelegenheit einen Sohn zeugte. Die Geschichte wurde unzählige Male in der Kunst dargestellt. Unglückseligerweise stand ein Ehemann im Weg (noch dazu Offizier einer Elite-Einheit Davids), den David kurzerhand umbringen ließ, um Batseba zur achten Frau in seinem Harem zu machen – nach Ablauf der vorgeschriebenen Trauerzeit übrigens, wie uns das Alte Testament versichert. Solche schaurigen Geschichten stehen viele im Alten Testament. Ob sie irgendetwas mit der historischen Realität zu tun haben, wissen wir nicht.

Über Salomon wird immerhin nur Gutes berichtet. Er zog mit Handelsverträgen Kapital nach Jerusalem, brachte den Handel in Schwung und legte so die Grundlage für Prosperität und ein daraus folgendes

kulturelles Mäzenatentum. Er wurde ein großer Bauherr und krönte dies mit dem Bau des ersten Tempels, den bereits sein Vater David geplant hatte. Seine Form dürfte sich an syrischen, ägyptischen und hethitischen Vorbildern orientiert haben. Vor dem Tor ragten zwei Säulen aus Bronze in den Himmel. Sie trugen Namen, nämlich Jachin (Gott wird aufrichten) und Boas (In Gott ist Stärke). Vielleicht waren sie heiligen Bäumen nachempfunden. Das Motiv solcher Säulen faszinierte noch lange. Eine neuere Version davon steht heute vor der Karlskirche in Wien. Vermutlich stand der Salomonische Tempel an der Stelle, an der später die Muslime den Felsendom errichteten. Mit dem Tempel wurde Jerusalem zu einer heiligen Stadt und trat in den Wettbewerb mit anderen religiösen Zentren ein.

Der Tempel war ziemlich sicher dem Sonnengott geweiht. Jahwe erhielt nach dem Bericht aus dem Alten Testament auf seinen eigenen Wunsch hin ein dunkles Gastzimmer: „Im Dunkel wolle er wohnen, sagte der Herr. So baute ich einen Herrscherpalast für dich als Stätte, an der du weilst auf ewig.“[10] Möglicherweise war dieser Wunsch Jahwes sogar der Grund für den Tempelbau, denn andere vorderasiatische Sonnengottheiten kamen ohne Gebäude aus. Das Kultsymbol des Sonnengottes war ein leerer Thron. Jahwes Kultsymbol war eine Holzkiste (Bundeslade), die zwei anikonische Steine enthalten haben soll, vielleicht Zeichen für Jahwe und seine Partnerin. Diese Lade wurde unter den Thron geschoben. Möglicherweise war dies der sichtbare Ausdruck einer zunehmenden Vereinigung der beiden Gottheiten.[11] Die Verschmelzung Jahwes mit dem Sonnengott hatte letztlich die Solarisierung des chthonischen Jahwe zur Folge, also eine wachsende Transzendenz und Entrücktheit. Solche Verschmelzungen aller möglichen Gottheiten mit dem Sonnengott waren etwa in Ägypten gang und gäbe. Selbst der mit erdigem Lehm hantierende Töpfergott wurde als Chnum-Re solarisiert.

Nach dem Tod Salomons führten die wirtschaftlichen und kulturellen Unterschiede der beiden Reiche Juda und Israel 931 v. Chr. zum Bruch. Im Nordreich Israel, das aus zehn der zwölf Stämme Israels bestand, wurde Jerobeam I. König, im Südreich Juda der Sohn Salomons, Rehabeam. Jerusalem verlor seine dominierende Stellung und musste sich die religiöse Kompetenz mit anderen Kultstätten teilen, etwa mit Bet-El (Haus Gottes) im Nordreich, mit dem Jerobeam einen kultischen Gegenpol zu setzen versuchte. Um sich gegen Jerusalem zu profilieren, wurde die chthonische

Seite Jahwes herausgekehrt. Dazu wärmte man einen alten Stierkult auf und stellte Jahwe als Stier dar. In den biblischen Schriften wird das später heftig bekämpft und als Baalskult desavouiert.

701 – David gegen Goliath

Während sich die beiden Reiche im 8. Jahrhundert v. Chr. einen Konkurrenzkampf um die religiöse Deutungshoheit über Jahwe lieferten, übersah man beinahe, dass nebenan ein ambitionierter assyrischer König, nämlich Tiglatpileser III., den Plan finalisierte, sein Reich auszudehnen und sich Zugang zum Mittelmeer zu verschaffen. Es war klar, dass die kleinen Nachbarn als leichte Beute ganz oben auf der Liste des ehrgeizigen Assyrers standen. In Jerusalem und im Nordreich begannen heftige Diskussionen, bei denen die in solchen Situationen üblichen Alternativen ungebremst aufeinanderprallten: Unterwerfung oder Widerstand! Das waren auch die Ergebnisse des Streits: Im Reich Juda führte der Dichter und Politikberater Jesaja ben Amoz die Unterwerfungsfront an. Er bewertete die Sache ziemlich realistisch und sah nicht den Funken einer Chance gegen die bis an die Zähne bewaffnete Weltmacht. Nebenbei war er ein glühender Verehrer eines exklusiven Jahwe-Kults, nicht frei von apokalyptischen Anmutungen. König Ahas folgte dem Rat des Propheten und leistete hohe Tributzahlungen. Im Nordreich Israel hingegen gewann die antiassyrische Fraktion Oberhand und ballte selbstbewusst die Fäuste. Das Resultat: 722 löschte der Nachfolger Tiglatpilesers, Sargon II., Israel kurzerhand aus. Eine Lawine von Flüchtlingen ergoss sich aus dem Norden nach Juda. Sie brachten ihre Dichtungen mit, und viele literarische Stoffe fanden Eingang in das Alte Testament. Dieses ist eigentlich kein Buch, sondern eine ganze Bibliothek und beinhaltet von Protokollen mündlicher Überlieferungen bis zur Übernahme avancierter platonischer Philosophie alles Mögliche.

Für Jerusalem hatte die Katastrophe im Norden den Vorteil, nun wieder die konkurrenzlose religiöse Metropole zu sein. Aber es bezahlte dafür einen hohen Preis. Denn Geld allein reichte den Assyrern nicht. Ahas musste assyrische Kultpraktiken einführen, was nicht nur den Religiösen sauer aufstieß. Sein Sohn und Nachfolger Hiskija ritt daher auf der populären Welle der Fundamentalisten und versprach vollmundig, das Joch

abzuschütteln. Er nützte einen Vorstoß Ägyptens nach Assyrien, um in dessen Windschatten einen eigenen Aufstand anzuzetteln. Doch er hatte die Ressourcen der Assyrer unterschätzt. Sanherib war 701 sofort zur Stelle, kassierte eine Stadt nach der anderen und stand vor den Toren Jerusalems. Was dann passierte, ist verwirrend. Hiskija machte eine 180-Grad-Wende und entschloss sich in letzter Sekunde zur Unterwerfung. Gleichzeitig waren die assyrischen Kräfte durch den Angriff der Ägypter in Verbindung mit einem Aufstand im viel wichtigeren Kernland Mesopotamien nun doch an ihre Grenzen gestoßen. Die Armee zog Hals über Kopf ab. Man hatte unwahrscheinliches Glück gehabt. In Jerusalem sah man die Dinge anders und funktionierte den Abzug zu einem großen Sieg um. Die Geschichte von David gegen Goliath wurde erfunden und der Erfolg dem eigenen Gott Jahwe gutgeschrieben, dessen Engel gleich 185 000 Assyrer erschlagen haben sollen – so steht es in Jes 37,36 zu lesen.

Die Geschichte von 701 machte Jahwe zu einem nationalen Gott, zu einem Gott der Judäer, der wie die altorientalischen Könige die Feinde besiegte. Die Wirklichkeit war, wie gesagt, prosaischer. Es hatte sich nämlich so gut wie nichts geändert. Die Abhängigkeit von Assyrien blieb bestehen. Jerusalem überwies regelmäßige Summen in die neue Hauptstadt Sanheribs, Ninive. Es musste sogar Truppen für die assyrischen Eroberungszüge stellen. Auch die assyrischen Rituale, das größte Ärgernis, wurden weiter praktiziert. Aber wie wir inzwischen leider allzu gut wissen, haben es historische Fakten gegen populistische Verdreher schwer. Man sonnte sich im „Alternativfaktum“ eines vermeintlichen Sieges über die Assyrer. Die Historiker vermuten übrigens, dass nicht alle in Jerusalem über die Dominanz des Assyrischen unglücklich waren. Bei den führenden, weltläufigen Schichten und den Intellektuellen gab es auch Bewunderer der hochstehenden Kultur der Supermacht von nebenan. In diesen Kreisen hatte man dafür jedenfalls mehr Sympathie als für die einfältigen religiösnationalistischen Fundamentalisten.

Jahwes Aufstieg in den Himmel

Auch Jahwe konnte zufrieden sein, denn nun sorgte man im wahrsten Sinn des Wortes für seine Himmelfahrt, seinen Aufstieg zu einem einzigen

weltumspannenden himmlischen Gott, der sich weit über einen bloßen Nationalgott erhob. Er verdankte dies einer assyrischen Armee, die kurz vor Jerusalem in den Angriffsmodus schaltete, nur um dann kurzfristig wieder alles abzublasen. Bei Jesaja sitzt Jahwe auf dem Thron des Sonnengottes und wird durch ein dreifaches „heilig – heilig – heilig" in den Himmel gehoben. Davon zeugt noch heute ein Gebet bei der katholischen Messfeier und dem evangelischen Abendmahl, nämlich das Sanctus: „Heilig, heilig, heilig, Gott, Herr aller Mächte und Gewalten. Erfüllt sind Himmel und Erde von deiner Herrlichkeit. […]". Dieser über 2500 Jahre alte Text – die christliche Liturgie ist ein Schatzkästchen uralter schöner Hymnen und Texte – ist nichts Geringeres als ein Protokoll der Solarisierung des chthonischen Gottes Jahwe.

Bemerkenswert ist auch, dass bei Jesaja über der Szene Seraphim postiert sind, die als geflügelte Mischwesen wie die Cherubim eine Kobrakonnotation trugen. In Ägypten begegnen Kobras (Uräusschlangen) als apotropäische, das heißt das Unheil abwehrende Wächter an allen möglichen Orten, sogar auf dem Kopfschmuck der Pharaonen. Diese Schutzgeister (denen auf ihrem Weg zum christlichen Engel bald Flügel wuchsen) also stimmten den auf Jahwe gemünzten Gesang an: *qadosch – qadosch – qadosch*. Das hebräische Wort, das wie der Zischlaut einer Kobra daherkommt, bedeutet eben „heilig – heilig – heilig", und es meint: abgeschieden, abgesondert vom Irdischen. Die Botschaft dieses zischenden Gesangs hob Jahwe in den Himmel und machte ihn damit zu einem transzendenten Gott.

Das Ganze ist die schöne Geschichte, wie ein chthonischer Gott, der mit Wetter, Vulkan und Wasser zu tun hatte, zu einem Himmelsgott wurde und dabei zunehmend die Beziehung zur Natur und zur Erde verlor. Dass dies bei Jahwe so energisch geschah, hatte sicherlich mit den in Jerusalem kursierenden assyrischen Kulten zu tun. Es gab Tempelprostitution, vielleicht sogar Kinderopfer. Natürlich waren die Jahwe-Propheten bestrebt, den eigenen Gott aus diesen Verstrickungen mit Fruchtbarkeitskulten zu lösen. Das gelang, indem man ihn einerseits möglichst in den Sonnenkult einband und auf diese Weise transzendierte und andererseits aus ihm einen nationalen Geschichtsgott machte, der sich (zunächst) nur um das Wohlergehen *seines* Volkes kümmerte. Weil damit die Theologie rund um Jahwe buchstäblich ihre „Bodenhaftung" verlor, lässt sich der Nähe zu den

assyrischen Kultpraktiken vielleicht sogar etwas Positives abgewinnen. Othmar Keel etwa sah im Judentum noch „eine Sensibilität für die Geheimnisse, die Schönheit und Kraft der Schöpfung bewahrt, die dem Christentum bei seinem Weiterschreiten weg von der sichtbaren Welt verloren gegangen sind“.[12] In der Tat hatte das Christentum eine offensichtliche Abneigung gegen die chthonischen Altlasten. Es dominierte ein weltflüchtiger Aspekt, der die Welt abwertete und den Blick praktisch ausschließlich nach oben richtete. Das utopische Christentum des Neuen Testaments feierte dann die Befreiung aus dem alten Geschick (*moira*) – wohl eine fortgeschrittene Form der Stetigkeit des Naturzyklus. Freiheit war der triumphierende Begriff der neutestamentlichen Schriften und diese Freiheit richtete sich auch gegen die alten Gehalte chthonischer Zwangsläufigkeiten. Dieses Angebot trug später zweifellos zur Attraktivität des jungen Christentums bei.

Als die assyrische Ära um 610 v. Chr. zu einem Ende gekommen war, purifizierten nationalistische Kreise postwendend die Religion von allem, was nur irgendwie mit fremden Kulten verbunden wurde. Theologen sprechen von einem großen Reformprojekt und einer neuen Theologie, die eine nationalistische und exklusive Bindung Jahwes an sein Volk betrieb. Die Schlüsselstellen dieser Theologie (Ex 13,1-16; Dtn 6,4-9; 11,13-21; Num 15,37-41) tragen heute noch orthodoxe Juden in kleinen Behältern (Tefillin) bei Gebetshandlungen auf der Stirn und an der Hand. Christoph Levin formuliert einen Satz, der nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat (und sich auch auf manche Politiker anwenden lässt): „Indem solche Propheten Unheil über die Feinde voraussagen, verkünden sie Heil für das eigene Volk.“[13]

Doch die Freude über das Ende des Assyrischen Reichs währte nicht lange. An seine Stelle trat das Neubabylonische Reich und natürlich passte das kleine schwache Juda auch in dessen Beuteschema. Die Sache wiederholte sich, Propheten – diesmal Ezechiel und Jeremia – warnten, Nationalisten hämmerten sich auf die mit dem Stolz von 701 geschwellte Brust. Nur Jahwe hatte keine Lust, wieder den vermeintlichen Retter zu spielen. Es genügte vorerst ein Handstreich des Königs Nebukadnezar, der 597 v. Chr. die führende Schicht Jerusalems nach Babylon deportierte. 587 dann wurde Jerusalem samt Tempel dem Erdboden gleichgemacht und abermals eine Gruppe ins Exil gezwungen und vertrieben. Viele von ihnen

gingen nach Ägypten, dessen Kultur sie gut kannten und wo sie ein ziemlich freies Leben führen konnten. Auf der Insel Elephantine bei Assuan baute die jüdische Gemeinde – entgegen der Tora, die nur einen einzigen Tempel in Jerusalem zulässt – einen Jahwe-Tempel (der 410 v. Chr. zerstört wurde), in dem ziemlich sicher neben Jahwe noch andere Gottheiten verehrt wurden.

Die Exilanten in Ägypten legten den Grundstein für die spätere Begegnung des Judentums mit der griechischen Kultur, deren Glanzpunkt die Übersetzung der alttestamentarischen Schriften in die Weltsprache Griechisch werden sollte. Als die Römer im Jahr 70 n. Chr. den Tempel zerstörten, gab es demnach zwei vorbereitete Fluchtgebiete der Juden: Im Osten pflegten die Aramäisch und Hebräisch sprechenden Juden die talmudische Tradition, während die griechischsprachigen Juden im Westen dichter an den alttestamentarischen Schriften selbst dran waren. Dieser Unterschied hat in der einschlägigen Wissenschaft eine Diskussion über zwei Diaspora-Erfahrungen ausgelöst.[14]

Zurück zu den Deportationen durch die Babylonier. Die Reaktionen auf diese Katastrophe reichten von der Verfluchung Babylons bis hin zu Klagen über das Versagen Jahwes, dem man die Schuld für die Misere gab: „Du schlugst uns in die Flucht vor dem Gegner, und unsere Hasser holten sich die Beute.“[15] Bei den Zurückgebliebenen mischten sich alle möglichen (auch babylonischen) religiösen und magischen Praktiken mit den Riten des Jahwe-Kults. Ähnliches geschah bei den Exilanten, die in den überlegenen Kulturen relativ unbehelligt lebten. In Babylon begannen sie, den offenbar stärkeren Gott Marduk, der Jahwe besiegt hatte, zu verehren. Umgekehrt erlaubten die Babylonier (sie waren als Polytheisten ja tolerant) die Verehrung Jahwes, der das einigende Band vieler Judäer im Exil blieb. Auch wenn das Südreich Juda aufgehört hatte zu existieren, hatte sein Volk überlebt und besaß in der Jahwe-Religion auf der Basis der Tora sein Identität stiftendes Zentrum. Im Exil ersetzten religiöse Schulen, die Synagogen, den verlorenen Tempel. Sie ermöglichten eine einfache Kultpraxis, bei der die Tora-Lehrer den Ton angaben. Die Tora (hebr. Weisung) umfasst die fünf Bücher Mose (die Griechen nannten sie Pentateuch). Sie wurde zum Bindeglied und zum Symbol der Sicherheit in der Ausgesetztheit des Exils. Eine auf Pergament von Hand geschriebene Tora in Rollenform, aus der melodisch rezitiert wird, ist bis heute ein zentrales Element beim jüdischen Gottesdienst in der Synagoge.

Dort, wo man gegen das Fremde die Reihen schloss, tat man das, indem man die Gesetze verschärfte und engmaschig formulierte. Die Gesetze waren ein Grenzzaun und zugleich ein bergender Kosmos, der die eigene Identität sicherte und dem Einzelnen Heimat und Halt gewährte. Für viele Menschen ist ein Gesetzeswerk, das für alle Lebenslagen die passende Vorschrift liefert, eine praktische Hängematte, um gut durch das Leben zu kommen. Es entstand so etwas wie ein „portables Vaterland" in Gestalt des Talmuds. Der Talmud (dessen abschließende Verschriftlichung erst zwischen 500 und 800 erfolgt sein dürfte) besteht aus der Mischna (dem von Gott am Sinai geoffenbarten Teil der Tora) und der Gemara, die Kommentare zur Mischna enthält. Das Judentum wurde zu einer reinen Buchreligion, die Bilder und Statuen und sogar den Tempel hinter sich ließ. Dieser Schachzug, vielleicht aus der Erfahrung der häufigen Vertreibungen geboren, machte es zu einer ortsunabhängigen Religion. Bilder kann man nur schwer, Tempel gar nicht transportieren, wohl aber Bücher und Gesetzeskodizes. Viele Historiker sehen in der Exilzeit und dem damit verbundenen Übergang vom Opferkult zu einer „schriftgestützten Form der Religion des antiken Israel und Juda, die diese auf die Tora und den Glauben an nur einen Gott verpflichtet", den Beginn des eigentlichen Judentums. Konrad Schmid und Jens Schröter bezeichnen das Judentum deshalb als eine „sekundäre Religion", die sich „aus der ‚primären Religion' des antiken Israel und Juda unter den Bedingungen der Diasporaexistenz und unter babylonischen, persischen und hellenistischen Einflüssen entwickelt hat".[16] Die hohen intellektuellen Ansprüche, die jetzt an die Texte angelegt wurden, haben viele babylonische Spuren im Alten Testament hinterlassen.

Die Exodus-Geschichte könnte man demnach aus späterer Rückprojektion auch lesen als einen Auszug aus dem Bilderkult und aus der Schrift Ägyptens. Diese hielt man nämlich für eine Bilderschrift, obwohl das für die Hieroglyphen nicht im strengen Sinn gilt, weil die Zeichen auch einen lautlichen Anteil hatten (Tafel VII). Umgekehrt sahen damals manche in der Buchstabenschrift ein Instrument der Bilderfeinde.

Schließlich zerfiel auch das Neubabylonische Reich und 539 v. Chr. zog der Perserkönig Kyros als „von Gott gesandter König" unter Jubel in Babylon ein. Der neue Herrscher schickte die Juden nach Hause und ließ sie ihre Heimat wieder aufbauen, die dann aber als Provinz zum Reich gehörte. Die meisten von ihnen nahmen das Angebot an. Diejenigen, die blieben,

blieben lange. Noch heute gibt es im Iran jüdische Gemeinden, und es geht ihnen, gemessen an der martialischen antijüdischen Propaganda der politischen Führung, gar nicht einmal schlecht.

Mit dem Ende des Exils kam eine neue Generation von Propheten zum Zug, die stark eschatologisch ausgerichtet waren: Der erste war gegen Ende des Exils ein anonymer Prophet, genannt Deuterojesaja (griech. *deúteros*/zweiter), weil er vielleicht Schüler des Jesaja war. Der Deuterojesaja universalisierte den Jahwe-Kult. Jahwe sollte ein Gott nicht nur eines Volkes sein, sondern ein universaler Gott, ein Kyrios (griech. Herr) und Messias (hebr. Gesalbter; griech. Christos). Der Titel Messias war ursprünglich ein Königstitel, der auf einen zukünftigen Messias, der Gottes Auftrag ausführen sollte, projiziert wurde. Außerdem wurde Jahwe jetzt zum Schöpfer des Himmels und der Erde. Wenn man dafür auf das Vorbild des Marduk im *Enuma Elisch* als Erschaffer von Himmel und Erde verweist, liegt man vermutlich nicht falsch. In der Exilzeit wurde das Wort „erschaffen" (*bara'*) eingeführt, das – eine originelle Besonderheit des Hebräischen – exklusiv das Schaffen Gottes und nicht das eines Menschen benennt. Kam das Motiv des Erschaffens der Welt also doch tief aus dem Orient? Zudem wurde Jahwe durch den Terminus Gott (Elohim) ersetzt, weil schon der Anschein eines Eigennamens vermieden werden musste. Trotz dieser Bestärkung der Alleinstellung blieb der Monotheismus des jüdischen Gottes nie über jeden Zweifel erhaben. Peter Schäfer hat jüngst auf die Gleichsetzung von Weisheit (*sophia*) und Tora in Texten des Alten Testaments aufmerksam gemacht und darauf, dass Gott bei der Schöpfung in die Tora schaute wie in einen Bauplan.[17] Das ist ein spektakulärer Hinweis, handelt es sich doch praktisch um die Übernahme eines Elements aus Platons Philosophie, nämlich des Motivs des Demiurgen, der sich beim Weltumbau an einem vorgegebenen Muster orientiert. Ganz allgemein unterstreicht die Forschung vor allem mit Blick auf das hellenistische Judentum, dass sein Gott nicht beziehungslos gedacht wurde, dass man also hinter einen vermeintlich strengen Monotheismus doch ein kleines Fragezeichen setzen muss.

So langsam haben wir nun den jüdischen Gott vor uns, den jene meinen, die von der jüdisch-christlichen Tradition Europas sprechen. Einmal abgesehen von der Kleinigkeit, dass von Europa noch weit und breit nichts zu sehen ist, war es ein langer Weg, bis alles, was der Orient an religiösen Vorstellungen bereithielt, in diese Geschichte möglichst nahtlos eingepasst

war. Und dennoch fehlte immer noch etwas besonders Ambivalentes: Himmel und Hölle. Die Zutaten haben wir bereits in Ägypten kennengelernt, nun brauchen wir sie für die Geschichte des Alten Testaments.

Zwischen Himmel und Hölle – der Streit um die Moderne

Von den vielen Ingredienzien, die nun vorliegen, suchten sich die Populisten und Nationalisten von jeher leider immer die hässlichsten aus und fügten damit dem eigenen Volk viel Schaden zu. Wie verheerend ein Konflikt zwischen Moderne und engstirnigem Nationalismus ausarten kann, zeigt sich in der Geschichte Israels in erschütternder Weise. Die von den Nationalisten gebraute religiöse Ideologie des „auserwählten Volkes" (man kann auch sagen: „Israel first") kollidierte mit dem weltläufigen Zeitgeist des Hellenismus. Vorläufig mag es genügen, den Hellenismus als Ausdruck einer aufgeklärten globalisierten Welt der Antike und Spätantike zu verstehen und den Blick auf den Konflikt zu richten. Dieser Streit legte nämlich die Axt an das Land. Wie kam es dazu?

Der Wechsel von den Persern zu den Griechen blieb zunächst ohne nennenswerte Folgen. Erst nach dem Tod Alexanders des Großen 323 wurde Juda in die Diadochenkämpfe um Alexanders Nachfolge verstrickt, zumal es unglücklicherweise an den Grenzen der jeweiligen Einflusssphären lag. Die in Antiochien regierenden Seleukiden erhielten Mesopotamien und Syrien, die Ptolemäer regierten von Alexandrien aus. Die Herrschaft über Jerusalem wechselte mehrmals. Was trotz dieser politischen Wechselbäder erhalten blieb, war die Leitkultur der zeitgenössischen Moderne: die griechische Kultur. Die griechische Sprache war damals das, was heute das Englische ist. Man kam mit einigen Brocken Griechisch im ganzen Mittelmeerraum bis weit in den Orient durch die Hotels, Restaurants und Geschäfte. Es gab allerorten Bemühungen um einen freien Handel und Währungsharmonisierung. Alle großen Metropolen waren sich ähnlich in der Stadtanlage inklusive Konsum- und Unterhaltungssektor. Solche Entwicklungen führen in aller Regel zu einem großen Gewinn an Freiheit und Wohlstand und sind auch kulturell spannend. Überholte enge Weltbilder brechen auf, neue faszinierende Sichtweisen bereichern das

Leben, wenn man sich auf das Fremde mit Neugierde und Entdeckergeist einlässt. Aber natürlich gibt es auch Verluste. Manche identitätsstiftenden Gewohnheiten verlieren ihre dominierende Stellung, was der Einzelne als Verlust oder auch Gewinn quittieren wird. In unserem Fall ging es nun konkret darum, wie weit man sich als Jude dem hellenistischen Internationalismus öffnen sollte. Den Juden in der Diaspora bereitete das wenig Kopfzerbrechen, denn weltläufig waren sie ohnehin. Dass es viele solche Diaspora-Juden gab, war ein Glück für die Kultur des Judentums. *Eine* bedeutende Frucht dieser Kulturkontakte war die Übertragung der hebrä-isch-aramäischen Bibel durch sprachkundige Juden ins Griechische. Dieses von den Ptolemäern angeregte und im weltoffenen Klima Alexandriens angesiedelte Projekt dauerte von der Mitte des 3. Jahrhunderts bis gegen 100 v. Chr. Man nannte es Septuaginta (lat. siebzig) nach einer Legende, wonach 72 Gelehrte in 72 Tagen die Tora unabhängig voneinander übersetzt haben sollen und alle Übersetzungen identisch gewesen seien. Unter den zugrunde liegenden hebräischen Texten befanden sich einige apokryphe Schriften, die aus der jüdischen (masoretischen) Version entfernt worden waren, darunter das Buch der Weisheit mit seinen griechischen Einflüssen. Manche Zeilen dort könnten direkt aus den Schriften Platons abgeschrieben worden sein.

Bei dieser ersten großen Übersetzungsarbeit wurde nicht nur der Text in eine andere Sprache übertragen, sondern auch der kulturelle Kontext verändert. Das hatte erhebliche Auswirkungen auf die Gestalt der kulturellen Erzählung. Ein berühmtes Beispiel ist die Übersetzung von „junge Frau“ (*almah*) im Hebräischen in „Jungfrau“ (*parthenos*; Jes 7,14) im Griechischen. Das ist nicht einfach der Fehler eines nachlässigen Übersetzers, es ist eine Kulturverschiebung. Der griechisch gebildete Übersetzer konnte in einer Gottesmutter nur eine Jungfrau sehen, denn anders als die Ägypter schätzten die Griechen den Status der Jungfrau sehr hoch; alle großen Göttinnen waren Jungfrauen. Die Septuaginta spielte übrigens im Judentum selbst nur eine untergeordnete Rolle, auch weil das hellenistische Judentum praktisch bedeutungslos wurde. Umso wichtiger wurde das Werk für das Christentum.

Ähnlich wie in Ägypten verhielt es sich mit der jüdischen Kolonie im persischen Exil. Viele Juden hatten sich häuslich eingerichtet und fühlten sich in der fremden Kultur wohl, zumal das Exilland kulturell höher stand

und politisch stärker und fortschrittlicher war als jenes, das sie hatten verlassen müssen. Andere vergruben sich hingegen in einem Haufen von Klagen über die verlorene Heimat und das Leben in der Fremde. Diese Klagen wurden als Ausdruck des Selbstmitleids eines vermeintlich unterdrückten und bestraften Volkes eifrig gesammelt. Man projizierte das Leid, ob tatsächlich so erlebt oder nur eingebildet, auf das gesamte Volk und das geschundene eigene Land. Eine solche Klage handelte vom leidenden Gottesknecht Israel, der aus seiner Schwäche Heil schafft, indem er stellvertretend die Leiden der Völker auf sich nimmt.[18] Etliche theologische Theorien knüpften an dieser Umkehr der Rolle Israels an. Letztlich lässt sich die theologische Erzählung, die später auf den Juden Jesus von Nazareth projiziert wurde, als Echo der geschichtlichen Befindlichkeit des kleinen Israel im Konzert der großen und starken Mächte interpretieren.

Im Unterschied zum heutigen erzkonservativen Jerusalem, das überwiegend von religiösen Kernschichten bewohnt wird, prallten im Jerusalem von damals solche unterschiedlichen Haltungen unvermittelt aufeinander. In urbanen Zentren gibt es immer beide Gruppen: aufgeklärte und zukunftsoffene Bürger in der Nachbarschaft mit jenen, die am Status quo festhalten oder die Vergangenheit nostalgisch verklären. Auf die gebildetere Gesellschaftsschicht übte der Hellenismus mit seiner hochstehenden Kunst, Literatur, Philosophie große Anziehungskraft aus. Solche Faszination hat keineswegs zwangsläufig zur Folge, dass man die eigene Kultur nicht mehr schätzt, im Gegenteil: Erst mit dem Blick auf das andere werden auch Stärke und Originalität des Eigenen sichtbar, aber eben nicht mehr als einzige Sinngebung.

So sah das auch der in Alexandrien residierende König. Ptolemäus II. interessierte sich für die fremden Kulte, war daher den Juden gegenüber offen eingestellt. Er befreite Zehntausende jüdischer Sklaven und spendete für den Schmuck des Tempels. Er selbst war natürlich „Heide“ und veranstaltete Dionysos-Feste, bei denen er etwa einen 55 Meter langen Riesenphallus durch die Straßen tragen ließ.[19] Dass dabei der Wein in Strömen floss, ist leicht vorzustellen. Man errichtete Gymnasien, pflegte Kunst und Wissenschaft ohne wie immer geartete Tabus, betrieb wirtschaftlich einen Merkantilismus und pflegte eine Symposiumskultur. Das Buch Kohelet des Alten Testaments mit seiner „weltoffenen Minimaltheologie“ (Othmar Keel) schildert dieses Multikulti-Milieu

erstaunlich freundlich, vergisst darüber aber nicht, die sich aus reiner Konsum- und Spaß-kultur ergebende Leere und Orientierungslosigkeit zu beklagen: „Zur Belustigung hält man Mahlzeit, Wein erfreut das Leben und das Geld ermöglicht alles.“[20] In diesem Buch findet sich auch der bekannte Spruch: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“, und das ist delikat, denn ein solches Wort konterkariert die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, von der die Propheten landauf und landab predigten.

Zwischendurch brachte der Herrscher des Seleukidenreichs, Antiochos III., Jerusalem unter seine Hoheit. Er gewährte der Stadt eine weitgehende Selbstverwaltung unter dem Hohepriester Simon. Damit war Jerusalem eine Theokratie (so beschrieb bereits der um 37 n. Chr. in Jerusalem geborene römisch-jüdische Historiker Flavius Josephus die Regierungsform) und der Hohepriester eine „Kombination aus Monarch, Papst und Ayatollah“,[21] wie Simon Sebag Montefiore die Sache launisch zuspitzt. Mittelpunkt des öffentlichen Lebens war der Tempel als Sitz des Hohepriesters und des Rates, zugleich Höchstgericht (Sanhedrin). Nach Aussage der Autoren des Neuen Testaments war es dieser Sanhedrin, der gegen Jesus von Nazareth später die Anklage des Messiasanspruchs erhob, ein Todesurteil fällte und Jesus zur Vollstreckung desselben an den römischen Statthalter Pontius Pilatus übergab.

In den zahlreichen neuen Städten an der Küste bewohnte die Oberschicht ihre nach der neuesten Mode hellenistischer Architektur gebauten Villen. Es war geradezu ein Hype: „Fast täglich erhöhte sich in Jerusalem die Zahl der Menschen, die Griechisch lernten und griechische Umgangsformen annahmen.“[22] Manch ein hellenismusfreundlicher Hohepriester wollte gar das Judentum „zeitgemäß“ machen. Bekannt geworden ist der um 175 v. Chr. amtierende Jason, der in Jerusalem ein Gymnasium eröffnete und die heilige Stadt in eine griechische Polis verwandeln wollte. Mit einem solchen Kosmopolitismus mutete er denjenigen, die an der vermeintlich glorreichen Vergangenheit hingen, freilich zu viel zu und rief den fanatischen Protest religiöser Fundamentalisten hervor. Und wie das meistens ist, kommen in solch heiklen Momenten zusätzlich noch ziemlich schräge Gestalten ins Spiel. So der als übergeschnappt verschriene Antiochos IV., der gerne als Römer verkleidet über die Plätze wandelte. Er bestrafte die Juden nach einem Aufstand, indem er die jüdischen Riten verbot, den Tempel mit

Schweinefleisch anfüllen, eine Zeus-Statue aufstellen und ihn – wie einen alten Aphrodite-Tempel – als Bordell verwenden ließ. Viele Griechen und Römer hielten den Monotheismus für primitiv und machten sich über die vermeintliche Einfalt der Juden und später der Christen lustig. Vor allem mit den vielen Vorschriften und Tabus der Juden konnten sie nichts anfangen. Antiochos ging nun aber tatsächlich zu weit und die gesetzestreuen Anhänger der Religion ließen sich lieber töten als mit Schweinefleisch füttern. Der Hass der Nationalisten und religiösen Eiferer wuchs jedenfalls ins Unermessliche, was wiederum Folgen für die Theologie hatte. Den Aufklärern und Globalisierern wünschte man alles erdenkliche Unheil an den Leib und erfand für sie in dieser Zeit etwa die Hölle mit phantasievoller Möblierung. Der Satan wurde (erstmals: 1 Chr 21,1) ein eigenständiges Wesen, mit Namen ansprechbar. Vorher war die Satansfigur – so beschreibt das Othmar Keel – eine Art staatsanwaltliche Praxis am himmlischen Hof. Auch hier darf man die persischen Einflüsse nicht übersehen. Der strenge Dualismus von Gut und Böse, Licht und Dunkel hinterließ deutliche Spuren.

Den nach dem Priester Hasmon benannten Hasmonäern und den Makkabäern (nach dem Sohn des religiösen Eiferers und Hasmonäers Mattatias/Judas, dem man den Beinamen Makkabäus gab, nach *makkab*/Hammer) war das bloße Erdulden des provozierenden Frevels und das passive Martyrium zu wenig. Sie riefen zum bewaffneten Kampf auf, zumal das Seleukidenreich durch die andrängenden Parther und Römer an anderen Fronten bereits unter Druck war. Für diejenigen, die im Kampf gegen die Moderne den Tod erlitten, entwickelte man die neue Idee eines paradiesischen Himmels im Jenseits – was zugleich einen gerechten Ausgleich zur ewigen Verdammnis der Bösen darstellte. Die Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tod ist altes orientalisches Gedankengut und floss in das Alte Testament aus dem Repertoire des Platonismus ein. Das veränderte die gesamte Religion, die ihre Diesseitsbezogenheit zu einem Jenseitsglauben wandelte. Mit dem Dualismus der persischen Kultur im Hintergrund wurde die Welt schlecht geredet und das zu erwartende Jenseits gut, wie herumziehende apokalyptische Heilsprediger auf den Stadtplätzen nun nicht müde wurden zu betonen. Himmel und Hölle waren im Grunde Geschichten im Echoraum des Streits um Moderne und Aufklärung.

Judas Makkabäus gelang schließlich die Eroberung Jerusalems. Er reinigte den Tempel von den buchstäblichen Schweinereien einschließlich eines Zeus-Altars und weihte ihn 164 v. Chr. neu, welches Ereignis die Juden im Chanukkafest bis heute feiern. Das Fest ist letztlich ein Protest gegen die Hellenisierung, allgemein gegen Moderne und Kosmopolitismus. Es folgte ein langes kriegerisches Ringen, in dem die mehrfach geschlagen scheinenden Makkabäer sich immer wieder erhoben und schließlich um 142 v. Chr. die Unabhängigkeit Jerusalems durchsetzen konnten. Sie führten das Land mit harter Hand und religiösem Eifer. Heiden und abtrünnige (also vor allem hellenistische) Israeliten wurden vertrieben oder ermordet. Es entstand ein ethnisch reiner jüdischer Staat. Die brutale Herrschaft wurde schließlich von der jüdischen Bevölkerung selbst beendet. Die Menschen wollten die alte Priesterherrschaft zurück und das Land den Römern unterstellen. 63 v. Chr. war es so weit. Judäa und Jerusalem kamen unter römische Herrschaft und erlebten ein unübersichtliches Jahrhundert mit vielen konkurrierenden religiösen Gruppen und starken apokalyptischen Stimmungen.

Jerusalem unter den Römern

Die Römer setzten im Jahr 40 v. Chr. den Juden Herodes als Klientelkönig von Galiläa, Judäa und Samaria ein. Er war ehrgeizig und darauf bedacht, seine Spielräume möglichst auszureizen. Zur Absicherung seiner Macht ließ er etliche Mitglieder seiner eigenen Familie ermorden. So brutal er nach innen war, so viele Bücklinge machte er in Richtung Rom. Er spann seine Netzwerke bis in den römischen Senat, stellte sich mit Antonius und Oktavian so gut, dass sie ihm ein Upgrading zum „verbündeten König“ zukommen ließen. Vielleicht gefiel den Römern, dass sich hinter dem brutalen Machtpolitiker ein hochgebildeter, wenn auch exzentrischer Kosmopolit und Lebemann verbarg. Er wurde zum größten Bauherrn der jüdischen Geschichte. 34 bis 4 v. Chr. überzog er das Land mit Bauwerken von solcher Pracht, dass sich der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus außerstande sah, sie zu beschreiben. Oktavian alias Kaiser Augustus schätzte Herodes sehr (der sich instinktsicher schon früh auf seine Seite geschlagen hatte). Ihm zu Ehren baute Herodes zwischen 22 und 12 v. Chr. die

Hafenstadt Cäsarea Maritima mit Theater, Hippodrom, Aquädukt, Palästen und Marktplätzen, also dem gesamten Repertoire hellenistischer Stadtarchitektur. Aber auch sich selbst gegenüber war er nicht kleinlich. In Sichtweite von Jerusalem wuchs ab etwa 23 v. Chr. ein kostbar ausgestatteter, von Gärten und Teichen durchzogener Palastkomplex (Herodium) nach dem Vorbild der altorientalischen Paläste aus dem Boden, der auch genug Platz für den königlichen Harem von 500 Frauen geboten haben dürfte.

Ein Meisterwerk war auch die Erneuerung des Zweiten Tempels (manche sprechen vom Dritten Tempel) ab etwa 21 v. Chr. Er war 515 v. Chr. von den Rückkehrern aus dem babylonischen Exil geweiht worden. Die herodianische Version entsprach den altorientalischen und griechischen Üblichkeiten mit einem gestuften Zugang zum Allerheiligsten, das nur von Priestern betreten werden durfte. Der mit goldenen Platten verkleidete Tempel selbst war in wenigen Jahren fertig, die Gestaltung des gesamten Tempelplateaus samt umlaufender Säulenhalle und einer großen Basilika zog sich hingegen nach dem Tod des Herodes noch lange hin. Wenn Jerusalem damit nun auch in Kunst und Architektur ein gewisses Ansehen erhielt, handelte es sich dabei freilich nicht um eine spezifisch jüdische Kunst, sondern um hellenistische Kunst und Architektur.



Modell des herodianischen Tempels, Israel Museum, Jerusalem

Diese Bewunderung der hellenistisch-römischen Kultur fand außerhalb der Eliten keineswegs ungetrübte Zustimmung. Immer wieder begehrte man gegen die römische Herrschaft auf. Um die Zeitenwende waren es die Zeloten, die das verbreitete Unbehagen kanalisierten. Die Wut auf Rom schwoll besonders in der Regierungszeit Neros (54 bis 68) an. Er beutete die Provinzen rücksichtslos aus, um seine Eskapaden in Rom zu finanzieren. Das explosive Gemisch aus Nationalismus und Auflehnung gegen die Besatzung führte zu einem für Rom gefährlichen Aufstand. Um ihn niederzuschlagen, rückte Titus als Feldherr (Kaiser wurde er 79 n. Chr.) mit einem Viertel der gesamten römischen Streitkräfte an. Im Jahr 70 n. Chr. wurde Jerusalem erobert und der eben erst generalsanierte Tempel geplündert und dem Erdboden gleichgemacht. Drei Jahre später fiel das letzte Widerstandsnest einer Gruppe religiös-fanatischer Zeloten auf der Burgfestung Masada durch kollektiven Selbstmord der 960 Bewohner. Die Beutestücke aus dem Tempel, einschließlich eines großen siebenarmigen Leuchters (Menora), wurden beim Triumphzug durch Rom den Schaulustigen präsentiert. Die Szene ist auf dem Triumphbogen abgebildet,

den man Titus errichtete. Die Zerstörung des Tempels war endgültig. Er wurde nie wieder aufgebaut. Nach jüdischer (eigentlich griechischer!) Vorstellung durfte der künftige (Dritte) Tempel nur von Gott selbst, aber nicht von Menschenhand gemacht sein.[23] Die Juden griffen stattdessen zum „mobilen Tempel“, zu Bibel und Überlieferung.



Stützmauer des Tempelbergs („Klagemauer“) in Jerusalem

Kaiser Hadrian, ein bedingungsloser Verehrer der griechischen Kultur, der fließend Griechisch sprach, wollte 130 das Problem dieser aufsässigen Provinzler endgültig lösen. Der Plan war, Jerusalem aus der Geschichte zu tilgen und an seiner Stelle eine dem Jupiter geweihte Stadt zu errichten. Er baute also einen Jupiter-Tempel und, was die Juden besonders empörte, stellte eine Statue seines vergöttlichten Geliebten auf, des jungen Antinous, der unter ungeklärten Umständen im Nil ertrunken war, ein Ereignis, das den Kaiser in tiefe Depressionen stürzte. Doch der Widerstand war hinhaltend. In einem von Simon bar Kochba 132 bis 135 angeführten zweiten Aufstand gegen die Römer versuchten die Juden, die Entweihung

ihrer Stadt zu beenden. Es war eine konzertierte Aktion. Auch in den Diaspora-Gemeinden des Mittelmeerraums flammten Unruhen auf. Der Aufstand wurde von Hadrians Legionen schließlich erbarmungslos und blutig (auch unter großen eigenen Verlusten) niedergeschlagen, Jerusalem und Dutzende andere Orte wurden von der Landkarte getilgt und der Landstrich von Judäa in Palästina (Syria Palaestina) umbenannt.

In Rom existierte eine jüdische Gemeinde bereits seit dem Makkabäeraufstand im 2. Jahrhundert v. Chr. Die Gesellschaft der Hauptstadt reagierte darauf zwiegespalten. Die einen, darunter viele Schriftsteller, polemisierten gegen das Judentum, auf andere übte es als orientalischer Kult einen gewissen Reiz aus. Seine Bewunderer taten sich als Wohltäter und Spender hervor und manche ließen sich später beschneiden.



Statue des Homer, Archeological Museum of Izmir

5 AUF DEM WEG NACH EUROPA – DER MYTHOS GRIECHENLAND

Wenn wir uns nun ausdrücklich den Griechen zuwenden, ist Europa nicht mehr weit – so scheint es jedenfalls, denn wir münden wieder in die Geschichte um den Zeus, der jenes Mädchen raubte, das uns seinen Namen gab. Dass ausgerechnet Griechenland so sehr in unserem kollektiven Gedächtnis präsent ist, erscheint keinesfalls selbstverständlich. In antiken Zeiten war es zunächst völlig unbedeutend, ein kleiner, aus vielen Stadtstaaten (also Poleis, das ist der Plural von Polis) bestehender Landstrich, unwegsam und wenig attraktiv. Das Meer leuchtete auch im damaligen Persien und Ägypten schön blau, und auch dort wuchsen Ölbäume und Weinreben und sammelten die Bienen fleißig die Götternahrung Nektar. Die Großmächte interessierten sich kaum für diese steinige und windumbrauste Ecke, die aber doch so prägnant in das Mittelmeer hineinragt, dass man zwangsläufig auf sie aufmerksam wurde, wenn man auf den Handelsrouten nach Norden oder Süden segelte. Und natürlich gab es schon immer die Versuchung, das eigene Reich zu arrondieren. Die Perser meinten offenbar, ebendies locker im Vorübergehen tun zu können. Doch die damalige Weltmacht hatte sich gehörig verrechnet. Die Sensation, die Perser niedergerungen zu haben, katapultierte Griechenland über die Aufmerksamkeitsschwelle der damaligen Welt und machte es zu einem Respekt einflößenden Mitspieler – ich erzähle es gleich.

Anfangs setzte also niemand auf dieses Griechenland auch nur einen Obolos. Doch die Griechen machten sich unbeirrt daran, uns mit ihrer unglaublichen Kultur in ihren Bann zu ziehen. Die Kultur war es, die den Mythos Griechenland begründete. Jede große Stadt, die etwas auf sich hielt, wollte von da an ein zweites Athen werden, zuvörderst Rom, dann Florenz und auch Berlin, Wien oder München, für die nördlich gelegenen Städte schon allein von der Sonnenscheindauer her ein ambitioniertes Unterfangen.

Zutreffend an dem Mythos Griechenland ist zweifellos, dass in der Tat in praktisch allen kulturellen Bereichen Quelle und Maßstab für die weitere Entwicklung in Europa genau dort liegen. Griechenland war *die* große Manufaktur, wo der Umbau der Vorlagen aus dem Orient in die europäische Version vonstattenging. Dabei mussten die Griechen eben nicht bei Null beginnen. Sie saßen quasi erste Reihe fußfrei mit Blick auf den Vorderen Orient und auf Anatolien, wo Phryger, Thraker, Hethiter, Lyder, Lykier, Urartäer, Ägypter, Syrer, Perser und viele andere mehr ihnen die Vorlagen boten. Außerdem glänzten nicht weit von ihren Gestaden im Süden die im Winter schneebedeckten Berge einer Insel blütenweiß in der Sonne: Kreta. Und weil die Griechen zunächst einmal keine feinen Herren waren, sondern Söhne des Räuberhauptmannes Zeus, Piraten und Diebe, setzten sie kurz entschlossen über und raubten alles, was dort außer dem Schnee sonst noch glänzte.

Im Reich des Königs Minos

Und es glänzte viel in diesem Reich, dem der uns längst bekannte Sohn der Europa und des Zeus als König vorstand: Minos. Kreta liegt am Rande der Ägäis. Diese wurde an der Wende ins Neolithikum zu einem Brennspiegel, der die großen Kulturen von Vorderasien bis nach Ägypten fokussierte. Gespeist wurde der Vorgang von einer möglicherweise Jahrtausende währenden (zwischen dem 7. und 3. Jahrtausend) Wanderung, die schließlich die fruchtbaren Weiten Thessaliens und Böotiens erreichte. Das kam einer gigantischen Kulturverlagerung gleich. Die kleinasiatisch-anatolische Welt, die zurzeit mehr und mehr ausgegraben wird (Alişar Hüyük, Alaca Hüyük, Boğazköy), exportierte nicht nur schmackhafte Nahrungsmittel und wertvolle Gebrauchsgüter, sondern auch Geschichten von Religionen, Welterzählungen und hoch entwickelte Sozialstrukturen.

Vielleicht gab es sogar einen besonderen Ort mit einem großen Hafen, von wo all dies nach Westen verschifft wurde: das legendäre Troja, eine Metropole der Bronzezeit. Homer, der erste große Dichter Europas, wusste über sie abendfüllende Abenteuergeschichten zu erzählen. Über diesen Geschichten brütete im 19. Jahrhundert ein deutscher Kaufmann in Mecklenburg und beschloss, Griechisch zu lernen, einen Spaten zu kaufen

und dieses Troja auszugraben. Heinrich Schliemann fuhr in die Troas und stach 1868 in einen Hügel, wo er außer trockener Erde und unzähligen Steinen nichts fand. Zwei Jahre später nahm er sich, auf einen Tipp seines Freundes Frank Calvert hin, den Hügel von Hisarlık vor. Diesmal war es ein Volltreffer! Er stieß nicht nur auf einen Goldschatz, den er – nach dem legendären König Trojas – „Schatz des Priamos" nannte, sondern auf einen schier unentwirrbaren Kulturschutt. Zuletzt hatte er nicht ein, sondern zehn Trojas ausgegraben. Vermutlich war das homerische Troja die Nummer sieben, vielleicht auch sechs, und stammte aus der Zeit zwischen 1300 und 1150 v. Chr. Die später verlandete Stadt lag damals an einer großen Bucht, wenige Kilometer unterhalb der Mündung der Dardanellen.

Wohl um keinen anderen Scherbenhaufen auf der Welt wurde so viel gestritten wie um diesen. Selbst unter Professoren der Geschichtswissenschaft und der Philologie ist Troja ein Mythos. Als der Sprachwissenschaftler und *Ilias*-Übersetzer Raoul Schrott die Entstehung der *Ilias* kurzerhand nach Kilikien (genauer nach Karatepe-Arslantaş, 130 km nördlich von Adana) verlegte und mutmaßte, der Autor sei ein griechischer Schreiber im Dienst des assyrischen Königs gewesen, verlor die Zunft die Fassung. Troja war und ist kein „normaler" Forschungsgegenstand, zumal schon die Historizität der Geschehnisse äußerst fragwürdig ist. Troja ist so etwas wie eine heilige Kuh für die Identität Europas. Es ist sozusagen die wichtigste Konstruktion eines europäischen Vorpostens gegenüber dem Orient. Der Streit lehrt uns, wie aufgeladen dieser vermeintliche Frontverlauf ist, denn natürlich kann man die Sache auch deutlich entspannter sehen. Ob der Autor der *Ilias* und *Odyssee*, falls es ihn als Person überhaupt gegeben hat, nun in griechischem Umfeld lebte oder nicht – und im Gegensatz zu der doch sehr abenteuerlichen These Schrotts bin ich davon nach wie vor überzeugt –, ist ziemlich egal. Denn nicht nur ist jeder Frontverlauf zwischen Europa und Orient eine moderne Projektion, sondern Europa ist nun einmal samt und sonders aus dem Osten geboren. Wen das stört, den muss man daran erinnern, dass man sich seine Kinderstube nicht aussuchen kann.

Es könnte also sein, dass Troja eine wichtige Handelsstadt war (bereits früh auch Umschlagplatz für die Metallurgie) und damit eben auch ein Ort der Ost-West-Verlagerung der hochstehenden orientalischen Kultur. Womöglich war es sogar nichts Geringeres als *das* Scharnier zwischen

Orient und Okzident. Die Trojaner selbst scheinen allerdings trockene Import-Export-Kaufleute gewesen zu sein, denn auf eine bemerkenswerte Kulturmetropole deutet wenig hin. Architektur und Kunst waren einfach, Schrift gab es keine. Deshalb glauben einige Historiker, dass Troja in Wahrheit kaum mehr als ein besseres Kuhdorf war. Man wüsste gerne, warum der Ort eine so hohe mythische Aufladung erhielt, dass die Griechen ihr ganzes Selbstverständnis auf die Eroberung dieser Stadt im Trojanischen Krieg (wohlgemerkt: mit Kriegslist, nicht mit roher Gewalt) gründeten. Selbst für die Römer blieb der Troja-Mythos reizvoll, und sie fanden es großartig, Abkömmlinge der Trojaner zu sein. Vergil dichtete das Nationalepos *Aeneis*, das die Römer zu Orientalen machte.

Heinrich Schliemann hatte ein feines Gespür und wollte nach Troja auch die Glanzzeit Kretas ausgraben, wo die exportierte Kultur ihren ersten großen Niederschlag fand. Aber der Preis für die Grabungslizenz war ihm 1886 (bis 1898 war Kreta in osmanischer Hand) zu hoch. 1910 kam Sir Arthur Evans und begann eine faszinierende Kultur ans Tageslicht zu hieven, der er den Namen „minoische Kultur“ gab, eben nach dem legendären König Minos. Minos war ein Gottessohn und soll, wie Moses am Berg Sinai, von seinem göttlichen Vater, in diesem Fall von Zeus und nicht auf einem Berg, sondern in einer Höhle, Gesetzestafeln erhalten haben und um 1500 v. Chr. Herrscher in Knossos, Festos und Kydonia gewesen sein. Stadt und Staat erhielten ihre Legitimation durch ein göttliches Gesetz. Das ist die gute Tradition des Alten Orients!

Wie auch immer und wo auch immer, es ergoss sich jedenfalls das damalige kulturelle Know-how von Anatolien in das östliche Mittelmeer und befruchtete die Ägäis und die große Insel Kreta. Daraus entstand eine Kultur, die zu einer eindrucksvollen Vorläuferin auf dem Weg zur griechischen Hochkultur wurde. Wenn man die wunderbar schlichten Statuetten aus dem Marmor von Paros und Naxos in den Museen der Ägäis-Inseln bewundert, ist man sprachlos, dass sie aus dem Neolithikum stammen. Muten sie doch so modern an, als hätte man sie gerade aus dem Atelier Giacomettis oder Brancusis angeliefert. Was die Künstler mit den Idolen ausdrücken wollten, wissen wir ebenso wenig wie bei den Venus-Figuren der Steinzeit. Auch hier scheint die gängige Meinung die plausibelste zu sein. Demnach ging es (auch wenn sie ohne die sonst übliche Leibesfülle erscheinen) um Beschwörung der Fruchtbarkeit und der damit

verbundenen Fortlebensvisionen nach dem Tod. Vermutlich nicht zufällig fand man diese Idole vor allem in Gräbern.

Wie im gesamten Alten Orient spielte auch in der Frühzeit der griechischen Kultur die Erdverbundenheit in den religiösen Erzählungen eine große Rolle. Dass in dieser Gegend die chthonische Komponente so stark war, hatte vermutlich mit der heftigen tektonischen Tätigkeit der Erde zu tun. Das Zusammentreffen von Orient und Okzident in der Ägäis ist gleichsam seit Jahrmillionen von lautem Grummeln begleitet, denn die oben geschilderte Kollision der europäischen und afrikanischen Platte sorgt hier immer wieder für verheerende Erdbeben.

Wie wir inzwischen wissen, begannen die meisten Gottheiten ihre Karriere im chthonischen Bereich, schwangen sich dann aber hinauf in die himmlischen Sphären. Die religiösen Kulte im Reich des Minos basierten hauptsächlich auf Importen aus Anatolien und dem Mittleren Osten und wurden vor allem in Höhlen und Grotten vollzogen. In nicht weniger als etwa 2000 Höhlen auf Kreta entdeckte man Spuren kultischer Tätigkeit. Unter den verehrten Gottheiten befand sich auch der kretische Zeus, unser Europa-Räuber. Wie erinnerlich war er damals noch kein Himmelsgott, sondern ein sterbender und auferstehender Fruchtbarkeitsgott, der im Dikte-Gebirge im Südosten der Insel auch als Berggott auftrat. Die Kreter streiten sich bis heute (inzwischen mehr aus touristischen Gründen) um die Ehre, *die* Geburtshöhle des Zeus zu besitzen. Es gibt zumindest zwei ernsthafte Bewerber: die Diktäische Höhle im Dikte-Gebirge und die Idäische Höhle im Ida-Gebirge in Zentralkreta. Der im 2. nachchristlichen Jahrhundert lebende griechische Satiriker Lukian lässt Zeus und Europa in der Diktäischen Höhle ihre schlampige Beziehung durch Heirat legitimieren. In der Ida-Höhle wiederum soll Zeus seinem Sohn Minos die Gesetzestafeln übergeben haben. In beiden Höhlen wurde eine Fülle von Kultgegenständen gefunden.



Kykladenfigur aus Amorgos (2500 v. Chr.), National Archaeological Museum of Athens

Die vielen Höhlen standen vielleicht auch am Anfang des auf Kreta verbreiteten Kults des Labyrinths. Dessen Bild wurde nicht zuletzt auf den verwirrenden Palast von Knossos projiziert. Vielleicht war es aber auch so, dass dieser eindrucksvolle Palast umgekehrt einen Einfluss auf die einschlägige Mythenproduktion hatte. Also etwa auf die Geschichte, dass König Minos vom Erfinder und Techniker Dädalus ein Labyrinth als Gefängnis für den Minotauros (das üble Ergebnis eines Fehltritts von Minos' Frau Pasiphae mit einem Stier) bauen ließ. Was genau das Labyrinth bedeutete, wissen wir nicht. Aufgrund der Etymologie könnte es sich von einer schwülstigen asiatischen Variante von *labra* (Stein) ableiten und gehörte somit in das Bedeutungsfeld der Höhle. Eine andere Deutung geht von einem Zusammenhang mit der Doppelaxt (griech. *labrys*) aus. Im Palast von Knossos waren wie in der gesamten kretischen Kunst zahlreiche Doppeläxte abgebildet. Das Labyrinth also als „Haus der Doppeläxte"? Manche wollen die Doppelaxt als Symbol der weiblichen Macht dekodieren. Im Sinne einer Ambivalenz von Leben nehmen und Leben schenken ließe sich so auch eine Verbindung mit dem Grabkult herstellen. Überhaupt ist eine markante Präsenz weiblicher Gottheiten auf Kreta (wie in der gesamten Ägäis) festzustellen. Wir kennen zahlreiche Göttinnen- oder Priesterinnen-Figurinen: eine „Göttin von Myrtos", eine „Mutter der Berge" aus Knossos, „Herrinnen der Tiere", „Göttinnen des Baumes", den Typus der „Großen Mutter" und die berühmte „Herrin über Land und Meer", ebenfalls aus Knossos. Im Heiligtum von Agia Irini von Kea fand man aus der Zeit um 1900 v. Chr. mehr als 50 weibliche, bis zu 60 Zentimeter hohe Terrakotta-Statuetten mit charakteristisch auf die Hüfte gestützten Armen. Es sind Tänzerinnen, Göttinnen oder Priesterinnen. Im selben Tempel begegnen zahlreiche Säulen mit eingeritzten Doppeläxten.

Neben Labyrinth und Doppelaxt ist es der Stier, der jedem Kreta-Reisenden auf Schritt und Tritt begegnet. Alle diese Motive einschließlich des Labyrinths, das später im christlichen Mittelalter eine hohe spirituelle Bedeutung erhielt, gab es übrigens bereits im Alten Orient. Erreicht haben sie uns durch ihre Popularisierung im vorgriechischen Kreta. Der Stier stand für den mediterranen Wetter- und Sturmgott und war zudem ein Wasserwesen, hatte also einen chthonischen Charakter. Er symbolisierte Fruchtbarkeit, was ihn für den Höhlenkult prädestinierte. In der Steinzeitkunst hatte er eine Mondkonnotation, die zudem mit der

geometrischen Figur des Dreiecks und dem Hornideogramm gekennzeichnet war. Treffen sich zwei Dreiecke auf einer Achse, ließe sich die Doppelaxt, die häufig gemeinsam mit dem Stier auftaucht, als kosmographisches Zeichen erklären. Dazu passt wiederum das Horn, das die Mondsichel bezeichnete. Sie sehen: An Erklärungen mangelt es nicht.

Als die mykenischen Griechen nach Kreta übersetzten, bedeutete das nicht das Ende jedes chthonischen Bezugs der religiösen Erzählungen. Aber sie hatten einen anderen Zeus im Gepäck, einen Himmels- und Vatergott, der nun auf den chthonischen Zeus traf. Die indogermanische Abstraktion führte schließlich zur Vergeistigung der gesamten Geschichte und mit ihr begann die Karriere der Himmelsgötter. So gesehen folgt der Vorschlag von Jürgen Thimme, die Schlankheit der ägäischen Statuetten mit der beginnenden Vergeistigung und Entfernung vom Chthonischen zu erklären,[1] einem eingängigen Schema: je dicker, desto erdverbundener; je schlanker, desto vergeistigter!

Jedenfalls speist diese Vergeistigung genau jenes Charakteristikum, für das Griechenland berühmt geworden ist. Hier begannen Philosophie und Wissenschaft, hier löste die rationale Weltsicht die mythische ab. Die ersten Historiker griffen nicht mehr auf mythisch-bildliche Erklärungsmuster zurück, sondern bedienten sich empirischer Daten und rationaler Argumente. Das ging natürlich nicht von jetzt auf gleich, sondern es war ein längerer Prozess. Und so weit sind wir auch noch nicht, denn die Kreter der Bronzezeit waren noch keine Griechen.

Vom schönen Leben auf Kreta

Was Arthur Evans bei seinen Grabungen zutage förderte, waren die glanzvollen Paläste aus der Zeit von 2000 bis 1700 v. Chr. Um 1700 wurden die Gebäude durch Erdbeben und Brände schwer in Mittleidenschaft gezogen, aber rasch wieder aufgebaut. Erst um 1430 v. Chr. wurden sie endgültig zerstört. Die Ursachen für das Ende der Palastzeit sind dunkel. Richard T. Neer identifizierte auf Fresken von Akrotiri mykenische Krieger, die mit Schiffen auf Kreta landen.[2] Genau genommen ist das nichts weniger als ein Augenzeugenbericht für eine finstere Episode räuberischer früher Griechen. Trotzdem sind keineswegs alle Historiker von der Aussage dieses

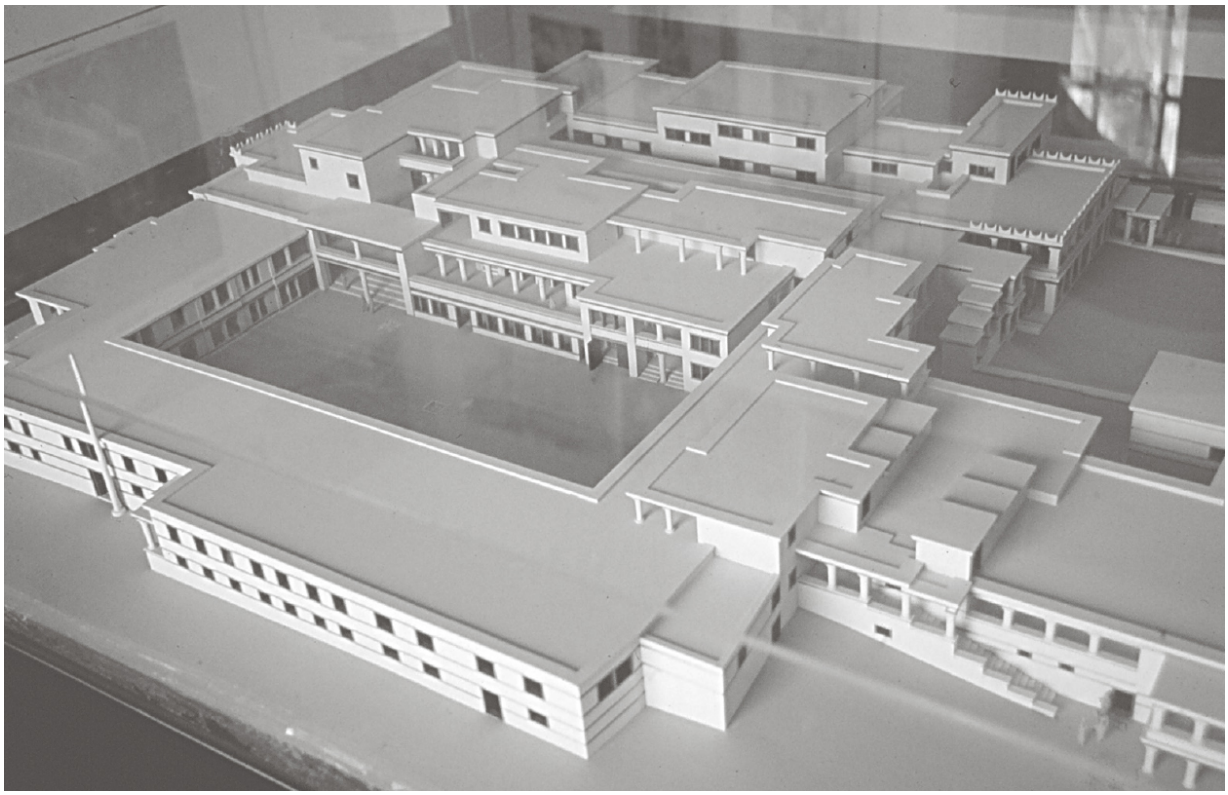
Dokuments überzeugt. Manche verbinden den Untergang des minoischen Kreta mit der Vulkankatastrophe in Thera (Santorin). Aber diese Variante hat ihre erste Schwäche bereits in der höchst umstrittenen Datierung dieses großen Ausbruchs, der vermutlich mit einem zerstörerischen Tsunami verbunden war.

Nicht nur das Ende der Kultur ist rätselhaft. So wundert sich jeder, der über die Anlagen von Malia, Phaistos, Kato Zàkros schlendert, über ihre offene und verletzliche Lage direkt am Meer. Keine Spuren von Mauern, keine Verteidigungsanlagen, keine Bilder von Schlachten, keine Denkmäler von Königen und Generälen oder anderen Helden! War Kreta ein paradiesisches Land mit streng egalitärer Gesellschaft und ewigem Frieden? Wir wissen es nicht. Manche vermuten, dass Kreta eine starke Flotte besaß, die rund um die Insel patrouillierte und die Außengrenze sicherte. Aber anders als manche Länder, die sich heute mit einem Schutzzaun von fremden Menschen und Ideen abschotten, waren die Kreter weltoffene Leute, die sich angeregt mit Mesopotamien und mit Ägypten austauschten.

Die Darstellungen auf den Fresken schildern ein schönes, unbeschwertes Leben. Man genoss Sonne und Meer, Olivenhaine, Weinberge und die schmackhaften Fische aus dem Mittelmeer. Dieses Leben scheint sich rund um die riesigen Palastanlagen abgespielt zu haben. Vor allem aus den jüngeren Anlagen haben sich Fresken erhalten, die ein galantes Hofleben in lebhaften Farben zeigen. Die Damen der Gesellschaft trugen eine extravagante und luxuriöse Kleidung und sie pflegten „oben ohne“ durch die üppigen, nach Hibiskus, wildem Rosmarin und Lavendel duftenden Gärten zu schlendern.

Wer genau die Bewohner der Paläste waren, ist ein weiteres Rätsel. Da wir bis heute keine adelige Gesellschaftsschicht identifizieren können, haben wir entweder bisher einfach nur Pech bei der Suche gehabt oder aber es gab keine. Vor diesem Hintergrund erscheint der Ausdruck „Palast“ als unglücklich, es handelte sich vielmehr um multifunktionale Anlagen. Die mehrgeschossigen Gebäude wurden scheinbar ohne Schema als chaotisches Gewirr von Räumen, Gängen, Treppen, Loggien, Höfen, Terrassen entworfen, weshalb sie eben auch mit einem Labyrinth verglichen wurden. Weil eigene Kultgebäude bislang nicht eindeutig identifiziert werden konnten, hat man vermutet, dass die rechteckigen Zentralhöfe auch als Orte für kultische Handlungen und die Erscheinung von Göttern dienten. In

diesen labyrinthischen Anlagen zeigt sich ein charakteristischer Zug der minoischen Kultur: die Freude an der Dynamik und Bewegung. Es gab offenbar kaum Sehnsucht nach einer Geborgenheit gewährenden Statik. Dieses Charakteristikum, das eigentlich eines des Orients ist, unterschied die Minoer ebenso wie die chthonische Ausrichtung ihrer Religion von den Griechen.



Modell des Palastes von Malia, Kreta

Der Glanz Kretas wurde schließlich mit einem Schlag ausgelöscht. Was ist da passiert? Als um 1870 Heinrich Schliemann seinen noch von Troja staubigen Spaten in Mykene (das ist eine Burg auf der Peloponnes, also Griechenland!) in die Erde stieß, fiel dem Glückspilz unter den Archäologen in den Schachtgräbern der mykenischen Elite der nächste Goldschatz in die Hände: goldene Masken, Diademe, Pektoralien, Schmuck, Gefäße, Prunkwaffen, Vasen und Elfenbeinarbeiten. Was Schliemann dabei ins Grübeln brachte und seine Erben bis heute grübeln lässt, war, dass die glitzernden Gegenstände eine eindeutig minoische Handschrift trugen. Raub oder Kopie (vielleicht durch importierte Kunsthandwerker aus Kreta)

– das ist hier die Frage! Die meisten Forscher entschieden sich für Raub und erklärten damit auch gleich den Untergang der minoischen Kultur. Es waren die Mykener, die sich in ihre klobigen Schiffe setzten, bei Nordwind über das Mittelmeer segelten und sich gründlich bedienten. Demnach hätten unsere Augenzeugen doch recht gehabt. Wer aber waren diese Mykener und warum konnten sie so einfach die Kultur Kretas kassieren?



Diadem aus den Schachtgräbern von Mykene, National Archaeological Museum of Athens

Durch das Löwentor nach Griechenland

Die Besiedelung Griechenlands ist eine komplizierte Sache, die den Historikerinnen immer noch Fragen aufgibt. Ein erster Einwanderungsschub von (indogermanischen) thrakischen Stämmen – Homer bezeichnete die auf der Seite Trojas kämpfenden Thraker als Pferdezüchter – richtete sich um 2500 wohl nach Kleinasien und vermutlich nach Thessalien und Böotien, vielleicht bis auf die Peloponnes.

Doch bis zur griechischen Hochkultur dauerte es noch. Die ersten Fundamente dazu wurden in der späten Bronzezeit (um 1600–1100 v. Chr.) gelegt. Alte Siedlungen wurden wiedererrichtet und zu imposanten Festungen ausgebaut. Eine von vielen starken Burgen befand sich auf einem Hügel in der südlichen Peloponnes: Mykene. Nach ihr wurde die aus der Verbindung der eingewanderten indoeuropäischen Bevölkerung mit den ansässigen Einwohnern entstandene Kultur mykenisch genannt. Die Menschen in Mykene, Tiryns, Pylos, Argos, Theben, Orchomenos bildeten Feudalgesellschaften, vielleicht der Rittergesellschaft im europäischen Mittelalter nicht unähnlich.

Den Ausgräbern präsentierte sich die mykenische Welt im Kleid der minoischen, aber das täuschte. Es war ein fremdes Kleid. Die minoische Leichtigkeit und Dynamik war für die Mykener allenfalls eine Projektionsfläche ihrer Phantasie. Wollte man hier, mit diesen ersten Griechen und Indoeuropäern, Europa beginnen lassen, dann hätte Europa ernst und schwer begonnen Aber es gibt wenig Zweifel daran, dass dieses junge Europa von der orientalischen Leichtigkeit des Seins fasziniert war.

Wer diese neue Welt verstehen will, der braucht nur durch das Tor in Mykene zu gehen – pardon: zu schreiten! Durch dieses Tor geht man nicht einfach so, man durchschreitet es. Hier gibt es nun Mauern, und das nicht zu wenig. Ein gewaltiges Zyklopenmauerwerk, mit unglaublicher Exaktheit aufeinandergeschichtet, schützt die Burg. Dieses berühmte Tor aus riesigen Steinblöcken, bewacht von zwei Löwen, gewährt nun Eintritt. Daher heißt es Löwentor, auch wenn manche die beiden etwas ungelenken Figuren für Greifen halten. Wir haben hier keine verspielte bewegte Form mehr vor uns, sondern die erste Monumentalplastik in Griechenland nach dem Vorbild der hethitischen Bildhauerei in Anatolien. Griechenland tritt mit einer klaren Charakteristik in die Geschichte: Monumentalität, Statik, klare Geometrie, eine Burg auf einem Hügel im Hinterland (sie wurde zur Hochstadt, griech. *akrópolis*). Die Burganlage gruppierte sich um einen zentralen rechteckigen Raum, das sogenannte Megaron. Es diente als Audienzsaal und für kultische Zwecke. In der Mitte befand sich der Herdaltar. Das Megaron gab es schon auf Kreta, aber dort hatte es mehrere Öffnungen und ließ den Blick auf die umgebende Natur zu, was die Strenge der Geometrie brach.

Die Mykener blieben aber nun nicht etwa auf ihrer Burg sitzen und hielten es mit Richard Wagners Riesen Fafner im *Rheingold*, der gerade Fasolt erschlagen und den Ring des Nibelungen geraubt hat: „Hier liege ich – und besitze, lass mich schlafen“. Vielmehr arbeiteten sie unentwegt an Netzwerken von Handelsbeziehungen, gründeten Kolonien in Unteritalien, auf Sizilien, den Liparischen Inseln, Malta und Zypern. Mykenische Einflüsse reichten bis in die Donauländer und sogar die Hallstattkultur hinein.



Löwentor in Mykene

Zwischen 1200 und 1000 passierte dann Verheerendes. Den Mykenern erging es nicht besser als den von ihnen ausradierten Minoern. Die Welle

der Seevölker schwappte wie ein Tsunami auch über die Peloponnes und beendete die mykenische Kultur. In diesem Chaos an der Schwelle von der Bronze- zur Eisenzeit ging vieles durcheinander, und die Wissenschaftler sind uneins darüber, wer zu welchem Zeitpunkt in das entstandene Vakuum stieß. Als Letzte waren es vermutlich (nach einigen linguistischen Hinweisen, aber auch das ist nicht sicher) die Dorer, die das Festland, die Peloponnes und schließlich auch Kreta einnahmen. Mit dem Zusammenbruch der bronzezeitlichen Kultur verliert sich die Spur und es wird dunkel um unsere griechischen Vorväter und -mütter. Bei ihrem Wiederauftauchen im 8. Jahrhundert war der Großteil der Peloponnes jedenfalls dorisch und es gab ein Zentrum, das herausragte: Sparta.

Die Himmelfahrt der griechischen Götter

Einige Zeit wurde diskutiert, ob die Mykener überhaupt Indogermanen und Griechen waren. Die Entzifferung ihrer Linearschrift half schließlich bei der Entscheidung. „Die überwältigende Mehrheit der Forscher“, schrieb Ernst Doblhofer vor 60 Jahren, ist „heute überzeugt, daß die Entzifferung von Linear B den Beweis einer voralphabetischen Schriftkultur auf griechischem Boden erbracht hat, […].“[3] Demnach dürfen auch wir an dieser Stelle die Ankunft der ersten Griechen konstatieren. Mit ihnen hob nun ein gewaltiger Umbau der Vorlagen aus dem Osten zu kulturellen Formen an, die wir Europäer uns im Folgenden einverleibt haben und als Gründungsgeschichte des christlichen Abendlands feiern. Das gilt für die Kunst, für die Architektur, für die Literatur und für Philosophie und Religion. Dort, in der Religion, ist es vielleicht am auffallendsten, wie ambitioniert an einer passenden Form für das neue Selbstverständnis gebastelt wurde. Die vorgriechischen chthonischen Erd-, Vegetations- und Muttergottkulte – Namen wie Athene oder Artemis sind vor-indogermanisch –, verbunden mit Totenkulten und Fortlebensvisionen, grundierten die griechischen Vorstellungen. Beim ersten Aufräumen blieben zwar viele Namen bestehen, aber ihre Codierung änderte sich im Sinn der Himmelsorientierung. Die wiederum lag gleichsam in den Genen der Indogermanen, denn ihre Tradition scheint ziemlich patriarchalisch gewesen zu sein. Es gab einen Himmelsvater und Lichtgott. Zeus war hier der Gott des strahlenden

Tageslichts und des heiteren Himmels. Der Name leitet sich vom indogermanischen *deiwos-div* (leuchten, glänzen) ab. Diesen solaren Aspekt, nämlich dass Götter strahlen und glänzen, kennen wir als Standarderzählung aus dem Alten Orient. Zeus nahm Züge des auch im mediterranen Raum verbreiteten Wetter- (das Strahlen umfasste auch das Wetterleuchten, also eine Gewitterkonnotation) und Berggottes in sich auf und überlagerte vermutlich einige vorgriechische Gottheiten.



Zeusstatue aus Pergamon (2. Jh.), Arkeoloji Müzesi, Istanbul

In Zeus bündelten sich die Elemente des Himmlischen, Männlichen und Statischen. Zeus sorgte für die Zurückdrängung des chthonischen und sexuellen Aspekts der Vegetations- und Muttergottheiten. Er war auch für die männliche (pseudo-jungfräuliche) Abstammung wichtiger Göttinnen wie Athene und Aphrodite verantwortlich, während in der jungfräulichen Jagd- und Todesgöttin Artemis noch die vorgriechische Muttergöttin präsent blieb. Den verbleibenden Vegetationsgöttinnen, die als Erdmütter den Stamm *da* (vorgriechisches Lallwort zu *ge*/Erde) im Namen trugen, wurde das indogermanische *mater* (Mutter) angefügt. Aus Dameter/Gemeter wurde Demeter, die Erd-Muttergöttin.

Im Weiteren stand Zeus für die Beruhigung der orientalischen dynamischen Komponente. Die Antwort darauf, wie man sich das vorzustellen hat, gaben die Griechen in ihren Mythen. Dass Mythen zur Erklärung rätselhafter Vorgänge und Erscheinungen dienten, um sie auf diese Weise letztlich in die Verfügung des Menschen zu bringen, sahen wir bereits. Solche Mythenproduktion im Sinne von identitätsstiftenden Konstruktionen begann mit dem Anfang der griechischen Kultur im 9. und 8. Jahrhundert v. Chr. Ich werde einen solchen Mythos über Zeus gleich erzählen, ebenso davon, dass Homer im 8. Jahrhundert mit einem Streich einen Götterhimmel voller solarisierter Gottheiten vorlegte und damit die Volksreligion der Griechen begründete. Die Götter des Olymps lösten breitflächig die bisherige Sammlung von chthonischen Gottheiten ab, darunter alle Arten von Wasser, der Ozean oder die Erde. Die Frage nach der „Himmelfahrt der Gottheiten“ ist keineswegs nur eine Sache der Religionsgeschichte. Denn darin spiegelt sich eine Tendenz allgemeiner Abstraktion wider, mit der die folgende griechische Philosophie originell und produktiv umging.

Nach den Dunklen Jahrhunderten, oder: vom Orient zum Okzident

Doch dazu musste Griechenland erst wieder erwachen, folgte doch – kaum hatte es die Fühler ausgestreckt – nach dem Zusammenbruch der Kultur der Bronzezeit um 1200 ein Verpuppungsstadium, ehe es sich wie ein bunter Schmetterling fix und fertig in die Lüfte erhob. Als diese sogenannten Dunklen Jahrhunderte endeten, ereignete sich nämlich ein kultureller

Neustart mit einer solchen Reife und Rasanz, dass man darüber nur staunen kann. Deshalb reißen die Diskussionen auch nicht ab, wie dunkel diese Jahrhunderte wirklich waren, zumal man mehr und mehr Relikte aus dieser Zeit aus der Erde holt und damit doch ein bisschen Licht in die lange Finsternis bringt.

Wie auch immer: Was um 800 v. Chr. ans Tageslicht trat, ist ziemlich umwerfend. Plötzlich gab es nicht nur den ersten Kunststil der Geschichte, den sogenannten Geometrischen Stil, sondern auch gleich die für lange Zeit größten Epen-Dichtungen. Sie stammten vielleicht von einem Verfasser, den wir Homer nennen, obwohl er vermutlich eher eine Konstruktion als eine historische Figur ist. Wir kennen diese Epen, weil sie in schriftlicher Form vorliegen. Es gab also plötzlich wieder eine Schrift, nachdem 400 Jahre vorher eine andere verloren gegangen war. Mit den zwei gewaltigen Dichtungen, der *Ilias* (sie schildert den Krieg um Troja) und der *Odyssee* (sie schildert die hindernisreiche Heimfahrt des Odysseus nach Ithaka), begann die europäische Literaturgeschichte. Anders gesagt: Die europäische Literaturgeschichte begann mit einem Singer-Songwriter, griechisch hieß das: Rhapsode. Homer, oder wer auch immer, trat in den Burgen auf und trug vor den adeligen Bewohnern die sauberen Hexameter-Verse seiner Epen vor, die eine Reihe von Sagenkreisen miteinander verwoben. Begleitet wurde er von einer Phorminx, der Vorläuferin der Lyra (von den durch die Lyra begleiteten Texten leitet sich der Ausdruck Lyrik ab), und der Kithara, die wiederum die Vor-Vorläuferin der Gitarre ist. Seit Bob Dylan wissen wir, dass auch gesungene Literatur Literatur ist, und natürlich wäre auch Homer nobelpreiswürdig gewesen – genauso wie Hesiod, der zweite große Dichter dieser Zeit. Den gelehrten Bauern aus dem kargen Askra in Böotien kann man besser historisch festmachen. Er schrieb eine Theogonie, aus der wir wichtige Informationen auch über die im Mysterienkult der Orphik kursierenden Theogonien (griech. *theos*/Gott + *genesis*/Entstehen = Erzählungen vom Entstehen der Götter) beziehen können, und eine eigenwillige Unterweisungsliteratur: *Werke und Tage*. Homer und Hesiod waren aber „nur" die Ouvertüre. Eine Reihe von Dichtern, unter ihnen die geniale, in Mytilene auf Lesbos lebende Sappho, entfaltete ab dem 7. Jahrhundert alle Sparten der Literatur.

Die neue Schrift war eine einfache und gut handhabbare Buchstabenschrift aus Konsonanten *und* Vokalen. Der Übergang von einer

Zeichen- und Bilder- (Hieroglyphenschrift der Ägypter) oder Silbenschrift (Mykene) zur Buchstabenschrift bedeutete einen großen Schritt. Dass er vielleicht den Phöniziern gelang, wurde oben bereits berichtet. Jedenfalls hielten die Griechen die Alphabetschrift für ein orientalisches bzw. phönizisches (*phoinikeia grammata*) Erbe. Es gab offenbar frühe Verbindungen zwischen den Phöniziern, die wir als Untergebene des Agenor kennengelernt haben, und den Griechen. Homer erzählt in seiner *Odyssee* von einem Mischkessel, den Hephaistos für den phönizischen König von Sidon fertigte. Sogar vom Aufbau des globalen Handelsnetzes der Phönizier profitierten die frühen Griechen, die als Piraten in die Weltgeschichte eintraten. „Sie plünderten die mauerlosen Dörfer aus und lebten davon“,[4] berichtet Thukydides ganz offen. Im 7. Jahrhundert wurde ihr „Handwerk“ professioneller und viele Griechen dienten als Söldner der Saitischen Dynastie in Ägypten und im Neubabylonischen Reich.

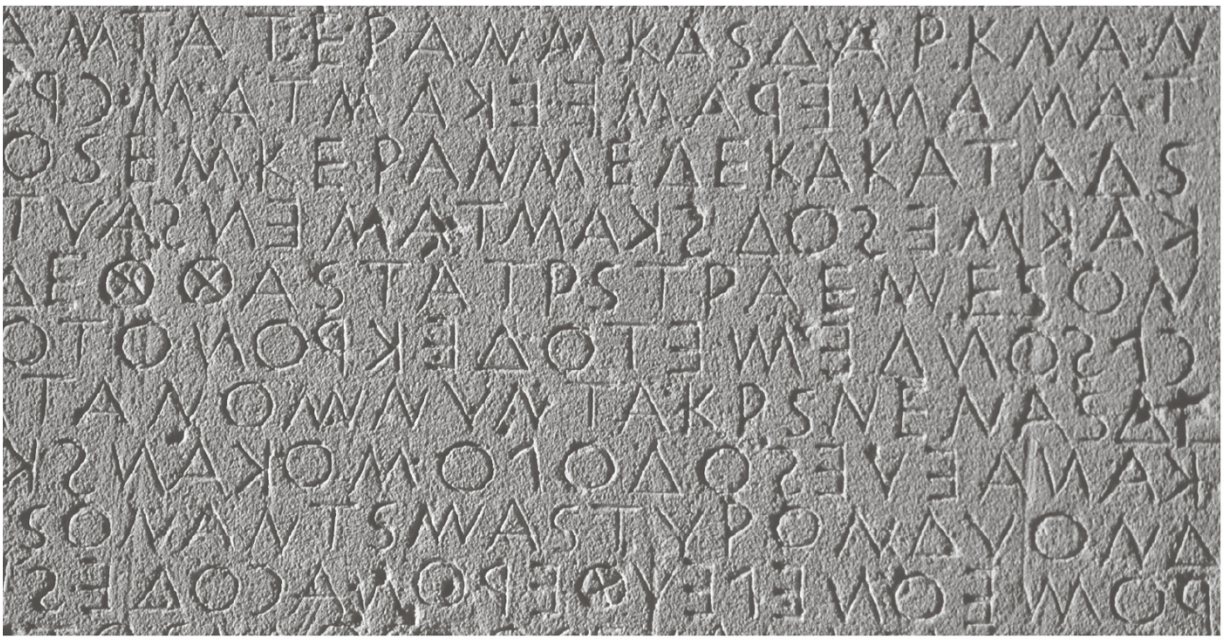
Die Phönizier waren begnadete Händler mit einem riesigen Netzwerk in der damaligen Welt. Auf ihren Schiffen führten sie auch die Buchstabenschrift mit sich, sodass das phönizische Alphabet die Grundlage bildete für die griechische, lateinische, hebräische, arabische und kyrillische Schrift. Auch die germanischen Runen-Alphabete (es gibt mehrere) stammen vom semitischen Alphabet ab. Das führt zu der eher kuriosen Tatsache, dass das stilisierte Sieg-Runenzeichen der SS, das für millionenfachen Massenmord steht, semitischen und damit orientalischen Ursprungs ist. Ob das die glatzköpfigen Krakeeler wissen, die mit ihren Springerstiefeln (oder neuerdings auch gerne in der Verkleidung von modischen Hipstern) martialisch auf manche Stadtplätze Europas knallen?

Trotz der einfachen Form der Buchstaben blieb die Entzifferung der Texte lange nicht trivial. Fehlende Wortzwischenräume und Interpunktionszeichen sowie das anfängliche Fehlen der Vokale (bei der arabischen und hebräischen Schrift fehlen sie bis heute) waren dafür die Ursache. Nahezu alle Buchstabenschriften wurden zuerst von rechts nach links geschrieben (auch die „Bäuche“ der Buchstaben wiesen nach links). Die griechische Schrift, der die Vokalisierung der semitischen Alphabetschrift gelang, wendete sich um 500 v. Chr. Einige Zeit schrieb man in beide Richtungen: in einer Zeile von rechts nach links, in der folgenden von links nach rechts und so fort. Weil das an das Pflügen mit einem Ochsengespann erinnerte, spricht man von *boustrophedon* (griech. wie der

Ochse pflügt). Im Süden Kretas sind in Gortyn noch Reste der Novellierung eines alten Gesetzestextes in der Boustrophedon-Manier erhalten.

Die ersten Texte, darunter juristische Texte wie die Verfassung Solons und philosophische Schriften, waren in gebundener Sprache verfasst. Solche Texte entstanden natürlich nicht irgendwo, sondern in den neuen Städten. Auch Griechenland erhielt nun also seine Städte. Finanziert wurden sie zunächst durch die Landwirtschaft, bis dann Handel und Dienstleistungssektor eine tragfähige Basis abgaben. Man umschloss die Polis wie im Alten Orient, an dessen urbanen Zentren man sich orientierte, mit einer Mauer und übernahm die symbolische Aufladung der Trennung des Eigenen vom Fremden. Anders als in den Adelssitzen und abgeschiedenen Dörfern entwickelten sich in den Poleis Kultur und die Spielregeln des gesellschaftlichen Umgangs. Aus diesem Komplex wurde dann das, was man Politik nennt.

Im Zentrum der Stadt organisierte sich das politische Leben um den Haupttempel der Stadtgottheit. Das politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Herz der Stadt war der Marktplatz (griech. *agorà*). Die Agora war *der* Ort der Kommunikation und brachte alle kulturellen Erzählungen hervor, in erster Linie jene des Politischen. Ihr Erbe reicht bis zur Piazza der Renaissancestädte und verliert sich in den modernen Galerien und Malls. Heute scheinen die Orte der Kommunikation wie überhaupt das, was man „öffentlichen Raum“ nennt, keinen geographischen Platz mehr zu benötigen, sondern mit dem virtuellen Raum der sozialen Netzwerke auszukommen.



Das in Stein gemeißelte Stadtrecht von Gortyn in Boustrophedon-Manier, Kreta

Über der Agora erhob sich die Hochstadt (Akropolis), Rest der alten Tempelbergidee. Der Tempel kannte zwar Priester und Priesterinnen, aber – anders als in Ägypten – keine institutionalisierte und mächtige Priesterkaste und nur eine bescheidene Tempelwirtschaft. Er war das religiöse Legitimationszentrum der Polis. „Wie andere Orte der Antike war auch die griechische Stadt von Anfang an Heimat eines Gottes“,[5] sagt Lewis Mumford.

Zwar konnten sich die Griechen nie zu einem Flächenstaat durchringen, aber sie gründeten eifrig Kolonien. Die Besiedelung der kleinasiatischen Küste und der vorgelagerten Inseln durch Äolier, Dorer und Ionier fand etwa zwischen 1100 und 600 statt und damit teilweise noch in der Zeit der Dunklen Jahrhunderte. Wie genau sich das vollzog, ist angesichts der dünnen Faktenlage schwierig zu rekonstruieren. Die frühesten Funde aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. stammen aus einem Siedlungshügel mitten in Smyrna, dem heutigen Izmir. Dort grub man auch einen Athene-Tempel aus der Zeit um 600 v. Chr. aus. Weiter südlich folgten die Dorer. Alle diese Gruppen schlossen Städtebündnisse. Zum dorischen Sechserbund (Hexapolis) gehörte das berückend gelegene Knidos, das noch mykenische Besiedelungsspuren freigibt. Dazwischen schoben sich die Ionier mit der Handelsmetropole Milet, wo es – neben hethitischen – ebenfalls mykenische

Spuren gibt. Südlich der Ägäisküste, in der Umgebung des heutigen Antalya, tappen wir ganz im Dunkeln. Die Überlieferungen nennen neben den hier noch ansässigen Phöniziern Argiver, Spartaner und diverse Einzelpersonen. Die wichtigsten Städte an der Ägäisküste gründeten ihrerseits Kolonien, Milet rund um das Schwarze Meer, Phokaia (heute Foça) hingegen bis weit in das westliche Mittelmeer. Klingende Ortsnamen wie Nizza, Marseille, Cádiz oder Palermo sind Gründungen dieser kleinasiatischen Stadt.

Die Frage, warum viele Griechen ihre Heimatstädte verließen und nach „Übersee", Kleinasien oder Unteritalien und Sizilien, gingen und wie sie dort mit der ansässigen Bevölkerung zurande kamen, bereitet immer noch Kopfzerbrechen. Pure Not kann es nicht gewesen sein, doch scheint die Migration in den Orient vor allem jungen Leuten bessere Lebenschancen geboten zu haben. „Man ging nach Osten wie der Europäer heute nach Amerika geht",[6] meint Christian Marek. Vom 8. bis zum 6. Jahrhundert entstanden Hunderte solcher Pflanzstädte. In ihren Legitimationserzählungen wird häufig Athen als Ursprungsstadt genannt, dessen Name offenbar schon damals einen magischen Klang hatte. Tatsächlich kam nun der Ausdruck Metropolis auf, Mutterstadt! Die Töchter der jeweiligen Mütter funktionierten jedenfalls auch als vorgeschobene Außenposten im Orient. Durch sie hatten die Griechen nicht nur Handelsstützpunkte, sie hatten auch Augen und Ohren vor allem an den Grenzen zum feindlichen Perserreich.

Mythen und Mysterien

Im Jahr 1940 veröffentlichte der Philologe Wilhelm Nestle ein Buch, das den ebenso eingängigen wie programmatischen Titel *Vom Mythos zum Logos* trägt. Diese Formel fand als Beschreibung der griechischen Antike besonders bei den nostalgischen Verehrern des antiken Erbes großen Anklang.

Zweifellos ist richtig, dass nach den Dunklen Jahrhunderten auch Philosophie und Wissenschaft und mit ihnen das rationale Denken mit großer Geste ans Licht traten. Aber einen solch abrupten Übergang, wie Nestle ihn in seinem Buchtitel verdichtete, hat es nie gegeben. Wir haben es vielmehr mit einem langen Prozess zu tun. Zur Wahrheit gehört, dass der

Mythos auch in aufgeklärten Zeiten, ja bis in unsere Tage präsent blieb. Wer hätte das eindringlicher beschrieben als Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrem in den Vierzigerjahren des letzten Jahrhunderts gemeinsam verfassten epochalen Werk *Dialektik der Aufklärung*!

Die langsame Ablösung mythischen Erzählens durch rationale Denkstrukturen in der Antike verlief parallel zum Aufstieg der Götter von der chthonischen in die himmlische Sphäre. Die Tendenz ging vom magischen Hokuspokus zum begrifflichen Argumentieren. Man könnte auch sagen: vom reinen Kult zu dem, was man Theologie nennt. Freilich schließt das eine das andere nicht notwendigerweise aus, sondern eine vernunftbasierte Theologie stellt eine den Kult ergänzende Metaebene dar. In der uns interessierenden Zeit lässt sich diese Gemengelage gut an den Mysterienkulten demonstrieren. Mit ihren in den Kult eingebetteten Erzählungen über die Entstehung der Götter (Theogonien) und des Kosmos (Kosmogonien) bildeten sie geradezu einen Zwischenbereich zwischen magischer und rationaler Welterklärung.

Weil das Magische und Mythische durch die Geschichte hindurch gegenüber der kühlen rationalen Abstraktion kompensatorische Wärme ausstrahlte, verwundert es nicht, dass die Mysterienkulte ihre große Konjunktur in der späteren klassischen und hellenistischen Zeit hatten. Man pilgerte zu populären Kultorten, von Athen aus etwa in das nahe gelegene Eleusis, und ließ sich in den dortigen Demeter-Kult einweihen. In einer Zeit der Globalisierung und Unübersichtlichkeit boten die Kulte die Möglichkeit, Stress abzubauen und die Seele für das Leben nach dem Tod zu pflegen. Die Patina uralter Weisheiten verlieh ihnen dabei große Autorität. Sie befriedigten jedenfalls zwei Bedürfnisse der Menschen: Einerseits wurden die Rituale im Sinne der alten Magie *vollzogen*, was modern formuliert den Reiz des *get involved* von performativen Aktionen ausmacht. Andererseits besaßen sie mit den weit ausholenden Mythenerzählungen eben auch einen theoretischen Überbau, waren also nicht völlig aus der (inzwischen modernen) Zeit gefallen. Wenn die Stoffe der Mysterienkulte tatsächlich bis in die Dunklen Jahrhunderte zurückreichten, dürfte es nicht allzu gewagt sein, darin ein Echo der Geschichte der Fruchtbarkeit in der Ambivalenz des (eher orientalischen) Chthonischen und des (eher griechischen) Himmlischen und Geistigen zu sehen, und zugleich damit auch ein Echo des Umgangs der Griechen mit dem Orient, etwa in der Spannung von

(orientalischer) Dynamik und (griechischer) Statik. Deshalb sollten wir diesen Zusammenhängen ein wenig Aufmerksamkeit schenken.

Bleiben wir zunächst beim Aspekt der Fruchtbarkeit. Man kann sich gut vorstellen, dass die Bearbeitung des Bodens mit allerhand Werkzeugen, wie es die Grundlage für die Neolithische Revolution bildete, anfangs als ein Vergehen an der natürlichen Ordnung, ja als Vergewaltigung der Erde mit ihren Fruchtbarkeits- und Muttergottheiten angesehen wurde. Daher brauchte es zur Kompensation Beschwörungen und Riten Richtung Erdmutter, gleichsam als Vorläufer der myclimate- oder atmosfair-Aktivitäten. Bei den Ackerbauern waren solche Opferriten unblutig: Getreide, Bier, Milch, Wein, Mehl, Öl, Wasser, Honig, Feigen wurden an typischen Kultorten wie Höhlen, Bergen, Wäldern – später auch in Kulträumen, Häusern oder gar eigenen Tempeln – geopfert. In den erhaltenen Texten aus dem Mysterienkult der Orphik heißt es etwa: „[…] dass es nicht recht war, den Göttern Lebewesen zu opfern, sondern vielmehr Kuchen und Honig.“[7]

Der Religionswissenschaftler Karl Kerényi interpretiert diese vegetarische Auswahl auf dem Opfertisch als eine Art Reinigung von den anstößigen Aspekten des Opfer(mahl)s, dem Töten und Zerteilen eines Opfertiers: „Diese Heiligkeit selbst zu reinigen und den Frevel aus den Grundlagen des Mahles so auszuschalten, daß es eher durch Unblutiges als durch Blutiges, eher durch eine Art Kommunion als durch eine ihr vorausgehende gewaltsame Zerteilung geheiligt wird: dies scheint ein menschliches Urbedürfnis zu sein, das sich auch in der Geschichte des antiken Mahles geltend macht.“[8] Vermutlich hat Kerényi einen Aspekt der damaligen Situation gut getroffen. Ob es sich dabei aber um ein menschliches Urbedürfnis handelte? Man hat vielmehr den Eindruck, dass die Menschen Abstraktion und Vergeistigung eher als Schwäche einer Religion auslegen und Opferblut sehen wollen. Setzte etwa das frühe Christentum mit dem unblutigen Erinnerungsmahl aus Brot und Wein ein beachtenswertes Zeichen der Abstraktion gegenüber den alten Opferriten, kam es ab dem 13. und 14. Jahrhundert zu Gegenbewegungen. Die Gläubigen wollten blutende Hostien sehen, die Mystiker zeigten stolz ihre Wundmale und berichteten von handgreiflichen Erfahrungen mit Christus, im Falle der Mystikerinnen ist das nicht immer jugendfrei.

Schon damals waren die verbreiteten blutigen Opferkulte für die aufgeklärten zeitgenössischen Intellektuellen ein Ärgernis: „Sie reinigen sich, indem sie sich mit neuem Blut beschmutzen, wie wenn einer, der, in den Schmutz getreten, sich mit Schmutz abwüsche. Für verrückt muss er gehalten werden […]“,[9] echauffierte sich der berühmte griechische Philosoph aus Ephesos, Heraklit, im 6. Jahrhundert v. Chr. Die Kabarettisten spießten ihren Spott daran auf, dass die Menschen die besten Teile der Opfertiere in einem feierlichen Mahl selbst verzehrten, während sie den Göttern die schwer verdaulichen Abfälle opferten. Gegen ihre Absicht sicherten aber ausgerechnet die kritischen Köpfe mit ihren abstrakten Gottesbildern den orgiastischen Kulten bis weit in die Spätantike ein langes Leben.

Ließen die Mysterienkulte also die blutigen Opfer hinter sich, blieben sie doch ein Spiegel der sich um die Fruchtbarkeit rankenden sexuellen Konnotation. Der Myste zerstieß in einem Mörser Getreide und rührte es mit Wasser zum Kykeon an, den er trank und opferte. Solche Rituale gehörten zum Kult der Demeter Eleutho, der Löserin und Vertreiberin jener bösen Mächte, die den Zyklus der Natur störten. Die Tochter der Demeter, Kore/Persephone, wurde, so erzählt es der Mythos, von Hades geraubt und in die Unterwelt verschleppt, kehrte aber im Frühjahr wieder auf die Erde zurück. Ihr Verschwinden korrespondierte mit dem Zyklus der Natur und der Fruchtbarkeit der Erde. Der Demeter-Kult in Eleusis war äußerst populär. In klassischer Zeit gehörten beinahe alle Bürger Athens, auch Frauen und Sklaven, zu den Eingeweihten. Der älteste Hymnus von Eleusis aus dem späten 7. Jahrhundert v. Chr. lautete in einer Fassung des Sophokles, des berühmten Dichters und Mysten von Eleusis: „Selig, wer dies geschaut hat unter den irdischen Menschen; wer aber an den Weihen nicht teilhat, hat niemals gleiches Los im modrigen Dunkel.“[10]



Demeter auf dem Thron mit Kornähren in der Hand (4./3. Jh. v. Chr.), Museo Nazionale Romano — Terme di Diocleziano, Rom

Die Kulte versprachen nichts Geringeres als eine Aussicht auf Erlösung nach der Trennung der Seele vom Körper. Für die Eingeweihten verlor das Jenseits seinen Schrecken als eine Art schmutziges, muffiges Kellerverlies und wurde ein Ort der Wiedergeburt, eben so wie Persephone im Frühjahr das Reich des Hades verließ und wieder ans Tageslicht kam. Das alles funktionierte freilich nur dann verlässlich, wenn die Konstanz dieser zyklischen Dynamik gegeben war! Dass die Stoffe dieser Mythen weit zurück in den Orient weisen, zeigt sich schon daran, dass konkrete Erzählungen bereits dort ausformuliert waren. So unternahm etwa die sumerische Himmelsgöttin Inanna/Ischtar öfters Ausflüge in die Unterwelt. Nun – nach dem Auftritt des indogermanischen Himmelsgottes – kam noch die verstärkte Spannung der Prinzipien von Himmel und Erde dazu.

An dieser Stelle griff in Griechenland im Sinne von Wilhelm Nestle die Tendenz, nicht mehr aus einer magischen Beschwörung des Zyklus der Natur zu leben, sondern als dessen inneres Geheimnis der Stabilitätssicherung Rhythmus und Takt zu abstrahieren. Die erste Adresse für solche Abstraktionen waren die Pythagoreer. Pythagoras, für die meisten von uns ein alter Bekannter aus dem Mathematikunterricht, war um 560 v. Chr. auf der Insel Samos geboren worden. Studiert haben soll er in Ägypten und Babylonien. Als es im Gefolge der Tyrannenherrschaft auf Samos zu einem Braindrain kam, verließ auch Pythagoras seine Heimat und gründete in Kroton in Unteritalien eine Schule. Seine Jünger und Schüler interessierten sich für die (musikalischen) Harmonien im Kosmos und setzten diese in mathematische Zahlenverhältnisse um. Obwohl Pythagoras jede schriftliche Fassung seiner als Geheimlehre geltenden Einsichten ablehnte, kennen wir seine Lehre recht gut (und nicht nur den nach ihm benannten Lehrsatz $a^2 + b^2 = c^2$). Denn das mathematisch formulierte Paradigma von Harmonie und Symmetrie hatte keineswegs nur in den Naturwissenschaften, sondern auch in der Kunst und Architektur eine nachhaltige Wirkung. Deshalb ist das pythagoreische Erbe in seiner Bedeutung für die europäische Kulturgeschichte gar nicht zu überschätzen.

Spätestens an dieser Stelle der Verschiebung des Fruchtbarkeits-Mysteriums vom realen Kult zur abstrakten mathematischen Harmonie kommt man kaum um eine politische Komponente der ganzen Geschichte herum. War diese Mythenbildung eine ambitionierte Erinnerung an die als eine Art zweite Sesshaftwerdung und Landnahme erlebte Einwanderung?

Dann würden die Mythen der Mysterienkulte nichts weniger als eine Legitimationserzählung des griechischen Selbstverständnisses gegenüber dem Orient darstellen. Zur Illustration dieser Sache soll uns eine wunderbare Geschichte dienen, die zeigt, wie Griechenland die orientalischen Vorgaben umdeutete und sie uns in die Wiege legte.

Die Inkulturation des Orients: Phanes, Zeus und Dionysos

Es ist eine tolle Geschichte, die uns da aus dem Schoß der Orphik, eines weiteren prominenten Mysterienkults, erreicht hat. Die Stoffe, die in der Orphik „verdichtet" wurden, lassen sich bis in das 7. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen, doch mögen sie noch älter sein. Die Orphik berief sich auf den historisch nicht greifbaren, aus Thrakien stammenden Sänger Orpheus, um den sich zahlreiche Legenden ranken. Orpheus erscheint als Sohn des Apollon und der Muse Kalliope (ein Gottessohn!), als Schöpfer der (dionysischen) Mysterien, als Magier und Medizinmann. Musik war ein integraler Bestandteil dieses Mysteriums. Bäume seien dem singenden Orpheus gefolgt, sein Gesang habe Steine gerührt, Stürme beschwichtigt und Flüsse zum Rückwärtsfließen gebracht. Zuletzt sei er von rasenden Mänaden in Stücke zerrissen, nach anderer Version von Zeus mit dem Blitz getötet worden, weil er Mysteriengeheimnisse, heilige Reden, verraten habe. Nicht unbedingt schöne Arten, zu Tode zu kommen, aber vielleicht hat er sich vor dem Tod gar nicht so gefürchtet, denn er galt als Kenner der Unterwelt. Dorthin war er ja geeilt, um seine Gattin Eurydike zurückzuholen. Die Sache ging schief, weil er sich gegen die Abmachung zu früh nach ihr umdrehte. Weil Orpheus so eng mit der Musik verbunden war und die Geschichte so berühmt wurde, ist es kein Zufall, dass der Orpheus-Eurydike-Stoff am Beginn der Entwicklung der Oper stand. Sowohl von Jacopo Peri um 1600 als auch von dem offiziell als „Erfinder" der Oper gehandelten Claudio Monteverdi, dessen *La Favola d'Orfeo* 1607 in Mantua uraufgeführt wurde, gibt es Vertonungen der Geschichte.

Tanz und Musik dienten der Reinigung der Seele und ihrer Ablösung von der Welt und dem darin verhafteten Körper. Vor allem der aus dem Osten stammende Aulos, ein Rohrblattinstrument (das manchmal als Flöte angesehen wird), galt als orgiastisch und wurde dem Dionysos

zugeschrieben, während die lichtvolle Lyra für die apollinische Wahrheit und Klarheit stand.

In der Musik und in der Lehre vom Fortleben der Seele nach dem Tod gab es eine enge Übereinstimmung zwischen Orphikern und Pythagoreern. Die Orphik beinhaltete darüber hinaus viele Erzählungen von der Entstehung der Götter und des Kosmos. Die meisten davon postulieren einen Urzustand (wie wir ihn in Ägypten mit dem Urmeer Nun bereits kennenlernten), zu dem bisweilen ein dramatischer Urknall oder eine Spaltung der Welt trat, mit dem oder der alles begann. Der Urzustand konnte in den Erzählungen des Orients heißen: Chaos (gähnende Leere), Nyx (Nacht), Erebos (das Dunkel), Tartaros (unterster Teil der Unterwelt), Okeanos (Ur-Ozean), der die Welt wie die Uroboros-Schlange umgab (die sich in den eigenen Schwanz beißt als Symbol für den Zusammenfall von Anfang und Ende). In der Genesis, dem ersten Buch des Alten Testaments, wurden einige dieser orientalischen Beschreibungen versammelt: das Chaos (*tohu wa bohu*), die Urflut (*tehom*), die Finsternis (*hosak*).[11]



Orpheus singt den wilden Tieren, Ägina (4. Jh. v. Chr.), Byzantine and Christian Museum Athens

Der Urzustand bot einen noch formlosen Anfangszustand. Damit sich Gestalten und Prinzipien entfalten konnten, brauchte es eine Spaltung der Welt in zwei oder mehrere Teile. Einige Strategien dazu habe ich oben bereits geschildert, darunter auch den beherzten Griff des Kronos zu einer Sichel aus Eisen (der Mythos entstand in der Eisenzeit), mit der er seinem Vater Uranos das Zeugungsglied abtrennte. Aber weil die Geschichte so schön ist, hier noch einmal: Das abgetrennte gute Stück fiel ins Meer und ejakulierte. Die Strömung trieb den Schaum an die Südküste Zyperns, ein paar Kilometer östlich von Alt-Paphos, und ihm entstieg keine Geringere als Aphrodite, die „aus dem Schaum (*aphros*) Geborene". Die Sache ist also nicht ganz so harmlos, wie es die zyprischen Fremdenverkehrsprospekte schildern. Apropos Fremdenverkehr! Schon in alter Zeit war Aphrodite eine Devisenbringerin, weshalb auch andere Destinationen ihre Geschichte beanspruchten. Der Mythos löste das Problem, indem er die Schaumkrone, bevor sie in Zypern anlandete – entgegen aller Wind- und Strömungsrichtung im Levantinischen und Ägäischen Meer –, die Insel Kythera streifen ließ: Die ist ganz woanders, aber seitdem preist auch sie sich als Insel der Aphrodite. Die Griechen ließen sich von derart kreativem Marketing allerdings nicht täuschen. Sie nannten Aphrodite, die durch Uranos eine Himmels- und durch das Wasser eine Erdkonnotation besaß, eine Zypriotin und hielten sie für eine Orientalin. Hinter einem solch mehrfachen Ausgleich von Interessen verbarg sich kaum ein geringerer Aufwand, als ihn das Erstellen des Personaltableaus der heutigen Führung in Europas Hauptstadt Brüssel mit sich bringt.

Was Kronos mit seinem rustikalen Streich durchführte, war – das ist die eigentliche Botschaft – die Trennung von Himmel und Erde. Das Motiv einer solch dramatischen Spaltung mittels Kastration des Vatergottes (ist gleich: Himmelsgottes) durch seinen Sohn ist orientalischer Import. Der hethitische Getreidegott Kumarbi hatte den Götterkönig Anu gestürzt, indem er dessen Genitalien abbiss und das Sperma auf dem Berg Kanzura ausspie. Der Berg gebar daraufhin die Flussgöttin Aranzah. Wie später Athene aus dem Kopf des Zeus geboren wurde, stieg der hethitisch-hurritische Wettergott Tessub aus dem Kopf des Kumarbi. Auch er kastrierte seinen Vater. Es gab freilich auch zärtlichere Prozeduren. Diese besorgte in der sumerischen Mythologie der Windgott Enlil, der sich zwischen Himmel

und Erde schob. Ganz ähnlich löste in Ägypten der Luftgott Schu den Himmel von der Erde.

Natürlich fragt man sich, welche Botschaft die Griechen damit verbanden, wenn sie solch schaurige Geschichten aus dem Orient für ihre Zwecke aktualisierten. Philosophisch gesehen treten bei der Auflösung der „Heiligen Hochzeit“ zwischen Himmelsgott und Erdgöttin Himmel und Erde als eigenständige Prinzipien auseinander. Das Weltverständnis wechselte vom alten mythischen Paradigma des Sowohl-als-auch (Ambivalenz) zu einem Entweder-oder (Dualismus). Mit Blick auf die Gottheiten folgte daraus, dass diese nicht mehr einfach himmlische *und* chthonische Aspekte versammelten, sondern dass sie *entweder* Erdgottheiten *oder* Himmelsgottheiten waren – mit einer deutlichen Tendenz Richtung Himmel, sodass auch die für das Chthonische zuständigen Götter, etwa der Meeresgott Poseidon, im Himmel saßen.

Die Trennung von Himmel und Erde ergibt sich also bereits aus der inneren Logik des Mythos. Sollte diese Geschichte bei den Griechen auch die Funktion gehabt haben, den Aufstieg des Zeus zum Universalgott und All-Herrscher zu begleiten, dann ist allerdings ein weiteres Interesse kaum zu übersehen: Nennen wir es einen griechischen Chauvinismus! Wem die Formulierung zu drastisch klingt, der kann auch von einer dringenden Absicht zur Inkulturation des Fremden sprechen, um eine makellose Identitätsstiftung zu kreieren. Stadt- und Nationalgottheiten waren in den Stadtstaaten des Alten Orients üblich. Wir sahen, wie man in Jerusalem aus einem chthonischen Vulkandämon einen nationalen Himmelsgott eines auserwählten Volkes machte. Auch bei den Griechen gab es ein Interesse, den Königsgott Zeus an die griechische Identität zu binden. Eine solche Absicht wäre jedenfalls ein Schlüssel zum Verständnis einer anderen frühen Geschichte von der Spaltung der Welt, jener von Phanes und Zeus.

Diese Geschichte aus dem Reservoir der Orphik geht so: Am Anfang der Zeiten lag das Weltei, Symbol der Vollkommenheit, im Urzustand Erebos (Dunkelraum). Diesem Ei entstieg Phanes/Eros, wobei er es zerbrach und damit die Welt spaltete. Phanes tritt hier als genaues Gegenteil zum alten ausgleichenden Ma’at-Prinzip der Ägypter auf: als Chiffre für den ungezügelten und zerstörenden Prozess, der sich nirgends beheimatet. Als Gegenspieler zu diesem unsteten Flaneur betritt wie der sprichwörtliche Deus ex Machina (der Gott aus der Theatermaschine) Zeus die Bühne. Er

verkörpert jenen zur Statik neigenden Pol, der alles auf sich hin versammelt. Zeus, der – wie der 1963 in Derveni nahe Thessaloniki gefundene älteste europäische Papyrus berichtet – „Haupt, Mitte und Ende ist“,[12] verschlingt Phanes, der wiederum mit dem Zeugungsglied gleichgestellt wird.[13] Wenn wir die verschlüsselte Botschaft des Mythos wieder entschlüsseln, heißt das: Statik verschlingt Prozess, Ordnung verschlingt Unordnung! Oder eben in der vorgeschlagenen chauvinistischen Lesart: Das Griechische verschlingt das Orientalische, den – wie Karl Schefold sich ausdrückte – „asiatische[n] Sinn für das Bewegte des Lebens“![14] Sollte in dieser Geschichte ein fernes Echo des Übergangs vom ruhelosen Flanieren der Jäger- und Sammlerkultur zur Sesshaftigkeit nachklingen, dann hätte man diesen Übergang in bemerkenswert kreativer Weise politisch umgedeutet: als Domestikation des richtungslosen Prozessierens (= Phanes) hin zur Statik (= Zeus).

Bei allem Pochen auf eine griechische Leitkultur, so ganz wollten die Griechen auf den Reiz des Fremden und des Orients dann doch nicht verzichten. Dazu diente eine famose Figur: Dionysos. Dieser vorgriechische Gott gehört dem ägäisch-mediterranen Funktionskreis eines jung sterbenden Vegetationsdämons an, trägt aber auch thrakisch-phrygische Züge des Orgiastischen mit den Ausdrucksformen Rausch, Musik und Tanz. Dionysos steht für die wilde, unkultivierte Natur – aus der Sicht der Griechen Chiffre für den Orient. Der Wein, ein Ergebnis der kultivierten Natur, führt durch seine Wirkung zurück zur vorzivilisatorischen Ursprünglichkeit. In den Dionysos-Mysterien wurden wilde Tiere zerrissen und deren Fleisch roh gegessen. Dabei sollte die Kraft des Gottes auf die Mysten übergehen. Kostas Papaioannou hat die kulturgeschichtliche Dimension dieser Figur klug beschrieben: „Die ferne, jenseits des Meeres gelegene Welt, aus der Dionysos kommt, ist weder Thrakien noch das mythenreiche Phrygien, sondern einfach die *Anti-Welt*, in der sich alle klar umrissenen Formen des apollinischen Universums und der staatlichen Ordnung auflösen.“[15] Mit dieser Charakterisierung des Anarchischen schrieben die Griechen eine ambivalente Geschichte, aus der man ein pralles Selbstbewusstsein von der Überlegenheit ihrer Zivilisation gegenüber dem Orient herauslesen darf.

Auch wer vor der Blüte der großen Metropolen Milet, Korinth, Sparta oder Athen durch Griechenland streifte, stieß auf qualitätvolle Kunst und Architektur, nämlich in den zahlreichen Kultstätten und Wallfahrtsorten. Bekanntlich vermochte sich Griechenland nie dauerhaft über die Polis hinaus zu organisieren. Die primäre Identität galt dem Stadtstaat. Trotzdem sorgten die äußeren Feinde, an erster Stelle die Perser, dafür, dass sich Poleis zu Bündnissen zusammenschlossen und dabei ein vorsichtiges Bewusstsein für eine gesamtgriechische Identität herausbildeten. Die Leuchttürme dieser Identität waren die Orakel- und Kultstätten, wo man die Götter um Rat fragte und ihnen – namentlich nach den Perserkriegen – freigiebig Dank abstattete. Hier trafen zwei Momente zusammen: Kultstätte und (griechischer) Identitätsort. Delphi, Delos, Olympia waren solche heiligen Orte mit panhellenischer Ausstrahlung.

Delphi (auch Pytho genannt) am Südabhang des Parnass auf der Nordseite des korinthischen Golfs war eine international angesehene Orakelstätte, wo Delegationen aus aller Herren Länder vorsprachen. Die große Anzahl von Schatzhäusern für die Weihegeschenke zeugt vom Wohlstand, der sich mit dem Geschäftszweig einschlägiger diplomatischer Bulletins lukrieren ließ. Der ummauerte Kultbezirk war ursprünglich einer chthonischen Muttergottheit geweiht, ehe ein großer Apollon-Tempel den Kult ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. auf den Himmelsgott umorientierte.

Einen nicht minder prominenten Ruf hatte Olympia mit seinem nicht nur panhellenischen, sondern internationalen Kultfest, das mit athletischen Wettkämpfen begangen wurde. Das Fest ging zurück auf Spiele – vor allem Wagenrennen sind aus früher, vermutlich schon mykenischer Zeit bezeugt – zu Ehren des legendären Sohnes des Tantalos, der den Göttern Nektar und Ambrosia stahl, Pelops (nach dem die Peloponnes benannt ist) sowie einiger anderer Heroen und der Erdmutter Gaia. Um die Jahrtausendwende brachten griechische Einwanderer den Zeus-Kult mit. Als Gründer der Kultspiele wird in den Mythen Herakles genannt. Die überlieferten Siegerlisten beginnen im Jahr 776 v. Chr., mit welchem Datum man den Beginn der Zeitrechnung im antiken Griechenland verband (eingeteilt in Olympiaden, den Zeiträumen zwischen den Spielen).

Der Ausbau Olympias hob im 7. Jahrhundert v. Chr. an. Schatzhäuser für die Weihegaben, die nun reichlich nach Olympia flossen, waren die häufigsten Aufträge an die Architekten. Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. entstand der große Zeus-Tempel. Der griechische Bildhauer Phidias schuf dafür das Standbild des Gottes aus Gold und Elfenbein, das über lange Zeit das berühmteste Kunstwerk Griechenlands war. Es dürfte eine Höhe von 13 Metern gemessen haben, wuchs aber in der Überlieferung des 4. nachchristlichen Jahrhunderts auf die ebenso stolze wie unglaubwürdige Höhe von 65 Metern an. Die Kultspiele, die alle vier Jahre im August stattfanden, umfassten Laufen, Weitsprung, Boxen, Ringen, Werfen (Speer und Diskus), Fünfkampf und ab 648 v. Chr. den berüchtigten Allkampf (Pankration), eine wüste Schlägerei, die viele Athleten das Leben kostete. Höhepunkt war das Wagenrennen im Hippodrom. Die Olympiasieger erhielten (bei den Wagenrennen übrigens nicht der Lenker, sondern der Rennstall!) einen Siegerkranz, geflochten aus Zweigen des wilden Ölbaums, und durften eine Statue von sich auf dem Gelände aufstellen lassen. Andere Spiele, anderes Gemüse: Bei den Isthmischen Spielen in Korinth gab es einen Pinienkranz, bei den Nemeischen Spielen in Nemeia schmückten sich die Sieger mit einem Geflecht aus Sellerie und bei den Spielen für die Pythia in Delphi wurde Lorbeer um das Haupt gewickelt. Zwischen Sportlern, Trainern und Funktionären trieben sich übrigens bereits damals alle möglichen zwielichtigen Figuren mit dicken Scheckbüchern herum, unter ihnen Finanzbetrüger, Tyrannen und Autokraten, und ließen sich von der internationalen Gesellschaft feiern und so nebenbei ihre schmutzige Weste reinwaschen.



Olympia, Palästra (um 200 v. Chr.)

Der christliche byzantinische Kaiser Theodosius verbot schließlich diese „heidnischen Kulte“ 393/94 (heute vermutet man, dass dennoch bis ins 6. Jahrhundert unter dem Radar Konstantinopels noch einige Spiele in Olympia stattfanden). 1894 wurden sie durch Baron Pierre de Coubertin neu begründet, etwa zur gleichen Zeit, als Olympia systematisch ausgegraben wurde. 1896 fanden die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen statt.

Die Wohnsitze der Götter

In Olympia und in Delphi wohnten – weit entfernt von den großen Städten – die Götter vornehm in Tempeln aus glänzendem Marmor, vor denen wir heute noch andächtig stehen. Doch das war keineswegs immer so. Auch in Griechenland waren die Gottheiten anfangs in Höhlen, Bäumen, Quellen oder auf Bergen anwesend. Der Reiz solch unmittelbarer Präsenz von

göttlichen Kräften hielt sich lange. Noch in der Zeit des Hellenismus war die Verehrung von heiligen Bäumen und Quellen nichts Ungewöhnliches.

Für Opferhandlungen errichtete man Altäre in der freien Natur, aber bald baute man den Gottheiten Wohnungen, ganz buchstäblich: Man nannte den Tempel *naos* (griech. Wohnung). Als die Tempel mit einer Ringhalle umgeben wurden, blieb Naos der Fachausdruck für die „Innereien" eines solchen Ringhallentempels: die Cella (Hauptraum) und deren Pronaos (Vorhalle), manchmal ein Opisthodom (Rückraum) und ein Adynton (Kultraum/Allerheiligstes) exklusiv für das Kultpersonal. Als Tempel (von griech. *temnein*/ausschneiden) bezeichnete man dann das gesamte Gebäude, das von einer Säulenhalle (Peristasis) umgeben war. Ob diese eine besondere Funktion hatte, ist unklar. Das lässt der Vermutung zumindest einen gewissen Raum, dass sie in erster Linie eine ästhetische bzw. symbolische Bedeutung hatte und dem Bauwerk eine reizvolle Ambivalenz von Transparenz und Abgrenzung gab. Säulen wurden im Orient zudem als ungegenständliche Zeichen verehrt. Jedenfalls macht die Säulenhalle den Tempel regelrecht zu einer Skulptur. Er steht in der Landschaft und kann umschritten und von allen Seiten betrachtet werden, wie man das auch für eine gute Bildhauerarbeit verlangt. Zudem erhebt er sich auf seinem Sockel meist an erhöhter Stelle, was man wiederum als kleines Kapitel in der Geschichte der Ablösung aus chthonischer Gebundenheit deuten könnte. Der Tempel wurde gleichsam aus der Erde heraus und in Richtung Himmel gehoben.

Die isolierte Stellung des griechischen Tempels im Raum der Natur oder eines Platzes unterscheidet ihn vom römischen Tempel. Die Griechen verstanden das Bauwerk als einen eigenen, für sich bestehenden Kosmos in der Landschaft, während die Römer es in einen bereits organisierten Raum einordneten. Sie waren es, die uns Schauseiten und Fassaden hinterließen. Das Echo dieser zwei Aspekte klingt durch die gesamte europäische Geschichte nach. Während die durch platonisches Gedankengut geprägte Renaissance die Tendenz hatte, Kirchen aus der Ordnung der Stadt herauszuheben (Leonardo da Vinci tüftelte an Plänen, das Baptisterium von Florenz zu verschieben und es auf einen Sockel zu stellen), sind die mittelalterlichen Kathedralen genauso wie die barocken Kirchengebäude auf das Stadtbild bezogen und zeigen ihre prachtvolle Fassade.

Mehr noch als ein Ort des Kults war der Tempel ein Repräsentationsgebäude. Er beherbergte die Statue der Gottheit, die gleichzeitig den Stadtstaat repräsentierte, und manchmal diente er schlicht als Tresor für die Spenden an die Gottheit. Die durch den aufblühenden Sakraltourismus requirierten Tempelschätze läpperten sich und der Tempel gewann Bedeutung für das Prestige des Wallfahrtsortes beziehungsweise der Polis. Auf diese Weise „amortisierten" sich die teuren Bauwerke irgendwann. Entsprechend dieser doppelten Funktion markierte der Tempel in der Stadt entweder das soziale und politische Zentrum, die Agora (Marktplatz), oder den mythisch-religiösen Ort, die Akropolis (Hochstadt). Der Kult wurde in aller Regel weiterhin auf Altären neben dem Tempel ausgeführt, denn die Störungen durch Schmutz und Ungeziefer waren erheblich.

Beim Tempelbau erreichten die Griechen eine große Meisterschaft (Tafel VIII). Nach den frühesten Formen etwa in Eretria im Westen der Insel Euböa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. bildete sich bald die erwähnte Grundfigur heraus. Macht man sich die Mühe, die Tempel, die uns durch ihre wohlgeformten Proportionen beeindrucken, mit einem Maßband nachzumessen, stellt man überrascht fest, dass es so gut wie keine geraden Linien gibt und dass die Abstände alle unterschiedlich sind. Die Säulen neigen sich nach innen, das Gebälk wölbt sich leicht, das gesamte Gebäude ist mit dynamischer Spannung aufgeladen. Der Archäologe Richard T. Neer vergleicht den Tempel wenig romantisch mit einem aufgebauschten Betttuch, das an den Ecken festgehalten wird. Vermutlich (die Meinungen darüber gehen auseinander) ist es genau diese subtile Bauweise, die den griechischen Tempel so harmonisch erscheinen lässt, weil auf diese Weise die Sinnestäuschungen kompensiert wurden. Der Tempel kann geradezu als Beispiel dafür gelten, wie eine dynamische Spannung in einer ruhigen Harmonie aufgefangen wird. Für uns Nachgeborene bedeutet dies freilich, dass die Renovierung und der Wiederaufbau von Tempeln äußerst knifflig sind: Jeder einzelne Steinbrocken, der auf einem Areal herumliegt, passt nur an genau eine Stelle.

Dort, wo der Balken (Architrav) auf der Säule liegt, markiert prominent das Kapitell den Übergang. Als entscheidender Bestandteil jeder Säule gibt es ihr und damit dem gesamten Bauwerk einen Charakter oder, wie die Architekturhistorikerinnen sagen, eine Ordnung. In Griechenland wurden

drei Arten von Kapitellen populär. Den zeitlichen Anfang machte das dorische Kapitell, das Ruhe, Statik, Erdenschwere, ja ernste Feierlichkeit vermittelt. In der (modernen) Zeit des Perikles wurde diese Ordnung als altbacken empfunden und vom heiter-verspielten ionischen Kapitell abgelöst, das dem Bauwerk eine schlichte Eleganz gab. Dabei rollen sich in den Worten Ernst Gombrichs die Säulen ein, „wie um deutlich zu machen, daß sie die Last des Gebälkes tragen“.[16] Etwa um 400 v. Chr. entstand eine Kapitelldekoration mit dem Akanthusblatt (das Blatt des Wahren Bärenklaus). Der römische Architekturtheoretiker Vitruv nannte diese Ordnung korinthisch, obwohl sie nicht in Korinth, sondern auf der Peloponnes zum ersten Mal auftrat. Es ist eine üppig verspielte, dekorative, ja „barocke“ Art, das heikle Geschehen von Tragen und Lasten zu verbergen. Das korinthische Kapitell erreichte seine weiteste Verbreitung erst in Rom und wurde bei den vielen „Nachbauten“ griechischer Säulen, die Europa „bevölkern“, bevorzugt verwendet.







Die gängigsten Kapitellformen (von oben nach unten): dorisch (Paestum), ionisch (Patara), korinthisch (Knidos)

Sternwarte in Knidos, Silicon Valley in Alexandrien

Es geschah in Städten, die heute zur Türkei, zu Syrien und Ägypten gehören, dass die europäische Wissenschaft das Licht der mediterranen Welt erblickte. Das Kulturgemisch in Kleinasien war ein fruchtbares Substrat für die Entwicklung von Astronomie, Geographie, Geschichtsschreibung, Medizin, Mathematik, Optik, aber auch Literatur und Musik (viele Instrumente sind asiatischen Ursprungs). „Anatolien und die Inseln vor der Küste hatten vom frühen 7. bis mindestens ins 6. Jh. hinein eine kulturelle Führungsposition gegenüber dem Mutterland inne“, resümiert Christian Marek und sucht den Grund hierfür nicht zuletzt in „einer seltenen Durchlässigkeit und Freiheit für Anschauungen aus fremden, und eben hier sich berührenden, konvergierenden Kulturen“.[17]

In der Tat war man neugierig auf fremde Länder und Städte. Skylax von Karyanda (eine nicht lokalisierte karische Stadt in der Umgebung von Bodrum, Türkei) unternahm bereits Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. Expeditionen entlang der Küsten des Persischen Reichs und dokumentierte sorgfältig, was er vorfand. Der großartige Erzähler und Begründer der Geschichtswissenschaft (und der Völkerkunde), Herodot, wurde um 490 v. Chr. in Halikarnassos (heute Bodrum, Türkei) geboren.

Auch auf den Himmel richtete sich der neugierige Blick. Der Astronom Eudoxos sah von Knidos aus nicht nur auf die gegenüberliegende Insel Kos, sondern betrieb um 370 v. Chr. dort eine der ersten Sternwarten der Geschichte. Mit astronomischen Fragen beschäftigten sich auch der etwas jüngere Kallippos aus dem von Milet gegründeten Kyzikos, südwestlich des heutigen Istanbul, und der um 390 v. Chr. geborene Philosoph Herakleides Pontikos, benannt nach seinem Heimatort am Schwarzen Meer (heute Karadeniz Ereğli, Türkei). Apollonides aus Perge nahe dem heutigen Antalya formulierte um 200 v. Chr. die Epizyklentheorie der Himmelskörper. Straton aus dem an den Dardanellen liegenden Lampsakos (heute Lapseki) war Naturphilosoph und Physiker. Er verbrachte mehrere Jahre am Forschungszentrum in Alexandrien und übernahm dann in Athen

die Leitung der Schule des Aristoteles (Lykeion). Theodosios von Nikaia/Nizäa (heute Iznik in der Provinz Bursa) erfand Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. die Sonnenuhr. Ebenfalls aus Nizäa stammte der Astronom Hipparchos, der im gleichen Jahrhundert die Entfernung Erde–Mond erstaunlich exakt berechnete.

Neben der Astronomie erlebte die Medizin die erste systematische Forschungsarbeit. Herophilos aus Chalkedon (heute Kadıköy, ein Stadtteil Istanbuls) wirkte als einer der bedeutendsten Ärzte im 3. Jahrhundert v. Chr. Er hatte seine Kenntnisse unter anderem durch das Sezieren von Leichen erworben. Eine ganze Reihe von Medizinern folgte bis hin zum berühmten Galen, der im 2. Jahrhundert n. Chr. in Pergamon, Alexandrien, Smyrna und Rom praktizierte und in dessen über 150 Schriften die Ärzte bis in die Renaissance nachschlugen.

Einen überwältigenden Höhepunkt fand eine bereits ausgereifte Wissenschaft schließlich im ägyptischen Alexandrien. Die Nachfolger Alexanders des Großen, Ptolemäus I. (reg. 305–283) und Ptolemäus II. (reg. 283–245), gründeten das Museion samt einer großen Bibliothek. Das Museion war eine international angesehene Forschungsstätte, ein Silicon Valley der damaligen Zeit (Jochen Griesbach). Benannt war es nach den Musen, den Töchtern des Zeus und der Göttin der Erinnerung, Mnemosyne. Sie fungierten als Schutzgöttinnen der Wissenschaften und Künste. In dieser Einrichtung wurde in den Fächern Astronomie, Medizin, Biologie, Mathematik, Geographie und in den Geisteswissenschaften geforscht und gelehrt, vergleichbar mit einer heutigen Universität. Die Bibliothek Alexandriens verfügte über die mit Abstand größte Sammlung an Büchern, also Papyrusrollen. Sie war ein Speicherplatz des gesamten Wissens der damaligen Zeit. Experten mit klingenden Namen verbrachten kürzere oder längere Forschungsaufenthalte in dieser Metropole der Wissenschaft. Der im 3. Jahrhundert v. Chr. lebende Eratosthenes von Kyrene (heute nahe Shahat in Libyen), der als einziger Naturwissenschaftler je den Posten des Bibliotheksdirektors ergatterte, entwarf eine erste Weltkarte, die auf Messungen des Sonnenstandes in Alexandrien und Syene (Assuan) basierte.

Alexandrien war zudem der Sitz einer berühmten Mathematikerschule, an der um 300 v. Chr. unter anderem Euklid (der vielleicht Alexandriner war) wirkte und das älteste Lehrbuch der Geometrie verfasste. Auch der

Tüftler und Erfinder Archimedes verbrachte vermutlich einige Jahre in Alexandrien. Seine Arbeiten kennen wir ausschließlich aus byzantinischen und arabischen Kanälen. Die einfachen Pumpen, mit denen bis heute ägyptische Bauern das Nilwasser auf ihre Felder leiten, basieren immer noch auf dem Prinzip der archimedischen Schraube. Gegenüber König Hieron II. von Syrakus soll Archimedes, als er gerade an Hebeln experimentierte, den berühmten Satz gesprochen haben: „Gebt mir einen festen Punkt und ich werde die Welt aus ihren Angeln heben." Vielleicht ginge das ja, aber diesen festen Punkt hat bis heute niemand gefunden. Einer war jedenfalls davon überzeugt, dass es ihn nicht geben könne: der Astronom Aristarch aus Samos um 250 v. Chr. Er beharrte darauf, dass sich alles im Universum in Bewegung befindet, so, wie die Erde um die Sonne kreist. Eine solche Behauptung war – Fakten hin oder her – ein Skandal und widersprach so gut wie allen traditionellen und religiösen Vorstellungen. Ein heftiger Disput der Experten war die Folge. Kleanthes aus Assos (heute Behramkale an der türkischen Ägäisküste) schrieb eine wütende Entgegnung gegen den Astronomen, der den „Herd der Welt umstürzte". Die Sache versank für 1700 Jahre in einen Dornröschenschlaf. Erst 1543, in seinem Todesjahr, machte Nikolaus Kopernikus die Theorie wieder bekannt. Johannes Kepler und Galileo Galilei folgten. Diesmal ließ sich das Faktum trotz aller Proteste der (diesmal christlichen) Kirche nicht mehr in den Orkus kehren.

Noch in der römischen Kaiserzeit war Alexandrien ein wissenschaftlicher Nabel der Welt. Der größte griechische Astronom, Klaudios Ptolemaios, arbeitete im 2. Jahrhundert dort. Sein wichtigstes Werk war die *Mathematische Syntaxis* (die Lateiner lernten es aus einer arabischen Übersetzung kennen und nannten es *Almagest*). Nicht weniger epochal war seine *Geographie*, die fundierteste Erdkunde aus der Antike. Dass Alexandrien so machtvoll aufblühte, hatte damit zu tun, dass es ein Schmelztiegel verschiedener sich gegenseitig anregender Kulturen war. Hier trafen sich die Traditionen des alten Ägypten mit den Vorstellungen der Platoniker und Aristoteliker, jüdische Gemeinden steuerten ihr altes Wissensgut bei und später kamen die ersten Christen. Aus diesem Gemenge entstand nicht nur der Neuplatonismus, sondern Alexandrien wurde in frühchristlicher Zeit eine Hochburg der Übersetzungsarbeit, also nichts Geringeres als der Brennpunkt eines kulturellen Transferunternehmens.

Aber auch im weiteren Umfeld, vor allem im christlich geprägten Syrien, kam es noch eine ganze Weile zu einem umfangreichen Kulturtransfer. Im 6. Jahrhundert übersetzte der monophysitische Priester und Mediziner Sergius von Reschaina unter anderem aristotelische Schriften aus dem Griechischen ins Syrische. Ein syrischer Bischof und Nestorianer namens Severus Sebokt († 667) benutzte – soweit wir wissen – als Erster die indisch-arabischen Zahlen für seine physikalischen und astronomischen Forschungen.

Das Wissen aus griechischen, ägyptischen, persischen, indischen Quellen kursierte in einer Gegend, in der sich im 7. Jahrhundert sehr rasch der Islam ausbreitete. Der Islam, so viel sei schon vorweggenommen, entstand aus dem Koordinatensystem von Orient, Judentum, spätantiker griechisch-römischer Wissenskultur und Christentum. Nach dem kulturellen Verfall der weströmischen Gebiete waren die Araber neben Byzanz jene Kulturträger, die das antike Erbe an Europa weiterreichten. Dass der Islam zentral zur Geschichte Europas gehört, ist schon deshalb gar keine Frage. Es lassen sich die wichtigsten Stationen dieses Transfer-Weges unschwer benennen. Unter der ersten islamischen Dynastie, den Umaiyaden, wurde Damaskus zur Hauptstadt und zu einem Zentrum der Übersetzung von griechischen Quellen in das Arabische. Die Folgedynastie der Abbasiden wechselte nach Bagdad und machte diese Stadt mit dem Forschungszentrum Bait al-Hikma (arab. Haus der Wissenschaft) zur glänzendsten Wissenschaftsdestination seit Alexandrien. Schließlich übernahm knapp vor der Jahrtausendwende Kairo mit mehreren Forschungseinrichtungen. Darunter befand sich eine der ersten Universitäten der Welt, die Al-Azhar-Universität. Zur gleichen Zeit lief in Gundischapur (heute im Westen Irans) unermüdlich die Übersetzungsarbeit, an der viele nestorianische Christen beteiligt waren. Bei den hier öfters erwähnten Monophysiten und Nestorianern handelte es sich, grob gesagt, um strenge Monotheisten. Mit der komplexen Lehre über Christus, wie sie von den Konzilien im Umkreis von Konstantinopel formuliert wurde (also etwa der Lehre von der Dreifaltigkeit), konnten sie nichts anfangen. Diese Gegner der Orthodoxie hegten große Sympathie für den Islam und seinen strengen Monotheismus, doch darüber später mehr.

Die ersten Philosophen

In den Städten an der kleinasiatischen Küste und in Anatolien brodelte also das Leben. Wie sich heute Menschen in den Hochglanz-Magazinen am Luxusleben der „Reichen und Schönen“ berauschen, kursierten damals die Geschichten von sagenhaftem Reichtum im wohlhabenden Orient. Sprichwörtlich wurde der Lyderkönig Kroisos, der um 550 v. Chr. in seiner Hauptstadt Sardes residierte. Deren scheinbar unbegrenzte Ressourcen übten eine starke Anziehung auf den damaligen Jetset, aber auch auf Wissenschaftler und Künstler aus, die in der Stadt Aufträge und gute Dotierung ihrer Arbeit erwarten durften. Die Griechen bedienten sich gerne am fortgeschrittenen Stand der dortigen Handwerkskunst. Zum Ruf üppigen Reichtums passt, dass das Münzgeld eine lydische Erfindung ist. „Die Münzprägung ist ein Geschenk des lydisch-ionischen Kleinasien an die antike Welt“[18], berichtet uns Christian Marek.

Zur gleichen Zeit saßen auf Zypern perserfreundliche Könige und sogen die überlegene Kultur der Weltmacht von nebenan auf. Doxandros, der Herrscher von Marion, nannte in Vouni im Westen der Insel einen Palast in orientalischem Stil mit einer Größe von 80 mal 55 Metern sein Eigen. Die dort installierte Heißluft-Bodenheizung (Hypokausten-Heizung) ist die älteste derzeit bekannte. Für die kühlen Wintermonate stand der feinen Gesellschaft vor 2500 Jahren zudem ein großzügiger Spa-Bereich mit Sauna zur Verfügung (die Römer schauten sich das gerne ab und nannten es *sudatorium*).

Aber bleiben wir in Ionien, wo sich in den wie aufgefädelt daliegenden Städten im 6. Jahrhundert v. Chr. nicht nur ein beneidenswerter Wohlstand entfaltete, sondern auch eine „intellektuelle Revolution“ (Sebastian Schmidt-Hofner) anbahnte. Genau an dieser Schnittstelle von Orient und Okzident entstand die europäische Philosophie. Zuerst geschah dies an einem Ort mit herausragender geostrategischer Lage. Milet war um 1000 v. Chr. eine der wichtigsten Gründungen der Ionier, ein Scharnier, über das der Handel zwischen Ost und West lief. Die Stadt verfügte über mehrere Häfen, besaß eine starke Flotte, die die Handelsrouten in der Ägäis weiträumig absicherte, und gründete im 6. Jahrhundert v. Chr. ihrerseits um die achtzig Kolonien rund um das Schwarze Meer. Eine heilige Straße führte von Milet 20 Kilometer weit zur Orakelstätte des Apollon mit dem gewaltigen Tempel in Didyma (heute am Rand des beliebten türkischen Badeortes Didim). Nachdem Milet 494 v. Chr. in einer Strafaktion unter Dareios I. dem

Erdboden gleichgemacht worden war, konnte der einheimische Architekt Hippodamos beim Wiederaufbau mit einer Innovation punkten: einer rechtwinkeligen rasterartigen Anordnung der Straßenzüge. Das System, das auch Musterhäuser einschloss, vielleicht eine erste dem neuen Gedanken der Demokratie geschuldete Architektur, war zwar nicht neu, sondern stammte aus dem Alten Orient. Aber es wurde jetzt erstmals in einer griechischen Stadt verwendet. Zahllos sind die Nachahmungen: in Lokroi, im Piräus, in Alexandrien, bei den Etruskern und Römern. Schließlich fand dieses alte orientalische Raster Anwendung in neuzeitlichen Städten, von Valletta auf Malta bis Manhattan in New York.

Wie meist in wohlhabenden Städten wurden in Milet auch kulturelle Erzählungen kreiert. Es war ein Dreigestirn, das dort am Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. die europäische Philosophie aus der Taufe hob: Thales, Anaximenes und Anaximandros, alle drei Bürger Milets, die mehrere Auslandsaufenthalte hinter sich hatten, darunter in Ägypten. Diese Intellektuellen besaßen Zugang zu mesopotamischen, assyrischen und persischen Quellen, wie feststellbare Bezüge nahelegen. Was aber war die Botschaft dieser frühen Philosophen? Ihr Programm folgte genau genommen dem im Mythos geschilderten Konflikt zwischen Phanes und Zeus. Die Philosophen Milets grübelten darüber nach, was diese Welt – so formulierte es gut zwei Jahrtausende später Johann Wolfgang von Goethe im Monolog des *Faust* – „im Innersten zusammenhält". Anders als dies in der mythischen Welt nun der Fall gewesen wäre, erzählten sie darüber keine ausufernden Geschichten, sondern brachten es ganz prägnant auf den Punkt oder besser gesagt auf den *Begriff*: das Wasser, sagte Thales, die Luft, sagte Anaximenes, das Unbegrenzte, sagte Anaximandros. Das Innovative daran war, dass aus dynamischen Metaphern ebenso scharfe wie schlichte Begriffe wurden. Natürlich ist es ein herber Verlust von Anschaulichkeit und Lebensnähe, wenn man aus dem Lebensodem, mit dem Hathor dem aus (chthonischem) Lehm geformten Körper (geistige) Lebenskraft einhauchte, schlicht den trockenen Begriff Luft macht. Was hier passierte, war, dass das Dynamische in die Statik des Begriffs gebracht wurde (Zeus siegt über Phanes!). Mit mythischem Erzählen kann man keine Wissenschaft betreiben, die Erfolgsgeschichte der europäischen Wissenschaften begann vielmehr mit den von Philosophen entwickelten Instrumenten der Klassifikationen, mit Begriffen und Definitionen.

Knapp hundert Jahre später wirkte in der unteritalienischen Kolonie Elea (etwa 70 km südlich von Salerno) der Philosoph Parmenides. Er trieb das Geschäft des Zeus, die „Entmündigung des Orients", auf die Spitze. Es gibt nur statisches Sein, so lautete seine Botschaft, jede Bewegung ist falscher Schein, genauso wie Vielheit und Materielles. In der Rahmenhandlung, die uns Parmenides schildert, zeigt sich, wie sehr man den Übergang vom Mythos in den philosophischen Logos als langwierigen Prozess verstehen muss. Der Philosoph wurde nämlich entrückt! Nun ist es heute eher selten geworden, dass akademische Philosophen von einer Himmelfahrt berichten können und davon, dass ihnen die philosophischen Thesen, die sie im Hörsaal zum Besten geben, von einer Göttin mitgeteilt wurden. Parmenides jedoch wurde auf einem von Stuten gezogenen Wagen zum Tor des Himmels gefahren, wo ihn eine namenlose Göttin freundlich empfing. Solche Gefährte, die für den Pendelverkehr der Seelen zwischen Diesseits und Jenseits sorgten, begegnen in den antiken Mythen zuhauf; im etruskischen Museum von Volterra kann man sie in Modellform bewundern. Parmenides indes ging es um Legitimation seiner Botschaft. Denn was eine Göttin ihm geoffenbart hatte, konnte nicht weniger als *die* Wahrheit schlechthin sein! Diese beschrieb er als unbewegt, rund wie eine Kugel und selbstverständlich nur geistig zu erfassen. Parmenides schärfte damit ein Unternehmen philosophisch, das in Milet geboren wurde und das in der Geschichte um den Phanes verschlingenden Zeus einen langen Vorlauf hatte: das Verdrängen orientalischer Dynamik durch griechische Statik. In der Philosophie bezeichnet man ein solches Tun, bei dem das Seiende statisch arretiert und dann hemmungslos detailliert beschrieben wird, als Metaphysik. Die Karriere der europäischen Metaphysik begann also mit den frühen Philosophen Griechenlands, ihre Wurzeln aber könnte man in der in einem orphischen Mythos angedeuteten Inkulturation (oder eben auch: Domestikation) des orientalischen Dynamismus sehen. Wenn man das weiter zuspitzt, könnte man den Satz riskieren: Der Ursprung des Geschäfts, das von einer in sich ruhenden Wahrheit erzählt und das man im Fachjargon Metaphysik nennt, liegt in einer „geistigen Kolonisierung" des Orients.

Wieder zurück an der kleinasiatischen Küste wirkte in der blühenden Metropole Ephesos (unweit des heutigen Selçuk) ein Zeitgenosse des Parmenides, der Philosoph Heraklit. Mit seinem Namen verbinden manche

assoziativ den gerne zitierten Spruch „Alles fließt“, der in den erhaltenen Fragmenten Heraklits allerdings gar nicht vorkommt. Das ist freilich kein Wunder, denn „Alles fließt“ ist unüberhörbar ein Freibrief für destruktive Dynamik. Heraklit sagte es auch anders: „Diesen Kosmos […] hat weder ein Gott noch ein Mensch gemacht, er war immer und wird immer sein: das ewige Feuer, nach Maßen auflodernd, nach Maßen erlöschend.“[19]

Das unterscheidet sich nun doch erheblich von einem „Alles fließt“. Hier wird (wie bei der ägyptischen Ma’at) Dynamik zur Stabilisierung eingesetzt. Das ewige harmonische Auflodern und Erlöschen *sichert* das statische Sein. Der Gedanke ist erstaunlich modern. Heraklit betrieb keinen bloßen Fundamentalismus wie Parmenides, der jede Bewegung als falschen Schein qualifizierte. Vielmehr akzeptierte er das Faktum einer dynamischen Welt, in der tatsächlich ständig alles fließt. Um die destruktive Kraft dieser Bewegung aufzufangen, machte er aus ihr die stabilisierende Stütze eines (statischen) Systems. Diese Einsichten sollte einer der ganz großen Philosophen aufgreifen und höchst anspruchsvoll weiterspinnen: Platon. Doch bevor wir uns ihm widmen, wollen wir uns noch ein wenig in dieser Welt umsehen, in der es zur Herausbildung einer ersten Moderne kam.

Zurück zu den Menschen: der lange Weg zur Demokratie

Geschichten um die Götter nahmen im Leben der Menschen dieser Zeit einen wichtigen Stellenwert ein. Zugleich nagte von Anfang an das Virus zunehmender Aufklärung an ihrer Autorität. Vor allem Athen erlebte, mehr als das tugendhafte Sparta, das Erstarken eines frühen Humanismus. Im Zuge dieser ersten Moderne der Geschichte experimentierten die Athener mit der Selbst- und Mitbestimmung der Bürger. Es ging um nichts Geringeres als um die Erfindung der Demokratie.

Hatte unmittelbar nach dem Auftauchen Griechenlands auf dem Radarschirm der Geschichte Sparta die Nase vorne gehabt, setzte sich Athen bald auf die Überholspur. Die Rivalität zwischen diesen beiden Spielern prägte über weite Strecken die griechische Geschichte und überstrahlte das Geschehen in anderen wichtigen Städten wie Korinth, Samos, Theben (das griechische), Milet, Ägina, Syrakus. Sparta und Athen wurden anfangs wie viele andere Städte von Königen regiert. Ihre Macht war allerdings

überschaubar. In Athen teilten sie sich diese mit einem hohen Repräsentanten, dem Archon, und einem Rat. Weil Letzterer auf dem 115 Meter hohen Felsen des Gottes der kriegerischen Grausamkeiten, Ares, tagte, hieß er Areopag. In dieser nicht einfachen Konstellation rissen in vielen griechischen Städten Usurpatoren die Macht an sich. Die ersten dieser sogenannten Tyrannen waren Orthagoras in Sikyon auf der nördlichen Peloponnes und Kypselos in Korinth im 7. Jahrhundert v. Chr. Friedrich Schiller machte mit seiner 1798 veröffentlichten Ballade *Der Ring des Polykrates* den Tyrannen von Samos zum berühmtesten von allen. Polykrates übte Ende des 6. Jahrhunderts eine auf Piraterie gestützte Herrschaft aus, führte Samos allerdings auch zu kultureller Hochblüte. Am längsten hielt sich mit Dionysius die Tyrannenherrschaft in Syrakus auf Sizilien. Anfangs galt die Tyrannis als eine legitime Form der Herrschaft. Die Tyrannen waren nicht selten bedeutende Bauherren und kümmerten sich um die kulturellen Belange einer Stadt. Erst in einer späteren, bereits von demokratischen Spielregeln geprägten Zeit, kippte die Bewertung dieser Herrschaftsform ins Negative.

In Athen war in den Jahren 594/93 v. Chr. (die Jahreszahlen sind umstritten) der berühmte Solon Archon, also Oberbürgermeister. Er war ein *uomo universale*, ein universell gebildeter Mann im besten Sinn des Wortes: Dichter, Philosoph, Redner, Staatsmann. Sein Leitspruch soll gelautet haben: „Nichts im Übermaß“, und das versuchte er angesichts der Raffgier der führenden Schichten durchzusetzen. Solons Reform beschränkte auch die Macht der Aristokraten, bei gleichzeitiger Stärkung des Areopags. Den besetzte er mit *elder statesmen*, die abgeklärt und unabhängig waren und nicht bloß die nächste Wahl im Auge hatten.

546 v. Chr. erhielt schließlich Athen seinen Tyrannen: Peisistratos. Er soll – wir wissen wenig über ihn – die Reformen Solons kaum angetastet haben und ein eifriger Förderer von Kunst und Kultur gewesen sein. Besonders am Herzen lagen ihm die Panathenäischen Spiele (bei denen er *Ilias* und *Odyssee* Homers vortragen ließ), das alle vier Jahre abgehaltene herbstliche Kultfest zu Ehren der Stadtgöttin Athene, mit dem Höhepunkt einer spektakulären Prozession zur Akropolis. Er realisierte erste größere Bauprojekte, darunter einen Athene-Tempel auf der Akropolis (der später von den Persern zerstört wurde). Ein überdimensionierter Zeus-Tempel

(Olympieion) mitten in Athen blieb unvollendet, bis er in hellenistischer Zeit fertiggestellt wurde.

Dazu kamen Wasserversorgungssysteme und Brunnenanlagen sowie die Erschließung des Gebietes der Agora. Peisistratos scheint eine gut sortierte Bibliothek besessen zu haben, deren Ruhm sogar den Perserkönig Xerxes erreichte, der sie bei der Einnahme Athens säuberlich verpackte und mitnahm. Peisistratos starb 528/27. Er war der letzte Tyrann, den man noch mit einer positiven Bewertung versah. Seine Söhne Hippias und Hipparchos versuchten, die Herrschaft fortzusetzen, aber Hipparchos wurde 514 bei den Panathenäen unter undurchsichtigen Umständen ermordet. Hippias übte in der Folge eine Schreckensherrschaft aus und wurde 509 mithilfe Spartas gestürzt. Den Tyrannenmördern errichtete man ein Denkmal. Es ist das erste Beispiel eines „legitimen" Tyrannenmords, das gleichsam einen Standard setzte für unzählige weitere Fälle in der Geschichte bis zu Stauffenbergs gescheitertem Attentat auf Hitler 1944. Mit der Beseitigung der Tyrannen kam erstmals ein Begriff in Umlauf, der noch eine große Karriere vor sich hatte: Freiheit!

Den eigentlichen Beginn demokratischer Strukturen kann man mit dem Namen des Kleisthenes, des erfolgreichen Oppositionsführers gegen Hippias, verbinden, der in einer groß angelegten Neuorganisation Attikas die alte Ordnung der Geschlechter durch eine Territorialordnung ablöste. Für die Einordnung der Menschen wurde sozusagen der Kontostand durch die Postleitzahl ersetzt. Der konservative Areopag, der ziemlich reformresistent war und im Geruch der Spartafreundlichkeit stand, wurde auf sakrale Aufgaben reduziert zugunsten einer Volksversammlung und eines Rats der Fünfhundert. Ein Losverfahren und Diäten für die Mitwirkung in diesen Gremien sollten Unabhängigkeit und Gleichheit sichern. Anfangs war die Rede von Isonomie (griech. gleichmäßige Zuteilung), später kam der Ausdruck Demokratie auf, und zwar als politischer Kampfbegriff gegen die Macht der Aristokraten. Der Historiker Raimund Schulz fand in dem um 460 v. Chr. entstandenen Stück *Hiketiden* des großen Tragödiendichters Aischylos zum ersten Mal die Verbindung der Begriffe *demos* (Volk) und *kratein* (herrschen). Er folgerte daraus, dass es eine Bereitschaft gab, dem Volk ein größeres Mitspracherecht einzuräumen. Ob Demokratie bereits am Anfang mit Freiheit gepaart wurde, ist nicht ganz klar. Der Freiheitsdiskurs kam erst so richtig in Schwung nach den Siegen

der Griechen über die Perser im Osten und über die Karthager im Westen und wuchs der neuen Regierungsform erst allmählich zu.

Okzident gegen Orient – die Erfindung der Freiheit in den Perserkriegen

Zwei große politische Themen dominierten die Geschichte Griechenlands: Neben dem Antagonismus zwischen Athen und Sparta waren dies die Kriege gegen die Perser. Bei beiden für Athen existenziellen Ereignissen feierte der Begriff der Freiheit seinen großen Auftritt.

Das Ringen mit den Persern war die ganz reale Konfrontation des Westens mit „dem Orient", bei der es um das nackte Überleben ging. Es war sozusagen der konkrete Gehalt dessen, worum es in der originellen Erzählung von Zeus und Phanes im orphischen Mythos ging: das Bemühen um die Inkulturation des Orients. Dieses Ringen war vielschichtig und langwierig. Es reichte von der Eroberung der ionischen Städte an der Ägäisküste durch die Perser ab dem Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. bis zu Alexanders Persienfeldzug, der sich zu einem Eroberungszug bis an den Indus auswuchs. 326 v. Chr. musste Alexander nicht etwa deshalb umkehren, weil er das Ende der Welt erreicht hatte, sondern weil seine Offiziere befanden, nun sei es genug. Sie handelten buchstäblich nach dem Traum aller Pazifisten: Stell' dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin. Hinter ihrer Verweigerung standen allerdings schlicht Ermüdung, Heimweh und schwindende Aussicht auf reiche Kriegsbeute in der *terra incognita* jenseits der Grenzen der Welt.

War diese eindrucksvolle Eroberung des Ostens durch den jugendlichen Makedonen Alexander (er war ja gar kein Grieche!) ein Sieg des Abendlands über den Orient? Eine solche Behauptung wäre natürlich Unsinn, denn die Geschichte ist komplizierter. Nicht nur stieß Alexander in den Reihen der persischen Kampftruppen auf jede Menge griechischer Söldner, es gab zudem in praktisch jeder griechischen Stadt eine Makedonien-kritische Fraktion, die Alexander liebend gerne als Verlierer gesehen hätte. Was aber noch wichtiger ist: Der Orient war längst im Westen angekommen. Anders als manche Staatslenker unserer Zeit, die ihr Land – und nur ihres – groß

machen wollen, indem sie andere Länder und Kulturen in ihren Tweets verächtlich machen, war Alexander ein gebildeter Mann mit guten Manieren. Wie viele in der griechischen Oberschicht schätzte er die Perser und ihre Kultur außerordentlich. Er kümmerte sich um die Grabmäler der persischen Könige, erneuerte die Städte, trug selbst gerne persische Gewänder und pflegte persische Gebräuche, ja, er opferte sogar den fremden Gottheiten. In seinem Heer gab es eine Abteilung von Wissenschaftlern, die den Auftrag hatten, die fremden Länder und Sitten zu erforschen und zu dokumentieren. Manche meinen, dass der Lehrer Alexanders, Aristoteles, solches Interesse in seinem Schüler entfacht habe. Als Alexander zum Schluss für sich die Proskynese einforderte, das Unterwerfungs- und Verehrungsritual des Orients, das über die Perser in die byzantinische, dann römische Kirche und in den Islam gelangte, ging er freilich einen Schritt zu weit. Die griechischen Offiziere wiesen das Ansinnen entrüstet zurück. So viel Erniedrigung vertrug sich nicht mit jenem freiheitsliebenden Stolz, den ihnen die Philosophen und Schriftsteller eingebläut hatten.

Damit hier kein Missverständnis entsteht: Die Griechen kannten keinen Begriff des Orients in unserem Sinn. Sehr wohl sprach man aber von „Asien“ und meinte damit Persien. Heikel war der Blick auf den Orient immer, denn er spaltete die Gesellschaft. Zwar waren die Perser die Erzfeinde Griechenlands, aber unter den gebildeten, wohlhabenden und weltläufigen Schichten gab es viel Bewunderung für die große Kultur. Besonders geschätzt wurden die Luxusprodukte aus dem Orient in den Koloniegebieten an der Westküste Kleinasiens. Man genoss sie aber tunlichst diskret, denn die öffentliche Zurschaustellung des als luxuriös und hedonistisch verschrienen Lebensstils des Orients wurde durchaus als Anschlag auf die patriotische Strategie der eigenen griechischen Identität gewertet. Man nannte solches Gehabe Medismos, weil die Griechen statt von Persern manchmal von Medern sprachen. Das von Kyros eroberte Mederreich bildete den Kern des persischen Weltreichs. Noch in römischer Zeit konnte es Ärger geben, wenn man das Schickimicki-Gehabe der Zeitgenossen als „asiatischen Lebensstil“ brandmarkte.

Wer waren diese Perser überhaupt, von denen 1822 der große Philosoph des deutschen Idealismus, Georg Friedrich Wilhelm Hegel, meinte, bei ihnen sei zuerst das Licht aufgegangen? Ihre Ursprünge liegen in Elam, das

wir als eine der zwei europäischen Wiegen kennenlernten. Bereits bei der Dorischen Wanderung waren indoeuropäische Stämme mit von der Partie, die als Vorläufer der Perser gelten. Sie nannten sich selbst Arier (indoiran. *arya*/edel), wovon sich der Ausdruck Iran (Arierland) ableitet. Als Gründer des Perserreichs gilt der schon mehrfach erwähnte Kyros II. Er wurde um 559 v. Chr. König und herrschte über ein kleines Gebiet im südlichen Zagros-Gebirge mit dem Namen Parsa (griech. *persis*), das heutige Fars, nach dem das Reich benannt wurde. Schon bald gelang es ihm, das Joch der Meder mit der Hauptstadt Ekbatana (in der Nähe des heutigen Hamadan, Iran) abzuschütteln und Elam mit der Hauptstadt Susa (am Rand des heutigen Schusch) zu erobern. Zwischen 547 und 530 nahm Kyros die lydische Hauptstadt Sardes ein, was einerseits die griechischen Städte an der Küste unter persische Hoheit brachte, andererseits das Gebiet bis Indien öffnete. Sardes wurde der Ausgangspunkt der persischen Königsstraße nach Persepolis. 539 v. Chr. gelang, wie wir bereits sahen, die Eroberung Babylons und damit der endgültige Aufstieg zur Weltmacht.

Nachdem Dareios I. innere Aufstände blutig niedergeschlagen hatte, gab er ab 521 v. Chr. dem neuen Großreich mit Verwaltungs- und Rechtsreformen eine Struktur. Er ließ Münzen prägen und förderte Architektur und Künste. In der im nordwestlichen Iran gelegenen Stadt Behistan zeigt ihn ein Felsrelief bei der Königsinauguration mit göttlicher Hilfe. Hier wird die Rolle des altorientalischen Königs als Stifter der Ordnung und der Gesetze beschworen. Über der Szene schwebt das zoroastrische Symbol für Geist oder unsterbliche Seele, Faravahar. Eine dreisprachige Inschrift (altpersisch, elamisch, babylonisch) beschreibt (offenbar als nötige Legitimationshilfe) den Aufstieg des Dareios. Es handelt sich um einen der wichtigsten Texte aus dieser Zeit, der bei der Entzifferung der Keilschrift äußerst nützlich war.

Der persische Großkönig saß auf seinem Thron mit der Tiara auf dem Haupt (die in Byzanz übernommen wurde und dort eine auffallende Ähnlichkeit mit der phrygischen Mütze hatte) und einem goldenen Zepter in der Hand, bekleidet unter anderem mit safranfarbenen Schuhen (diese feinen Sachen erbten später die Päpste). Er wurde durch Proskynese, das Sich-Niederwerfen, gegrüßt. Die Hofhaltung war luxuriös. Die Perserkönige haben sich ihr Leben „alljährlich zwischen vier Residenzen wechselnd vorgestellt: im Herbst in Persepolis, im Winter in Susa, im Frühling in

Babylon und im Sommer im luftig-kühlen Ekbatana“,[20] schwärmt Peter Calmeyer. In ihren Palästen ließen die Könige die Völker der Welt dabei abbilden, wie sie Gaben brachten, zum Bau der Paläste beitrugen und von der weltumspannenden persischen Herrschaft profitierten. Die Paläste waren Teil der Königsideologie mit ihrem von Gott gestifteten, auf die gesamte Welt ausgerichteten Herrschaftsanspruch. Die katholischen (griech. *katholikos*/allumfassend) Päpste fassten diesen Anspruch, der in der Formulierung eines „Königs der vier Weltufer“ im Alten Orient eine lange Tradition hatte, später in die Formel „Urbi et orbi“, der Stadt (Rom) und dem gesamten Erdkreis. Das Christentum war unter ihrer Ägide nie als Religion Europas gedacht, sondern hatte stets einen globalen Anspruch.

Die persische Herrschaft über die griechischen Städte scheint durchaus erträglich gewesen zu sein. Es gab einige vorgelagerte Inseln, die sich sogar freiwillig unter den Schutz des Persischen Reichs begaben. Die Aufmerksamkeit von Kambyses, Sohn des Kyros, der 530 auf den Thron gekommen war, wurde ohnehin durch andere Probleme in Anspruch genommen. Es galt, die Eroberungen in Babylonien abzusichern und Ägypten, das um 525 dem Reich zugeschlagen wurde (ein Jahrhundert lang trugen die persischen Großkönige den Pharaonentitel), im Auge zu behalten. Ungemütlich für die Griechen wurde es erst, als die ionischen Städte um das Jahr 500 v. Chr. Aufstände anzettelten. Die Mutterstädte unterstützten die Sache nur halbherzig. Gerade einmal zwanzig Schiffe sandte Athen zur Unterstützung, die nach dem ersten Scharmützel gleich wieder nach Hause fuhren. Andere, darunter Sparta, ließen ihre Tochterstädte völlig abblitzen. Wodurch der Aufstand der ionischen Städte motiviert war, ist nicht ganz klar. Sie standen wirtschaftlich hervorragend da und es gibt keine Quellen, aus denen sich Klagen über ein persisches Joch ableiten ließen. Sebastian Schmidt-Hofner vermutet – mit der gleichen These übrigens wie sein Fachkollege Herodot 2500 Jahre vorher – einen Willen zu mehr politischer Mitsprache bei weiten Teilen der Bevölkerung in den Poleis selbst. Erst dadurch kamen die Perser ins Spiel, denn sie stützten, um Stabilität in den griechischen Städten bemüht, die dort regierenden Tyrannen oder Oligarchen. Tatsächlich wurden um 500 v. Chr. in mehreren Stadtstaaten Tyrannen gestürzt, der bekannteste, Polykrates von Samos, stürzte bereits um 520. Die Perser waren damals anscheinend ähnlich überrascht vom Freiheitswillen der Bevölkerung, wie die westlichen Staaten

im vergangenen Jahrzehnt überrascht waren vom Aufstand der Menschen im Nahen Osten. Auch die westlichen Staaten pflegten und pflegen ein gutes Einvernehmen mit Diktatoren, weil es bequem ist, dass sie für Ruhe in den Ländern sorgen.

Der Aufstand gegen die Supermacht Persien musste zwangsläufig scheitern. Die Perser rückten unter Dareios I. 494 in Milet ein, das nahe Didyma wurde niedergebrannt. Bis die Botschaft über den „großen Teich" der Ägäis Griechenland erreichte, hatte sich das Narrativ einer fürchterlichen Strafaktion verfestigt. Der Tragiker Phrynichos brachte die Sache in dichterischer Übertreibung auf die Bühne und löste in Athen Panikreaktionen aus. Das Werk wurde mit einem Aufführungsverbot belegt, der Dichter zu einer Strafzahlung von 1000 Drachmen verurteilt. In Ionien selbst änderte sich an der Struktur der Herrschaft in den Städten faktisch kaum etwas, denn die persischen Großkönige schätzten – schon aus dem Anspruch, über die gesamte Welt herrschen zu wollen – die fremden Kulturen durchaus. In den Regierungspalästen, die Dareios baute, mischten sich mesopotamisch-sumerische Stilelemente mit ägyptischen und griechischen. Sein Palast in der 3000 Jahre alten elamischen Hauptstadt Susa, das er zu seiner Hauptresidenz machte, gilt als anschauliches Beispiel dieses Eklektizismus, allerdings in einer „überzeugenden, kraftvollen Neufassung"[21], wie Pierre Amiet unterstrich. Sogar das Material für den Palastbau wurde aus dem ganzen Reich zusammengetragen. Als Transporteure fungierten gerne Griechen, die als Künstler und Handwerker im Persischen Reich beliebt waren. Die persischen Königsmetropolen blieben anregende kulturelle Zentren, in denen verschiedene Kulturen aufeinandertrafen.

Es gibt uferlose Auslassungen über die gegenseitigen Einflüsse in Kunst und Architektur diesseits und jenseits des Bosporus (um einmal irgendeine Grenze zu fixieren, die damals so nicht gezogen wurde). In der griechischen Kunst werden orientalisierende Phasen ausgemacht, umgekehrt wird eine Auflockerung der vermeintlich schweren Architektur und Bildhauerei Mesopotamiens durch Leichtigkeit und Transparenz beobachtet. Beispielhaft dazu André Parrot: „Die Künstler […] versuchten vor allem, die Wiedergabe der starren und eintönigen Kleidung zu beleben, die sie mit verschiedenartigen Falten, wie sie den Assyrern fremd waren, ausschmückten; […] Es ist kaum möglich, die Herkunft dieses belebenden

Hauches anders zu erklären als durch einen Einfluß von Westen her.“[22] Ob das angesichts der durchaus auch im Orient feststellbaren Leichtigkeit eine überzeugende Argumentation ist, sei dahingestellt. Wichtiger ist allein die Berechtigung einer solchen breit diskutierten Frage, weil sie zeigt, dass es eben nirgends einfache Abgrenzungen gab. Kulturen sind immer ein Gemisch aus verschiedenen Einflüssen. Und gerade das Persische Reich ist für eine solche kreative Mischung aus allem, was der Alte Orient bislang zu bieten hatte, ein schönes Beispiel. Aus dieser Mischung bedienten sich schließlich Griechenland und Rom sowie die christliche und islamische Welt großzügig.

Schließlich war es so weit: Der persische „Vorstoß nach Europa“ stand in den Kanzleien der Perser auf dem Terminkalender. So hat das damals natürlich kein Mensch tituliert. Es ging um die Eroberung Griechenlands. Ob man einen simplen Raubzug plante oder ob anspruchsvolle geostrategische Überlegungen dahinterstanden, ist unklar. Sebastian Schmidt-Hofner glaubt, dass der persische König aufgrund seines göttlichen Auftrags unter Druck stand, seine Befähigung als Herrscher ganz real zu beweisen, und damit zur Mehrung des Reichs geradezu verpflichtet gewesen sei.[23] Da bot sich Griechenland angesichts der unter sich zerstrittenen und schlecht gerüsteten griechischen Stadtstaaten als vermeintlich leichte Beute an. Einen entscheidenden Baustein dieses Feldzugs steuerte ausgerechnet ein Grieche bei. Der Baumeister Mandrokles aus Samos errichtete für Dareios 513 v. Chr. eine Schiffsbrücke über den Bosporus, vermutlich an der 800 Meter breiten Engstelle bei der heutigen Festung Rumeli Hisarı. Doch das Feldzugsprojekt erwies sich als weitaus zäher als gedacht. Zunächst vernichtete ein verheerender Sturm am Berg Athos den größten Teil der persischen Flotte, die das Landheer begleitete. Die Griechen errichteten ihre ersten Denkmäler zum Perserkrieg nicht etwa einem General, sondern dem Gott des Windes, Boreas (der Sturmwind aus dem Norden heißt heute noch Bora). Dann gelang es 490 v. Chr. dem Feldherren Miltiades in der Enge von Marathon, das persische Heer zurückzuschlagen. Gemäß einer von Plutarch knapp 600 Jahre nach der Schlacht (!) aufgeschnappten und uns überlieferten Geschichte soll der athenische Bote Pheidippides mit der freudigen Nachricht die 40 Kilometer nach Athen gelaufen und dort am Areopag nach Verkündung der Sensation aus Erschöpfung tot zusammengebrochen sein. Die Geschichte ist deshalb so wunderbar, weil

der Läufer eine Verbindung zwischen Athen und den Heldentaten in Marathon schuf, an denen freilich Abteilungen aus mehreren Poleis beteiligt waren. Nur allzu gerne inszenierte sich Athen als alleinige Retterin Griechenlands. Seitdem praktizieren Abertausende von Menschen rund um den Globus den Marathonlauf, natürlich ohne den tragischen Ausgang der Geschichte und auch ohne zu wissen, dass sie damit einer aufschneiderischen Propaganda Athens ein ewiges Gedenken gewähren.

Dass sich die Athener den Persern mit blitzenden Waffen entgegenstellten, war nebenbei keineswegs selbstverständlich. Denn wie in jedem „modernen" Krieg gab es in Athen eine starke Fraktion, die den Ausgleich mit den Persern empfahl. Aber die Waffen hatten gesprochen, die ersten Gefallenen waren zu beklagen und ein großer Sieg zu feiern. Nun blieb nichts anderes übrig, als den Patrioten zu mimen, um nicht unter die Räder der nationalistischen Propagandamaschinerie zu geraten. Auch den größten Patrioten war allerdings klar, dass die Perser eine solche Schmach nicht auf sich sitzen lassen würden. Bevor sie Griechenland größere Aufmerksamkeit widmeten, mussten sie allerdings nach dem Tod des Dareios einen neuen König inthronisieren und einen Aufstand in Ägypten niederschlagen. 484 v. Chr. war es dann so weit. Xerxes I., Sohn des Dareios und seit 486 neuer Großkönig, rüstete neuerlich für den Krieg gegen Griechenland. Spätestens jetzt ging es um das Prestige! Daher scheute Xerxes keinen Aufwand und befehligte sogar höchstpersönlich die Streitmacht. Athen wiederum hatte das Glück, in der Zwischenzeit im Boden fündig geworden zu sein: Eine Silbermine in Laureion in Attika ließ die Einnahmen sprudeln, die man in Zerstörer und Fregatten investierte. Das Rückgrat der Armee bildete die Marine mit den wendigen Trieren (auch Triremen), den Dreiruderern, mit ihrem gefürchteten bronzenen Rammsporn, die von exzellent geschulten Ruderern bedient wurden. Themistokles, 493/92 Archon und dann Oberkommandierender der athenischen Streitkräfte, setzte gegen starke Widerstände den Ausbau der Flotte durch. Seine Überzeugung war, dass man der damaligen Weltmacht nicht in offener Feldschlacht, sondern nur auf See erfolgreich entgegentreten könne. Daneben schmiedete er an einem panhellenischen Verteidigungsbündnis, was sich jedoch äußerst mühsam gestaltete. Zu sehr blieben die Poleis ihren Eigeninteressen verhaftet. Immerhin konnte das lange zögernde starke Sparta eingebunden werden. Es war nicht viel anders

als das heutige Ringen um eine einheitliche europäische Außen-, gar Verteidigungspolitik von 27 kleinkarierten Provinzfürsten und -fürstinnen.

480 begann die persische Invasion zu Lande und zur See. Die Schiffsbrücke, diesmal über den Hellespont (Dardanellen), konstruierte abermals ein griechischer Ingenieur. Die Walze, die nun nach Attika rollte, ließ sich weder an den Thermopylen von den sich opfernden Spartanern und Thespiern unter König Leonidas noch von einer vorgeschobenen Flotteneinheit am Kap Artemision aufhalten. Die Perser nahmen das vorsorglich evakuierte Athen ein und zerstörten die alte Akropolis. Dass es letztlich dennoch zu einem Sieg der Griechen kam, war eine Meisterleistung der griechischen, vor allem von Themistokles ausgeheckten Strategie. Ihm gelang ein von den gut informierten delphischen Ratgebern gedeckter Coup bei der Seeschlacht von Salamis und 479 folgte der mit viel Glück vom jungen spartanischen Heerführer Pausanias erlangte Sieg über das geschwächte und schockierte Heer der Perser bei Platää. Das war ein Sieg, der doppelt zählte, weil man der Supermacht in offener Feldschlacht gegenübergetreten war. Im gleichen Jahr konnte Gelon von Syrakus auch noch eine Invasion der die vermeintliche Gunst der Stunde nutzenden Karthager in Sizilien mit seinen wohlhabenden griechischen Kolonien abwehren. Um diese Ereignisse herum begann der in der europäischen Geistesgeschichte zentrale Begriff der Freiheit seine Karriere. In Griechenland regte dieses Thema nicht zuletzt die Tragödiendichter an, die schwierige Balance zwischen dem anonymen Geschick und der Freiheit des Einzelnen auszuloten.

Mit dem Sieg der Griechen war die Expansion der persischen Weltmacht nach Europa auf absehbare Zeit beendet, zumal das Reich damit auch die Mehrheit der Poleis in Kleinasien verlor. Aus der Sicht der weit entfernten Hauptstadt Persepolis war das trotz der erlittenen Schmach ein Geschehen an der Peripherie, zwar ärgerlich, sehr ärgerlich sogar, aber keineswegs bedrohlich. Ganz anders war naturgemäß die Sicht der Griechen. Hier lief die Propagandamaschine zur Hochform auf. Eine Flut von Denkmälern und Weihestätten ergoss sich über das gesamte Land. Jede Polis versuchte, ihren Anteil am Sieg über die Perser herauszustreichen. Wieder waren die Athener besondere Meister der Öffentlichkeitsarbeit und Selbstdarstellung. Pindar feierte Athen als „Bollwerk von Hellas“. Bollwerk? Hellas? Ein solches Narrativ war die Erfindung der Stunde! Und sein Erfolg reicht weit in die

Neuzeit. Es gab und gibt – auch unter angesehenen Historikern – zahlreiche Stimmen, die diesen Sieg der Griechen als Gründungsgeschichte Europas gegen Asien feiern. Doch diese Sicht hat ein holpriges Fundament. Eines der pikanten Details dabei ist, dass die europäische Kultur vor allem in Gebieten entstand, die damals unter persischer Oberhoheit standen und heute Teil der Türkei sind. Und ausgerechnet die will vor allem die konservative Parteienfamilie Europas partout nicht Teil der Europäischen Union werden lassen. Aber es geht hier nicht primär um historische Fakten. Damals wie heute kann man Menschen hinter sich und das eigene Land (und natürlich um die eigene Partei) scharen, wenn man (damals) einen vermeintlichen persischen Despotismus oder (heute) eine bedrohliche fremde kulturelle Tradition beschwört. Aber das war wie gesagt nur *ein* Teil der laufenden Diskussion. Auch nach den Perserkriegen war in weiten Teilen der Bevölkerung die Bewunderung für die stilvolle Lebensweise, die hohe Kultur, den Stand der Wissenschaften bei den Persern ungebrochen. Griechische Intellektuelle empfahlen gar, sich persische Könige als Vorbilder für eine gute Staatsführung zu nehmen. Und der Feldzug Alexanders begann ja erst im Jahr 334 v. Chr. Persien blieb also im Machtspiel der griechischen Städte durchaus ein Mitspieler.

Dass im Umfeld der Perserkriege der Freiheitsbegriff Konjunktur bekam, sagt aus diesen Gründen sehr wenig über dessen konkrete Gestalt aus. Einerseits konnten sich in den ionischen Städten auch unter persischer Herrschaft partizipative Strukturen organisieren, andererseits genossen umgekehrt Poleis, die von starken griechischen Stadtstaaten abhängig waren, keineswegs besondere Freiheitsrechte oder erlebten sogar die Etablierung von Tyrannen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass ein gestärktes Athen für viele andere Poleis eine eher erschreckende Vorstellung war. Nicht umsonst hing die Schwierigkeit, ein Verteidigungsbündnis gegen die persische Übermacht zu zimmern, mit der verbreiteten positiven Sicht auf die Perser und auch mit ihrer Rolle zusammen, ein mächtig werdendes Athen in Schach zu halten. Erst wenn man von eher unsinnigen Frontstellungen absieht, gewinnt der Diskurs über eine griechische und dann europäische Identität einen gewissen Reiz. Am schönsten hat den Wandel wohl Pierre Amiet auf den Punkt gebracht, wenn er mit Blick auf das müde gewordene großpersische Reich sagte: „Endlich zur Einheit

gelangt, war der Alte Orient indessen wirklich alt geworden und reif für einen grundlegenden Wandel, dessen Urheber die Griechen sein sollten.“[24]

Athen auf dem Weg in die Moderne

Mit dem unerwarteten Sieg über die Perser hatte sich Griechenland in die Liga der respektierten Player rund um das Mittelmeer katapultiert. Freilich bestand es weiterhin nur aus losen und zerbrechlichen Bündnissen diverser Stadtstaaten. Der nächste große Konflikt, jener zwischen Athen und Sparta, zeigt, wie prekär die Verhältnisse waren. Zwischen den beiden Poleis entbrannte zunächst ein Propagandawettbewerb mit dem Ziel, den jeweils eigenen Anteil am Sieg über die Perser hervorzukehren. Athen beherrschte dieses „Handwerk“ am besten, konnte es doch aus einer großen Zahl patriotisch gesinnter Dichter und Denker schöpfen. Sogar die Römer, etwa in Gestalt des Historikers Sallust, blickten voller Neid auf solches Selbstvermarktungsgeschick: „[…] weil dort große Schriftstellertalente sich zeigten, werden in der ganzen Welt die Taten der Athener als die größten verherrlicht.“[25]

Immerhin muss man anerkennen, dass die Athener sich mit dieser neuen Stärke nicht in ihr eigenes Schneckenhaus zurückzogen, sondern aus Athen – mit Blick auf die Vorbilder im Orient – eine attraktive Metropole machten, die weit über Europa hinaus über Jahrhunderte schier grenzenlose Verehrung genoss. Man projizierte in sie die Wiege Europas und die Gründungsgeschichte der Demokratie, weshalb bis heute griechische Säulen unzählige Parlamentsgebäude auf der ganzen Welt zieren, auch solche, in denen es nicht sehr demokratisch zugeht. Zudem hatte Athens Diplomatie ganze Arbeit geleistet und, den Schrecken der Perserinvasion nutzend, einen Seebund gezimmert, dem über hundert Städte auf dem Festland, in der Ägäis und an der kleinasiatischen Küste angehörten. Sie zahlten offiziell fleißig in die gemeinsame Bundeskasse auf Delos ein, inoffiziell: in die Kasse Athens.

Einen Brennpunkt in der Erfolgsgeschichte Athens bildete die Zeit um eine außergewöhnliche Figur: Perikles, der 461 in die Politik einstieg. In ihm verband sich in eigenartiger und widersprüchlicher Weise die Genialität, Athen zu einer Blüte enormen Ausmaßes zu verhelfen, mit hilfloser

Ungeschicklichkeit, die den Abstieg einleitete. Athen wurde einer Generalsanierung unterzogen, ein gewaltiges Bauprogramm in Angriff genommen. Ganz oben auf der Agenda stand die Neugestaltung der Akropolis, die nach den Zerstörungen durch die Perser in einem desolaten Zustand war. Der Masterplan für die neue Akropolis folgte einem der perspektivischen Bühnenmalerei (die gerade schwer in Mode war) entlehnten Konzept. Ein überdimensionales Eingangstor (Propyläen) sollte den Blick auf den Prunkbau des Parthenons samt dem großen freien Platz zwischen Parthenon und Erechtheion (Tempel für dreizehn verschiedene Kulte) zentrieren, wo früher der Athene-Tempel gestanden hatte und jetzt die von Phidias geschaffene, neun Meter hohe Athena-Promachos-Figur (die in vorderster Linie Kämpfende) aus Bronze aufgestellt werden sollte. Sie wurde im 5. Jahrhundert n. Chr. nach Konstantinopel geschafft, wo sich ihre Spur verliert. Vermutlich wurde auch sie 1204 Opfer der plündernden lateinischen Kreuzzügler. Viele kleine Heiligtümer und freie Altäre mit ihren altehrwürdigen und volksnahen Kulten wurden durch diese Staats-Architektur auf die Seite gedrängt oder gar geschliffen, wogegen sich zuweilen Bürgerinitiativen zur Wehr setzten. Die Planer kümmerten sich indes wenig um die nostalgischen Rituale rund um die Altäre neben den Tempeln, wo es erbärmlich nach verbranntem Fleisch stank, beißender Rauch Augen und Lunge reizte, Fliegenschwärme herumschwirrten und Ratten sich an den fauligen Resten der geopferten Tiere zu schaffen machten. Sie wurden bezahlt für eine monumentale und repräsentative Architektur. Architektur als Ausdruck von Macht und Selbstbewusstsein der Polis oder des Herrscherhauses, das hatten wir alles längst im Alten Orient und es begleitet die europäische Geschichte bis in die Gegenwart. Der von den Architekten Iktinos und Kallikrates geplante und 447 v. Chr. begonnene Tempel der Stadtgöttin Athena Parthenos (der jungfräulichen Athene; unumstritten ist diese Herleitung des Namens allerdings nicht) aus pentelischem Marmor, der Parthenon, war eigentlich ein griechisches Fort Knox. Phidias, der den Auftrag für die Monumentalskulptur der Göttin erhalten hatte, verkleidete die zwölf Meter hohe Elfenbein-Statue mit einer Goldhülle, die man im Fall der Fälle abnehmen und einschmelzen konnte. Etwa 6000 Talente, in erster Linie Einnahmen aus dem Attisch-Delischen Seebund, lagerten als Währungsreserven auf diese Weise im Parthenon. Viele Poleis, die zur Verteidigung gegen den äußeren Feind einen Beitrag

leisten mussten, entschieden sich nämlich für eine Scheckbuchpolitik. Sie zahlten lieber in die gemeinsame (letztlich athenische) Kasse ein, als dass sie selbst in das beschwerliche Geschäft des Rüstungswettlaufs einstiegen.

Nach außen war der Parthenon mit Bilderzählungen geschmückt. In einem umlaufenden Fries und in Reliefs (in den sogenannten Metopen und Giebeln) wurden in satten Farben reale und mythische Geschichten geschildert, darunter Prozessionen im Rahmen der Panathenäen, die Schlacht der Götter gegen die Giganten und die Geburt der Göttin Athene aus dem Kopf des Zeus. „Der Parthenonfries versteht sich als eine Art ‚Selbstporträt' der Athener, ein Zeugnis von Frömmigkeit und militärisch begründetem Stolz in künstlerisch vollendeter Form",[26] meint Haritini Kotsidu geradezu andächtig. Letztlich war der in großen Teilen von Phidias gestaltete Fries aber vor allem eine „Bunte Illustrierte" der damaligen Zeit, vor der sich Menschentrauben mit staunenden Blicken versammelten. Um Teile dieses Frieses schwelt seit Langem ein Streit. 1801 legte der Botschafter Großbritanniens im Osmanischen Reich (Griechenland war damals in osmanischer Hand), Lord Elgin, eine Erlaubnis für detaillierte Untersuchungen, das Anfertigen von Abgüssen und das Bergen „einiger Steinblöcke" sehr großzügig aus, brach gewaltige Mengen des Frieses aus dem Tempel und transportierte die Teile nach London. Dort stellte er sie auf Druck der Öffentlichkeit nicht in sein Landhaus, sondern verkaufte sie für 35 000 Pfund der Britischen Krone. Bis heute sind sie der Stolz des British Museum. Bereits im 19. Jahrhundert sprach man aber von diesen „Elgin Marbles" als unverschämtem Raub und Schande. Griechenland bemüht sich schon lange vergeblich um Restitution und eröffnete 2009 sogar ein eigenes Akropolismuseum, wo der oberste Stock demonstrativ für die Rückkehr des Frieses freigehalten wird.

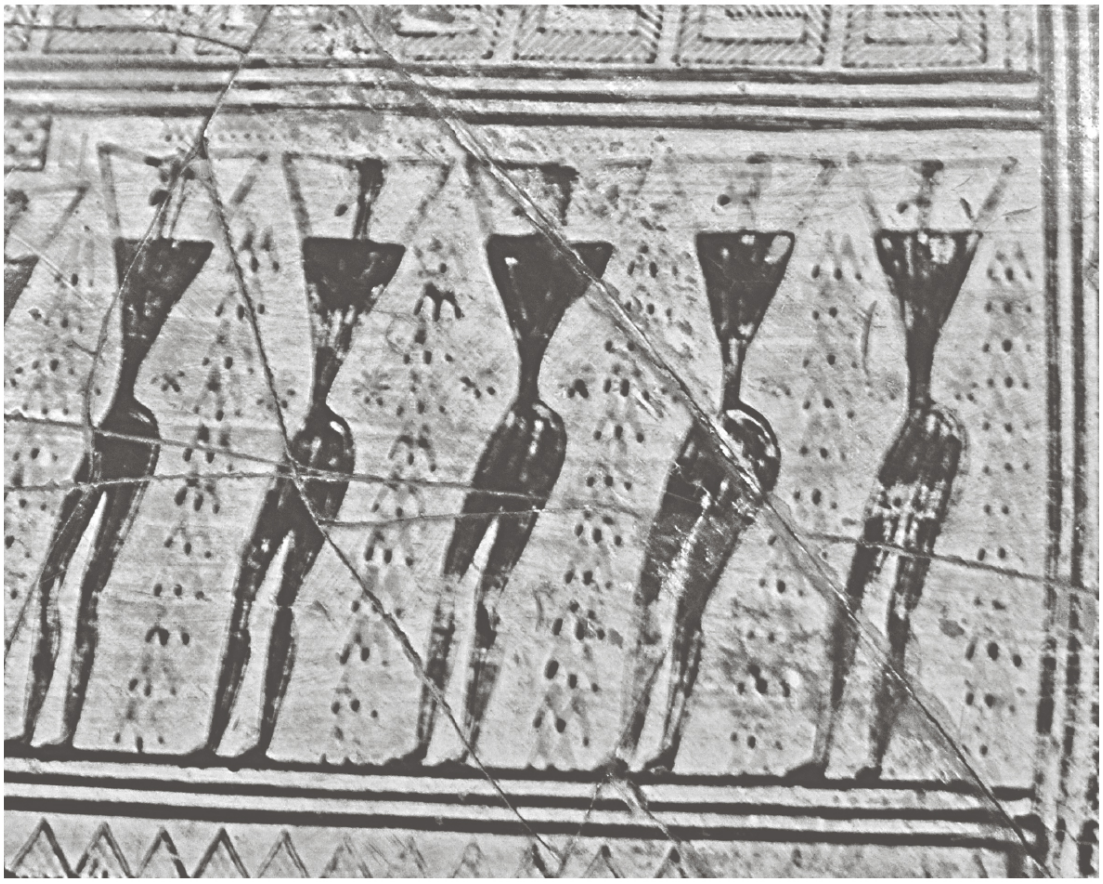
Mit Blick auf diese „Bunte Illustrierte" im Athen der klassischen Zeit fällt es schwer, an den Geist echter Überzeugung zu glauben. Wer so souverän arrangiert, nimmt die Verdienste den Göttern aus der Hand und legt sie in seine eigene. In der Tat waren die Intellektuellen Athens in ihrer Mehrzahl Agnostiker und Atheisten. Man nannte sie Sophisten (griech. *sophos*/weise). Sie formulierten die Überzeugungen der ersten Moderne, der ersten Aufklärung, des ersten Humanismus, der ersten Religionskritik und des ersten Atheismus der europäischen Geschichte. Der aus Abdera in Thrakien stammende Protagoras kleidete seinen Humanismus in den

berühmt gewordenen Satz: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, und Gorgias aus Leontinoi in der Nähe von Syrakus erklärte, dass es keine allgemein gültige Wahrheit gebe. Athen erlebte aber auch die erste konservative Revolution gegen diese Aufklärung. Sie wurde formuliert von einem der wirkmächtigsten Philosophen der Geschichte: Platon. Die Wirkmächtigkeit zeigt immerhin, wie intelligent der konservative Einspruch war, mit dem wir uns gleich noch genauer befassen. Platon richtete sein rhetorisches Schwert auch gegen die Kunst der Zeit, die Klassik, die unter Perikles glanzvolle Höhepunkte feierte.



Kabarettist verulkt einen olympischen Gott (Vasenmalerei um 360 v. Chr.), Museo Archeologico di Taranto

Zur Kunst sind noch kurz ein paar Dinge nachzutragen. Aus der Zeit unmittelbar nach den Dunklen Jahrhunderten begegnen zuerst abstrakte Bemalungen von Keramikgefäßen: Schachbrett- und Zickzackmuster sowie silhouettenähnliche Figuren. Die Urteile der Kunsthistoriker über diesen geometrischen Stil könnten unterschiedlicher kaum sein. Sie sehen darin entweder einen Schub an Rationalität und Abstraktion oder das genaue Gegenteil: eine summarische Aneinanderreihung von Figuren und einen billigen *horror vacui*. Deshalb bleibt umstritten, ob der geometrische Stil als vollwertiger Kunststil oder nur als multikulturelles Übergangsphänomen einzuordnen ist. Jedenfalls finden sich zuhauf Motive aus dem Osten, sodass gegen Ende dieser Periode um 700 v. Chr. ausdrücklich von einer orientalisierenden Phase gesprochen wird.



Vasenmalerei im geometrischen Stil vom „Dipylonmaler“ (um 760 v. Chr.), National Archaeological Museum of Athens

Ungefähr zeitgleich hob der erste „echte“, das heißt unumstrittene Kunststil an, den man Archaik nennt und der bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. andauerte, wo er von der Klassik abgelöst wurde. Die Archaik kann als erste überregionale Kunstepoche der europäischen Geschichte gelten, denn sie erreichte alle Koloniegebiete und die Etrusker in Italien. Der Einfluss des Orients brachte Körperhaftigkeit und eine Fülle neuer Bildmotive: Sphingen, Greifen, Kentauren. Statt bloßer Aneinanderreihung von Motiven findet man eine ausdrückliche Organisation und eine in sich geschlossene Erzählung in den Bildern. Besonders in der Bildhauerei ist der orientalische Einfluss unübersehbar: genormte, statuarische Körperhaltung, eng anliegende Lockenfrisur, vorgestelltes linkes Bein, abgewinkelte Arme. Allerdings alles in einer prägnanteren körperhaften Fülle als etwa in Ägypten. Ebenfalls anders als in Ägypten waren die (männlichen!) Körper in der Regel nackt. Die Nacktheit hatte hier weniger eine erotische Bedeutung, sondern könnte eher als Ausdruck einer Annäherung an die Wesensbestimmung verstanden werden, zu der Bekleidung nicht dazugehörte. In diesem Zusammenhang fällt einem die Ambition der frühen Philosophen ein, die Frage nach dem Wesen der Dinge zu stellen, die dann Platon in seiner Ideenlehre auf den Gipfel trieb. Das Ideal eines unveränderlichen Wesens der Dinge hat natürlich zu tun mit dem philosophisch ausgeloteten Verhältnis von Dynamik und Statik. So gesehen wäre auch in der Kunst die im orphischen Mythos dargestellte Absorption des Dynamismus des Orients durch die Statik des Griechischen nachvollziehbar.

Es gibt zwei Standardfiguren der Archaik, an denen man diese Interpretation anschaulich nachvollziehen kann: Kouros und Kore (Tafel IX). Der Typus des Kouros geht auf ägyptische Vorbilder zurück, die griechisch adaptiert wurden, ein „‚afrikanisierendes‘ Element innerhalb der ‚orientalisierenden‘ Revolution“,[27] wie Richard Neer das ausdrückt. Der Kouros stellte einen männlichen muskulösen nackten Körper dar, der das Selbstbewusstsein einer adeligen Elite ausstrahlte. Er transportierte Kraft und Energie und war ein propagandistischer Ausdruck der Abwehrbereitschaft und Stärke der Polis.

Die männliche Nacktheit hatte ihr Gegenstück in der bekleidet dargestellten Kore. Die Kleidung dokumentierte neben dem Schmuck, der Frisur und den Gesten den sozialen Stand und die Schönheit der Frau. Wir

wissen inzwischen, dass die lange herumgereichte Meinung, dass die Frau in der griechischen Gesellschaft – im Unterschied zu Rom übrigens – keine Rolle spielte, so nicht stimmt. Frauen agierten nicht nur als Priesterinnen, sie waren in der Gesellschaft durchaus profilierter als lange angenommen.



Kouros, Sounion, archaischer Stil (um 540), Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek, München.



Kore, ebenfalls archaischer Stil, National Archaeological Museum of Athens

Von der schönen und guten Seele – die Klassik in Athen

In der Zeit des Perikles wurde die Archaik von der Klassik abgelöst. Das ist zwar ein trockener und unaufgeregter Satz, aber er enthält eine Botschaft, die jedem Bildungsbürger, namentlich einem solchen, der noch den selten werdenden Luxus genießen durfte, seine Schulbank in einem humanistischen Gymnasium zu drücken, einen Schauder des Wohlgefallens über den Rücken jagt. Jahrhundertelang verehrten die Europäer die griechische Klassik, in der die Bürger Athens ihre schöne und gute Seele baumeln ließen, die philosophische und literarische Muße pflegten und sich an den weiß strahlenden Marmorfiguren ergötzten. Inzwischen weiß man längst, dass an dieser Vorstellung so gut wie alles falsch ist. Die Skulpturen waren nach den Vorbildern des farbenprächtigen Orients bunt bemalt, sie waren in der Mehrzahl nicht aus Marmor, sondern aus Bronze, und eine schöne und gute Seele hatte ähnlichen Seltenheitswert wie heute. Von philosophischer Muße kann man gerade einmal für ein paar privilegierte und wohlhabende Geistesgrößen sprechen, die ihre Sklaven für sich arbeiten ließen, sodass sie selbst ihren Schreibern kluge Sinnsprüche für die Nachwelt diktieren konnten. Die triefenden Geschichten um die Klassik, die dem Geflunker eines Homer kaum nachstehen, stammen aus der Graecophilie, der Griechenland-Verehrung des 18. und 19. Jahrhunderts. Immerhin ist zutreffend, dass die Klassik die Blüte der griechischen Kultur bedeutet, weshalb der Ausdruck, der ein Stück nostalgischer Rückwärtsorientiertheit in sich enthält, auch für andere Blüten (etwa für die sogenannte Deutsche Klassik im 19. Jahrhundert) übernommen wurde. Wer sich als Klassikverehrer outet, kommt freilich in die unbequeme Lage, zwangsläufig auch einen Abstieg von der Klassik einplanen zu müssen, womit wir bei einer eher problematischen Übertragung eines biologisch angehauchten Modells auf die Kultur wären: Geburt und Wachstum – Blüte – Niedergang und Sterben! Dass das die Realität nicht unbedingt zutreffend abbildet, werden wir bald sehen.

Was ist nun der Schritt, der über die archaische Periode hinausweist und die Klassik eröffnet? Eine pointierte und an der Kunst orientierte Antwort wäre: die Ponderation! Ponderation (lat. wägen, lasten) meint den Ausgleich der Gewichtsverhältnisse, allgemeiner: die ideale Komposition eines

Gleichgewichts bei Skulpturen und Gebäuden. In archaischer Zeit stellte sich ein solches Problem gar nicht, denn die Skulpturen verharrten ähnlich wie in Ägypten in spannungsloser Statik. In der klassischen Periode wurde die Ruhe dann durch eine ausgleichende Bewegung (man nennt das Kontrapost) erreicht. Dabei bleibt in dem in harmonischer Ruhe befindlichen Körper das Spannungsmoment einer sich kompensatorisch, also gegenläufig ausgleichenden Dynamik (z. B. mit Stand- und Spielbein) noch sichtbar. Dies ermöglichte in Kunst und Architektur ein gewaltiges Repertoire an Ausdrucksformen. Es eröffnete ein Spiel, in dem Ruhe ebenso wie Bewegtheit gezeigt werden konnte, sodass sich damit auch Themen bedienen ließen wie beispielsweise Freiheit und Bindung. Damit war die Sache aber auch philosophisch höchst anregend, denn man könnte den archaischen Umgang mit der Bewegung mit einem philosophischen Fundamentalismus verbinden, wie ihn Parmenides vertrat, während für die Ponderation Heraklit (Auflodern – Erlöschen) ein zutreffendes Konzept wäre. Der Kontrapost wurde vielleicht erstmals von Polyklet im 5. Jahrhundert v. Chr. angewandt, verschwand im Mittelalter zugunsten byzantinischer Statik, um in der Renaissance neue Triumphe zu feiern. Genau diesem Polyklet wird auch ein Kunsttraktat nachgesagt, in dem er die Kriterien von Maß, Harmonie und Gleichgewicht der Elemente aufgestellt haben soll. Wenn das stimmt, dann begann mit ihm eine lange Tradition der Dominanz von Maß und Harmonie in Kunst und Architektur, wie sie von den Pythagoreern in das griechische Erbe gelegt wurde.

Nun sind Künstler quer durch die Geschichte freiheitsliebende und unkonventionelle Menschen. Daher kann es nicht verwundern, dass ein solches sorgfältiges Austarieren sie dazu animierte, die Regeln zu testen und an Tabus zu rühren. Sie durchbrachen mit der Gestaltung des Emotionalen den gefühlsmäßigen Panzer, der besonders die archaischen Figuren umgab und geradezu absicherte. In der Kunstgeschichte nennt man den Stil, der sich zwischen etwa 430 und 380 v. Chr. durchsetzte, den Reichen Stil. Als Meister dieser Strömung gilt Praxiteles. Seine Aphrodite, ein Auftrag aus Knidos, hat nicht nur die elegante S-Form, die im Spätmittelalter wieder bei den sogenannten „schönen Madonnen“ der Gotik auftrat. Der Bildhauer spielte auch offen mit der Erotik des weiblichen Körpers. Richard Neer verweist auf die provokative Kraft dieser Kunst: „Praxiteles war vielleicht der

erste in einer langen Reihe von Künstlern, der verstand, dass Sex sich gut verkauft […].“[28]

Neben dieser Betonung des Emotionalen und Körperhaften kam eine illusionistische Malerei auf. Apollodor, Zeuxis, Parrhasios gingen in die Geschichte als Maler ein, die auf der zweidimensionalen Leinwand eine dreidimensionale Wirklichkeit so gut vorzutäuschen vermochten, dass sie sich von der Realität nicht mehr unterscheiden ließ. Eine perspektivische Bühnen- und Schattenmalerei entstand (noch nicht im Sinne der exakt berechneten Perspektive der Renaissance, aber nahe dran), Raum wurde vorgetäuscht, wo es ihn gar nicht gab. Das war ein Rüstzeug, mit dem Architekten größere Baukomplexe planten, etwa – wie oben erwähnt – die Anlage der Akropolis.



Eine von vielen Kopien der Aphrodite von Knidos, Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek, München

Mit einem solchen Ausmaß an Illusionismus lösten sich Kunstwerke aus ihrer sakralen oder politischen Instrumentalisierung. Sie dienten nicht mehr nur dem religiösen Kult oder der Verherrlichung der Polis, sondern sie wurden profane Luxusartikel. Man war stolz auf den von einem bekannten Künstler signierten bemalten Krater (Mischgefäß für Wein) in der eigenen Villa und ließ dezent durchsickern, im Besitz von Bildern zu sein, die konservative Zeitgenossen als anstößig empfanden. Die Namen der großen Bildhauer Phidias, Lysipp von Sikyon, Praxiteles, Myron, Kalamis, Onatas, Leochares waren dem Bildungsbürger geläufig. Das am meisten verwendete Material der Bildhauer war inzwischen die Bronze, nachdem am Anfang vor allem in Terrakotta gearbeitet worden war. Marmor war eher selten. Er wurde später das bevorzugte Material in Rom, und weil die Römer vor allem Kopisten der griechischen Vorbilder waren, kennen wir viele Sujets nur im ausgebleichten Marmor der Römer statt in der farbenfrohen Bronze der griechischen Originale.

Was Künstlerkreise als Fortschritt feierten, löste bei den Konservativen als „Verfälschung der Wirklichkeit“ Entsetzen aus. Platons körperfeindliche Philosophie etwa wurzelt nicht nur in der entsprechenden generellen Tradition des bisherigen griechischen Geisteslebens, sondern sie war Teil eines Kampfes gegen die Moderne schlechthin. Nichtsdestotrotz bahnten sich die modernen Zeiten unaufhaltsam ihren Weg. Nicht nur die Werke der bildenden Kunst rückten in den profanen Bereich, die neue Bürgergesellschaft generierte auch eine Nachfrage nach zahlreichen Baulösungen jenseits sakraler Bauten im engeren Sinn. Es ging um die Gestaltung und Ausstattung der öffentlichen Plätze und um die Einrichtungen für das demokratische Leben, die Gerichtsbarkeit und die aufwendige Verwaltung, die sich beispielsweise Athen leistete. Allerdings verwischte sich dabei nicht selten Sakrales und Profanes. Selbst die großen Hallen, die als öffentliche Orte etwa für Verhandlungen oder Bank- und Handelsgeschäfte dienten, konnten Göttern geweiht werden. Die berühmteste und zugleich erste dieser Hallen in Athen war die im Norden der Agora gelegene Stoa Poikile (Bunte Halle), eine profane, von einem Mann namens Peisianax um 460 v. Chr. gestiftete Säulenhalle, die mit Schlachtengemälden geschmückt war. In hellenistischer Zeit hielt der Philosoph Zenon von Kition dort Vorlesungen, weshalb man die von ihm

gegründete Philosophenschule umgangssprachlich Stoa und ihre Anhänger Stoiker nannte.

Dieses moderne Ambiente war die Welt, in der sich Perikles behände bewegte. Er war aber nicht nur ein aufgeklärter, weltläufiger Schöngeist, er war auch Machtpolitiker und scheute sich nicht, eine lange Mauer vom Piräus bis zur Stadt zu ziehen, ein mächtiges Abwehrdispositiv für alle Fälle. Dass dies dem Verhältnis zu den Nachbarn wenig förderlich war, ist nicht überraschend. Besonders Sparta war erzürnt. Der zeitgenössische Historiker Thukydides wählte die diplomatische Floskel „heimliche Verstimmung". Die Sache war ein weiterer Tropfen im Fass, das schließlich überlief und in einen Krieg zwischen Athen und Sparta mündete.

Der erste Dreißigjährige Krieg

Es wurde ein langes Ringen, bei dem das Kriegsglück zwischen Athen und Sparta hin und her wogte und das erstaunlicherweise kaum Auswirkungen auf die kulturelle Blüte Athens hatte. Als dieser vielleicht größte Umbruch in Griechenland, der erste Dreißigjährige Krieg der Geschichte, 405 v. Chr. zu Ende ging, war der große Philosoph Platon etwa 23 Jahre alt. Er verfasste sein umfangreiches OEuvre in der Zeit der hitzigen Aufarbeitung dieses Krieges, der von Thukydides Peloponnesischer Krieg genannt wurde.

Schon ein halbes Jahrhundert lang hatte es Stellvertreterkriege und auch direkte Scharmützel zwischen Athen und Sparta gegeben. Der unmittelbare Anlass für den Kriegsausbruch 431 v. Chr. war der Versuch des Perikles, Megara und Korinth wirtschaftlich einzuschnüren, was namentlich Korinth dazu brachte, in Sparta um Unterstützung anzusuchen und für einen Krieg gegen Athen Stimmung zu machen. Die Abneigung, die die beiden Poleis füreinander hegten, wenn sie sich nicht gerade in der höchsten Not gegen die Perser zusammenrauften, hat freilich tiefere Ursachen. Man könnte sie als eine „Querelle des Anciens et des Modernes" verstehen, also ein Ringen um die Moderne zwischen dem erzkonservativen und bigotten Sparta und dem aufgeklärten Athen.

Die lange Dauer der Auseinandersetzung war nicht zuletzt den unterschiedlichen Strategien eines Landheeres auf der einen und einer Seemacht auf der anderen Seite geschuldet. Als sich Sparta dazu durchrang,

seine Marine aufzurüsten, wandte sich das Blatt endgültig zu seinen Gunsten. Der spartanische Feldherr Lysander schlug bei den Aigospotamoi (Ziegenflüsse, heute Hellespont, Türkei) in einer letzten Seeschlacht 405 v. Chr. die Athener unter General Konon vernichtend. Athen kapitulierte ein Jahr später und Lysander wurde als erstem Griechen die Ehre der Altäre zuteil. Er wurde zu einem Gott erhoben. Zwar verfuhr Sparta milde mit Athen, trotzdem besiegelte die Niederlage das Ende der athenischen Großmacht.

Das Fehlen einer starken ordnenden Hand ließ nach dem Krieg die Ordnung der Poleis aus dem Gleichgewicht geraten. Ein machtstrategisches Vakuum, die Zurückdrängung der jungen, noch zerbrechlichen Demokratien, das Begleichen alter Rechnungen und das wenig sensible Auftreten Spartas als neuer Hegemon ließen die Städte nicht zur Ruhe kommen. Selbst in Athen wurde zwischenzeitlich die Demokratie außer Kraft gesetzt, 403 v. Chr. aber wiederhergestellt. Einige Jahre später begann Platon mit seinem aufklärungskritischen Werk. Man muss die turbulenten Zeiten im Auge behalten, in denen Fortschrittsoptimismus und Festhalten an alten Strukturen aufeinanderprallten und die „neue Erfindung“ der Demokratie angesichts der epochalen Umbrüche, für die die demokratischen Eliten scheinbar keine Rezepte besaßen, gleich wieder ausgehebelt wurde, um das Werk Platons zu verstehen. Sie bilden die Folie für seine Idealstaats-Utopie *Politeia* und sein Beharren auf der Führungskraft Athens in seinen *Nomoi*.

Himmel und Erde in der Philosophie: Platon und Aristoteles

Platon und Aristoteles, die beiden bedeutendsten Philosophen der antiken (und nicht nur dieser!) Welt, haben Europa ein Vermächtnis hinterlassen, das Philosophie, Politik und Wissenschaften gleichermaßen betrifft. Die Philosophiegeschichtsschreibung hat sich die Sache seit Längerem fein säuberlich zurechtgelegt. Platon habe eine Lehre von abstrakten Ideen formuliert und gegen die rhetorischen Scheingefechte der Sophisten für Erkenntnis und Wahrheit geworben. Später sei sein Erbe von den Neuplatonikern in ein dubioses pseudoreligiöses Esoterik-Geschwurbel verwandelt worden. Aristoteles demgegenüber habe einen empirischen und

logischen Zugang zur Natur gefunden und damit die europäische Wissenschaft in die Wege geleitet. Als der berühmte Raffael 1510 die berühmten Räume (Stanza della Segnatura) im Apostolischen Palast des Vatikans ausmalte, hat er in seinem (wiederum berühmten) Bild *Die Schule von Athen* diese Sicht scheinbar unterstrichen: Platon zeigt mit spitzem Finger schnurstracks in den Himmel, während Aristoteles dieses solare Feuerwerk einbremst und mit der flachen Hand beschwichtigend auf die Erde weist. Doch das Buch, das der Künstler Platon unter den Arm gegeben hat, der *Timaios*, verrät, dass Raffael nicht nur ein handwerklicher Könner, sondern ein kluger Kopf war und uns unterschwellig mitteilte, dass bei dieser harmlosen Deutung womöglich einige Stolpersteine im Weg liegen.

Dem 428/27 v. Chr. in eine wohlhabende Athener Familie hineingeborenen Platon werden einige Studienreisen „in den Osten" nachgesagt. Wohin genau, ist unklar. Gerüchte berichten unter anderem von einer ausführlichen Ägyptenreise, aber diese könnte ebenso gut erfunden sein, denn so etwas gehörte damals zum guten Ton des Bildungsbürgertums. Allerdings weist Platons Werk tatsächlich zahlreiche ägyptische Einflüsse auf. Ziemlich sicher hielt er sich mehrmals in Syrakus auf. 387/85 gründete er in Athen seine eigene Schule, die Akademie, in einem malerischen Hain samt Gymnasium ein paar Kilometer außerhalb des Dipylon-Tores. Die Akademie bestand, wenn auch an wechselnden Orten, in Athen fort bis zur Aufhebung dieser „heidnischen Einrichtung" durch den oströmischen Kaiser Justinian 529 (also fast tausend Jahre!). Um 1462 wurde sie in Careggi nahe Florenz von Humanisten der Renaissance neu ins Leben gerufen.

Platon war ein philosophischer Schriftsteller und man kann – wenn man möchte – die Betonung ohne Weiteres auf Schriftsteller legen, denn seine in Form von Dialogen verfassten Schriften sind blendend formuliert und voll von reizvollen Rahmenhandlungen, die in aller Regel kulturgeschichtliche Konstellationen beleuchten. Abgesehen davon vertrat er eine klare philosophische Agenda, die man als politisch motiviert ansehen könnte. Platon war ein konservativer Intellektueller, der wenig mit Aufklärung, mit demokratischen Verfahren, namentlich mit Mehrheitsentscheiden, und schon gar nichts mit der Avantgarde-Kunst (Reicher Stil) der Zeit anfangen konnte. Er sah in diesen „fortschrittlichen" Entwicklungen nichts anderes als eine Bedrohung der (göttlichen) Ordnung der Polis. Aber sein Kampf gegen

die von den Sophisten getragene Moderne in Athen war nicht etwa ein fundamentalistischer Flashback, sondern spielte sich auf einem höchst anspruchsvollen Niveau ab.

In einer ersten Gruppe von Schriften beschreibt Platon, wie sein Gesprächsführer in den meisten Dialogen (außer in den Spätschriften), Sokrates, in den Intellektuellen-Zirkeln die Sophisten in schwere Diskussionsgefechte verwickelte. Sokrates war 399 v. Chr. im nervösen Klima um die Aufarbeitung des Peloponnesischen Kriegs unter schwer nachvollziehbaren Umständen verurteilt und hingerichtet worden. Platon bewahrte ihm in seinen Schriften als sein Sprachrohr (aber nicht im Sinn eines historischen Berichts) ein Erbe. In Platons Version war Sokrates' Strategie in den Diskussionen überraschenderweise nicht, am Ende einen argumentativen Sieg davonzutragen, sondern die Wortgefechte in eine Pattsituation laufen zu lassen. Damit diese theatralische Strategie aufgehen konnte, sind die Argumentationen entsprechend konstruiert. Die Sophisten werden als Meister des Relativismus dargestellt. Sie beherrschen das Geschäft der pragmatischen Alltagsvernunft, die dazu taugt, das private und öffentliche Leben zu meistern. Sokrates brachte demgegenüber die ganz großen Themen ins Spiel, gipfelnd in der Frage nach *der* Wahrheit schlechthin. Solche philosophischen Kaventsmänner lassen sich freilich mit dem begrenzten Besteck der Sophisten nicht bewältigen. Damit verband Platon die Botschaft, dass es die Instrumente der Moderne, Logik und Argumentationstheorie (immer in der Handhabung der „modernen" Intellektuellen), ganz grundsätzlich nicht ermöglichen, die großen Fragen der Menschen zu beantworten. Wären Platons Dialoge reale Diskussionsprotokolle, würden wir sehen, dass die aufgeklärten Intellektuellen das Ansinnen des Sokrates umgehend vom Tisch gefegt hätten. Kein Vertreter dieser Spezies kann mit Fragen wie jener nach *der* Wahrheit in einer modernen, pluralistisch verfassten Gesellschaft noch etwas anfangen. Im Gegenteil: Genau solche Ansprüche, dass Intellektuelle womöglich vorgeben, um diese Wahrheit Bescheid zu wissen, und sie einer Gesellschaft politisch vorschreiben, gilt es energisch abzuweisen.

Das war natürlich auch Platon klar, er war kein einfältiger Fundamentalist. Er hatte mit seiner Sackgassen-Geschichte ganz anderes im Sinn, nämlich sich Raum für seine Ideenlehre zu verschaffen. Wenn sich die großen Fragen mit den üblichen Instrumenten der vernünftigen

Argumentation nicht beantworten lassen (und darin waren sich letztlich beide Seiten einig), dann folgt daraus, dass man (wenn man sie nicht einfach abweisen will) einen anderen Zugang braucht: jenen über die Idee. *Die* Wahrheit ist eben nicht Teil der vielfältigen materiellen Welt, sondern einer Ideenwelt. So weit, so nachvollziehbar. Aber: Damit ist noch nicht geklärt, wie der Mensch zu diesen Ideen und damit zur Wahrheit kommt. Weil das auf der Ebene von Diskursen nicht möglich scheint, bleibt nur eine andere Weise der Erkenntnis übrig: die Schau. Doch mit einer solchen Kategorie tun wir uns in aller Regel eher schwer. Was soll das sein? Nun ist uns die Sache gar nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick scheint. Den meisten Menschen sind Situationen durchaus vertraut, die man in dieser Weise interpretieren kann. Wahrscheinlich haben viele schon einmal das gute Gefühl erlebt, wenn sich ein kompliziertes Problem wie von Zauberhand geradezu von selbst löst. „Eingebung", „Geistesblitz" nennen wir so etwas vielleicht. Wer das kennt, dem ist auch die Erfahrung nicht fremd, wie schwierig es ist, solche Lösungen hinterher zu rekonstruieren und detailliert zu Papier zu bringen. Aus derartigen Erfahrungen schließt Platon, dass es nur die körperliche Verfassung sein kann, die uns an der klaren Schau der Ideen hindert, die er als Möglichkeit einzig der Seele zutraut. Das ist der Kontext, in den Platon in seinem mittleren Werk die Ideenlehre einbettet. Es geht also darum, solche Eingebungen gleichsam gezielt herbeizuzwingen und sie nicht dem (leider viel zu seltenen) Zufall zu überlassen. Uns interessiert das an dieser Stelle deshalb, weil die zwei von Platon dazu unterbreiteten Vorschläge nachhaltige Wegweisungen für die europäische Kulturgeschichte brachten.

Der erste Vorschlag thematisiert die Möglichkeit der Schau durch den Einzelnen. Voraussetzung wäre, dass sich die Seele aus dem „Gefängnis" des Körpers befreien kann. Das bedeutet im realen Leben nichts weniger, als zu sterben. Die literarisch passende Rahmenhandlung dazu ist die im Dialog *Phaidon* geschilderte Hinrichtung des Sokrates mit dem hochgiftigen Saft des Riesenschierlings. In dem begleitenden Gespräch zwischen dem sich auf den Tod vorbereitenden Sokrates und seinen engsten Gefährten geht es um den Sinn des Todes. Er liegt in der „Befreiung" der geistigen, für die Schau der Ideen prädestinierten Seele vom erdigen Körper. Hier haben wir die bislang schärfste philosophisch formulierte Abwertung des Materiellen zugunsten des Geistigen vor uns. Platon brachte sie den zweifelhaften Ruf

ein, er vertrete einen Dualismus, weil er Körper und Seele radikal auseinanderriss. Doch tatsächlich war ein Dualismus das Letzte, was er anstrebte. Wie erreicht man nun diese Befreiung der Seele vom Körper? Die Antwort mag erstaunen: Indem man Philosoph oder Philosophin wird! Das Erstaunen wird vermutlich zum Erschrecken, wenn man zusätzlich erfährt, dass für Platon Philosophie nichts anderes war als das „gute Sterben". Insofern wird der körperlich sterbende Sokrates im *Phaidon* zum zeitlosen Muster dessen hochstilisiert, was Philosophie sein soll: „[…] Befreiung, Trennung der Seele vom Körper […]."[29] Daraus folgt, dass das Sterben eine erstrebenswerte Sache ist: „Diejenigen, die sich auf rechte Art mit Philosophie beschäftigen, streben […] danach, zu sterben und tot zu sein."[30] Totsein bedeutet in diesem Fall die Befreiung der Seele zur Schau der Wahrheit.

Bevor unter den geschätzten Leserinnen und Lesern nun Panik ausbricht: Es muss sich nicht gleich jeder, der sich mit philosophischem Gusto in Platons Schriften vertieft, zum Sterben hinlegen. Es reicht auch, wenn man das Sterben, das hier literarisch in höchstmöglicher Authentizität vorgeführt wird, im übertragenen Sinn versteht. Dieses „Sterben" begründet die lange Geschichte von Körperskepsis, Askese und Verzicht bis hin zur Selbstkasteiung. Es meint eine Absage an die Verführungen des Körperlichen und der so schwer kontrollierbaren Welt der Gefühle, eine Botschaft, die später beispielsweise im christlichen Mönchswesen auf fruchtbaren Boden fiel. Ob für den kappadokischen Kirchenlehrer Gregor von Nazianz oder den großen Kirchenvater Hieronymus: Ungepflegtes Haar, schmutziges Haupt und bloße Füße waren für sie Zeichen von Heiligkeit. Freilich ist solche Enthaltsamkeit nicht nach jedermanns und jederfraus Geschmack. Dass den meisten Menschen der Körper durchaus auch Freude bereitet (jedenfalls solange alles an ihm klaglos funktioniert), war auch Platon klar, er war kein weltfremder Träumer. Deshalb ließ er diesen Weg letztlich scheitern. Die Entscheidung, in asketischem Verzicht großen Teilen des Lebens zu entsagen und sich gegen den genießenden Mainstream der Gesellschaft zu stellen, mag für manche Menschen reizvoll sein. Zu glauben, dass das ein Lebensmodell für alle ist, wäre absurd. Genau darum, das Realisieren der Wahrheit zum Ziel der gesamten Gesellschaft zu machen, ging es aber!

Wenn auf den Einzelnen kein Verlass ist, kommt die Alternative zum Zug, die wir alle sattsam kennen: Es übernimmt der Staat! Das sah bereits Platon so. Er schrieb eine große Staatsutopie, die *Politeia*, die sein berühmtestes und berüchtigtstes Werk geworden ist. In der Tat tut man sich schwer, alles ernst zu nehmen, was Platon darin von sich gibt. Aber vermutlich soll man das auch gar nicht, denn auch dieses Buch ist auf ein Scheitern angelegt. Platon schildert uns drastisch und in kompromissloser Konsequenz, wie ein Staat beschaffen sein müsste, der jeden Menschen (!) zu einem tugendhaften und der Wahrheit verpflichteten Menschen erziehen will. Er beschreibt einen von Philosophenkönigen und Wächtern geleiteten Staat. Und das ist nicht etwa, wie häufig kolportiert wird, ein schöner Gedanke. Bei den Philosophen handelt es sich nämlich um eine ausgezeichnete Elite, die sich im Besitz der Wahrheit wähnt, ohne dass sie, wie es sich in einer offenen Gesellschaft gehört, ihre Gestaltungsideen begründen und rechtfertigen könnte, geschweige denn für diese in einem fairen sportlichen Wettbewerb werben würde. Es hat etwas von der Anmaßung oberster geistlicher Führer, von Ayatollahs, die sich aber nicht nur auf die eigenen Gläubigen und Anhänger erstreckt, sondern auf alle. Platon führt uns vor, wie ein solcher Staat das Leben der Bürger bis in das kleinste Detail reguliert: Das reicht von Vorschriften zur richtigen Kunst, Musik und Literatur über Speisevorschriften, Angaben zu erlaubten Sportarten, die minutiöse Überwachung von Leidenschaften und Sexualleben bis hin zur Kollektivierung sämtlicher Lebensbereiche, zu Eugenik und staatlich kontrollierter Aufzucht der Kinder. Was Platon hier der europäischen Geschichte hinterließ, ist das schwere Erbe diktatorischer Staatsführung. Es gibt nichts, was wir in der leider viel zu langen und sich bis in die Gegenwart ziehenden Geschichte von menschenverachtenden Diktaturen erlebt haben, egal ob rechts, links oder religiös, das nicht in Platons *Politeia* vorformuliert wurde.

Nun war es nicht so, dass Platon einen solchen „Wahrheits-Staat“, mit Gewalt und Unterdrückung durchgesetzt, wirklich wollte. Nein, es ging um etwas anderes! Platon bezifferte in der *Politeia* einerseits ungeschminkt den Preis für die Umsetzung einer solchen Vision und benannte andererseits – und das macht nun doch seine Größe aus – die zwangsläufigen Konsequenzen, mit denen sich solche Staaten herumschlagen müssen: Korruption, Bestechung, die teure Alimentierung der zahlreichen Claqueure

und Speichellecker in den Alibi-Parlamenten, in Gerichten, Presse und Militär. Darunter befinden sich meist nur sehr wenige, die man nützliche Idioten nennen (und mit ihnen etwas nachsichtig sein) kann, weil sie tatsächlich den Unsinn glauben, den Diktatoren und Autokraten von sich geben. Platon wusste ganz genau, dass kein Staat Menschen letztlich zu ihrem vermeintlichen, nämlich von den Diktatoren erfundenen Glück zwingen kann, sondern dass solche Regime den subtilen Widerstand provozieren. Und seien es nur der grelle Lippenstift, das etwas zu weit nach hinten gerutschte Kopftuch und die vielen anderen kreativen Ideen des Protests, mit denen junge Menschen in solchen Regimen – so lächerlich das auch anmutet – Sittenwächter, Polizei und Militär in Atem halten. Platon hat das alles kommen sehen und er wusste auch, warum die Sache letztlich nicht funktioniert. Es liegt an der statischen Gestalt solcher Weltbilder. Ideen sind ja nach Platons Meinung zeitlose, statische Entitäten. Damit fehlt jedoch jede Möglichkeit der Vermittlung zwischen dem dynamischen Status quo der realen Welt und dem statischen Ideal der Wahrheit. Indem Platon also beide Anläufe zur Erfahrung von Wahrheit scheitern lässt, kann er seine eigentliche Botschaft senden: seine Eros-Lehre.

Bevor wir uns diese näher ansehen, werfen wir noch einen Blick auf Aristoteles, der die Alternative zu Platons Ideenlehre formulierte. Aristoteles wurde 384 v. Chr. in Stageira auf der Halbinsel Chalkidike geboren. Die Eltern stammten beide aus Arztfamilien, der Vater war sogar Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas III. Nach dem frühen Tod der Eltern schickte der Vormund Aristoteles an die Akademie Platons nach Athen, wo er zum Paradeschüler avancierte. Als nach Platons Tod dessen bereits über sechzigjähriger Neffe Speusippos die Leitung der Akademie übernahm, ging Aristoteles – vielleicht enttäuscht über diese Wahl Platons – zuerst nach Assos (heute Behramkale, Türkei), dann zurück nach Stageira. Dort baute er zusammen mit seinem engen Freund Theophrast ein Forschungszentrum für alle möglichen Fachgebiete auf. Zudem übernahm er einen feinen Nebenjob. Er wurde von Philipp II. als Erzieher seines Sohnes Alexander engagiert, gleichsam eine welthistorische Schnittstelle: der große griechische Philosoph als Lehrer des makedonischen Feldherrn, der ein Riesenreich eroberte.

Der Genius Loci Athens ließ Aristoteles dennoch nicht los. Er kehrte in die Metropole zurück, wo er nach dem Vorbild der Akademie eine eigene

Philosophenschule gründete, das Lykeion (von griech. *lykos*/Wolf nach dem Apollon Lykeios, dem Beschützer der Herde vor den Wölfen; davon unser Ausdruck Lyzeum), später nach der Wandelhalle auf dem Gelände auch Peripatos (die Wandelnden = Peripatetiker) genannt. Doch er wurde dort abermals nicht glücklich. Die Stimmung gegenüber Makedonien schwankte ständig hin und her, sodass der Philosoph zu guter Letzt wieder in seine Heimat zurückkehrte. Er starb im Haus seiner Mutter auf Euböa 322 v. Chr.

Die Wege, die sein OEuvre fortan nahm, waren verschlungen. Den besten und ersten Zugang hatten die arabischen Gelehrten, die Aristoteles in neuplatonischer Lesart auslegten, während der lateinische Westen das gesamte Werk erst Mitte des 12. Jahrhunderts aus arabischen Übersetzungen zur Verfügung hatte. Das führte immerhin dazu, dass sich die Leitkultur im Hochmittelalter grundlegend änderte, mit Konsequenzen unter anderem für die Kunst, was uns noch beschäftigen wird.

Philosophisch stellte Aristoteles seinen Lehrer Platon geradezu auf den Kopf. Die erste Wirklichkeit sah er nicht in abstrakten Ideen, sondern im konkreten und materiellen Einzelding. Das war in der Tat der empirische Zungenschlag eines Intellektuellen, der aus Familien von Naturwissenschaftlern stammte. Auch beim Blick nach oben änderte sich etwas grundlegend. War für Platon das Göttliche eine unbegreifbare und unsagbare Leerstelle, die sich erst und nur in der (dynamischen) Wirkung zeigte, sah Aristoteles das Göttliche als konkrete (bewegungslose) Entität und Aktualität. Das war für die Dinge der Welt eine klare Wende zur Sinnlichkeit, in der aus seiner Sicht kausale Zusammenhänge herrschen. Das heißt, es gibt jeweils definierbare Ursachen und Wirkungen, während Platon mit einer Selbstverursachung (der alten ägyptischen Ma'at und dem Aus-sich-selbst) operierte. Damit blieb Aristoteles einer klassischen Substanzphilosophie verpflichtet, nach der jedes Seiende mit mehreren Parametern exakt beschrieben werden kann. Das ist freilich eine Ansicht, die mit der modernen Physik, vor allem mit der experimentell glänzend bestätigten quantenmechanischen Deutung der Natur, unvereinbar ist. Zugleich ist es einer der Gründe, weshalb nicht nur die gegenwärtigen Physiker (so sie sich überhaupt für Philosophie interessieren) mit Aristoteles wenig anfangen können, sondern man hinter die verbreitete Meinung, Aristoteles komme eine führende Rolle in der Entwicklung der europäischen Wissenschaften zu, ein größeres Fragezeichen stellen und

Platon stärker in den Fokus rücken sollte. Interessanter ist Aristoteles' Ansatz für die Kunst, denn anders als Platon konnte er dem mimetischen Anspruch der Kunst durchaus etwas abgewinnen und fand auch Zugang zu den zeitgenössischen Kunstwerken und zu Aspekten einer Rezeptionsästhetik, die das Subjekt stark machte. Mit solchen Ansichten dürfte Aristoteles der Anwalt der zeitgenössischen Moderne und der Vorstellungen der Sophisten in der Platonischen Akademie gewesen sein, was bei Platon sicherlich wenig Begeisterung auslöste.

Diese Ausrichtung am Konkreten bleibt auch in der Behandlung des Prozesses bei Aristoteles leitend. Da Prozess bei ihm die Vollendung von etwas der Möglichkeit nach Gegebenen ist, hat der Prozess zwar eine verändernde, aber keine erzeugende Komponente. Das unterscheidet ihn vom Prozess, wie ihn Platon in seiner Spätphilosophie beschreibt.

Die Geburt des utopischen Denkens – Platons Eros-Lehre und der Neuplatonismus

Daher zurück zu Platon und seinem eigentlichen Vermächtnis, der Eros-Lehre. Es wäre spannend zu wissen, ob Platon diesen Coup von langer Hand geplant hatte oder ob ihm dieser Lösungsversuch erst im Laufe der Arbeit an der Ideenlehre einfiel. Es ging jedenfalls um die Überwindung der im wahrsten Sinne des Wortes unproduktiven Statik der Ideenlehre.

Der Ausdruck Eros steht hier schlicht für Prozess. Das Erste, was dabei zu tun war, bestand darin, den Prozess von der destruktiven Dimension des „Alles fließt" der zeitgenössischen Moderne abzusetzen. Der Prozess durfte im Sinne Platons einzig eine konstruktive, ja heilende Rolle spielen. Seine Vorstellungen dazu verdichtete er im Dialog *Timaios* in einer bewusst mythischen Erzählung um eine Figur, die er Demiurg nannte. In den Übersetzungen ist Demiurg meist mit Weltbaumeister oder Gestalter übertragen. Das ist nicht falsch, aber noch besser wäre es, auf jede Anspielung auf eine individuelle Figur zu verzichten und Demiurg (gleich wie Eros) einfach mit Prozess zu übersetzen. Nun ist hier nicht der Ort für eine breite Darstellung der Sache, der ich mich mit einigem Unterhaltungswert an anderer Stelle gewidmet habe.[31] Für unseren Zweck

reicht es völlig aus, wenn wir uns auf die Kernbotschaft konzentrieren: Platon entwarf in seinem Spätwerk einen universellen, aus sich selbst laufenden (das alte ägyptische Ma'at-Prinzip) kosmischen Prozess, der eine aus den Fugen geratene, dissonante, am Materiellen haftende Welt in eine Welt der Harmonie und Symmetrie verwandelt. Harmonie und Symmetrie, die alten solaren Ordnungsmuster, die die Pythagoreer in die Kategorie der Mathematik übersetzten, zeigen sich nach Platon in der Schönheit und in der Zahl. Der Neuplatoniker Plutarch hat uns einen Satz Platons überliefert, den dieser bei seinen Vorträgen in der Akademie zum Besten gegeben haben soll: „Gott betreibt ständig Geometrie!" Ein kreisförmiger Prozess bringt unentwegt ein Ordnungsmuster in die ungeordnete Welt. Da dieser Prozess für Platon zusätzlich Konnotationen des Göttlichen trug, setzte er gleichsam im Vorbeigehen ein abstraktes Gottesbild an die Stelle der anthropomorphen Vorstellungen der von Homer stammenden und immer noch sehr lebendigen Volksreligion. Das Göttliche selbst war für Platon ein Wirken, aber keine identifizierbare Entität. Im ständigen Erzeugen einer vollkommenen (heißt also: harmonischen, symmetrischen, damit schönen) Welt aus der realen lief alles auf eine Einheit zu, zu deren Herstellung man eben den Prozess brauchte, während Statik zwangsläufig zum Auseinanderbrechen führte. Dieser gesamte Ansatz macht es so falsch, wenn man gebetsmühlenartig die Botschaft wiederholt, Platon sei ein Dualist gewesen. Bereits in der *Politeia*, also in jenem Werk, wo er am ehesten in einen Dualismus schlitterte, notierte er: „Gibt es wohl ein größeres Übel für den Staat als das, welches ihn zerreißt und zu vielen macht anstatt zu einem?"[32] Genau um diese Einheit ging es jetzt.

Wenn wir uns heute über die Konstruktion von Platons Prozess-Lehre beugen, können wir darin eine faszinierende Brücke erkennen von ganz alten Vorstellungen bis herauf zur Gegenwart. Auf der einen Seite stand der alte ordnende Sonnengott Pate, der in die chthonische Natur geistige Harmonie und Symmetrie brachte. Der Ordnungsvorgang wurde bei Platon gleichsam zum Garanten für Stabilität und Einheit. Die sich darin ausdrückende Figur der Zahl wiederum wies auf der anderen Seite in die Zukunft und war ein massiver Impuls, die Natur in Zahlen aufzulösen. Deshalb muss man wohl, ich wiederhole mich, Platon deutlich vor Aristoteles nennen, wenn es um die Inauguration der europäischen Wissenschaft geht. Platon hinterließ Europa die *Motivation*, die Natur (mit

Wissenschaft und Technik als gleichsam göttlichen Geschäften) in Zahl und Begriff zu übersetzen. Diese Botschaft hallte 2000 Jahre nach und reicht bis zur dynamischen Globalisierung unserer Tage. Aristoteles wiederum stellte allenfalls die *Instrumente* solchen Tuns zur Verfügung und ermunterte zum empirischen Blick auf die Natur. Wenn es sich denn so verhält, wird klar, wie erlesen die Idee Raffaels war, in seinem Gemälde der Schule von Athen Platon ausgerechnet den *Timaios* unter den Arm zu klemmen. Genau zur Zeit Raffaels begann im europäischen Westen denn auch die Wissenschaft in einem ernst zu nehmenden Sinn. Astronomen und Physiker verstanden das Buch der Natur als ein Buch, das in Zahlen geschrieben ist.

Zu Lebzeiten blieb Platon eher ein schrulliger Geheimtipp. Die Zeit war geprägt von der nervösen Moderne des nach-perikleischen Zeitalters. Dass seine Philosophie in der europäischen Geistesgeschichte eine solche Wirkung entfalten konnte, lag weniger am Platonismus des antiken Athen als vielmehr an einer Bewegung, die man seit dem 19. Jahrhundert Neuplatonismus nannte. Diese Strömung dominierte in Byzanz, zumindest in der ersten Hälfte des lateinischen Mittelalters und in der Renaissance. In den großen philosophischen Schulen der Neuzeit, Rationalismus und Idealismus, hatte sie ein kreatives Fortleben.

Es handelte sich, wie der Name schon sagt, um eine Wiederbelebung Platons, jetzt allerdings in anderen Kontexten. Das Erbe des späten Platon wurde verbunden mit der jüdischen Tradition und den ersten Versuchen, dem Christentum eine konsistente Lehre zu geben. Die Geburtsorte des Neuplatonismus liegen entsprechend in Ägypten und Konstantinopel.

Schon ein Zeitgenosse des Jesus von Nazareth (von dem er aber nichts wusste), der griechisch gebildete Jude Philon, fand in der jüdischen Gottesvorstellung und in Platons Lehre gleichermaßen ein unbeschreibbares göttliches Prinzip der Einheit. Als Begründer des Neuplatonismus wird meist Ammonios Sakkas geführt, der wie Philon dem kulturellen Schmelztiegel Alexandrien entstammt. Er hinterließ nichts Schriftliches. Dass wir von ihm überhaupt Kenntnis haben, liegt an seinem bedeutenden Schüler, dem ersten großen Neuplatoniker Plotin. Er soll um 205 in Lykopolis, dem heutigen Asyut zwischen Kairo und Luxor, geboren worden sein. Für die Kultur der Perser und Inder interessierte er sich nach einer biographischen Notiz so sehr, dass er im Heer von Kaiser Markus Antonius Gordianus III. an einem Feldzug 242 gegen die Sasaniden teilnahm. Die

Sache ging verheerend aus, der Kaiser selbst fiel. Plotin überlebte das Gemetzel und ging nach Rom. Dort stieß er mit seiner zur Heilslehre aufgerüsteten neuplatonischen Philosophie beim philhellenischen Publikum auf großes Interesse.

Ein zweiter wichtiger Vertreter des Neuplatonismus war der 412 in Konstantinopel geborene Proklos. Obwohl das Christentum bereits seit 319 Staatsreligion war, wuchs Proklos in der abgelegenen Provinz Westlykien noch in heidnischem Umfeld auf, und auch sein Studium in Alexandrien und Athen verlief in den Platonischen Akademien abseits von christlichen Einflüssen.

War Proklos also ein – den Schilderungen nach sehr frommer – Heide, bezeichnete sich Dionysios, der Dritte im neuplatonischen Bunde, ausdrücklich als Christ. Der historisch schwer fassbare Mönch aus Syrien an der Schwelle vom 5. ins 6. Jahrhundert behauptete, jener Dionysios zu sein, der sich Paulus nach der Schilderung in der Apostelgeschichte auf dem Areopag in Athen anschloss. Daher nannte er sich Dionysios Areopagites. Weil die ganze Geschichte ein ausgekochter Schwindel war, verlängerte die Wissenschaft seinen Namen nochmals und nannte ihn Dionysios Pseudo-Areopagites.

Das Erbe Platons dachten die Neuplatoniker auf eine äußerst originelle und kreative Weise weiter. Im Mittelpunkt ihres Interesses stand das Göttliche oder neutraler ausgedrückt: die Einheit! Diese (göttliche) Einheit selbst – die sich bei Dionysios Pseudo-Areopagites bereits auf den Gott des Alten und Neuen Testaments bezog – lässt sich nach Ansicht der Neuplatoniker zwar nicht in irgendwelchen Kategorien fassen, aber sie entäußert sich in einem dynamischen Akt in die Welt (die Neuplatoniker verwendeten dafür den Ausdruck Eros). Solche Emanationen (lat. *emanare*/herausfließen) bedeuten ein kreisförmiges Durchdringen der Welt mit göttlichem Geist. Das Göttliche strahlt gleichsam wie das Licht von oben in die materielle Welt und zieht die Seelen zu einer großen Einswerdung (Henosis von griech. *hen*/eins; lat. *unio mystica*/mystische Vereinigung) mit dem Göttlichen. Das ist die spiritualisierte Botschaft Platons, wonach ein stetiger Prozess zu einer geordneten und harmonischen Einheit des Universums führt. Die Neuplatoniker haben diesen Prozess stärker betont und das Ganze ausdrücklich heidnisch oder christlich sakralisiert. Das spielte besonders im christlichen Konstantinopel eine große Rolle, wo

spätestens unter Kaiser Justinian der Neuplatonismus zur intellektuellen Leitkultur wurde.

Dieses neue philosophische Narrativ bot zahlreiche Anschlüsse. Es eignete sich, wenig überraschend, für eine mystische und spirituelle Theologie, vor allem für einen strengen Monotheismus, bei dem sich Gott jeder Beschreibung und jeder Bebilderung entzieht. Von daher erklärt sich der Reiz des Neuplatonismus für die Theologen und Philosophen des Islams. Neben der theologischen Komponente bot die Lehre eine Grundlage für die Darstellung des Undarstellbaren in der Kunst. Der Impuls, wonach das göttliche Eine in mathematischen Strukturen als Harmonie und Symmetrie erscheint, prägte besonders die islamische Bildkultur. Diese pflegte das mathematisch-geometrische Ornament, was man als ein gegenstandsloses Erscheinen des Undarstellbaren (also Gottes) interpretieren kann. Das ist zugleich die andere, die ästhetische Seite der wissenschaftlichen Umsetzung der Natur in die Zahl, wozu das neuplatonische Narrativ ebenfalls die Vorlage bildete.

Ein anderes Muster, das sich fortschrieb, war die ausufernde Licht- und Sonnenmetaphorik. Sie stand sowohl für das Ausstrahlen des göttlichen Urlichts als auch für den Aufstieg aus dem unteren Bereich der dunklen Materie in das Licht. Das wurde ein zentraler Teil jener Spiritualität, die die byzantinische Kunst und Architektur belebte und im westlichen Mittelalter eine Fortsetzung fand. Wir werden dem Neuplatonismus also noch öfters begegnen.

Schließlich kann man die Pointe der religiös-mystischen Erfahrung, nämlich das Erleben einer neuen Wirklichkeit, das Erscheinen des Unaussprechlichen, profanieren, wie das im Laufe der Kulturgeschichte passiert ist. Dann lässt sich diese neue Wirklichkeit als Vision einer im Prozess des Fortschreitens erscheinenden neuen Welt verstehen. Im Neuplatonismus liegt der Urtyp des utopischen Denkens, wie es bei Karl Marx einen vorläufigen Höhepunkt erreichte.



Alexander der Große auf dem Alexandermosaik, Museo Archeologico Nazionale di Napoli

6 VON DEN STADTSTAATEN ZUM WELTREICH ALEXANDERS DES GROSSEN

Als Theben durch einen Aufstand um 370 v. Chr. vorübergehend zu einer dritten Großmacht aufstieg, gestatte das Athen ein begrenztes Wiedererstarken und die Errichtung eines zweiten Athenischen Seebunds. Diesmal wurde Athen nicht müde, das Misstrauen der Partner zu zerstreuen: Es sollte allein um Autonomie und Freiheit (und nicht um die alleinigen Interessen Athens) gehen.

Wie sehr Persien mit der Geschichte Griechenlands verflochten blieb, zeigen die erstaunlichen Allianzen, die Spartas neuer Machtanspruch auslöste. Um sich diesem zu entwinden, suchten griechische Städte ausgerechnet die Nähe zum Erzfeind. Die Perser wiederum verfolgten eine Strategie des Containments, der Eindämmung. Sie waren weder an einem starken Athen noch an einem dominierenden Sparta interessiert, sondern an einer Pattsituation zwischen den beiden Mächten, die ihnen jederzeit ein Eingreifen in ihrem Sinne ermöglichen würde. Ohnehin ist dieser Abschnitt der Geschichte für jene, die gebannt auf eine imaginierte Kulturgrenze starren, höchst unübersichtlich. Athen wie Sparta waren in Anatolien engagiert. Zahlreiche griechische Söldner inklusive Offizieren standen im Dienst der Perser. Der athenische Admiral Konon etwa (der den Spartanern bei den Aigospotamoi unterlag) war in seinem neuen Job Oberbefehlshaber der persischen Flotte des östlichen Mittelmeeres. Er schlug die Spartaner 394 v. Chr. vor Knidos vernichtend und beendete – vielleicht eine süße Rache für die 405 erlittene Schmach – Spartas Seemacht. 387 v. Chr. dann lud der Perserkönig Artaxerxes II. die Vertreter der geschwächten griechischen Poleis vor und zeigte ihnen, wer der Herr im Hause der damaligen Welt war. Er diktierte ihnen kurz angebunden einen Frieden und verbot jedes Bündnis. Die neuzeitlichen Historiker sprechen schmeichelhaft vom „Königsfrieden“. Laut dem aus Athen stammenden Feldherrn und Schriftsteller Xenophon, der ein Heer griechischer Söldner über 1500 Kilometer quer durch Anatolien führte („Zug der Zehntausend“), sagte

Artaxerxes beim Friedenskongress in Sardes: „Der König Artaxerxes hält es für gerecht, daß die Städte Asiens ihm gehören […].“[1] Neben der Drohung mit der Peitsche wussten die persischen Diplomaten der griechischen Seele aber auch mit den Begriffen *autonomia* und *eleutheria* (Selbstbestimmung und Freiheit) zu schmeicheln. Gemeint war damit das Gegenteil der bisherigen Praxis der Hegemonie durch Athen oder Sparta. Da hatte nun wahrlich geschickte Diplomatie die einfältige Feldzugsmanie abgelöst, denn trotz manch eines Aufschreis über den „Verrat“ griechischer Städte an die barbarischen Perser hielten die Poleis still.

Auf der Spiegelseite dieser interessanten Konstellation wurden durch die intensive Beschäftigung mit dem Okzident die griechischen Poleis auch im Osten stärker sichtbar und über die Feindschaft hinweg zu reizvollen Vorbildern. Es kam zu einer sukzessiven Hellenisierung von Lykiern, Lydern, Karern, Phrygern und ein Stück weit eben auch der Perser. Was es weit und breit nicht gab, war ein Kulturkampf Europas gegen den Orient. Die Realität sah völlig anders aus als das grimmige Narrativ von einer Front zwischen der Freiheit der griechischen Welt auf der einen und dem Totalitarismus der orientalischen Welt auf der anderen Seite. Vielmehr haben wir ein munteres Völkergemisch vor uns mit gegenseitigen Anregungen in einem Gewirr von Sprachen und Religionen, wobei sich schließlich das Griechische als globale Welt- und Verkehrssprache durchsetzte. All dies sind übrigens wichtige Grundlagen für die spätere erfolgreiche Ausbreitung des Christentums. In der Polis-Kultur fanden sich griechische Literatur, Kunst und Architektur ebenso wie persische, lykische, lydische, phrygische Bestandteile. Christian Marek, der diese Verflechtungen ziseliert beschreibt, resümiert: „Zwar dringt auch in Kunst und Handwerk das Griechische immer weiter vor, vermischt sich aber mit Lokalem und Persischem.“ Auf das Ergebnis passen keine einfachen Etiketten: „Überblickt man die persische Epoche in Kleinasien vom 6. bis zum 4. Jh. v. Chr., so kann man nur sehr eingeschränkt von einer persischen Kultur in diesem Land sprechen.“[2] Was in diesem multikulturellen Labor entstand, war die breite Basis, auf der Europa bis heute aufruht. Das Gebiet umfasste praktisch den gesamten Raum der heutigen Türkei und des heutigen Syrien, und es wären alle diese Dinge wohl dort geblieben, hätten sie nicht die Römer in das westliche Europa geholt.

Dass sich das im 3. Jahrhundert v. Chr. in die Weltgeschichte eintretende Rom relativ problemlos bedienen konnte, lag vor allem am Fehlen eines Flächenstaats. Stattdessen brachen in zermürbenden Kriegen jeder gegen jeden die fragilen Städtebünde immer wieder auseinander. In diesem Durcheinander entdeckte plötzlich einer seinen Ehrgeiz: Philipp II. von Makedonien. Der König eines indogermanischen thrakisch-illyrischen Mischvolks kassierte der Reihe nach die griechischen Städte. Die Beute war leicht und schon deshalb so attraktiv, weil in der Hauptstadt Pella seit geraumer Zeit die griechische Kultur Einzug gehalten hatte. Makedonien war wohlhabend geworden als Holzlieferant für griechische Werften, durch Goldminen in Thrakien und berühmte Pferdezuchten in Thessalien. In Athen war die Meinung, wie mit den Makedonen umgegangen werden sollte, ähnlich gespalten wie in der Perserfrage. Einer der führenden Politiker und Rhetoren Athens, Demosthenes, zog scharfzüngig gegen Philipp und seine Anhänger vom Leder (seine engagierte Rede, die Philippika, wurde sprichwörtlich). Andere, unter ihnen der nicht minder berühmte Redner Isokrates, waren für eine friedliche Verständigung. Sie sahen in Philipp einen Reichseiner, der ein starkes Griechenland gegen die Perser führen konnte. Demosthenes setzte sich durch. Ein von Athen geführtes Bündnis zog gegen das makedonische Heer, wurde aber von Philipp 338 v. Chr. in Chaironeia in Böotien vernichtend geschlagen. Das Friedensangebot an Athen war großzügig. Sogar die Flotte durfte die Stadt behalten. Philipp schien tatsächlich eine Reichseinheit im Sinn zu haben und ähnlich zu denken wie heute manche Bankvorstände, die die Übernahme eines Instituts planen und lieber fette als abgespeckte Beute machen. Philipp dachte wohl noch eine Hausnummer größer und hatte bereits die „Übernahme“ des Perserreichs im Auge. Seine hochfliegenden Pläne konnte er nicht mehr ausführen. Er wurde 336 v. Chr. ermordet. Um Philipps Nachfolger zu werden, musste sein Sohn Alexander zuerst die anderen Thronprätendenten umbringen lassen, weshalb man ihm auch einen Vatermord ohne Weiteres zutraut.

Alexander erobert den Orient

Es ist Geschmackssache, ob man das Ende der griechischen Geschichte als eine griechische oder eine makedonische Angelegenheit betrachten will. Mit den Worten „militärisch und politisch das Werk Makedoniens, geistig aber eine Tat Griechenlands“[3] versucht sich Daniel Schlumberger aus der Affäre zu ziehen. Delikat ist die Frage nicht zuletzt deshalb, weil der Erzieher des jungen Alexander eben kein Geringerer als der große Philosoph Aristoteles war. Dies hat prompt eine Diskussion ausgelöst, ob und inwieweit Aristoteles aus dem Makedonen Alexander einen Griechen gemacht hat. Eines hat Aristoteles seinem Zögling wohl tatsächlich eingeschärft: das Interesse am Orient. Wie bereits berichtet, führte Alexander bei seinem Feldzug eine ganze Forschungsabteilung mit, um die neu entdeckte Welt zu dokumentieren. Zeugen der Tätigkeit seiner Ornithologen sind noch im heutigen Istanbul anzutreffen. Die dort vor allem in den Gärten des Topkapi-Palasts brütenden Halsbandsittiche wurden von Alexander aus Asien in die Stadt gebracht und fühlen sich bis heute dort wohl.

Die endgültige „Befreiung“ der griechischen Städte in Kleinasien avancierte zur offiziellen Propagandalinie des Feldzugs. Im Zuge der Dynamik fielen tatsächlich etliche Tyrannen- und Oligarchen-Herrschaften in griechischen Poleis, für die freilich selten die Perser verantwortlich waren. Alexander förderte demokratische Regierungen. Dennoch: Was der junge Feldherr wirklich im Schilde führte, weiß kein Mensch. Denn es blieb keineswegs bei den paar Griechenstädten an der Küste des Mittelmeers. Mit 120 000 Mann galoppierte er gen Osten und siegte unentwegt über Dareios und andere: 334 am Granikos (heute in der Türkei), 333 bei Issos (heute in Syrien), 331 bei Gaugamela (heute im Irak), 326 am Hydaspes (heute in Pakistan), wo er sein Lieblingspferd Bukephalos verlor und deshalb die Stadt Alexandreia Bukephalos (heute Jhelam, Pakistan) gründete. Alexander richtete den Blick weit über das leidige Persien hinaus in eine faszinierende *terra incognita*. Michael Rostovtzeff meinte treffend: „Alexander schuf ein griechisch-orientalisches Reich, und so gelang es ihm, einen Plan auszuführen, der für Jahrhunderte der Traum der Perserkönige gewesen war: den ganzen östlichen Teil der zivilisierten Mittelmeerwelt unter einer einzigen Herrschaft zu einen.“[4]

326 rissen seine Offiziere Alexander unbarmherzig aus diesem Traum. Der Eroberer stand vermutlich am Hyphasis-Fluss (heute Beas, Teil des Indus-Systems) und wollte weiter, über das Ende der Welt hinaus, das

damals alle, auch der große Philosoph Aristoteles, mit dem Indus verbanden. Aber die Offiziere seines Heeres ließen die Zügel schleifen und meinten, nun sei es genug! Sie sahen mit Sorge, wie sich Alexander bereits als Gottessohn verehren ließ und – auf dem Kosmosthron des persischen Großkönigs wie ein Pantokrator unter einem theatralisch inszenierten Himmelsgewölbe sitzend – die persische Verehrungsform der Proskynese einforderte. Seine Proklamation zum Sohn des Gottes Amun, die ihm als ägyptischer Pharao zukam, war einige Jahre zuvor von den Priestern des international hochgeachteten Orakels der Oase Siwah beglaubigt worden. Ägypten war ihm nach dem Sieg über die Perser kampflos in die Hände gefallen und den Priestern gefiel, dass Alexander den ägyptischen Göttern Opfer darbrachte. Der neu erkorene Gottessohn beeilte sich, die Urkunde ins Griechische übersetzen zu lassen. Und weil man in polytheistischen Systemen die Götternamen gleich mitanpasste, stand da zu lesen: „Sohn des Zeus“!

331 v. Chr. zog er in Babylon ein, das zur geheimen Hauptstadt des Alexanderreichs wurde, wo er am 10. Juni 323 v. Chr. gerade einmal 33-jährig starb. Hätte Alexander länger gelebt, wäre Rom vielleicht vergeblich gegen ein stabiles Alexanderreich angestürmt und Europa würde heute von Bagdad aus regiert, wer weiß? Doch der Gottessohn, so wollen es hartnäckige Gerüchte, soll sich zu Tode gesoffen haben. Vielleicht war sein Körper durch die grassierende Malaria geschwächt und dem Ansturm der Promillezahl deshalb nicht mehr gewachsen. Jedenfalls hinderte das alles nicht, dass er – wie es Gottessöhnen geziemt – direkt in den Himmel auffuhr.

Alexanders Himmelfahrt war nur *ein* Teil einer umfangreichen Legendenbildung. Alexander selbst organisierte die Vermarktung für die Nachwelt nach Kräften. Er umgab sich mit handverlesenen Dichtern und Künstlern, die die Exklusivrechte für seine Verherrlichung erhielten. Für die bildliche Darstellung gewann Apelles seine Gunst, für die bildhauerische Lysipp und für die Gravurtechnik Pyrgoteles. Leider sind so gut wie alle Produkte dieser Bemühungen verloren. Allerdings wurde Alexanders Beschränkung nicht immer befolgt und eine Menge anderer Künstler drängte ebenfalls danach, den großen Mann zu verewigen. Daher ist uns etwa mit dem 1831 in der Casa del Fauno in Pompeji gefundenen (Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstandenen oder aus einem Königspalast im Osten

importierten?) Alexandermosaik wenigstens die Kopie eines Bildes von Philoxenos aus Eretria (um 317 v. Chr.) erhalten geblieben. Für Alexander Demandt war Alexander jedenfalls „der erste europäische Staatsmann [sic!], der seinen Nachruhm höchstselbst zu inszenieren versuchte“.[5]

Wer in die Geschichtsbücher eingehen will, muss, wie jeder altorientalische König, auch als Städtegründer auftreten. Viele Städte tragen die Namen der Gründer bis heute, und neben den diversen Cäsareas, Antiochias und Seleukias gibt es auch zahlreiche Alexandriens. Plutarch schrieb Alexander siebzig Gründungen zu. Das ist freilich weit übertrieben. Heutige Historiker gehen von kaum mehr als einem Dutzend echter Gründungen aus, zusätzlich ließ der Feldherr allerdings viele eroberte Städte erneuern. Unter den Gründungen sticht zweifellos *ein* Alexandrien hervor, jenes in Ägypten. Es entstand 331 v. Chr. unter der Federführung des aus Rhodos stammenden Architekten Deinokrates (der mit dem Vorschlag in Erinnerung geblieben ist, den Berg Athos in eine gigantische Alexander-Statue umzuwandeln) und wartete mit der ersten geometrischen Hafenanlage seit dem Piräus auf. Alexandrien sicherte nicht nur den Besitz Ägyptens ab, sondern war ein florierender Exporthafen für die reichen landwirtschaftlichen Erzeugnisse des Landes. Daneben wurden Schmuck und Parfüms (deren Rohstoffe wiederum aus dem Orient nach Alexandrien geschafft wurden) hergestellt. Die Stadt beherbergte ein buntes Völkergemisch und wurde zur ersten wirklichen Großstadt der griechischen Welt, die unter den Ptolemäern Athen als geistig-kulturelle Metropole ablöste. Von der überragenden Rolle in Kultur und Wissenschaft war ja bereits die Rede.

Die Tragik der Geschichte war, dass das Reich seinen Stifter nicht lange überlebte. Alexander starb viel zu früh, sein Erbe blieb ungeordnet. Am Ende kam es zu einer Dreiteilung des riesigen Gebietes. Anatolien mit Teilen Syriens, Mesopotamiens und der östlichen Gebiete bis nach Afghanistan fielen an Seleukos (mit dem Königssitz Sardes), Ägypten an Ptolemäus und das nördliche Kappadokien an Eumenes. Sowohl Ptolemäus als auch die Seleukiden übernahmen in ihrem jeweiligen Gebiet bereitwillig dessen religiöse Traditionen samt Königsideologie. Die kulturelle Geschlossenheit Ägyptens half, dass es zum stabilsten Bruchstück in der Zerfallsreihe wurde. Es war zudem ein mächtiger Teil, denn die Ptolemäer waren ehrgeizig und

dehnten ihren Einfluss auf die ionischen Städte aus, wo das Kriegsglück hin und her wogte.

Die erste Globalisierung – die hellenistische Welt

Mit dem Tod Alexanders und dem Zerfall seines Reichs stehen wir in jener wichtigen Periode, die man Hellenismus nennt. Auch wenn man als erste globale Kultur – immer bezogen auf die damalige mediterrane Welt – die bronzezeitliche Kultur ansehen mag, kam die erste echte Globalisierung mit der Welt des Hellenismus, die vom Indus bis Gibraltar reichte. Den Begriff Hellenismus führte der deutsche Historiker Johann Gustav Droysen im 19. Jahrhundert ein und meinte damit die Zeitspanne vom Regierungsantritt Alexanders des Großen 336 v. Chr. bis zur Eroberung Ägyptens durch die Römer im Jahr 30 v. Chr. Inzwischen wurde am Hellenismus-Begriff viel gefeilt, an der Grundbotschaft hat sich allerdings wenig geändert. Wenn man den Ausdruck Spätantike für die Zeit zwischen Kaiser Diokletian († 312) und dem Untergang des Weströmischen Reichs mit in den Blick nimmt, kann man eine produktive Unterscheidung machen: Spätantike bezeichnet eine historische Periode, während sich unter Hellenismus die Ausbreitung der griechischen Kultur in den Gebieten Kleinasiens und – umgekehrt – ihre Befruchtung durch das Fremde verstehen ließe. Das schlösse dann auch einen großen Teil der römischen Geschichte bis in die Kaiserzeit ein, also ein ganzes Stück über den Termin der Eroberung Ägyptens hinaus. Wie oben ausgeführt, gehört es zu den historischen Leistungen der Griechen, dass sie die orientalischen Vorlagen auf das europäische Selbstverständnis hin bearbeiteten. Es kann kaum Zweifel daran geben, dass der Hellenismus das erfolgreichste Unternehmen in dieser Hinsicht war. Er bot den Rahmen für einen offenen multikulturellen Austausch, aus dem Europa herauswuchs. Ein eindrucksvolles Beispiel in dieser Hinsicht war die Entstehung des Christentums, die ohne die im Hellenismus transportierten theologischen und künstlerischen Ideen kaum denkbar gewesen wäre. Alexander Demandt beschrieb das treffend, wobei in Erinnerung bleiben muss, dass die Griechen ihrerseits sich zuvor in allen Teilen des Orients bedient hatten: „Von den Griechen übernahmen die Etrusker, Römer und Karthager im Westen, die Thraker, Skythen und Kelten

im Norden, die Perser, Araber, Juden und Inder im Osten das Geldwesen, Errungenschaften der Technik und Stilelemente der Kunst. Nur die Ägypter hielten an ihrer Kultur fest. […] Und doch finden wir die Wesensmerkmale des Hellenismus nirgends so ausgeprägt wie gerade im ptolemäischen Ägypten […] neben der pharaonischen Tradition.“[6]

Wie lässt sich der Hellenismus nun beschreiben? Lassen wir auch dazu Alexander Demandt zu Wort kommen: „Es entstand eine urbane Weltzivilisation, bestimmt durch Technik und Ökonomie, durch Mobilität und Individualismus, durch Mischung von Völkern und Kulturen. Das öffentliche Leben zeigt Modernität mit allen Licht- und Schattenseiten: Reichtum und Luxus auf der einen, Armut und Proletarisierung auf der anderen Seite, nebst häufigen sozialen Unruhen.“[7] Damit ist eigentlich alles gesagt, und weil der Hellenismus die moderne Seite herauskehrte, sind uns die Vorgänge auch aus heutiger Erfahrung nicht unvertraut. Es gab einen Wettlauf der angesagtesten Metropolen. Die Antigoniden (benannt nach Antigonos I., Feldherr unter Alexander) prahlten mit ihrer Residenz Pella in Zentralmakedonien, die Seleukiden mit den alten Residenzen des Ostens, vor allem Susa und Babylon, und dem neuen Antiochia an der Spitze. Die Ptolemäer saßen in dem von seinem Gründer geadelten Alexandrien. Diese vor allem in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. unter Ptolemaios I. und II. blühende Wissenschafts- und Kulturmetropole bestach durch ihre säulengesäumten Prachtstraßen, die riesige Hafenanlage mit dem berühmten, von Sosikrates aus Knidos entworfenen Leuchtturm, den Musen-Kultbezirk mit angeschlossener Forschungsstätte (Museion) und die gewaltige Bibliothek. Die Stadt war die Bühne einer multikulturellen Veranstaltung mit praktisch allen in dieser Zeit bekannten Religionen und philosophischen Schulen. In dieser kreativen Atmosphäre entstand dann auch knapp nach der Zeitenwende aus der Begegnung von Platonismus, Judentum und frühem Christentum der Neuplatonismus.



Reste eines von Sosikrates aus Knidos gebauten Leuchtturms in Patara, Türkei

Die bedeutendste Konkurrentin Alexandriens war Pergamon, etwa 80 Kilometer nördlich des heutigen Izmir gelegen. Von der Anlage her war die Stadt sozusagen der Gegenentwurf zu der auf freier Fläche großzügig angelegten Polis des Alexander. Pergamon war eine Bergfestung, gleichsam eine zur Stadt ausgebaute Akropolis. Der Herrschaftssitz der sich von den Seleukiden emanzipierenden Attaliden wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. eines der bedeutendsten kulturellen Zentren der mediterranen Welt. Dieses „neue Athen“ besaß den vielleicht großartigsten Burgberg der Antike mit Gymnasien (das Große Gymnasium zog sich über drei Terrassen), Bibliotheken, Bädern, Gärten, Tempel, einem Demeter-Heiligtum (das wegen des chthonischen Charakters zunächst außerhalb der Stadtmauern lag) und dem monumentalen Zeus-Altar. Der wurde um 180 v. Chr. errichtet in Erinnerung an die erfolgreiche Abwehr keltischer Stämme (vermutlich Söldner im Dienst der Seleukiden). Der skulpturale Gigantenkampf auf dem riesigen Altar (der heute im Pergamonmuseum in Berlin zu bewundern ist) griff das altorientalische Thema des Sieges der Ordnung über das Chaos auf. Ptolemaios V. schielte von Ägypten aus

eifersüchtig auf diese glänzende Stadt und stoppte den Export von Papyrus, um die Konkurrenz nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Doch das stachelte dort nur den Erfindergeist an. Man verfiel auf die Idee, Papier aus Tierhäuten herzustellen, die Erfindung des „Pergaments", das als kostbarster Beschreibstoff bis weit ins Mittelalter hinein vor allem die sakrale Buchkunst prägte!

Aber es gab auch Sorgen, denn aus dem fernen Okzident richteten sich neugierige Blicke auf den Luxus des Orients: Rom! 146 v. Chr. wurde Makedonien römische Provinz, nachdem im dritten Makedonischen Krieg 168 v. Chr. die wendigen römischen Legionäre bei Pydna in Zentralmakedonien 20 000 schwer bewegliche makedonische Phalanx-Kämpfer niedergemetzelt hatten. Ein Jahr später erlebte Griechenland dasselbe Schicksal, 64 v. Chr. wurde das Seleukidenreich einverleibt und Ägypten fiel 30 v. Chr. an Rom. Die Reihe der ptolemäischen Pharaonen endete mit dem Selbstmord Kleopatras nach ihrer gemeinsam mit Marcus Antonius erlittenen Niederlage gegen Oktavian in der Schlacht von Actium 31 v. Chr. Oktavian nannte sich inzwischen Augustus, und die römische Kaiserzeit begann. Damit war zwar die Geschichte Griechenlands zu Ende, aber nicht unbedingt jene des Hellenismus. Da die Römer so gut wie alles an Kultur und Kunst von den Griechen und aus dem Orient bezogen, übernahmen sie dankbar auch die globalisierte Kultur des Hellenismus. Richard Neer bringt die Stimmung auf den Punkt: „Griechisch zu sein, wurde mehr zu einer Geisteshaltung, einem Lebensstil, als einer Frage der ethnischen Abstammung."[8]

Im Schoße der Hellenisierung gewann in der Spätantike der Reiz des Orients sogar neuen Schub. Die im Zuge der Eroberungen und des Abbaus von Handelsschranken angehäuften Reichtümer ließen einen Sinn für weltläufigen Luxus aufkommen. Kunstwerke wurden Sammlerstücke und damit zu einer Handelsware. Beinahe könnte man das Gleiche über die Götter und religiösen Kulte sagen. Denn wie immer in modernen Zeiten wurden auch Verluste spürbar und angesichts der Unübersichtlichkeit dieser großen Welt gab es eine wachsende Nachfrage nach Spiritualität, die die orientalischen Religionen befriedigten. Untereinander standen sie wie Luxus-Handelsgüter (immerhin ging es um das eigene Seelenheil) in einem lebhaften Wettbewerb. Diese Vorliebe für den Orient war übrigens eine Voraussetzung dafür, dass wir heute das christliche Abendland beschwören

können, denn unter den reizvollen Angeboten aus dem Orient lag auch das junge Christentum gut im Rennen. Ich werde darauf zurückkommen.

Die Weltläufigkeit wurde möglich durch eine verbindende Weltsprache, das Griechische. Cicero berichtet launig, dass lateinische Bücher nur in den von Römern bewohnten Gebieten, griechische hingegen „in fast allen Ländern“[9] gelesen wurden. Selbst in der jüdischen Diaspora sprach man Griechisch, etwa im wohlhabenden und weltoffenen Ostia. Dort sind noch heute die Logos der Import-Export-Firmen erhalten, die um Aufträge für den gesamten Mittelmeerraum konkurrierten.

Das alte Griechenland war im römischen Weltreich aufgegangen. Aber es prägte flächendeckend die Kultur und nicht etwa umgekehrt! Athen konnte sich, nicht zuletzt als angesehene Studienstadt für Könige, Politiker und Philosophen, seine geradezu mythische Aura bewahren. Mit Athen, Alexandrien, Pergamon, Antiochien und Rom haben wir die politischen und kulturellen Brennpunkte des Hellenismus versammelt. Diese Städte, vor allem Rom, bewahrten sich durch ihre gewachsene Struktur noch eine gewisse Originalität, während sich die meisten größeren hellenistischen Städte durch praktische Übersichtlichkeit auszeichneten. So etwas ist in einer globalisierten Welt für eine mobile Gesellschaft von großem Vorteil. Matrosen, Militärpersonal, Händler, Professoren auf Vortragsreisen, Studierende in Auslandssemestern, alle fanden sich sofort zurecht. Der Cardo Maximus als lange, von Geschäften gesäumte Säulenstraße war die Shoppingmall der damaligen Zeit und das gesellschaftliche und wirtschaftliche Zentrum. Er war überall ähnlich strukturiert mit Tetrapylonen (vierseitige Toranlage) am Kreuzungspunkt mit der Querachse (Decumanus), Brunnenanlagen und Theatern. „Ein Reisender zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius fand, ob in Trier (Augusta Treverorum), Nîmes (Nemausus), Timgad, Palmyra oder den zahlreichen Antiocheia, Seleukeia oder Laodikeia […] überall die gleichen Säulenhallen, Plätze und Tempel wie in seiner Heimat.“[10]



Firmenlogo in Ostia

In diesen riesigen Avenuen fanden die großen Events statt. Umzüge mit phantasievollen Wagen, kostümierten Tänzern, Schaustellern, Pantomimen, Gauklern, Musikern und wilden Tieren zogen an den Zuschauern vorbei. Gold und Silber funkelten in der Sonne, Duftschwaden von Weihrauch und anderen orientalischen Wohlgerüchen lagen über dem Treiben. Freibier und Wein flossen in Strömen und allerlei technischer Schabernack wie aufziehbare Statuen sorgten für Furore. Die Ptolemäer trugen manchmal einen gigantischen Penis von etwa 55 Metern Länge als Spende für Dionysos durch die Straßen. Bei der Krönung Ptolemaios' II. im Jahr 308 v. Chr. umfasste ein solcher Zug nicht weniger als 100 000 Soldaten, Darsteller und Reiter. Solche Spektakel wollten natürlich an die Prachtentfaltung der mesopotamischen Herrscher anschließen.

Rezepte gegen die Spaßkultur

Diese überdrehte Spaßindustrie, der Konsumrausch, die Spirale zunehmender Beschleunigung und Modernisierung in der globalisierten Welt hinterließen bei vielen Menschen angesichts des gleichzeitigen Entschwindens von normierenden Leitplanken das schale Gefühl von

Abgehängtsein und Orientierungslosigkeit. Ein erhebliches Bedürfnis nach spiritueller Kompensation ließ Anleitungen zur Seelenruhe und zu mystischer Vereinigung mit Gott oder gar die Aussicht auf ein neues Leben im Jenseits hoch im Kurs stehen. In diesem Markt tummelten sich zahlreiche Anbieter. Praktisch alle erwähnten religiösen Sinnerzählungen aus dem Orient – einschließlich der uralten Mysterienkulte – feierten ein Revival. Es gilt generell, was Christian Marek über das kaiserzeitliche Kleinasien sagt: „Dieser Erdteil hat fast alles aufgenommen, was zwischen Iran, Zweistromland, Ägypten und Mittelmeerraum geglaubt, gedacht, angebetet, verehrt und prophezeit wurde.“[11] Ich werde später im Zusammenhang mit der Erfolgsgeschichte des Christentums ausführlicher darauf zurückkommen. An dieser Stelle beschränke ich mich auf die den Hellenismus prägenden philosophischen Schulen der Skeptiker, Epikuräer und Stoiker, die sich als Teil dieses Angebots positionierten. Dazu machten sie die elaborierten Theoriegebäude von Platon und Aristoteles praxistauglich und unterbreiteten Anleitungen zum guten Leben und guten Sterben, womit sie geradezu wie Religionen auftraten. Das Bild des Philosophen als bärtiger Mann in nachdenklicher Pose, bekleidet mit dem legendären Philosophenmantel Tribon, wurde in der Bildhauerkunst ikonographisch.

Die Skepsis, die der um 360 v. Chr. in Elis im Nordwesten der Peloponnes geborene Pyrrhon vermarktete, war anders gemeint als der destruktive, jede Wahrheit bezweifelnde Skeptizismus der Sophisten. Um dem täglichen Druck, ständig Entscheidungen treffen zu müssen, zu entkommen, rät uns Pyrrhon, die Argumente des jeweiligen Für und Wider gegeneinanderzustellen und sie damit zu neutralisieren. Diese Technik nannte man (Urteils-) Enthaltung (griech. *epochè*), die zur inneren Seelenruhe führt.

Die Schule des aus Samos stammenden Epikur, der um 341 v. Chr. geboren wurde, ist mit einem populären Spruch, der gerne auf Champagner-Empfängen herumgereicht wird, noch sehr präsent: *carpe diem*! Auch Epikur rang mit den zwangsläufigen Unannehmlichkeiten im Leben: täglicher Entscheidungsstress, Zukunftsangst, Furcht vor strafenden Göttern und dem Tod. Das alles erzeugt Unlust. Wie alle Lebensberater war auch Epikur der Meinung, wir sollten Unlust im Leben möglichst vermeiden. Schon früh polemisierte man deshalb gegen die Epikureer, sie

seien Hedonisten, gäben sich einfach nur der Lust hin. Doch das ist nicht richtig. Denn zu den Unannehmlichkeiten zählte Epikur durchaus das luxuriöse Leben mit all den Tändeleien (einschließlich der Champagner-Empfänge) und dem hektischen Stress beim Genießen der röhrenden Sportwagen und der Penthouse-Wohnungen in den überhitzten Metropolen. Demgegenüber entlastet ein einfaches Leben in Verborgenheit und konzentriert uns auf das Wesentliche. Es nimmt uns die Angst vor dem noch unbezwungenen Berg der Zukunft. Es war der römische Dichter Horaz, ein Anhänger Epikurs, der in seinem *Carmen I* die berühmte Aufforderung ergehen ließ: *carpe diem*! Sie ist weniger eine Ermunterung, den Tag zu genießen, sondern vielmehr, ihn zu nutzen (wörtlich: ihn zu pflücken). Nur so passt sie zu einer anderen Empfehlung Epikurs: „Lebe im Verborgenen!“ Schließlich dräut uns allen der Tod, noch immer das größte Problem eines jeden Lebens. Das Rezept der Epikureer war denkbar einfach: Sich vor Göttern zu fürchten ist Unsinn, denn diese kümmern sich nicht um die Welt, und der Tod betrifft uns eigentlich nicht, weil er keine Empfindung ist. Wenn er eintrifft, sind wir nicht mehr.

Die berühmteste philosophische Schule war die Stoa. Sie wurde von dem um 333 v. Chr. in Kition (heute Larnaka auf Zypern) geborenen Zenon gegründet. Der Name leitet sich, wie oben schon gesagt, von der Stoa Poikile in Athen ab, in der die ersten Stoiker zu philosophieren pflegten. Bald erfreuten sie sich einer großen Zahl von Anhängern, unter ihnen viele *summi viri*, also Promis oder VIPs. In ihrer Mitte war sogar ein römischer Kaiser: Marc Aurel, der selbst ein feines Büchlein, *Wege zu sich selbst*, schrieb, dessen Lektüre sich immer noch lohnt. In Rom wurden die Stoiker zur populärsten griechischen Philosophenschule. Unter den Anhängern war auch der berühmte Rhetor und Senator Cicero, der selbst nach Griechenland reiste, um in Athen und Rhodos Vorträge von Stoikern zu hören. Auch die Stoa kritisierte Luxus und Genuss und rang um Konzepte für ein glückliches Leben und für Seelenruhe. Viele ihrer Gedanken flossen später in das Christentum ein.

Neben diesen schulähnlich organisierten Gemeinschaften gab es auch lose Gruppen, unter denen die sogenannten Kyniker (griech. *kynos*/Hund) herausragen. Ins Leben gerufen hatte sie Antisthenes aus Athen bereits im 5. Jahrhundert v. Chr. Mit den Schlagworten Bedürfnislosigkeit und Sittlichkeit war die Bewegung radikal theoriefeindlich und lebenspraktisch.

Diogenes von Sinope am Schwarzen Meer (heute Sinop, Türkei), um 410 v. Chr. geboren, ist wohl der bekannteste Kristallisationskern der Gruppe. Seine Aktionen sind ein frühes Beispiel für Performance-Kunst und Body-Art. Er verwies auf die animalische Schicht des Lebens, klagte raum- und zeitverhaftete Körperlichkeit ein, die er gegen die Abstraktionen einer Systemphilosophie (Platons Ideenlehre!) richtete. Heute müsste man sagen: Diogenes kämpfte mit vollem Körpereinsatz gegen die Anmaßung der virtuellen „Realität". Die Kyniker waren Wanderprediger des bedürfnislosen Lebens, Beschwörer des vorzivilisatorischen Standes. Damit wurden sie Vorbilder für die Mönchsbewegungen in Ost und West. Weil die Kyniker eine schriftliche Fixierung ihrer Lehren ablehnten, kreierten sie neue Formen des Literarischen: Sprüche, Anekdoten, Aphorismen, Ironie und Scherz und die sogenannten Diatriben, ein Stil, der dazu diente, (moralische) philosophische Probleme einem weiteren Kreis von Laien mit deftigem Witz und Alltagsbeispielen nahezubringen. Diese Elaborate besaßen ein hohes Maß an subversiver Funktion. Sie wurden in der Kulturgeschichte immer wieder aufgegriffen und gegen abgehobene Systemansprüche eingesetzt.

Barock in der Antike – Kunst und Architektur im Hellenismus

Wie wir sehen, war der Hellenismus eine weltläufige Zeit, die mit dem Fremden lustvoll umzugehen wusste. Das galt für die vielen religiösen Kulte ebenso wie für Kunst und Architektur. Neben der religiösen und herrscherlichen etablierte sich eine ganz profane und alltagstaugliche Kunst und Architektur. Sie war geprägt von Charakterzügen, die bei Platon noch heftige Ablehnung erfahren hatten: Freiheit, Kreativität, Phantasie, Individualität, Raumillusion, Emotionalität. Ein historisch nicht fassbarer Literaturtheoretiker namens Longinos (man nennt ihn Pseudo-Longinos) schrieb im 1. Jahrhundert n. Chr.: „Jeder soll sich daran erfreuen, was ihm Spaß macht."[12]

Den faszinierendsten Part in der hellenistischen Kunst spielte möglicherweise die Malerei. Wir kennen die Namen berühmter Maler, wie Apelles oder Protogenes, allein es fehlen uns ihre Werke. Einige Ausnahmen lassen uns wenigstens einen kleinen Eindruck gewinnen, was wir da

versäumen, etwa die oben erwähnte Mosaikkopie von Alexanders Sieg über den fliehenden Dareios oder die Grabmalereien in den makedonischen Königsgräbern in Vergina (eines davon dürfte das Grab Philipps II. sein). Die Malereien schwelgen in Illusionismus von Raum und Volumen. Aus der Zeit Hadrians (um 130 n. Chr.) ist eine Kopie eines griechischen Mosaiks (das vom Künstler Sosos aus Pergamon im 2. Jahrhundert v. Chr. sogar signiert wurde) erhalten: Der sogenannte „ungefegte Raum" ist eine Fußbodendekoration, die in einem Trompe-l'OEil-Effekt herumliegende Speisereste, Fischgräten, Hummerscheren, Geflügelbeine und Schneckenhäuser abbildet. Man kann sich gut vorstellen, dass die Aufregung unter den vornehmen Dinnergästen ähnlich ausfiel wie heute bei einer Installation eines unabgeräumten Esstisches von Daniel Spoerri in der Villa eines wohlhabenden Kunstliebhabers.

In der Bildhauerei ging es nicht mehr um den Kontrapost, also den *Ausgleich* der Dynamik, sondern um die *Darstellung* der Dynamik. Die Maler und Bildhauer arbeiteten realistisch und zeichneten die Emotionen der Abgebildeten detailgetreu nach. Die bildende Kunst – und Gleiches gilt für die Architektur – des Hellenismus zeigt Emotion, Bewegung, Spektakel und nimmt Rücksicht auf die Umgebung. Nicht zu Unrecht hat man sie als „barock" charakterisiert. Der reizvollen Pleinairmalerei, wie sie in Pompeji erhalten ist, hängte man gar das Schild „alexandrinisches Rokoko" um: luftige Gebäude, Gartenlauben, Pergolen, geschwungene Giebel. Diese Kunst bewegt sich in einem Zwischenraum: nicht mehr griechisch und noch nicht ganz römisch.

Wie frei man Kunstwerke komponierte, zeigt besonders schön die Nike von Samothrake, ein vermutlich um 190 v. Chr. entstandenes, aus Rhodos stammendes Weihegeschenk im Heiligtum von chthonischen Gottheiten in Samothrake. Angesichts der Falten und Wirbel bei dieser gleichsam auf dem Deck eines Schiffes zur Landung ansetzenden Figur scheint der Hinweis auf einen barocken Gestus besonders zutreffend. Dazu kamen Humor und Erotik, etwa beim Liebesspiel der Aphrodite mit Pan, einer ins Frivole kippenden Skulptur aus Delos (um 100 v. Chr.). Ein besonderes Stück hellenistischer Kunst ist die Trunkene Alte, eine abgetakelte Prostituierte, die vielleicht als Weihegeschenk für ein Dionysosfest diente. Paul Zanker will in den zahlreichen Darstellungen hinfälliger Körper im frühen

Hellenismus eine künstlerische Reflexion der in den hellenistischen Philosophenschulen formulierten Sorge um sich selbst sehen.



„Römisches Rokoko“, Museo Archeologico Nazionale di Napoli

In der Architektur traten neben die sakralen Bauten prominent Paläste, Bibliotheken, Theater, Stadien, Hippodrome, Stadttore und die später in Rom grandios entworfenen Foren und Thermen (Tafel XII). All diese Zweckbauten oder Bauten für feines Leben und Unterhaltung wurden mit ähnlicher architektonischer Ambition gebaut, wie das auch heute der Fall ist, wenn Stararchitektinnen Feuerwehrhäuser, Sportstadien und Bahnhöfe bauen, besser gesagt: ihre Visionen von Feuerwehrhäusern, Sportstadien und Bahnhöfen in Beton, Stahl, Glas und Kunststoff gießen und formen.

Es gab eine erste temporäre Architektur: Festzelte, mehrstöckige Wagen und Schiffe für Repräsentationszwecke, Feste und Umzüge. Der Historiker-Schriftsteller Kallixeinos aus Rhodos beschrieb den 115 Meter langen Prunkkatamaran Ptolemäus’ IV. (reg. 221–204) und seiner Gattin Arsinoë III., den Thalamegos, der ein ganzes Palastgebäude mit marmorverkleideten Wänden in den Empfangssälen über den Nil schaukelte. Die Architektur

wurde barock, überladen, kolossal, dynamisch und griff eklektizistisch auf Stilelemente der Vergangenheit zurück.

In dieser Weise umspannte der Hellenismus als kulturelle Epoche die griechische und römische Kultur wie eine Klammer. Es ist an dieser Stelle daher der ideale Zeitpunkt, auch diese zweite, die römische Geschichte von Anfang an zu erzählen.



Karyatiden in der Villa Hadrians, Tivoli

7 „AUSSER ROM IST FAST NICHTS SCHÖNES AUF DER WELT“

Wenn wir jetzt Rom betreten, die letzte große antike Kultur, atmen vielleicht manche erleichtert auf. Rom, das fühlt sich endgültig an wie zuhause, wenn sich schon beim Blick auf die Griechen ein solches Gefühl nicht so recht einstellen wollte!

Rom ist heute eine Stadt, die wie keine zweite auf der Welt eine schier unüberschaubare Menge an Kunst und Architektur versammelt – und zwar wie ein Museum der europäischen Kulturgeschichte mit erlesenen Beispielen aus allen Epochen. Die Ewige Stadt entfaltete jahrhundertelang eine magische Anziehung, der unzählige Künstler, Schriftsteller, Intellektuelle erlagen, die dort ihre Meisterwerke schufen oder mit Notizbüchern voller Anregungen nach Hause fuhren. „Außer Rom ist fast nichts Schönes auf der Welt“, notierte 1756 der Griechenlandverehrer (!) Johann Joachim Winckelmann. Da die Römer selbst, wie wir gleich sehen werden, so gut wie alles von Griechenland übernahmen, hat der Ausspruch eine verborgene Doppelbedeutung.

Denn die Sache mit unseren nostalgischen Heimatgefühlen hat eben einen gehörigen Haken! Waren die Römer doch Leute, die zumindest in den weltläufigeren Schichten nicht nur von den Griechen begeistert waren, sondern auch noch den Orient verehrten. Der Historiker Jochen Bleicken kann daher zu Recht resümieren: „Die gesamte römische Geschichte ist eine einzige Periode der Durchdringung Roms mit griechischem Geist und griechischen Formen.“[1] Das zeigt sich bereits an einer überraschenden Eigenheit: Anders als bei den bisherigen Gründungen von großen Reichen liegt im Fall von Rom die ganze Gründungsgeschichte offen und fein aufgezeichnet vor uns.

Die Römer stammen aus Troja

Der trojanische Prinz Äneas, dessen Mutter keine Geringere als die (griechische!) Göttin Aphrodite (die römische Venus) war, lief, aus Kleinasien kommend, mit seiner Yacht nach langer Irrfahrt auf dem Mittelmeer (wie Homers Odysseus) auf der westlichen Seite des Stiefels in eine malerische Bucht ein und warf im flachen Wasser den Anker (er muss aus Kupfer gewesen sein, Eisen gab es ja noch keines). Als er seine Füße in den feinen Sand des Ufers setzte und ein paar Kilometer landeinwärts stapfte, gefiel ihm sehr, was er dort sah: Er blickte von einem felsigen Hügelkamm auf einen in der Sonne glitzernden See, sodass er kurzentschlossen die Gründung einer Stadt in Angriff nahm: Alba Longa! Das geschah vielleicht an der Stelle, an der sich heute die Sommerresidenz der Päpste in Castel Gandolfo am Albaner See erhebt. Einer seiner Nachfahren als König von Alba Longa, Numitor – so erzählt es jedenfalls eine von mehreren Varianten –, hatte eine Tochter, die als jungfräuliche Vestalin vom Kriegsgott Mars (der griechische Ares) die Zwillinge Romulus und Remus empfing. Ein missgünstiger Onkel, der Anspruch auf den Thron erhob, wollte die erbberechtigten Söhne des Mars beseitigen und setzte sie daher auf dem Tiber aus (die Geschichte kennen wir längst: vom akkadischen König Sargon oder als Moses-Geschichte). Doch die beiden hatten Glück. Eine Wölfin fand sie am Abhang des Palatins, einem der Hügel des heutigen Rom, erbarmte sich und säugte sie (auch das ein Plagiat: die Ziege Amaltheia nährte Zeus), bis sie der Hirte Faustulus zu sich nahm und aufzog (wie bei Amphion und Zethos, den Gründern Thebens). Kaum hatten sie Klarheit über ihr Schicksal erhalten, erschlugen sie ihren Onkel und gründeten exakt am 21. April 753 v. Chr. Rom. Mit diesem Datum ließen die Römer ihre Zeitrechnung beginnen: *ab urbe condita*. Weil Remus die von Romulus gezogene Furche (Pomerium), die dem Verlauf der zu errichtenden Stadtmauer entsprach, übersprang (warum das so schlimm ist, erkläre ich noch), erschlug Romulus ihn kurzerhand (wie Kain den Abel). Die Geschichte erhielt ihren krönenden Abschluss mit der Himmelfahrt des Romulus (wie die altorientalischen Könige oder Alexander der Große).

Die Frage ist, ob wir bei einer solchen Gründungsgeschichte nicht bereits resigniert den Untergang des Abendlandes beklagen müssten, noch ehe es begonnen hat, wenn doch alles samt und sonders aus dem Orient zusammengeklaut wurde. Die Römer sahen das freilich ganz anders, denn die kurze Botschaft dieser Plagiate, die der große Dichter Vergil den Römern

nach seinem Tod 19 v. Chr. im Nationalepos *Aeneis* hinterließ, war: Sie waren stolz auf ihre Abstammung aus dem Orient!

Wenn wir jetzt auf die historischen Fakten schauen, dann stellt sich die Gründungsgeschichte Roms doch entschieden prosaischer dar. Das beginnt schon mit der Frage, warum in aller Welt man sich ausgerechnet an diesem fiebrigen nassen Platz am Tiber niederließ. Der Fluss wechselte in manchen Abschnitten ständig seinen Lauf und verwandelte die weite Ebene in einen unwirtlichen und malariaverseuchten Sumpf. Vermutlich war das Problem, dass die besten Plätze bereits alle besetzt waren. Südlich und östlich des fruchtbaren Latiums saßen die Griechen, deren erste Siedlungen in das 8. Jahrhundert v. Chr. zurückreichten. In der Gegend des heutigen Apuliens fabrizierten die Daunier etwa zur gleichen Zeit wunderbare Kunst. Sie ist in einem schönen Museum in Manfredonia zu besichtigen. Im Norden siedelten in der Poebene Menschen der sogenannten Terramarekultur (von lat. *terra marna*/fette Erde), südlich davon um Orvieto, Volterra und Perugia die Etrusker. Die Etrusker wiederum, über deren Herkunft immer noch gerätselt wird, orientierten sich an den Griechen. Also eigentlich alles Griechen, echte und nachgeahmte, soweit das Auge reichte!

Die Hügel Roms lagen ein paar Kilometer vom Meer entfernt, sodass man nicht einmal einen Hafen vor der Haustüre hatte. Später musste man die riesigen importierten Gütermengen für die verwöhnten Städter von den großen Containerschiffen auf kleine Barkassen umladen und mühsam tiberaufwärts schleppen. Wenigstens gab es einen Handelsweg, der eine Furt am Tiber nutzte, die man vom Aventin aus kontrollieren konnte, was zumindest für die Portokasse etwas abwarf.

Es blieb also vorläufig wenig übrig, als die ersten Holz- und Schilfhütten auf den Hügeln zu errichten, die sich aus dem Sumpf erhoben. Dabei konnte man die eine oder andere Terrassierung nutzen, die sich aus der späten Bronzezeit (zwischen 1200 und 970) erhalten hatte, als man (das heißt vermutlich: Latiner und Sabiner) Keramik erzeugte, erste Grabstätten aushob und schützende Palisaden in den Boden rammte. Die Mückenplage muss extrem lästig gewesen sein. Im Laufe der Zeit wuchsen die Siedlungen zusammen, die Holzpalisaden wurden durch eine Mauer ersetzt und erste abgegrenzte Sakralbezirke mit Opferaltären entstanden. Im 7. und 6. Jahrhundert gewann die Sache an Tempo. Die es sich leisten konnten, ersetzten die Lehm- und Holzhütten durch Steinhäuser, die Dächer mit

farbenfrohen Terrakotta-Elementen geschmückt. Auf dem Kapitol, genauer gesagt auf der nördlichen Erhebung des Kapitolhügels, entstand eine Burg, in der ein König residierte. Die südliche Erhebung schmückte ein Tempel für Jupiter (das ist der lateinisch umetikettierte Zeus), der schließlich als Teil einer Dreiheit von Juno (die griechische Hera) und Minerva (die griechische Athene) begleitet wurde. Der Iuppiter Capitolinus oder auch Iuppiter Optimus Maximus (bester und größter Jupiter) war das Symbol der römischen Herrschaft schlechthin. Vor allem deshalb wurde – nach etruskischem Vorbild – ein solch gewaltiges Bauvorhaben in Angriff genommen und dafür der etruskische Bildhauer Vulca aus Veji mit einem Kultbild Jupiters beauftragt. Nur für den Kult wäre der Aufwand nicht nötig gewesen. Aber Tempel waren auch öffentliche Orte, wo etwa Rechtsstreitigkeiten beigelegt und Handelsgeschäfte abgeschlossen wurden. Und sie waren Repräsentationsbauten für das Selbstbewusstsein der jeweiligen Stadt. Das Forum Romanum (die griechische Agora), bis dahin ein feuchter Bestattungsplatz zwischen Palatin und Kapitol, wurde drainiert (Cloaca Maxima), mit Schotter aufgefüllt, gepflastert und zu einer religiösen und öffentlichen Anlage umgestaltet, gerade so, wie es sich für einen stolzen Stadtstaat ziemt. Mitten hindurch verlief eine gepflasterte Prozessionsstraße, die Via Sacra. Man ist sich in der Fachwelt ziemlich sicher, dass es Etrusker waren, die die Siedlungen auf den Hügeln Kapitol, Palatin, Esquilin und Quirinal zusammenfassten und ihnen den (etruskischen) Namen Rom gaben. Das soll im 6. Jahrhundert v. Chr. passiert sein. Dann ging es zügig weiter, denn die Etrusker hatten Erfahrung bei Stadtanlagen (sie kannten die Vorbilder in Griechenland und im Alten Orient aufgrund ihres weit gespannten Handelsnetzes). Noch etwas war für die erfolgreiche Entwicklung der entstehenden Stadt wichtig: die Offenheit für Zuwanderer. Kathryn Lomas weist darauf hin, wie großzügig Rom das Bürgerrecht auch Nicht-Römern rasch und unkompliziert verlieh.[2] Vielleicht bildete genau das die Grundlage dafür, dass die Stadt mit ihren regen Kontakten zum Orient – man spricht deshalb von der orientalisierenden Periode zwischen etwa 700 und 600 – an Weltläufigkeit und Wohlstand zunahm.

Rom – Stadt zwischen Tugend und Luxus

Die frühen Römer wurden von Königen regiert. Deren Macht hieß *imperium*. Das Zeichen für diese Macht übernahmen sie von den Etruskern. Sie banden einen guten Meter lange Ulmen- oder Birkenzweige mit roten Lederbändern um eine Axt. Dieses Zeichen königlicher Machtausübung, genannt *fascis* (lat. für Bündel), benutzte nicht nur Mussolini (weshalb manche den Begriff Faschismus davon ableiten), sondern es fand Eingang in viele Wappen und Siegel (USA, Frankreich, Kamerun, Ecuador).

Die Königsherrschaft endete, als die Römer den letzten König Tarquinius Superbus verjagten und die Republik ausriefen. Die antiken römischen Historiker datierten dieses Ereignis auf 509 v. Chr. Das ist sehr verdächtig, denn genau in diesem Jahr wurde in Athen der Tyrann Hippias vertrieben. Tatsächlich wurde auch in Rom die Absetzung des letzten Königs als „Befreiung" von einem tyrannischen Herrscher gefeiert. Nüchtern betrachtet dürfte sich die Sache wohl erst etwas später und anders zugetragen haben. Möglich wäre ein Machtkampf innerhalb des Tarquinier-Clans oder eine längere Übergangsphase hin zu neuem Personal, nämlich zu (in der Regel!) zwei für ein Jahr gewählten Konsuln samt einer Schar von Beamten. Die Könige hätten in diesem Fall sukzessive ihre Macht verloren und die Dramatik des Bruchs zwischen Königsherrschaft und Republik wäre eine überschaubare.

Trotzdem wurde es, als sich die Staubwolken der Aufbauzeit, in der man gewöhnlich zusammensteht, verzogen hatten, deutlich weniger gemütlich. Faktisch begann nun der Aufbau eines Weltreichs – aber das ist so natürlich Unsinn, denn niemand dachte damals daran, ein Weltreich zu errichten. Doch *de facto* wurde nun an dessen Grundmauern gearbeitet, was zu vermehrten außenpolitischen Konflikten führte. Militärisch aufgerüstet zog man gegen die umliegenden etruskischen Städte, denen andere Scharmützel bereits zugesetzt hatten. 505/504 hatten Kymer und Latiner die Etrusker in Kampanien zurückgeworfen, 474 v. Chr. verloren sie eine Seeschlacht gegen ein Bündnis von Kymern und unteritalischen Griechen aus Syrakus, was die etruskische Macht zur See empfindlich schwächte. Schließlich standen die Römer vor Veji. Bei der Belagerung der Stadt forderte der Befehlshaber die Stadtgöttin Juno zum Verlassen der Stadt auf und versprach ihr dafür einen prächtigeren Tempel in Rom.[3] Die Göttin fand nach einigem Überlegen Gefallen an diesem Deal, denn Veji fiel 396 v. Chr. und Rom wurde zur führenden Regionalmacht.

Auf die tatsächliche Situation im „komplizierten 5. Jahrhundert“ (so nennen das manche Historikerinnen) lässt sich schwer ein Reim machen. Verbreitet herrschte die „Mode“ eines einfachen Lebens: „[…] wer seinen Reichtum und Status zur Schau stellte, wurde nun mit einem Stirnrunzeln bedacht“,[4] schreibt Kathryn Lomas. Die Hautevolee wohnte in rechteckigen Hofhäusern, deren Ursprung – wie wir bereits wissen – im ostmediterranen Raum liegt. Und mit dem wachsenden Wohlstand tauchte eine erste Kunst auf, eine außergewöhnlich schöne Kunst! Das ist freilich kein Wunder, denn die Vasenmalerei und die Bildkunst in den Nekropolen waren eben ganz und gar griechisch, ja die Fresken (meist echte Malerei *al fresco*, also auf feuchtem Putz, aber auch *al secco*) in den Gräbern können geradezu als Ersatz für die verlorene griechische Malerei gesehen werden. Sollten Sie in die Nähe von Tarquinia kommen, dürfen Sie sich diese Prachtstücke nicht entgehen lassen, die etwa ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. geschaffen wurden und die Kunsthistoriker zu hymnischen Lobgesängen veranlassen: „most extraordinary moments in ancient western painting“ (Francesco Roncalli), „größte und wertvollste Serie von Dokumenten, die wir über die antike Malerei in der griechisch-italischen Welt […] besitzen“ (Massimo Pallottino), Malereien „unrivaled anywhere in the western Mediterranean“ (Friedhelm Prayon). In dem kleinen Jatta-Museum in Ruvo di Puglia stehen Vasen von so erlesener Qualität, dass man Ebenbürtiges in Griechenland lange suchen muss. Die Skulptur schwelgte in orientalischen Formen, die heute ganz modern anmuten. Kunstwerke emanzipierten sich im Laufe der Zeit aus dem religiösen Umfeld und wurden zu Luxusartikeln einer wohlhabenden „internationalen Superelite“ (Kathryn Lomas).



Etruskische Grabmalereien in Tarquinia (5. Jh. v. Chr.)

Nach den Etruskern gerieten andere Gruppen ins Visier, darunter Samniten, Kampaner, Lukaner, Volsker, im Norden die Kelten/Gallier. Die Eroberung Roms 390 v. Chr. durch die Gallier war ein herber Rückschlag in dieser Hinsicht. Die einzig gute Nachricht (die man damals freilich noch nicht kannte) daran war, dass es sich um den letzten Einfall eines fremden „Barbaren-Volks“ für knapp 800 Jahre handelte, bis Alarich 410 n. Chr. die niedergehende Stadt plünderte. Die Zeitgenossen stellten den gallischen Coup als Katastrophe dar und sprachen von einer verwüsteten Stadt. Doch nach allem, was wir wissen, scheinen das Fake News zu sein, denn archäologisch lassen sich keine größeren Zerstörungen nachweisen. Aber natürlich saß der Schreck tief. Man reagierte sofort und unterzog die alte, elf Kilometer lange Servianische Mauer, die König Servius Tullius um 550 v. Chr. gebaut haben soll, einer gründlichen Verstärkung. Reste davon, auf dem Vorplatz des Bahnhofs Termini, haben bis heute tapfer gegen die Unbilden des Massentourismus standgehalten. Eine solche Mauer bot nicht nur Schutz, sondern transportierte die mit einer Mauer generell verbundene Symbolik als ein „Ausrufezeichen kulturellen und politischen

Selbstvertrauens; sie zeigte, dass Rom nunmehr zu den großen Spielern in Italien gehörte“,[5] wie Kathryn Lomas das ausdrückt. Es gab übrigens damals in Rom eine kleine Fraktion, die vorschlug, die unwirtliche Stadt gleich ganz aufzugeben und in das viel schönere, nur wenige Kilometer entfernte Veji zu übersiedeln.

Aber nicht nur nach außen waren die Zeiten unruhig, man litt auch im Inneren an einer Spaltung der Gesellschaft. Die Aristokratie hatte beim Ende der Monarchie ihre Privilegien gut abgesichert. Die Patrizier (lat. *patricius*/Angehöriger der Oberschicht, von *pater*/Vater) beriefen sich (wieder einmal dieses praktische Narrativ) auf ihr privilegiertes Wissen um die Sache der Götter. Traditionell besetzten sie die hohen Priesterämter. Und da die Götter (wie im Orient und in Griechenland) den Staat sicherten, fühlte sich die Aristokratie gleichsam als Garant Roms. Dass die Plebejer (lat. *plebs*/Volk, Menge) das anders sahen, liegt auf der Hand. Auch bei ihnen gab es Aufsteiger, die es zu Wohlstand gebracht hatten und an die fetten Futtertröge der Macht drängten. Im 5. Jahrhundert v. Chr. begannen heftige Standeskämpfe, die sich bis zum Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. hinzogen und die Privilegien der Aristokraten bröckeln ließen. Ab 366 v. Chr. schrieb die Verfassung vor, dass einer der beiden Konsuln, welche die Geschicke des Staates lenkten, aus den Reihen der Plebejer kommen musste. Zwar hielt man sich nicht immer an diese Bestimmung, dafür gab es 172 v. Chr. sogar zwei Plebejer im Amt.

Im Zuge dieser Reibereien wurde am Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. (wann genau, ist unklar) ein neues Amt eingeführt, zur Kontrolle der Konsuln und anderer hoher Beamter: der Volkstribun, der gewöhnlich „das Volk“ für seine Interessen vor den Karren zu spannen wusste. Das Amt, dessen Träger als sakrosankt (lat. hochheilig, geschützt) galt, stand nur Plebejern offen. Ihre mächtigste Waffe war das Vetorecht gegen praktisch jede Gesetzesinitiative. Peu à peu wanderte so die (gesetzgebende) Macht in die Volksversammlung (*comitium*), die auf dem Forum Romanum rund um das Senatsgebäude (Curia) zusammentrat. Für diese für Rom charakteristische Aufteilung der Macht zwischen aristokratischem Senat und dem Volk erfand man das Kürzel SPQR (*Senatus PopulusQue Romanus*/ der Senat und das Volk von Rom).

Trotz der Öffnung des höchsten politischen Amts für Nicht-Aristokraten blieb zumindest *eine* Voraussetzung für eine Kandidatur für das Konsulat

bestehen: Geld! Es handelte sich dabei in der Regel (so wie heute noch in den USA) um eigenes oder gespendetes Geld. Stimmen wurden also nicht, wie in unseren Demokratien üblich, über den Umweg von großzügigen Wahlversprechen mit Steuergeldern gekauft. Wahr ist freilich auch, dass manche Politiker die ihnen anvertrauten Provinzen für ihre Karriere-Finanzierung erbarmungslos ausquetschten.

Rom wird ein Weltreich

Wann genau die Römer mit dem Weltreichgedanken zu kokettieren begannen, kann niemand sagen. Spätestens dürften solche Vorstellungen im Spiel gewesen sein, als man den Blick über Italien hinaus auf den Mittelmeerraum warf. Und da war *eine* Sache nicht zu übersehen: Vis-à-vis des Stiefels glänzte das starke Karthago aufreizend in der Sonne. Es war um 800 v. Chr. von den Phöniziern als Handelsstützpunkt gegründet worden und stellte eine wirtschaftliche und kulturelle Großmacht dar, die Rom weit überflügelte. Um überhaupt als ernsthafter Rivale Karthagos auftreten zu können, mussten sich die Römer wohl oder übel mit dem Gedanken anfreunden, auf Schiffe zu steigen. Sich aber mit den alten punischen Seefahrern anzulegen, die das Mittelmeer seit Jahrhunderten als eine Art Autobahn benutzten, war keine Kleinigkeit, zumal von den nautischen Kenntnissen des Äneas wenig übrig geblieben war. Die Römer gingen daher erst einmal daran, eine Flotte zu bauen. Sie hatten vom Schiffsbau keine Ahnung, aber vor Süditalien gammelte das eine oder andere gestrandete karthagische Kriegs- und Handelsschiff vor sich hin. Also zogen sie die Wracks aus dem Wasser, studierten sie minutiös und kupferten die alten orientalischen Vorbilder ab. Dabei gelang ihnen eine kleine, aber (kriegs)entscheidende Neuerung: Sie bereicherten die Schiffe mit einer drehbaren Enterbrücke. Die Idee war aus reiner Not geboren: Die Römer verlegten den Landkrieg, den sie beherrschten, kurzerhand auf das Wasser. Während man im Seekrieg, so stand es in allen Handbüchern, normalerweise den Rammsporn einsetzte, um die Ruder der gegnerischen Zerstörer abzurasieren, stürmten die Römer über ihre Enterbrücken in voller Rüstung auf die überrumpelten Mannschaften der feindlichen Schiffe los, gerade so, als kämpften sie eine Feldschlacht.

Die Punischen Kriege von 264 bis 146 v. Chr. sind eine weitschweifige Angelegenheit und ihre genauere Schilderung würde uns weit vom Thema wegführen. Die bekannten Highlights sind die afrikanischen Elefanten (darunter mindestens ein indischer Elefant, nämlich jener Hannibals, der ausgerechnet auf den Namen „Syrer“ hörte) auf den schneebedeckten Alpen und die krachenden Niederlagen der Römer. Hannibal überquerte im November 218 v. Chr. die Alpen über das Rhone- und Isère-Tal (über welchen Pass genau, darüber streiten sich die Fachleute) und stand in der Po-Ebene plötzlich im Rücken der entsetzten Römer. Von den 37 Elefanten überlebte diese Tortur nur der „Syrer“ Hannibals. Die Römer hatten mit solchen Ungetümen übrigens schon früher Bekanntschaft gemacht. Der von Tarent zu Hilfe geholte Pyrrhos I., König von Epirus in Nordgriechenland, Neffe Alexanders des Großen und eine schillernde Figur der Geschichte, war mit etlichen indischen Kriegselefanten aufgekreuzt. Der Sieg, der den Römern unter verheerenden Verlusten (daher das geflügelte Wort vom „Pyrrhussieg“) gelang, öffnete ihnen den Süden der Halbinsel, den ihnen die Karthager nun wieder abspenstig machten.

Warum Hannibal nach der siegreichen Schlacht am Trasimenischen See 217 v. Chr. nicht den Weg nach Rom einschlug, wird bis heute angeregt diskutiert. Es wäre schön, wäre tatsächlich (wie manche meinen) Hannibals Kulturliebe dafür verantwortlich gewesen, dass er Rom schwächen, ihm seine Bundesgenossen abspenstig machen, aber diesen rohen Diamanten nicht zerstören wollte. So verstand es jedenfalls der zum Diktator (eine Einrichtung, die nur bei höchster Gefahr für die Stadt zulässig war) ausgerufene Quintus Fabius Maximus, der empfahl, Hannibal hinterherzuziehen und die zu ihm übergelaufenen Städte mit Zuckerbrot und Peitsche wieder einzusammeln. Eine Feldschlacht hielt Fabius Maximus hingegen für aussichtslos. Er erhielt von den „Mutigen“ in Rom dafür den Spottnamen Cunctator, der Zauderer. Diese mutigen Nicht-Zauderer setzten sich schließlich durch. Resultat: die furchtbarste Niederlage der Geschichte Roms in der Schlacht von Cannae im August 216. Etwa 50 000 Soldaten und an die 80 Senatoren verbluteten auf dem Schlachtfeld. Doch Hannibal zog weiter kreuz und quer durch das Reich, das schutzlos daliegende Rom ließ er unbehelligt. Zweifellos sein größter Fehler, denn die Römer übergaben in ihrer Not das Oberkommando wieder ihrem Zauderer, der den Karthagern geduldig hinterherzog, die Städte zurückholte, den Nachschub abschnitt

und die Feinde aushungerte, sodass irgendwann die Zeit reif war für den Angriff auf das seinerseits militärisch entblößte Karthago.

Als nach hohem Blutzoll und langem Ringen Karthago schließlich in die Knie gezwungen war, blieb Rom als einzige Weltmacht zurück. Die Verbitterung über den Preis dieser Weltherrschaft war jedoch groß. Einer der heftigsten Eiferer war Senator Publius Cornelius Scipio (Africanus minor), der jede seiner Parlamentsreden, und handelte sie auch von der Verbreiterung der Bürgersteige, mit den Worten zu beenden pflegte: „Ceterum censeo Carthaginem delendam esse" („Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss"). Da steter Tropfen jeden Stein höhlt, beschloss der Senat genau dies. Karthago wurde buchstäblich umgepflügt, die Überlebenden in die Sklaverei verkauft. 146 v. Chr. geschah die radikalste Auslöschung einer Stadt samt der Erinnerung an eine kulturelle Hochblüte, die in der Geschichte denkbar ist.

Zur gleichen Zeit machte Rom auch *tabula rasa* im Osten und zertrat die blühenden syrischen und griechischen städtischen Perlen. Solche an die sprichwörtlichen Vandalen erinnernden Akte beendeten die alte *virtus*-Vorstellung (*virtus* verband Mut und Tapferkeit mit Tugend) und waren ein Hohn auf jede hehre Überlegung zur Rechtmäßigkeit eines Krieges.

Diese ganze Entwicklung trieb vielen aufrechten Bürgern und Senatoren Roms die Schamesröte ins Gesicht, zumal Rom sich inzwischen die Insignien einer echten Weltmetropole zugelegt hatte. Im Jahrhundert der Punischen Kriege mauserte es sich zu einer ansehnlichen Stadt, die sich anschickte, mit Athen und den Metropolen im Alten Orient mitzuhalten. Nach den Kriegen gegen die Samniten in Unteritalien um 290 v. Chr. waren bereits einige größere Tempel emporgewachsen, meist geweiht auf die Siegesgöttin Victoria alias die griechische Nike und ihre personifizierten Eigenschaften. Seit den Siegen über die Griechenstädte im Süden zwanzig Jahre später möblierten die Römer ihre Stadt neu. Sie karrten ganze Wagenladungen griechischer Kunstwerke auf den modernen Überlandstraßen in die Stadt (die ersten Abschnitte der Via Appia, die in Brindisi die Adria erreichte, und der Via Caecilia entstanden knapp vor 300 v. Chr.). Plünderungen und Raubgrabungen waren ein probates Mittel, um an solche Schätze zu kommen. Diese unanständigen Gewohnheiten zogen sich über einen längeren Zeitraum hin. Mithridates VI., der lästige, sich immer wieder erhebende Gegenspieler Roms, sprach später von den

„plündernden Römern“, wie uns Sallust berichtet. Und als Cicero 70 v. Chr. eine Rede gegen Verres verfasste, der Plünderungen griechischer Kunstschätze in großem Stil betrieb, zeigte er Verständnis für den Ärger der Griechen darüber: „[…] für die Griechen aber war und ist nichts kränkender als derartige Plünderungen von Tempeln und Städten.“[6] Nicht wenige Statuen, die heute in den Museen stehen, wurden vom Meeresgrund geholt. Sie stammen von mit Raubkunst beladenen Schiffen, die auf dem Weg nach Rom verunglückten. „Rom war zum größten Museum für griechische Kunst geworden – und zu deren Grab, als die *Urbs* selbst von Plünderungen und Zerstörungen heimgesucht wurde“,[7] schreibt Gilles Sauron. Rom war vielleicht noch in anderer Hinsicht ein Grab der griechischen Kunst. Denn man schätzte die Kunstwerke zwar als Statussymbole und für exhibitionistische Attitüden der Neureichen, eine angemessene Auseinandersetzung mit dem Wesen von Architektur und Kunst blieb indes aus. Die anständigere Variante war jedenfalls das Bestellen von Kunstwerken in den griechischen Ateliers. Die Auftragsbücher dort waren ebenso prall gefüllt wie jene der in Italien ansässigen Bauhütten und Bildhauerateliers. Vor allem die Gutsituierten, die sich außerhalb der Stadt schmucke Villen bauten, rissen sich um griechische Kunst. Der Philosoph Herakleides Pontikos nannte Rom gar eine „griechische Stadt“.

Schließlich bildete sich ein einträgliches Gewerbe: das Kopieren griechischer Vorbilder. Ob diese Kopistentätigkeit als eigenständige Kunst angesprochen werden kann, wird von den Fachleuten unterschiedlich gesehen. Dafür spricht, dass es sich nicht einfach um geistloses Abkupfern handelte. Meist wurden Größe und Konzeption verändert und der Stil dem Zeitverständnis angepasst. Für uns ist das in jedem Fall eine gute Sache, denn unzählige griechische Statuen kennen wir nur durch diese Kopien, wenngleich meist in fahlem, leblosem Marmor.

Wir blickten bereits auf die Römer vom Osten aus, jetzt stehen wir gleichsam auf der anderen Seite. Durch die Berührung mit dem griechischen und orientalischen Osten wurde Rom Teil der globalisierten Welt, das heißt: Teil der Hellenisierung! Gegenüber der lebendigen barockisierenden Art der hellenistischen Bronze- und Marmorskulpturen erschienen die altrömischen Terrakottafiguren aus der Zeit gefallen. Titus Livius, aufrechter römischer Patriot, kritisierte die verbreitete Spöttelei über die altehrwürdigen klobigen Götterbilder aus Ton: „Schon höre ich gar zu

viele Korinths und Athens Prachtstücke preisen und bewundern und über die irdenen römischen Götter in unseren Giebelfeldern lachen."[8] Doch das war gegen den Wind eines modischen Zeitgeistes gerufen. Im Jahr 158 v. Chr. wurden Berichten zufolge auf dem Forum Romanum unzählige Statuen „abgeräumt", weil man die neue hellenistische Stilform für repräsentativer hielt als die alte Schlichtheit. Dennoch schmeckte die um sich greifende demonstrative Weltläufigkeit samt dem Zustrom „ausländischer" griechischer Kunst und Literatur nicht allen in Rom. Ein lautstarker konservativer Bewahrer der Eigenart Roms war der Konsul Cato Senior. Cato, der sich öffentlich gerne als sparsam und asketisch inszenierte, kritisierte die Prunksucht der Politiker, namentlich ihre Freude an Statuen zu ihrer eigenen Ehre, wie sie es vom Orient abgeschaut hatten. In einer Versammlung soll er zu Protokoll gegeben haben, dass man den Niedergang des Staates am besten daran erkennen könne, dass schöne Knaben einen höheren Kaufpreis erzielten als ein Landgut und Kaviarbüchsen mehr kosteten als ein Ochsengespann.[9] In seinem Geschichtswerk (die bewusst in lateinischer Sprache verfassten *Origines*/*Ursprünge*) verschwieg er die Namen der Feldherren und stellte die Siege als solche des römischen Volks dar. Diese „Wir sind das Volk"-Inszenierung war eine wohlkalkulierte Volte gegen das Establishment und natürlich Balsam auf der Seele vieler Römer, vor allem jener aus den Suburbs (von lat. *suburbium*/Vorstadt). Den Griechen gegenüber empfand Cato nach eigenem Bekunden nichts als Abneigung und scheute auch nicht vor schockierenden Fake News und Verschwörungsgeschwurbel zurück. Demnach hätten die griechischen Ärzte nichts anderes im Sinn, als die Römer auszurotten.[10] Dumm nur, dass Cato selbst in Athen studiert hatte und in seinen Schriften unzählige griechische Quellen benutzte. Natürlich wusste er genau, dass das, was er da zum Besten gab, reiner Blödsinn war.

Im Jahr 155 v. Chr. hielt ein berühmter Mann Vorträge in Rom und schien vor allem die Jugend in seinen Bann zu ziehen: Der aus Kyrene (heute im östlichen Libyen) stammende Karneades war der Leiter der Platonischen Akademie Athens und gehörte der Skeptikerschule an. Die konservativen Kreise um Cato hintertrieben die Vortragsreise indes erfolgreich und erreichten das rasche Ende dieser „Philosophengesandtschaft" aus dem Orient.

Umso konstruktiver war Cato beim Bau von „originalen“ römischen Gebäuden. So veranlasste er 184 v. Chr. die Errichtung der ersten Basilika in Rom (eine ältere gab es bereits in Pompeji und auch aus Rom wird über eine Basilika aus den Jahren 195–191 berichtet, über deren Schicksal man aber nichts weiß). Gemeint ist die Basilica Porcia (nach Porcius Cato) auf dem Forum Romanum, die als Gerichts-, Markt- und Versammlungshalle diente (und deren Form aus dem Orient stammte und sich unmittelbar von der griechischen Stoa ableitete). Über zwei Jahrtausende hinweg brachten solche Konfrontationen zwischen Weltläufigkeit und Heimatverbundenheit in Europa die unterschiedlichsten Blüten hervor. So brachen etwa die Medien, kurz nachdem der britische Stardirigent Sir Simon Rattle im Jahr 2002 als neuer Chef das Pult der Berliner Philharmoniker bestiegen hatte, eine Diskussion über die Zerstörung des „deutschen Klangs“ dieses Traditionsorchesters durch den Globalisierer Rattle vom Zaun.

Luxus ex Oriente und die soziale Frage

Der Osten und der Luxus – das war ein Thema, das nicht nur Griechenland, sondern auch Rom über Jahrhunderte begleitete! Denn egal, wie man dazu stand, es war allen klar, woher Rom seinen kulturellen Glanz ganz allgemein hatte. Der römische Dichter der augusteischen Zeit, Horaz, brachte es ungeschminkt auf den Punkt: „Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio“[11] („Das unterworfene Griechenland überwältigte den rauen Sieger und brachte die Künste in das unkultivierte Latium“). Sein Kollege Juvenal drückte es ein Jahrhundert später weniger kriegerisch, sondern poetischer aus, wenn er anmerkte, dass der syrische Orontes in den Tiber fließt.

Der Ausdruck Luxus leitet sich von *lux* (lat. Licht) ab. Das Licht aus dem Osten war also der Luxus aus dem Osten, und er spannte sich von der Kunst und Architektur über die Gastronomie bis zur Erotik. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. kursierte in Rom der Begriff *pergraecari*, was so viel bedeutete wie sich nach griechischer Art zu amüsieren. Als Gnaeus Manlius Vulso bei seinem Triumphzug im Jahr 187 v. Chr. Sofas aus feinem Stoff mit Bronzefüßen, kostbare Tische und Teppiche aus dem Galaterfeldzug mit sich führte, warf man ihm eine solche Sucht vor. In Sachen Luxus gab es ein

eindeutiges Handelsbilanzdefizit Roms und das lief dem Bemühen vieler Senatoren nach Luxusvermeidung diametral zuwider. Mit dem Vorwurf eines liederlichen Luxuslebens konnte man nämlich vortrefflich einen römischen Patriotismus zelebrieren. Titus Livius betrachtete den Luxus wie eine ansteckende Seuche, die bekanntlich nie hausgemacht ist: „Denn die fremdländische Üppigkeit wurde von dem Heer aus Asien in Rom eingeschleppt.“[12] Es wurden Gesetze erlassen, die zu einer einfachen und tugendhaften Lebensweise animierten. Das erinnert doch sehr an Solon, der fast ein halbes Jahrtausend vorher in Athen Anti-Luxus-Gesetze erlassen hatte. Man fürchtete in Athen und in Rom das orientalische Luxusleben ebenso sehr, wie heute chauvinistische Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche den angeblich gottlosen Luxus des Westens brandmarken. Man darf getrost mutmaßen, dass auch dieser Unsinn nur einen kruden russischen Nationalismus kaschiert.

Die Stimmung in weiten Teilen der Bevölkerung dürften die Fürsprecher einer vermeintlich alten römischen Tugendhaftigkeit nur sehr eingeschränkt abgebildet haben. Man war fasziniert von dem, was da an Importware in den Schaufenstern landete, und neugierig auf das Fremde. Die Oberschicht, die es sich leisten konnte, entzog sich diesem Kulturkampf ohnehin, indem sie sich im nahen Süden, in den Städten im Schatten des Vesuv, zeitgemäß einrichtete. Bevor das samnitische (ursprünglich oskische) Pompeji unter Sulla 80 v. Chr. zur römischen Kolonie wurde, war es eine hellenistische Stadt mit engen Handelsverbindungen und regem Kulturaustausch mit Griechenland. Das geistige Klima war liberal, weltoffen und tolerant, das Leben freizügig und man pflückte mit Freude jeden neuen Tag. Die wohlbetuchten (und philhellenischen) Patrone der Handelshäuser, gut dotierte Intellektuelle und einige Privilegierte aus Politik und Verwaltung leisteten sich luxuriöse Villenanlagen und ließen diese nach hellenistischer Façon ausstatten.

Bei so viel kultureller Mischung war der Kulturkampf zwischen konservativen Patrioten und liberalen Weltbürgern ohnehin weitgehend konstruiert. Denn die Frage, worin eigentlich die römische Identität bestand, war alles andere als trivial, wie Kathryn Lomas treffend feststellt: „Römer zu sein oder zu werden, umfasste verschiedene Felder und Optionen, darunter ethnische Identität, Rechtsstatus oder die Übernahme

römischer materieller Kultur oder Lebensstile, und war auch nicht statisch.“ [13]

Um 240 v. Chr. hatte Livius Andronicus die griechische Dichtung nach Rom gebracht und Homers *Odyssee* übersetzt. Plautus aus Sarsina und der in Karthago geborene Terentius Afer schrieben Komödien. Besonders Plautus übernahm dabei Stoffe aus griechischen Vorlagen. Neben Terentius begründeten Caecilius Statius, Quintus Ennius und Gaius Lucilius die Satire, die besonders von griechischen Vorbildern lebte. Sie war stets ein Gegendiskurs gegen das große Literaturwerk, sowohl der Qualität (gegen das Ernste, Tragische und Systematische) als auch der Quantität nach. Der alexandrinische Ironiker Kallimachos von Kyrene pflegte zu sagen: „Ein großes Buch ist ein großes Übel“! Die Satire stellte – nach dem Vorbild der Kyniker – das Kleine, Gebrochene und Fragmentarische dagegen. In der Kaiserzeit karikierten Satiriker wie Horaz, Persius oder Juvenal die Kaiser und das Leben in der Großstadt. Sie waren parteiisch und politisch inkorrekt. Horaz richtete seinen spitzen Stift gegen Kleopatra, die er ein *fatale monstrum* (ein totbringendes Ungeheuer) nannte.[14]

Noch so schöne Kunst aus dem Osten konnte indes nicht verdecken, dass sich im Inneren der römischen Gesellschaft die sozialen Konflikte verschärften. Die einseitige Verteilung des Wohlstands und das um sich greifende Gefühl weiter Bevölkerungsschichten, auf der Verliererseite zu stehen, waren längst als lohnender politischer Sprengstoff erkannt. Im Jahr 133 v. Chr. übernahm der aus der römischen Nobilität stammende Tiberius Sempronius Gracchus nach einem Leben mit einigen Erfolgen und einigen kapitalen Pleiten das Amt des Volkstribuns. Mit seinem respektlosen und ins Ordinäre gleitenden Populismus machte der Sozialreformer dieses politische Amt zu einem unsterblichen Begriff. Er scherte sich weder um den massiven Widerstand der Eliten noch um die Vorgaben von Tradition, Verfassung und Senat und wollte eine große Landreform zugunsten der verarmten Kleinbauern durchdrücken. Im Senat suchte man dieses Ansinnen mit allen Mitteln zu stoppen. Das gelang zunächst durch das Veto des zweiten Volkstribuns. Daraufhin ließ Gracchus den (sakrosankten!) Kollegen durch ein Plebiszit (lat. *concilium plebis*/Beschluss des Volkes) absetzen, was ein klarer Verfassungsbruch war. Die grölende Menge wollte den Mann gar hängen sehen, was nur knapp verhindert werden konnte. Der Senat sah dem Treiben aus Angst vor einem Bürgerkrieg weitgehend

tatenlos zu und begnügte sich damit, der Reformkommission alle nur erdenklichen juristischen und bürokratischen Prügel zwischen die Beine zu werfen. Dem ehrgeizigen Tiberius lief die Zeit davon, zumal das bevorstehende Ende seiner Amtszeit auch die damit verbundene Immunität beendet hätte. Danach drohte ihm für seine Verfassungsbrüche eine Flut von Klagen. Im Sommer 133 putschte er daher den Mob auf, wobei er nach Auskunft des Historikers Plutarch kräftig die patriotische Karte des „kleinen Mannes" spielte („Die wilden Tiere Italiens haben ihre Höhlen […] Die Männer aber, die für Italien kämpfen und sterben, haben nichts als Luft und Licht"). Er wollte sich vom Volk gegen das Gesetz für eine zweite Amtszeit bestätigen lassen und kam zur Versammlung demonstrativ bewaffnet. Alles roch nach einem Anschlag auf die demokratischen Institutionen und nach Umsturz. Unter den in der Curia in der Falle sitzenden Senatoren brach Panik aus. Der Konsul, ein Freund des Gracchen, rief den Notstand aus, setzte sich dann wieder hin und tat nichts. Die Senatoren hingegen demolierten die Sitzmöbel, zogen unter Führung des Mehrheitsführers, Scipio Nasica, der zugleich *pontifex maximus* war, mit Stuhlbeinen bewaffnet zum Kapitol und droschen hysterisch auf die kochende Menge ein. Dabei blieben 200 Menschen liegen, unter ihnen Tiberius, dessen Leiche man in den Tiber warf, um nicht eine Märtyrer-Gedenkstätte zu schaffen.

Tiberius' jüngerer Bruder Gaius, ein nicht weniger brillanter Redner und Agitator, führte das Vermächtnis des älteren Gracchus fort. Der Kampf war so hart, dass er sich – bei einem Aufstand buchstäblich mit dem Rücken zur Wand stehend – selbst das Leben nahm.

Rom war dabei, für den Status der einzigen Supermacht des Mittelmeerraumes und für den angehäuften Reichtum auch im Inneren einen hohen Preis zu bezahlen: den Verlust der Ehre zugunsten von Machtgier, Korruption und billigem Populismus. Die Folgen waren gravierend. Die Kämpfe der beiden Parteien, der konservativen Aristokraten des Senats (Optimaten) und der Partei des Volkes (Popularen), wurden so kompromisslos, dass sie den Anfang vom Ende der Republik einläuteten. Ein solches Schema wiederholte sich in der europäischen Geschichte mehrmals, weil immer wieder vergessen wurde, dass Demokratie und Verfassungsorgane Errungenschaften sind, die ständige Pflege ebenso benötigen wie einen Grundkonsens von Anstand, Respekt und Kompromissfähigkeit zwischen den handelnden Personen und Parteien.

Den Anfang vom Ende gestaltete in diesem Fall ein Konservativer, der die verloren gehende alte Ordnung noch einmal gewaltsam retten wollte. Während der Agonie zuhause unternahm der 88 v. Chr. zum Senator gewählte Lucius Cornelius Sulla im Osten einen kräftigen Schlag, der von der heimatlichen Tristesse ablenken sollte. Er besiegte Mithridates VI. und zerstörte die Heiligtümer von Epidauros, Olympia und Delphi. Im Jahre 86 v. Chr. plünderten seine Truppen Athen. Dabei fielen ihnen unter anderem die Schriften des Aristoteles in die Hände. Ihren Wert hatten seine Soldaten immerhin erkannt. Zurück in Rom überschritt er mit seinem Heer die heilige Grenze des Pomeriums, ein Skandal, dem die Römer schreckensstarr zusahen (genau genommen war es bereits der zweite Marsch auf Rom, beim ersten im Jahr 88 empfing die Soldaten noch ein Hagel aus Pflastersteinen und Dachziegeln). Eine Reaktion blieb auch aus, als er sich mit juristisch-prozeduralen Spitzfindigkeiten zum Diktator ausrufen ließ. Rom hatte – Resultat der Agonie und Spaltung der Gesellschaft – seinen starken Mann. Zur Herstellung von Zucht und Ordnung führte er brutale Säuberungen durch, stärkte die alten Institutionen, allen voran den Senat – allerdings durch die Proskriptionen mit ausgedünntem Personal –, und trat die glimmende Lunte der aufbegehrenden Plebejer aus. Als er sich 79 ins Privatleben zurückzog, war der Rückbau der vorhergehenden Sozialreformen in vollem Gange.

Seeräuberei und der Aufstand des thrakischen Gladiators Spartakus, den man lange sträflich unterschätzte, sodass für dessen blutige Niederschlagung 71 v. Chr. schließlich nicht weniger als 100 000 Mann nötig waren, zerrütteten das Reich weiter. Der Aufstand wirft ein Schlaglicht auf ein unappetitliches Kapitel der römischen Unterhaltungsindustrie: die Gladiatorenspiele. Die Wurzeln dieser römischen Eigenproduktion werden in etruskischen Totenkulten vermutet. Daher waren solche Spiele ursprünglich mit Begräbnissen verbunden, bis sie der Senat 105 v. Chr. unabhängig davon erlaubte. Andere sehen einen Zusammenhang mit frühen Menschenopfern beim Kult des (vielleicht aus Sizilien stammenden) sabinischen Ackerbaugottes Saturn (der griechische Kronos). Für ihn war schon früh (6. Jh. v. Chr.) ein Tempel auf dem Forum gebaut worden, von dem die einfache und schmucklose Säulenvorhalle noch ziemlich gut erhalten ist. Inzwischen waren die Gladiatorenspiele zu einem tödlichen Massenspektakel verkommen. Es gab regelrechte Gladiatorenställe, von

denen die Kämpfer an Unternehmer für Auftritte in den Arenen vermietet wurden. Die Griechen blickten mit Verachtung auf dieses blutige Vergnügen der römischen Plebs.

Marcus Licinius Crassus und Gnaeus Pompeius hießen die beiden Bezwinger des Aufstandes, und sie starteten ihre Karriere als Konsuln mit dem Versprechen, den Rückbau der Sozialreformen durch Sulla seinerseits rückgängig zu machen. Pompeius empfahl sich für den Job, indem er innerhalb weniger Monate das gesamte Mittelmeer von der jahrzehntelangen Piratenplage säuberte, Mithridates erneut und diesmal endgültig schlug und den Orient neu ordnete. Er brüstete sich damit, 1000 Festungen und 900 Städte erobert und 39 Städte gegründet zu haben, und bereitete dem römischen Senat ein Wechselbad der Gefühle. Aber entgegen den Befürchtungen der Senatoren entließ er seine Truppen, als er wieder italischen Boden betrat, an der magischen Grenze des Pomeriums gesetzeskonform bis auf den letzten Mann. Auch er adelte seine Karriere mit der Begründung eines Tempelkults, diesmal für die Venus Victrix (siegreiche Venus).

Alle Augen waren auf dieses spektakuläre Geschehen gerichtet, sodass in dessen Schatten ein anderer einen großen Coup vorbereiten konnte. Der Letzte des aus Alba Longa stammenden Patriziergeschlechts der Julier – er führte seinen Stammbaum auf Äneas zurück –, der im Jahr 100 v. Chr. geborene Gaius Julius, ein ehrgeiziger und als extravagant geltender junger Mann, absolvierte unauffällig die übliche Ämterlaufbahn. Zur rechten Zeit erregte er Aufsehen mit überdimensionierten Spielen und Gladiatorenkämpfen, womit er in der Bevölkerung schnell Popularität erlangte. Im Jahre 60 v. Chr. regte er ein Triumvirat zwischen sich selbst, Pompeius und Crassus an und wurde ein Jahr später Konsul. Anders als üblich erhielt Cäsar nach seinem Konsulat gleich drei Provinzen für fünf Jahre als Statthalter, darunter Gallien, sodass er in Ruhe Netzwerke knüpfen, eine Machtbasis aufbauen und seine Wahlkampfkasse prall füllen konnte. Am 10. Januar 49 v. Chr. überschritt er mit seinem Heer verbotenerweise den Grenzfluss zwischen seiner Provinz und Rom, den Rubikon, wobei er angeblich auf Griechisch (!) Worte des Menander zitierte: „Hoch fliege der Würfel“ – üblicherweise in einer falschen Übersetzung wiedergegeben als: „Der Würfel sei geworfen“ (lat. *alia iacta esto*). Das bedeutete nichts weniger als Bürgerkrieg gegen den verbliebenen Triumvirats-Partner Pompeius!

Crassus war inzwischen aus dem Spiel, er war 53 im Krieg gegen die Parther umgekommen. Immerhin warnten in Rom einige einflussreiche Senatoren, an erster Stelle der sittenstrenge Marcus Porcius Cato, vor dem Aufsteiger, ohne freilich ein Rezept gegen dessen Skrupellosigkeit zu besitzen. Jetzt schrillten in der Stadt endgültig die Alarmglocken, denn es drohte eine feindliche Übernahme durch den Ex-Konsul. Der Senat floh mit Pompeius und der Flotte nach Griechenland. Cäsar eilte hinterher und schlug sie am 9. August 48 v. Chr. bei Pharsalus in Thessalien. Pompeius wich nach Ägypten aus, wo ihn Ptolemäus XIII., der nicht in den römischen Bürgerkrieg hineingezogen werden wollte, ermorden ließ. Cäsar folgte und setzte die damals 19-jährige, im Volk ungeliebte Kleopatra als Alleinherrscherin ein. Das Verhältnis des bereits 52-Jährigen zu Kleopatra ging über das Geschäftliche hinaus und hatte einen „kleinen Cäsar", Cäsarion (so der Kosename, eigentlich: Ptolemaios Cäsar), zur Folge (falls Cäsar wirklich der Vater ist, dürfte es sein einziges Kind gewesen sein). Das Erbe erhielt später allerdings nicht Cäsarion, sondern sein Großneffe Gaius Octavius.

Rastlos sicherte Cäsar das Reich und wurde 44 als immerwährender Diktator (*dictator perpetuus*) und Divus Julius (göttlicher Julius!) Alleinherrscher. Bevor er der kriselnden Republik den endgültigen Todesstoß versetzen konnte, fiel er am 15. März 44 v. Chr. (an den Iden des März) einer Gruppe von Verschwörern zum Opfer, denen man die Sorge um die Republik abnehmen kann. Pikanterweise verblutete er an zwei Dutzend Messerstichen unter einer von ihm gestifteten Statue des Pompeius, weil die Senatssitzung wegen Umbauarbeiten auf dem Forum Romanum im Theater des Pompeius auf dem Marsfeld stattfand. Der von den Verschwörern – an die sechzig Senatoren waren eingeweiht – erwartete Beifall „klang seltsam gedämpft",[15] wie Werner Dahlheim süffisant bemerkt. Die Nobilität war hin- und hergerissen, die *plebs urbana* aber trauerte dem großen Wohltäter lautstark hinterher.

Cäsar war nicht nur ein genialer Stratege, sondern auch ein begnadeter Selbstvermarkter. Sein Buch über den Gallischen Krieg (*De bello Gallico*) ist in einer einfachen, klaren Sprache geschrieben (weshalb es im Lateinunterricht meist als erste Lektüre Verwendung findet), eine Strategie, die man mit jener Luthers verglichen hat. Natürlich betätigte er sich auch als Baumeister. Er ließ ein eigenes Forum hochziehen, an zentraler Stelle gleich hinter der Curia. Cäsar schuf damit den Urtyp der späteren Kaiserforen. Die

Anlage war auf den Tempel der Venus Genetrix, der mütterlichen Venus, ausgerichtet, der Cäsar seinen Sieg im Bürgerkrieg verdanken wollte. Wir erinnern uns, dass Äneas seine Abstammung auf die Göttin Aphrodite zurückführte, Cäsar wiederum auf Äneas, damit indirekt auch auf Aphrodite – eben seine Venus Genetrix. Neben die Venus ließ er skandalträchtig eine Statue der Kleopatra stellen, die er damit inoffiziell zu einer Göttin erhob. Manche Historiker vermuten, dass Cäsar ein neues Rom gestalten wollte, diesmal nach dem Vorbild Alexandriens, sodass, um das oben zitierte Wort Juvenals umzuformulieren, der Nil in den Tiber fließen sollte.

Von Kaisern, Gottessöhnen und frommen Römern

Cäsar war der Erste, der sich nicht mehr mit dem üblichen Amtssitz in Rom zufrieden gab, sondern sich nach dem Vorbild der altorientalischen Herrscher in die „sakrale Sphäre" entrücken ließ. Es wurden nicht nur Münzen mit seinem Bildnis geprägt, sondern bei Prozessionen tauchten Bilder des Gottes Julius auf, der neben Jupiter zum Staatsgott aufstieg. Sie trugen ebenfalls Cäsars Gesichtszüge. Er selbst schritt in der purpurnen Kostümierung der alten Könige gemessenen Schrittes einher. Zwei Jahre nach seiner Ermordung war die Apotheose, also die Aufnahme Cäsars in den Himmel, amtlich. Das war vor allem praktisch für seinen Adoptivsohn Oktavian, der damit umstandslos zu dem Titel Gottessohn (*Divi filius*) kam. Gaius Octavianus war Cäsars Großneffe, Adoptivsohn und Erbe (nach der Adoption nannte er sich Gaius Julius Caesar und nach der Vergöttlichung Cäsars dann Gaius Julius Divi filius Caesar). Er zögerte nicht, die Aura seines Oheims zu nutzen, indem er eifrig die Legendenbildung und damit den Hass auf die Cäsarmörder förderte.

Die Herren des zweiten, im Jahr 43 v. Chr. ausgerufenen Triumvirats Oktavian, Lepidus und Antonius leiteten mit umfangreichen Säuberungen endgültig das blutige Ende der Republik ein. Eines der ersten Opfer war der *elder statesman,* Anwalt, Senator und Rhetor Cicero, der am 3. Dezember 43 v. Chr. umgebracht wurde und dessen Kopf Antonius auf dem Forum Romanum zur Schau stellte. Ein Jahr später schlug Oktavian gemeinsam mit Marcus Antonius bei Philippi in Makedonien die Cäsarmörder Brutus und

Cassius. Einer bekam bei dieser Schlacht lange Beine und desertierte vor den grauenvollen Verlusten auf beiden Seiten. Es war der Haus- und Hofpoet Horaz, der später in einer Ode die Worte drechselte: „Dulce et decorum est pro patria mori“ („Süß und auszeichnend ist es, für das Vaterland zu sterben“) ein Spruch, der in der Euphorie des Ersten Weltkriegs mit viel Pathos herumgereicht wurde. Aber, wie meist in solchen Fällen, kehrte das Weitere, das Horaz anfügte (und das man wohlweislich nicht zitierte), den Sinn ins Gegenteil: „Der Tod folgt auch dem flüchtenden Mann und er verschont auch nicht die Kniekehlen des unkriegerischen Jungen und den ängstlichen Rücken.“[16]

Nach Philippi, das vielen als Synonym für das Ende der Republik gilt, gab es einen Aderlass republikanischen Personals durch Selbstmorde und Hinrichtungen. Umwälzungen in einer globalen Ordnungsmacht haben meist auch Neuordnungen der restlichen Welt zur Folge. Antonius überließ Oktavian Spanien und Rom, während er selbst in den Osten zog und Lepidus nach Afrika. Als Antonius sich im Orient einzurichten begann und dabei so weit ging, römisches Gebiet der zu seiner Ehefrau gewordenen Kleopatra zu schenken, hatte auch er einen Rubikon überschritten. Oktavian zog nach Ägypten und trieb ihn in den Selbstmord. Nicht anders erging es der letzten ägyptischen Pharaonin, deren Umgarnungskünste bei Oktavian erstmals versagten. Das große Reich Ägypten ging nach vielen Jahrtausenden im Jahr 30 v. Chr. zu Ende und wurde zu einer römischen Provinz. Die entscheidende Seeschlacht hatte ein Jahr vorher bei Actium in Nordwestgriechenland (beim heutigen Preveza) stattgefunden und es wurde ein leichter Sieg für Oktavian und seinen Admiral Agrippa. Die römische Propaganda stilisierte den Sieg im Sinne eines *clash of cultures* zum Sieg des tugendhaften römischen Westens über die unmoralischen Ausschweifungen des Orients. Aber die Propaganda hatte eher kurze Beine und überlebte Oktavian kaum. Ägypten wurde zu einem Sehnsuchtsort der „besseren Gesellschaft“ Roms, eine Art früher Orientalismus verzauberte das Land der Pharaonen zu einem der beliebtesten Bestattungsplätze. Ich werde darauf zurückkommen.

Für diese reifen Leistungen, fand Oktavian, stand ihm eine entsprechende Ehrerbietung zu. Es wurde verhandelt und im Jahre 27 v. Chr. einigten sich Senat und Oktavian auf den Ehrentitel Augustus. Der Titel leitet sich vom *augurium* ab, dem Auslegen göttlicher Zeichen. Der

Gottessohn war zufrieden und ging als Augustus in die Geschichte ein. Derart mit göttlichen Zeichen überhäuft, stutzte er sukzessive die republikanischen Einrichtungen zurück und sammelte die Befugnisse der Ämter ein. Darunter waren auch religiöse Aufgaben, sodass ihm der Titel des obersten Priesters, *pontifex maximus* (lat. höchster Brückenbauer), verliehen wurde. Diesen vielleicht aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stammenden Titel erbten später die Päpste und führen ihn bis heute. Er hat damit das respekteinflößende Alter von 2700 Jahren. Als Augustus alles eingesammelt hatte, entdeckte er eine neue Bescheidenheit und nannte sich Princeps (lat. erster Bürger).

Was nun folgte, war eine lange Zeit des Friedens, die goldene Zeit der *pax romana*! Dafür spendierte der Senat im Jahr 13 v. Chr. (geweiht 9 v. Chr.) auf dem Marsfeld einen großen Friedensaltar (*ara pacis*), der – schön rekonstruiert und um 90 Grad gedreht – heute gegenüber dem Augustus-Mausoleum besichtigt werden kann. Wenn man genauer hinsieht, stellt man freilich fest, dass auch Augustus seine Truppen an allen möglichen Ecken einsetzte. Aber es stimmt schon: Spektakuläre Kriege mit schwer zu vermittelnden Verlusten, blutige Kämpfe im Inneren, gar existenzielle Bedrohungen Roms gab es um die Zeitenwende kaum, dafür eine große Friedenssehnsucht. Wie zu allen Zeiten waren auch damals Dichter und Künstler zur Stelle – zum Beispiel Vergil, Horaz und Ovid –, die um die Gunst des Herrschenden buhlten, indem sie ihn als großen Friedensfürsten und seine Zeit als goldenes Zeitalter besangen. Und alle glaubten es, denn – wie wir wissen – geht es in solchen Dingen um subjektive Gefühle und weniger um Fakten. Auch der Kaiser selbst wusste seine Vision zu inszenieren. Im Jahr 17 n. Chr. – im fernen Galiläa zogen zu dieser Zeit gerade etliche Wanderprediger durch die Lande, unter ihnen ein gewisser in Nazareth geborener Jesus – fand das größte Spektakel statt, das Rom je erlebt hatte: griechische und lateinische Theateraufführungen, Wagenrennen, Tierhetzen, Kulthandlungen! In der Mitte des Getriebes opferte Augustus höchstpersönlich für die Magna Mater ein Schwein. Er verstand es geschickt, die Massen mit der nostalgischen Rückwendung zur guten alten Zeit zu beglücken, indem er die alten Feste und Sitten wiederbelebte. Er selbst war Mitglied aller Priesterschaften und ließ sich gerne in dieser Funktion *capite velato* (mit verhülltem Haupt) abbilden. Wer es wagte, diese konstruierte Harmonie mit ihrer tadellosen Moral und

Sexualhygiene zu stören, musste mit harschen Konsequenzen rechnen. Der berühmte Ovid wurde samt seiner freizügigen Bücher, der *Ars amatoria* (ein Führer durch das Dickicht der Liebeskunst) und des Bestsellers *Amores* (eine Sammlung von Liebesgedichten), in das garstige Provinznest Tomi am Schwarzen Meer (heute Constanța, Rumänien) abgeschoben. Dort schrieb sich der Untröstliche seinen Frust von der verletzten Seele (*Tristia* und *Epistulae ex Ponto*).



Statue des Augustus, Museo Archeologico Nazionale di Napoli

Nicht nur die alten Kulte revitalisierte Augustus, er startete auch ein gewaltiges Bauprogramm. Namentlich besorgte er die Wiederherstellung alter Heiligtümer, die prächtiger denn je in der Sonne strahlten. Er habe, so gab er für die Geschichtsbücher zu Protokoll, aus einer Stadt aus Backsteinen eine aus Marmor gemacht. Höhepunkt des Marmorverbrauchs war der gigantische Palast auf dem Palatin. Seine Spindoktoren wählten dafür den bescheiden klingenden Namen Domus Augusti (Haus des Augustus). Natürlich ließ auch er ein eigenes Forum errichten mit einer Ahnengalerie, die seine Abstammung – wohin wohl, schließlich war er mit Cäsar verwandt – auf Äneas und Aphrodite zurückführte. Im Jahr 30 erlaubte er den Hellenenbündnissen in Kleinasien, ihn als Gott zu verehren.

Die weitere Geschichte der Kaiser ist zwar dramatisches Kino, ihre Schilderung würde uns aber zu weit führen. Ich skizziere hier nur einen, unser spezielles Interesse berührenden Punkt, den Augustus mit beinahe allen anderen Kaisern teilte: die Liebe zum Orient. Bei vielen Kaisern war sie noch deutlich ausgeprägter, etwa bei Nero, der zumindest anfangs einer der beliebtesten Kaiser war. Die Stimmung kippte, als er seine Mutter Agrippina ermorden ließ und damit wohl ein ausgleichendes Regulativ seiner latenten Verrücktheit verlor. Nero war ein bedingungsloser Verehrer Griechenlands. Er wollte Rom *great again* machen. Das bedeutete für ihn: Aus Rom sollte Athen werden! Unter anderem wollte er die Gladiatorenkämpfe durch Sängerwettbewerbe ersetzen, bei denen er – er war ein leidlicher Kithara-Spieler – selbst anzutreten gedachte. Tatsächlich nahm er an einschlägigen Wettbewerben in verschiedenen Orten Griechenlands teil. Auch bei Wagenrennen startete er. Und jedes Mal war er der gefeierte Sieger. Eine Anekdote erzählt, dass der Egomane bei einem Rennen gar den Siegeskranz erhielt, obwohl sein Wagen mit Getöse vor der Ziellinie zusammengebrochen war. Aber inzwischen wissen wir, dass selbst im 21. Jahrhundert sich Verlierer von demokratischen Wahlen zum Sieger erklären können und dass Millionen von Menschen solche dreisten Lügen sogar glauben. Wer wollte da einem Nero zürnen, der nichts weiter wollte als eine Goldmedaille beim Wagenrennen?

Als nach dem großen Brand in Rom im Juli 64 (der eine neuerdings in Rom aufgetauchte Sekte, deren Mitglieder man Christen nannte, als potenzielle Brandstifter ins Visier brachte) Nero den Kaiserpalast neu aufbaute, bediente er sich bei den altorientalischen Palästen als Vorlage. Er

ließ die neuesten technischen Spielereien in die riesige Anlage verbauen wie eine sich um die Achse drehende Rotunde mit einer Decke, aus der Rosenblätter und Parfüm auf die Gäste regneten. Es war ein hellenistisch-barocker Pomp von der Art, wie ihn finanzkräftige Autokraten und Egomanen lieben, denen es an dem fehlt, was man im 17. Jahrhundert *bon goût* (franz. guter Geschmack) nannte. Von der klaren Form der Klassik, wie sie Augustus wiederbelebt hatte, war nichts mehr übrig. Die Zeitgenossen standen kopfschüttelnd vor diesem Kitschhaufen und murmelten etwas von einem Orientalen! Das war ein Schimpfwort und es traf neben Nero auch Caligula und Elagabal.

Der ungeliebte Kaiser Caligula spann die verbreitete orientalische Geschichte von der göttlichen Geburt des Königskindes um die Geburt seiner Tochter Drusilla. Diese soll auf wundersame Weise gezeugt und geboren worden sein: Vater der Tochter sei neben Caligula selbst zusätzlich noch Jupiter Capitolinus gewesen. Nach der Geburt brachte man das Baby zum Kapitol und legte es der dortigen Jupiter-Statue auf den Schoß. Und, besonders makaber, danach reichte man das Kind der jungfräulichen Minerva weiter, die es säugen sollte – wie auch immer die steinerne Figur das anstellte. Vermutlich war sie verwundert, weil die ganze Sache nichts mit Rom, aber sehr viel mit Ägypten zu tun hatte. Das überraschte in Rom aber nur mehr die Götter, denn Caligula hatte den Isis-Kult wiederbelebt und war bekannt für seine Ägyptophilie. So schön der Titel eines Kaisers von Rom war, noch grandioser klang der Titel eines ägyptischen Pharaos auf der Visitenkarte.

Caligula war, wie auch Elagabal, ein ausdrücklicher Orientale, Philhellenen gab es noch erheblich mehr. Die Gebildeteren stimmten in diese Verehrung gerne ein, während die Schickeria ohnehin über Eskapaden wie jene Neros johlte. Die breite Masse hingegen sorgte sich um den Verlust römischer Identität und Moral. Das kluge Gleichgewicht, mit dem Augustus durch seine demonstrative Pflege des Alten den Menschen auf der Straße einen sicheren Anker der Identität gab, war bald wieder verloren.

Überhaupt scheint bei den Römern die Frömmigkeit einen höheren Stellenwert gehabt zu haben als bei den Griechen. Die griechischen Intellektuellen waren engagierte philosophische Köpfe, die das Göttliche in eine übergeschichtliche Seinslehre zu abstrahieren und damit weitgehend zu neutralisieren vermochten. Die Römer, praktisch veranlagt und

bodenständig, wie sie waren, sahen die Manifestation der Götter ganz real und konkret. Sie brauchten handgreifliche Rituale. Es sollte daher nicht verwundern, dass später im Christentum die hochfliegenden theologischen Spekulationen im griechischen Osten entwickelt wurden, die pragmatischen Fragen um die Gestaltung des Kults und die Organisation von Gemeinden hingegen im lateinischen Westen behandelt wurden. Götter spielten im öffentlichen und privaten Leben Roms eine große Rolle. Anders als in Griechenland gab es zudem eine hierarchisch organisierte Priesterschaft mit dem *pontifex maximus* an der Spitze und einer ganzen Reihe von Priesterkollegien mit allen möglichen Zuständigkeiten, von den Auguren (für das Auskundschaften des Willens der Götter) über die *viri sacris faciundis* (zuständig für die Kulte) und die zwölf *fratres arvales* (zuständig für die Segnung der Felder) bis zu den *fetiales* (zuständig für Kriegserklärungen), dazu jede Menge weitere Abteilungen von Priestern für die einzelnen Gottheiten. Wenn es einmal dazu kam, dass auch Roms Intellektuelle das Bild der Götter abstrakt fassten, taten sie dies weniger als Philosophen denn als Soziologen. Cicero ging es in seiner kritischen Replik auf die Epikureer, die er für atheistisch hielt, weniger um die Frage nach der Wahrheit des Göttlichen als vielmehr um die negativen Konsequenzen des Atheismus für die Ordnung des Staates, der *res publica*.

Auch die römische Religion hatte mit der Verehrung von Bäumen, Quellen, Berggipfeln und mit bäuerlichen Vegetationskulten begonnen. Für jede bäuerliche Tätigkeit, vom Pflügen, Säen, Ernten bis hin zum Bekämpfen von Pflanzenkrankheiten, gab es göttliche Mächte. Dazu kam als Besonderheit dieser Religion die Vergöttlichung abstrakter Entitäten wie der Fortuna (Glück), Victoria (Sieg), Spes (Hoffnung), Pax (Friede), Concordia (Eintracht), Salus (Heil). Das war schon deshalb praktisch, weil man damit die Religion hervorragend für politische Interessen funktionalisieren konnte. Der Kaiser demonstrierte seine Friedensliebe etwa, indem er die Kulte von Pax und Salus förderte, während jene für Mars (Krieg) im Hintergrund blieben. Die Lust an solch phantasievoller Selbstversicherung haben die Italiener nie verloren. So bevölkern das von Giuseppe Sacconi entworfene und 1911 noch unfertig eingeweihte Nationaldenkmal für Vittorio Emmanuele II. (die Römer nennen es boshaft Gebiss oder Hochzeitstorte) auf dem römischen Kapitol neben anderen auch Statuen der Einheit (*unità*), Eintracht (*concordia*), Stärke (*forza*) und (wohlgemerkt!) des

Nachdenkens (*pensiero*). Daran anschließend fand auch die christliche Kirche an abstrakten Entitäten Gefallen wie an Gottes Weisheit, seinem Herzen oder seinen fünf Wunden.

Das Rückgrat der Götterkulte im antiken Rom bildete von Anfang an das griechische Pantheon, das praktisch eins zu eins übernommen und nur umbenannt wurde. Oberster Gott war der Himmels- und Vatergott Jupiter, der griechische Zeus. Vielleicht war die oben erwähnte Jupiter-Statue des Vulca eine der ersten überhaupt und eröffnete die bildliche Verehrung der Götter zugleich mit dem ersten Tempelbau noch in der Königszeit. Von der wichtigen Rolle der Aphrodite, lateinisch Venus, war ebenfalls bereits mehrfach die Rede. Daneben wurde schon früh die Große Mutter des Alten Orients verehrt. Kultbezirke der Mater Magna oder Mater Matuta (Göttin des Morgens und damit des Frühlings und der Geburt) reichen bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. zurück. Die multikulturelle und internationale Ausstattung des Pantheons machte Gottheiten und Kulte zu einem Teil der internationalen Diplomatie. Der elaborierte Kult der Magna Mater im engeren Sinn galt beispielsweise als direkter Import aus Ionien. Um 204 v. Chr. segelte nach einer Aufforderung des Orakels von Delphi eine Delegation aus Rom nach Pergamon. Sie erhielt dort feierlich eine offizielle „Exportgenehmigung“ für den Kult der (alten kleinasiatischen) Muttergöttin, symbolisiert durch einen anikonischen Kultstein der Kybele. 191 v. Chr. weihte man der Magna Mater auf dem Palatin einen Tempel. Magna Mater war zugleich ein Deckname für die Herrin der Tiere, also Kybele, mit dem man die orientalische Herkunft etwas verschleiern konnte. Mit der „Hardware“ der Göttin wurde gleichsam auch die „Software“ in Form der Kultpraktiken geliefert und diese waren durchaus heftig. Sie bestanden aus einem mehrtägigen Frühlingsfest (das die Überwindung des Todes symbolisierte), in dessen Verlauf unter orgiastischer Musik auch Entmannungen vorgenommen wurden. Dies geschah in Erinnerung an die Kastration des göttlichen Jünglings Attis, der von der in ihn verliebten Großen Mutter Kybele (ursprünglich ein Zwitterwesen) in den Wahnsinn getrieben worden war und sich in eine Pinie verwandelt hatte. Die Eunuchenpriester demonstrierten durch ihre Kastration ihre exklusive Hingabe an die Göttin. Da römischen Priestern diese Praktik untersagt war, importierte man auch gleich das priesterliche Betriebspersonal, vermutlich aus Phrygien, analog zur Herkunft des Mythenkomplexes.

Einer der bekanntesten Kultbezirke für die Magna Mater wurde Roms Hafenstadt Ostia. Der Kult war bei Frauen beliebt, weil sie zum männerbündischen Mithras-Kult keinen Zugang hatten. Augustus baute seinen Sitz neben den Tempel der Magna Mater, die auch als trojanische (phrygisch war für die Römer gleich trojanisch) Urmutter galt, was als endgültige Aneignung der Troja-Idee durch Rom angesehen werden kann. Ich berichtete ja bereits, dass Vergil in augusteischer Zeit den Römern ihr Nationalepos schenkte, die *Aeneis*, in der die Abstammung des Romulus auf den trojanischen Prinzen Äneas zurückgeführt wurde.

Nicht nur Kaiser wurden vergöttlicht, was als Teil der Religion ebenfalls ein Erbe aus dem orientalischen und ägyptischen Osten darstellte, sondern manchmal auch deren Frauen oder Töchter. So die oben erwähnte Tochter Caligulas, Drusilla, oder Faustina, die sich die Verehrung im Tempel mit ihrem Gatten Antoninus Pius teilte. Die Verehrung umfasste bald auch das den Kaiser repräsentierende Bild. Das Kaiserbild stand in gleicher Weise für die Person des Herrschers wie das Götterbild für die Gottheit. Eine wahre Flut von Bildern ergoss sich über Tempel, Plätze, Theater, Thermen. Auch auf Münzen, Gemmen und Schmuckstücken, ja sogar Opferbroten und Opferkuchen wurde der Kaiser abgebildet. Vor solchen Bildnissen wurde geopfert und die Strafen für Entweihungen (Nacktheit, Urinieren vor Bildnissen, Mitführen von Münzen in Latrinen und Bordellen) waren drakonisch.

Ganz grundsätzlich gilt für die Religion der Römer das Gleiche wie für die gesamte römische Kultur: Sie war eklektizistisch, also aus allen Ecken zusammengekramt. Trotzdem sollte man nicht einfach von Plagiaten sprechen, eher schon von – wie man in der zeitgenössischen Kunst zu sagen pflegt – *copy and paste*, also einem originellen Zusammenbau vorgefundener Teile zu einem kreativen neuen Ganzen. Aus diesem Grund ist es auch schwierig, eine eigenständige römische Religion zu definieren. Spätestens nach der Constitutio Antoniniana des Kaisers Caracalla (Marcus Aurelius Severus Antoninus) 212, die allen freien Bewohnern des Römischen Reichs das Bürgerrecht gewährte und in Konsequenz daraus alle Kulte in den Staatskult eingliederte (ausgenommen war das monotheistische Christentum), ist ein solches Unternehmen geradezu unmöglich. Insofern passt auch der religiöse Tourismus in die verschiedenen Kult- und Mysterienorte, inklusive des Ausprobierens der dort jeweils vorgeschlagenen

religiösen Diätetik, ins Bild. In diese Zeit des späten Römischen Reichs fällt auch das Ende der uralten Tieropfer. Vordergründige Ursache war die Entmachtung der Wahrsager, die man bei jedem Opfer für die Eingeweideschau benötigte. Die Opfer wurden abstrakt und handlich. Man konnte Münzen, Weihrauch, Kerzen opfern.

Das Römische in Kunst und Architektur

Ähnlich wie bei der Religion muss man das Vergrößerungsglas auch zur Hand nehmen, um die originär römischen Anteile in Architektur und bildender Kunst ausfindig zu machen. Dass wir kaum römische Künstler und Architekten kennen, liegt freilich nicht an ihrer fehlenden Inspiration. Vielmehr haben sie die Vorgaben aus dem Osten durchaus originell weiterentwickelt. Insofern kann man mit Mark Wilson Jones von „unsung heroes“ sprechen. Dass diese Helden nie besungen wurden, hat vor allem damit zu tun, dass Kunst und Architektur stets irgendwelchen Zwecken untergeordnet wurden, sei es die Religion, das Herrscherhaus oder – im besseren Fall – der Staat. Es waren die Kaiser und reiche Mäzene und nicht die Architekten, die sich bei den feierlichen Eröffnungen der Bauwerke in den Vordergrund drängelten. Immerhin wissen wir, dass die römischen Architekten und Baumeister ihr Fachwissen einerseits von den Etruskern, andererseits von den griechischen Kollegen bezogen, von denen viele selbst in Rom ihr Geld verdienten. Einer von ihnen, Hermodoros aus Salamis (Zypern), baute um 146 v. Chr. den ersten vollständigen Marmor-Tempel in Rom. Ab diesem Jahrhundert war Marmor aus den Steinbrüchen von Carrara im Angebot und verdrängte vielfach die teure Importware aus Griechenland. Für sehr feine Arbeiten griff man freilich immer noch zum edlen pentelischen Marmor aus Griechenland und für farbige Gestaltung mussten die Speditionen ihre Schiffe bis nach Ägypten schicken.

Angesichts der starken Abhängigkeit von Griechenland stellt die grundsätzliche Frage, was man unter römischer Kunst verstehen soll, die Kunsthistorikerinnen vor keine geringe Herausforderung. „Römische Kunst“ lässt sich erst spät greifen und mündet gleich in den internationalen Mainstream des Hellenismus. Der wiederum versöhnte griechische und römische Aspekte zu einer originellen Symbiose. Normalerweise

orientierten sich die römischen Innovationen an der Praxistauglichkeit, aber zumindest *ein* Unterschied zu den Griechen hatte geradezu eine philosophische Dimension. Es ging um die Behandlung des Raums. Der Grieche betrachtete den Raum als Leere, in die ein autarker Körper als Widerspiegelung der kosmischen Einheit gestellt wurde. Das ist der Grund, weshalb es ein griechischer Tempel verträgt, wie eine Skulptur in der Landschaft zu stehen. Der Römer hingegen hatte von den Etruskern gelernt, den Raum als ein Bezugssystem zu betrachten. Jeder Körper definierte sich aus dem Verhältnis zu anderen Körpern. Eine solche Interpretation des Raums führte nicht nur zur Axialität, damit Frontalität (mit Ausbildung einer Fassade) von Bauwerken, sondern veränderte das hippodamische System auf die Ordnung von Decumanus (Ost-West-Achse) und Cardo (Nord-Süd-Achse). Das führte nicht zuletzt zu einer spezifischen Form des Städtebaus, auch wenn die kreuzförmige Raumeinteilung keineswegs nur für Städte, sondern für jede Anlage galt, vom Militärlager bis zur Villa. Im Schnittpunkt von Cardo und Decumanus markierte die Opfergrube (*mundus*) mit der angedeuteten Vertikalachse das Zentrum und die Verbindung von Himmel und Erde. Die Tatsache, dass in den europäischen Städten (jedenfalls in ihrer ursprünglichen Bauanordnung) meist Straßenzüge auf die Fassaden von Kathedralen oder anderen repräsentativen Bauwerken zulaufen und damit ihren Eindruck steigern, wurzelt in dieser Ausbildung von Axialität.

Bei jeder Städtegründung zelebrierten die Römer einen von den Etruskern übernommenen Ritus. Eine mit dem Pflug gezogene Furche (*pomerium*) grenzte die zu errichtende Stadt symbolisch vom Umfeld ab. Deshalb war das Pomerium in Rom eine sakral so aufgeladene Linie, dass Remus mit dem Leben bezahlte, als er sie übersprang. Die Feldherren mussten bei ihrer Rückkehr von einem Feldzug spätestens an dieser Grenze das Heer entlassen.

In dieses System passt der axial ausgerichtete Tempel, allenfalls mit Vorhalle, aber nur selten mit einer umlaufenden Säulenreihe (Tempel der Dioskuren). Daneben kannte Rom auch den Rundbau, der in erster Linie für den Kult chthonischer Gottheiten Verwendung fand. Im runden Vesta-Tempel auf dem Forum Romanum hüteten die Vestalinnen das heilige Herdfeuer. Das wohl großartigste Beispiel eines Rundbaus in Rom ist das hervorragend erhaltene (weil zwischenzeitlich in eine Kirche

umgewandelte) Pantheon. Vermutlich kennen wir in diesem Fall sogar den Architekten. Es war der in Damaskus geborene Grieche Apollodor. Er war auch beim Bau des Trajanforums beteiligt (seine Leistung verschweigen uns die Quellen allerdings zugunsten des Bauherrn geflissentlich). Beim Pantheon hatte er schon damit alle Hände voll zu tun, Kaiser Hadrian auszubremsen, der sich als Hobby-Architekt ständig in den Bau einmischte. Dabei war er gar nicht der Stifter. Das war der Feldherr und Konsul Marcus Vipsanius Agrippa, wie es die Inschrift auf dem Bauwerk bis heute korrekt angibt. Durch eine dreischiffige Vorhalle mit acht frontalen Säulen gelangt man in den Rundbau. Der tragende Mauerring, in den eckige und halbrunde Exedren (lat. *exedra*/Nische; urspr. Halle, Zimmer) eingelassen sind, hat eine Dicke von sechs Metern, um dem Druck der Kuppel standzuhalten. Die kassettierte Kuppel aus dem damals neu entwickelten Gussbeton hat einen Durchmesser von 43,30 Metern, was sie zur größten Kuppel bis zur Neuzeit machte. Da dies zugleich der Entfernung vom Fußboden zum Scheitelpunkt entspricht, ist dem Pantheon eine Kugel eingeschrieben. In der Mitte der Kuppel blieb eine kreisförmige Öffnung zur Belichtung ausgespart. Das Dach war ursprünglich mit vergoldeten Bronzeziegeln gedeckt, die Constantius II. im Jahr 336 aus der sterbenden Stadt nach Konstantinopel schaffte.



Pantheon, Kassettendecke, Rom

Neben dem Umgang mit dem Raum war eine weitere Eigenart römischer Architektur der Bogen. Auch er stammte aus dem Orient. Die Griechen konnten damit nichts anfangen, erst die Römer wussten ihn zu nutzen. Zusammen mit der Erfindung des eben erwähnten Gussmauerwerks (*opus caementicium*) im späten 2. Jahrhundert v. Chr., einem gewaltigen Technologieschub, der Baustatiker noch heute begeistert, eröffneten Bogen und Gewölbe neue konstruktive Möglichkeiten. Es ließen sich damit riesige, beliebig gegliederte gewölbte Baukörper realisieren wie Thermen, Theater, hochaggregierte Wohnbauten, repräsentative Toranlagen oder Einzelprojekte wie die Maxentiusbasilika und das Pantheon, aber auch Brücken und über Hunderte Kilometer führende Wasserleitungen. Nach Rom flossen über knapp ein Dutzend Aquädukte unglaubliche Mengen an Wasser, sodass statistisch gesehen jeder Römer mit fast 1000 Liter Wasser pro Tag versorgt war (bei einer Million Einwohner um das Jahr 100). Für die erstaunliche Bauqualität spricht, dass manche römische Brücken und

Aquädukte bis heute in Betrieb sind. Man reibt sich immer noch verwundert die Augen, wie die römischen Ingenieure so komplexe Aufgaben lösen konnten, wie sie sich etwa beim Aquädukt des Pont du Gard (vermutlich 1. Jahrhundert n. Chr.) stellten. Die Wasserleitung versorgte die Stadt Nîmes und durfte auf einem Kilometer ein Gefälle von gerade einmal 24 Zentimetern aufweisen. Übrigens kannten die Römer für Flächen-, Raum- und Gewichtsmaße kein Dezimalsystem, sondern verwendeten die Maßsysteme aus Mesopotamien und Ägypten.

Die großen Wassermengen brauchte man vor allem für die hoch entwickelten privaten und öffentlichen Badeanlagen, die auf griechische Vorbilder zurückgingen. Die mit Warmluftheizungen in Fußböden und teilweise auch Wänden (Hypokaustenheizungen) temperierten Anlagen kannten verschiedene Wärmebereiche bis hin zu mehreren Arten von saunaähnlichen Dampf- und Hitzeräumen (Sudatorium, Laconicum, Caldarium). Der Bau der großen luxuriösen Bäder begann in den lebensfrohen Städten Kampaniens. Erst zur Zeit des Augustus entstanden die ersten großen Thermen in Rom. Auf dem Höhepunkt verfügte Rom in der späteren Kaiserzeit über ungefähr 200 öffentliche Bäder. Man kann davon ausgehen, dass selbst einfache Leute im antiken Rom im Hinblick auf Hygiene deutlich bessere Wohnbedingungen vorfanden als die Menschen in den großen europäischen Städten noch des 19. Jahrhunderts.

Den multifunktionalen Sakralbauten, die neben der religiösen Funktion auch eine Gelegenheit zu medialer Selbstdarstellung für die Eliten des Staates boten, am nächsten kamen die römischen Theaterbauten. Das Theater hatte sich bei den Griechen aus den religiösen Mysterienkulten herausgebildet. Die griechischen Architekten nutzten beim Bau die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft. Die römischen Baumeister schlossen Zuschauerraum (*cavea*), Spielfläche (*orchestra*) und Szenegebäude (*skene*) zu einem frei im Raum stehenden Gebäude zusammen. Die Römer zögerten lange mit dem Bau fester Theater. Es galt in konservativen Kreisen mit ihren eher schlichten Vorstellungen von Kunst und Kultur als unzüchtige Stätte des Vergnügens. Daher waren anfangs nur einfache Holztribünen für die Zuschauer von Theateraufführungen oder Gladiatorenspielen erlaubt. Auch beim Theaterbau war das freizügige Pompeji dem tugendhaften Rom um ein Jahrhundert voraus. Die Theater dort glänzten im barock anmutenden hellenistischen Stil. In Rom gab erst

Pompeius im Jahr 61 v. Chr. (!) das erste aus Stein gebaute Theater in Auftrag. Um eine Ausflucht den frömmelnden Konservativen gegenüber nicht verlegen, bezeichnete er die Zuschauerränge scheinheilig als Treppe zu dem an der Spitze gelegenen Tempel der Viktoria. Das Theater verlor seine religiösen Wurzeln indes bald und wurde zu einer Kulturform *sui generis* und einem Feld, auf dem sich Schriftsteller kreativ entfalten konnten. Anfangs noch derb und burlesk im Ton, passten sie sich schnell an das differenzierungsfähige römische Publikum an.



Theater von Hierapolis, Türkei

Einen besonderen Glanz verlieh der römischen Baukunst die Villenarchitektur. Nach ersten Höhepunkten in den Vesuvstädten erreichte die Villa in Gestalt großer Anwesen und Gärten schließlich die Peripherie Roms. Sie spiegelte dort eine Neuausrichtung des Stadtlebens wider, in der neben der Geschäftigkeit (*negotium*) auch die Muße (*otium*) gelebt werden durfte, eine Muße der anspruchsvollen Gelehrsamkeit freilich, zu der Bibliothek und Pinakothek gehörten. Die Villenkultur der Renaissance knüpfte bei diesen Vorbildern nahtlos an. Das Jahr 2020 mit der

Ausnahmesituation einer weltweiten Pandemie hat uns dazu Erstaunliches gelehrt. Selbst in unserer digitalen Welt gehörten plötzlich Bücher und Bilder zu den beliebten Statussymbolen, vor denen wichtige Menschen ihre zwangsläufig digitalen Interviews und Vorträge aus dem Homeoffice arrangierten. Man munkelt sogar, dass geschäftstüchtige Menschen solche Hintergründe in jeder gewünschten Version anboten.

Die Fresken- und Mosaikwerke aus den Villen geben Zeugnis von einer der großartigsten Leistungen der römischen Kunst (Tafel X). Das Mosaik lässt sich weit bis nach Sumer zurückverfolgen. Bemerkenswerte Kieselmosaike fanden sich im phrygischen Gordion, in Makedoniens Hauptstadt Pella, spätere Formen aus Glassteinen in Ägypten und in verschiedenen griechischen Orten. Den Höhepunkt erreichte das Mosaik im Hellenismus und in überragender Weise in Byzanz. Als wichtiger Teil der christlichen Basilika wird es uns nochmals beschäftigen. Eine ganze Reihe von Mosaiken erlangte Berühmtheit: das bereits erwähnte Alexandermosaik, das Nilmosaik im Museum von Palestrina, das vielleicht aus einer alexandrinischen Werkstatt stammt und dessen Datierung ungeklärt ist (die Vorschläge reichen vom 2. Jh. vor bis zum 2. Jh. nach Chr.), der ungefegte Raum von Sosos aus Pergamon oder das Kentaurenmosaik aus der Villa Hadriana (2. Jh. n. Chr.). In Bädern mit ihren nassen Fußböden liebten die Römer Fischmosaike, in lichten Wohnräumen Mosaike mit Vögeln und duftigen Pflanzen. Die meisten der Mosaike zeigten heidnische Motive – und das noch in Jahrhunderten, in denen das Christentum bereits Staatsreligion war.

Diese Bemerkung ermöglicht mir die Abzweigung zum nächsten Thema. Zur Geschichte Roms gehört, dass neben den vielen bereits bestehenden eine neue Religion das Licht der Welt erblickte: das Christentum.



Pantokrator, Fresko in der Felsenkirche von Göreme (9.–11. Jh.), Türkei

8 DIE GEBURT DES CHRISTENTUMS

Wer jenen an den Lippen hängt, die unablässig von der christlichen Identität Europas schwadronieren, und als guter Europäer oder gute Europäerin die Wurzeln des Christentums kennenlernen möchte, glaubt vielleicht, mit einem Trip nach Rom, in die „Stadt der Päpste", sei es getan. Doch so einfach ist die Sache natürlich nicht. Um den Spuren des entstehenden Christentums zu folgen, bleibt einem eine umfangreiche Rundreise durch Israel, Syrien, Jordanien, Ägypten, vor allem aber durch die Türkei nicht erspart, am besten noch mit einem Abstecher in den Iran. Das Christentum ist eine orientalische Religion. Es versammelte Bausteine aus dem gesamten Vorderen Orient und baute sie zu einer neuen Religion vor allem dort zusammen, wo sich heute die Türkei, Syrien und Israel ausbreiten. Freilich war das damals Römisches Reich, vor allem Oströmisches Reich, also primär griechisch-hellenistische Kultur. Das Lateinische spielte anfangs nur eine geringe Rolle und Rom war später vorwiegend für den Machtanspruch der Institution Kirche mit dem Papsttum zuständig, wie er sich in der Formel „Urbi et orbi" (der Stadt und dem Weltkreis) ausdrückt. Da sich aber alles im Herrschaftsgebiet des Römischen Reichs abspielte, gehört das Thema tatsächlich an diese Stelle. Allerdings müssen wir unseren Blick wieder in den Orient richten, dorthin, wo auch die Römer ständig hingesehen haben und wo ohnehin der Geburtsort Europas liegt.

Jesus von Nazareth

Im geschäftigen Rom war man unter dem die alten römischen Tugenden pflegenden Kaiser Augustus gerade dabei, sich ein freieres und luxuriöseres Leben zu erkämpfen, als in der fernen Provinz Galiläa, vermutlich in Nazareth, ein Mann das Licht der Welt erblickte, der Geschichte schreiben sollte, obwohl das höchstwahrscheinlich gar nicht seine Absicht war. Sein Name war Jeschua, auf Griechisch: Jesus. Dank einer Handvoll

außertestamentarischer Quellen haben nur mehr wenige Historiker Zweifel an seiner historischen Existenz. Wann genau dieser Jesus geboren wurde, wissen wir allerdings nicht, vielleicht einige Jahre vor unserer nach seiner Geburt benannten Zeitenwende. Wir wissen auch sonst so gut wie nichts über ihn. Er selbst hinterließ uns nichts, alle Berichte über ihn, der offenbar als Wanderprediger unterwegs war und eine größere Schar von Anhängern versammelte, wurden von diesen und wiederum deren Anhängern Jahrzehnte später verfasst und verfolgten kaum historische, sondern religiöse Interessen. Die Berichte legen immerhin nahe, dass Jesus in die jüdische Familie eines Tischlers oder Bauhandwerkers hineingeboren wurde. Bethlehem als Geburtsort, wie es unsere rührselige Weihnachtsgeschichte erzählt, kam erst später aufgrund einer Prophetie im Alten Testament ins Spiel. Die Familie Jesu war fest in der jüdischen Tradition verankert, die gesamte Jesus-Geschichte ist jüdisch. Der Ausdruck Christianer oder Christen kam erst eine Generation nach seinem Tod auf.

Über das etwa 140 Kilometer von Nazareth entfernte Jerusalem wurde oben bereits ausführlich berichtet, namentlich über den mit Augustus befreundeten Vasallenkönig Herodes, der die Stadt gerade in eine hellenistische Metropole verwandelte. Nach seinem Tod 4 v. Chr. unterstellten die Römer das Gebiet einem römischen Präfekten.

Mit etwa dreißig Jahren soll Jesus, der sich auf Aramäisch, der damaligen Sprache dieser Gegend, unterhielt und vermutlich auch die Weltsprache Griechisch beherrschte, von einem herumziehenden Täufer namens Johannes im Sinne eines jüdischen Reinigungsrituals getauft worden sein. Wie Johannes zog auch Jesus als wandernder, im Stil der Rabbiner predigender Charismatiker durch die Lande. Solche „göttlichen Männer“ und Magier zeichneten sich durch wundersame Geburt aus, folgten einer bescheidenen Lebensweise, riefen zur Umkehr auf und wirkten Wunder. Nicht selten sammelte sich eine Schar von Gefolgsleuten um sie. Ob sich unter seinen Jüngern und Jüngerinnen eine ausdrückliche Gefährtin befand, treibt seit Langem die Theologen um, zumal Frauen im Umkreis Jesu den Berichten zufolge keine geringe Rolle spielten. Mit Berufung auf mehrere Quellen wird häufig Maria Magdalena dafür namhaft gemacht, was die Forscher allerdings bislang nicht wirklich überzeugt. Im Römerbrief (Röm 16,7) wird zudem eine Apostolin namens Junia erwähnt. Sie wurde

von den Kirchenvätern noch akzeptiert, aber im 13. Jahrhundert von der Kirche kurzerhand in einen Mann verwandelt. Aus Junia wurde Junias.

Wo und wie lange Jesus als Wanderprediger wirkte, wissen wir nicht. Tendenziell könnten nach den Berichten ländliche Gegenden und davon wiederum das Nordufer des Sees Genezareth (der Fischerort Kapernaum) ein Schwerpunkt gewesen sein. Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass in den vielen Quellen, in Briefliteratur, Reden- und Spruchsammlungen, sich auch einige authentische Aussagen Jesu erhalten haben, aber sie sind in keinem Fall zu verifizieren. Tendenziell scheint er sich mit großer Empathie für die Randschichten der Gesellschaft eingesetzt und die Menschen zu Respekt gegenüber Gott, dem Nächsten und sogar dem Feind aufgerufen zu haben. Die Art des Reichs Gottes, von dem er sprach, stiftete über die Jahrhunderte unter seinen Anhängern viel Verwirrung. Man deutete es apokalyptisch-jenseitig, geistig-innerlich oder utopischdiesseitig. Diese Unklarheit umfasst letztlich auch die Frage, wie politisch Jesus sein Wirken angelegt hat. Eine Antwort darauf lässt sich seriös nicht geben. Die Berichte lassen Jesu Auftreten in einem Zug nach Jerusalem gipfeln. Sollte das tatsächlich einen historischen Kern haben, hätte er durchaus mit der politisch aufgeladenen Stimmung gegen Rom gespielt. Denn es muss ihm angesichts des beim Passahfest memorierten Gedenkens an den Auszug aus Ägypten klar gewesen sein, dass die Autoritäten darin eine Demonstration gegen die römische Besatzung sehen würden. Ohnehin wurden diesbezüglich viele Hoffnungen in solche Charismatiker projiziert, weil sie von jenseitigen Reichen predigten. Das Vorgehen der Obrigkeit gegen Jesus war damit eine vorhersehbare Konsequenz.

Gemeinhin gilt als möglich, dass Jesus in der Regierungszeit des Kaisers Tiberius (reg. 14–37) von den Organen des amtierenden Hohepriesters in Jerusalem, Kaiphas, verhaftet und nach einem Asebievorwurf (Leugnung Gottes) vom kaiserlichen Statthalter Pontius Pilatus, der im Gegensatz zu den Juden die Todesstrafe verhängen durfte, wohl wegen der Tempelkritik zum Tode verurteilt wurde (es gab vermutlich keinen Prozess, sondern, wenn überhaupt, bloß ein Verhör). Anders als Paulus hatte Jesus kein römisches Bürgerrecht, sonst hätte ihm ein Prozess in Rom zugestanden. Der Tempel war nicht nur Kultort, sondern auch der Sitz des Hohen Rats (Sanhedrin), der obersten politischen und religiösen Instanz. Jesu Botschaft

wäre demnach sowohl als ein Affront gegen das traditionelle jüdische Establishment als auch als jüdischer Widerstand gegen Rom zu interpretieren. Die Kreuzigung samt Geißelung war die grausamste Hinrichtungsart im Römischen Reich, die häufig bei Aufständischen ohne römisches Bürgerrecht angewandt wurde. Angesichts dieses blutigen Geschehens ist es schwer, nicht an die Worte Nietzsches zu denken, der überzeugt war, dass nur das sicher im Gedächtnis bleibt, das nicht aufhört, „*wehzutun* […] Es ging niemals ohne Blut, Martern, Opfer ab, wenn der Mensch es nötig hielt, sich ein Gedächtnis zu machen. […] die grausamsten Ritualformen aller religiösen Kulte […] alles das hat in jenem Instinkte seinen Ursprung, welcher im Schmerz das mächtigste Hilfsmittel der Mnemonik erriet."[1]

Die historischen Zusammenhänge (falls sie tatsächlich so waren) legen nahe, dass Jesus Opfer einer guten Zusammenarbeit von römischer Provinzverwaltung und religiöser jüdischer Elite war. Spätestens jetzt wird es heikel. Denn die Frage danach, welche Gruppe wie viel Verantwortung für seinen Tod trug (Römer, jüdische Lokalaristokratie, Volk), ist längst zu einer Frage politischer Korrektheit geworden. Während viele Theologen Kaiphas (damit die jüdische Seite) aus der Verantwortung nehmen, kursierten bereits in der Urkirche Nachrichten von einem vom Sanhedrin erlassenen Todesurteil. Diese Botschaft wiederum war darauf angelegt, die Römer zu entlasten und die Juden zu belasten. Ähnliches gilt für die ziemlich sicher unhistorische Szene, dass Pontius Pilatus das Volk befragt habe, ob er Jesus hinrichten solle. Auch in diesem Fall geht es um antijüdische Stimmungsmache bei gleichzeitiger Schonung des nach historischer Faktenlage als korrupt und brutal geltenden Statthalters.

Ebenso wie beim Geburtsjahr hängen die Daten für den Tod Jesu in der Luft. Irgendwann zwischen 27 und 34 dürfte die Hinrichtung stattgefunden haben. Dass Jesus irgendwo in der Umgebung des damals außerhalb der Stadt gelegenen Steinbruchs Golgatha, der als Hinrichtungsstätte diente, in einem üblichen Felsengrab beigesetzt wurde, gehört noch zu den plausibleren Berichten.

Aus Jesus von Nazareth wird Jesus der Christus

Jesus von Nazareth wurde bei seiner Transformation zu Jesus Christus geradezu ein versammelndes Brennglas altorientalischer Narrative. Das unschuldige göttliche Kind als Träger religiös-magischer Kraft war ein verbreiteter Topos im Alten Orient und im Hellenismus. Ebenso gängig waren Wunderlegenden um die Geburt großer Männer. Es gibt sie bei der Königin Hatschepsut, bei Kyros und Augustus, bei Alexander, und selbst Platon hat die Nachwelt eine göttliche Geburt zugeschrieben. Die Auszeichnung als Gottessohn zirkulierte, wie wir sahen, ohnehin im gesamten Orient bis herauf zu den römischen Kaisern. Das Motiv des Hirten in der Geburtsgeschichte und als frühe Jesus-Darstellung leitet sich vom antiken Schafträger (griech. *kriophoros*) ab. Dieser fungierte als Opferträger und Begleiter der Seelen auf der Jenseitsreise. Der Ausdruck Messias, den wir bereits als Anrede für Jahwe kennen, wurde für Könige, Priester und Propheten benutzt. Der Brauch, einen Befreier als Retter (*soter*) oder göttlichen Mann (*theios aner*) anzusprechen, war in der griechischen Antike seit dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. geläufig. Solche göttlichen Männer wirkten Wunder, geboten über die Naturgewalten, starben meist gewaltsam, erfreuten sich einer Auferstehung und einer Himmelfahrt. Die Deutung des Todes als Sühne- und Opfertod zitiert ein in augusteischer Zeit auflebendes altes Motiv aus griechischen Heroensagen.



Auferstehung Jesu, Mosaik Hosios Lukas, Griechenland

Alle diese Geschichten verdichteten sich, als uns heute unbekannte Autoren anhoben, den historischen Jesus in eine verkündigte Heils- und Erlösergestalt zu verwandeln, in einen wahren Christos (griech. Gesalbter). Der Christus-Titel wurde ursprünglich den von Gott auserwählten israelitischen Königen zugesprochen, dann mit Verweis auf alttestamentarische Weissagungen etwa des Propheten Jesaja auf Jesus übertragen, der zum Gesalbten und Erlöser oder kurz: zu Jesus Christus wurde. Jesus Christus ist streng genommen kein Name, sondern die kürzeste Fassung der Transformation einer historischen Gestalt in die Figur eines Glaubensbekenntnisses, ja einer ganzen Theologie.

Diese Figur zeigt sich uns umstellt von Accessoires, die letztlich den Korpus einer neuen Religion bildeten. Dazu gehörte – wie bei jeder Religion – zentral ein Instrument der Erinnerung. Dafür stand das letzte Mahl. In der Urkirche wurde es sehr verschieden erinnert. Der „Wiederholungsbefehl" Jesu („Tut dies zu meinem Gedächtnis") ist bei den Exegeten umstritten, aber dieses Mahl zitierte jedenfalls die antike Tradition des Symposiums, das – wie Karl Kerényi dessen Transformationskraft beschreibt – „nie rein

stofflich und formell [blieb], sondern […] immer auf eine göttliche Gegenwart, einen – oder mehrere – geistigen Teilnehmer als Mitgenießenden bezogen und eben dadurch ein voll verwirklichtes Fest“[2] wurde. Ein kulturgeschichtlich bedeutender Schritt war, dass es als genormtes Abendmahl die blutigen Tempelopfer ablöste. Man kann in der Tat mit Carsten Colpe staunen, „welch enorme geistige Anstrengung es gekostet haben muß […], um das bei den Römern blutig geschlachtete Opfertier, genannt *hostia*, zum unblutigen Leib des Herrn zu erklären, der in der Eucharistie ausgeteilt wurde; […].“[3] Dieser Fortschritt konnte sich darauf stützen, dass bereits in vielen antiken Kulten die Opfergaben Brot und Wein sowie das gemeinsame Mahl eine große Rolle spielten, etwa im Mithras-Kult. Erinnert wurden damit nun Tod und Auferstehung des Gottessohnes Jesus Christus. Allerdings vollzogen nicht nur die Römer blutige Opfer, sondern auch die Juden im Tempel. Der Wechsel zum unblutigen Opfer markierte deshalb auch einen endgültigen Bruch des jungen Christentums mit dem jüdischen Tempel, der physisch ohnehin im Jahr 70 zerstört worden war. Das leere Grab wiederum kam aufgrund des auf Jesus-Erscheinungen basierenden „Osterglaubens“ ins Spiel, was einen wichtigen Mehrwert in der Jesusgeschichte erzeugte (Tafel XI).

Erst die Symbiose von jüdischer Tradition, orientalischen Narrativen und griechischem Erbe (darunter die griechische Philosophie) erzeugte im Umkreis von Stephanus und Paulus, etwa eine Generation nach Jesus, eine neue religiöse Identifikation. Man nannte die Anhänger des Juden Jesus jetzt Christen. Woran man die Ablösung vom Judentum festmachen soll, wird von den Theologinnen eifrig diskutiert. Am häufigsten werden die Kritik an Tempel und Tora und die auf eine ganze Gemeinde projizierte messianische Sohn-Gottes-Vorstellung genannt. Jesus Christus selbst war also kein Christ, nicht einmal Religionsstifter. Das besorgten andere und die Entstehung des Christentums war durchaus kein Selbstläufer, sondern eine lange Geschichte mit erheblichen Rückschlägen.

Der lange Weg zum Christentum – von Jerusalem nach Antiochien

Wie immer bei auffällig gewordenen Persönlichkeiten entbrannte auch im Fall des Jesus von Nazareth ein Streit um sein Erbe, besonders heftig

zwischen den Aramäisch und den Griechisch Sprechenden. Dahinter verbarg sich nichts weniger als ein veritabler Kulturkonflikt. Auf der einen Seite standen jene mit eher engen Weltbildern, die sich an die jüdische Tradition samt ihren strengen Vorschriften klammerten, auf der anderen die weltläufigen, spekulativ denkenden Griechen. Anstoß erregte bei jenen bereits der ausgeprägte Messiaskult der Hellenisten, der den Tempel als Ort der Sühne überflüssig machte. Es war schließlich auch eine Idee aus dem kulturellen Hintergrund der Griechen, dass der neue Tempel (nach der Zerstörung durch die Römer im Jahr 70) nicht von Menschenhand gebaut sein dürfe: „Indes wohnt der Allerhöchste nicht in Gebäuden von Menschenhänden“,[4] heißt es in der Apostelgeschichte. Der Konflikt wurde offenbar mit harten Bandagen ausgefochten, denn die bedrängten Hellenisten hatten mit Stephanus sogar das erste Todesopfer im Kontext des noch nicht einmal existierenden Christentums zu beklagen. Der Heiligenkalender der katholischen Kirche verbucht Stephanus jedenfalls als ersten Märtyrer. Die Hellenisten wichen nach Antiochien aus (heute Antakya an der Südküste des Golfs von Iskenderun in der Türkei), das zum wichtigsten Geburtszentrum des Christentums wurde. Es geschah genau dort, dass erstmals eine Gruppe von Gläubigen als Christen identifiziert und von den Juden unterschieden wurde. Vermutlich entstand sämtliche Brief- und Evangelienliteratur im Strahlungsfeld Antiochiens (das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte möglicherweise in Ephesos, ebenfalls Türkei).

Auf der Seite der Hellenisten wirkte der aus Tharsos (heute Tarsus an der Nordküste des Golfs von Iskenderun, Türkei) stammende römische Diasporajude griechischer Zunge, Saulus-Paulus, der als Pharisäer erzogen worden war. Saulus-Paulus, der die Hellenistengruppe um Stephanus anfänglich noch verfolgte und dessen Ermordung angeblich guthieß, wurde durch ein legendenhaftes Bekehrungserlebnis vor den Toren von Damaskus zum erfolgreichsten Verbreiter des Christentums. Er war ein weltläufiger Mann und in verschiedenen Kulturen zuhause. Vielleicht hatte auch Paulus nicht die Absicht, eine neue Religion zu gründen. Seine Ambition richtete sich eher auf die Utopie einer neuen Welt und einer neuen Menschheit. Dies ergab sich aus seiner pessimistischen Anthropologie, ein Gemisch aus griechischer Körperfeindlichkeit und christlicher Auferstehungsbotschaft. Der Körper sei für die Sünde anfällig und nur eine göttliche Intervention

könne den Menschen retten. Dabei wird das „Fleisch“ zwar nicht verdammt (das wäre auch sehr unpassend gewesen, billigte man doch dem Erlösergott eine Auferstehung mit Leib zu), aber es musste durch die Auferstehung verwandelt werden. Was nach der Auferstehung erwartet werden durfte, war übrigens durchaus unklar. Eine einheitliche Lehre über das Leben nach dem Tod gibt es weder in den neutestamentlichen Schriften noch gab es sie in der jüdisch-frühchristlichen Praxis. Das frühe Christentum war eschatologisch und apokalyptisch und sah die Welt auf einen Wendepunkt zulaufen, aus dem eine neue (göttliche) Ordnung entstehen sollte. In der sogenannten Apokalypse des Johannes schaut der Seher einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf der es das Meer, das in Mesopotamien Ausdruck einer Chaosmacht war, nicht mehr geben wird. Das entstehende Christentum fand freilich in den alten Erzählungen genug Material, um das Jenseits mit sowohl hoffnungsvollen als auch trostlosen Aussichten zu möblieren. Die Erzählung von der Überwindung der Chaosmächte entpuppte sich spätestens jetzt als ein revolutionäres Konzept mit einer das Abendland prägenden Rezeption. Denn die Idee einer auf ein (glückliches) Ende zulaufenden Geschichte wurde (unter kräftiger Mithilfe der utopischen Dimension des Neuplatonismus) zu einer Konstante in den philosophischen Systemen der europäischen Kulturgeschichte bis herauf zu Karl Marx.

Im Laufe der Zeit verdichteten sich die diversen Aktivitäten zu einem Profil der neuen Religion. Die zentralen Elemente waren ein Initiationsritus, die Taufe, und das erwähnte sakramentale Erinnerungsmahl, wie wir es aus der griechischen Tradition als die Seele veränderndes Mahlgespräch (Symposion) kennen. Die Offenbarung Gottes erfolgte nicht durch gnostischen Weltausstieg, sondern durch eine geschichtliche Fleischwerdung des göttlichen Wortes. Und dieses Fleisch konnte im Erinnerungsmahl, das sowohl als Gedenken als auch als Vergegenwärtigung (lat. *sacramentum*/Heilszeichen, sichtbares Zeichen von etwas Verborgenem) interpretiert wurde, „real“ gegessen werden. Das gemeinsame Mahl – „sie aßen zusammen“[5] – begann sehr früh als Agape (griech. göttliche Liebe/Liebesmahl), bei der anfangs mitgebrachte Speisen gemeinsam gegessen wurden. Mit dem Mahl sind viele Erzählstoffe verbunden: Speise- und Weinwunder, Mahlgleichnisse, Brotmetaphorik, Wohlgeruch. Neben dieser Agape, die manchmal wie die alten Symposien ausartete und im 4. Jahrhundert verboten wurde, haben wir bereits aus dem

2. Jahrhundert Berichte über eine frühe Form des Gottesdienstes. Er setzte sich aus dem auf der jüdischen Schriftkultur beruhenden Wortgottesdienst und der Eucharistiefeier (griech. *eucharistia*/Danksagung) zusammen. Der Wortgottesdienst geht auf einen Gesetzeslehrer mit dunkler Historizität zurück: Um 398 v. Chr. las Esra den bislang exklusiven Text der Tora öffentlich vor. Die Form einer unterrichtsartigen Textexegese trat an die Stelle des alten Opferkults. In der Eucharistiefeier erhielt das Christentum sowohl das orientalische Symposion als auch die (jetzt mit Brot und Wein sublimierten) alten Opferriten am Leben. Die Formen waren anfangs verwirrend vielfältig, letztlich ging es aber theologisch um die sakramentale Bedeutung solcher gespendeten Handlungen mit ihrer Nähe zu den alten Mysterien. Die Mahltheologie von Fleisch und Wein erinnert beispielsweise an den Dionysos-Kult, bei dem Frauen mit gelöstem Haar in Ekstase gerieten. Möglicherweise verbot deshalb Paulus den Frauen, unverhüllt am Gottesdienst teilzunehmen. Jedenfalls riefen solche Kultpraktiken die Sittenwächter auf den Plan. Man bezichtigte die Christen sexueller Exzesse und hängte ihnen das „Wandermotiv“ (Hans Peter Hasenfratz) vom Ritualmord an, das später von den Christen selbst gegen gnostische Sekten und im Mittelalter gegen die Juden angewandt wurde. Grundsätzlich sahen viele antike heidnische Kommentatoren im Christentum einen sektiererischen Aberglauben oder schlichte Gottlosigkeit und hielten es für primitiv.

Aber bis man einigermaßen sinnvoll vom Christentum sprechen konnte, vergingen Jahrhunderte, in denen gewaltige geistesgeschichtliche Umwälzungen stattfanden und in epischen Streitereien die Grundlagen einer religiösen Dogmatik gelegt wurden. Die erste ebenso hart umkämpfte wie entscheidende Weichenstellung geschah freilich gleich am Anfang. Es kam zwischen Simon Petrus und Paulus zu einer heftigen Kontroverse, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Die Historizität des Simon Petrus, einer der ersten Jünger Jesu, der vielleicht aus Kapernaum stammte, wo er mit seiner Familie als Fischer lebte, gilt als wahrscheinlich, obwohl wir kaum etwas von ihm wissen. Die sogenannten Petrusbriefe stammen nicht von ihm. Bei dem Streit, der nun entbrannte, ging es um die Frage, ob jemand Christ werden durfte, der nicht zuvor Jude war. So war es bislang üblich, aber die Frage wurde drängend, als man mit der Missionierung von Heiden begann. Die Sache hatte enorme Bedeutung für

das konkrete Gemeindeleben. Wie konnte man die Lehre der Tora mit den christlichen Vorstellungen unter einen Hut bringen? Wie ließ sich das gemeinsame Mahl organisieren angesichts der komplizierten Speisevorschriften der Juden? Bis ins 4. Jahrhundert weigerten sich viele Judenchristen, gemeinsam mit „heidnischen Christen" zu speisen, was die ganze Mahltheologie gehörig durcheinanderwirbelte. Auf der anderen Seite stand die Sorge um die Kontinuität zwischen dem Judentum und einem Christentum, das sich gerade zögernd vom Judentum absetzte. Die Generalfrage lautete also: Durften Heiden gleich zum Christentum übertreten, ohne sich vorher als Juden beschneiden zu lassen? Das war das Anliegen des eifrig missionarisch tätigen Paulus und er setzte sich damit durch. Man einigte sich auf diese „gesetzesfreie" oder „beschneidungsfreie Heidenmission" bei einem Apostelkonvent in Jerusalem, der von den meisten Theologen irgendwann zwischen 44 und 50 vermutet und manchmal als erstes Konzil bezeichnet wird. Aus Angst vor den konservativen und strengen Judenchristen in der von Jakobus geleiteten Jerusalemer Gemeinde rückte Simon Petrus von dieser Linie allerdings wieder ab und beharrte auf dem Judentum als Vorstufe zum Christentum. Es kam zu einem Eklat zwischen Paulus und Petrus, der in der Forschung einen schönen Namen trägt: „antiochenischer Zwischenfall". Schließlich entschied die Geschichte konsequent. Denn erst durch die „beschneidungsfreie Heidenmission" befreite sich das Christentum von dem Geruch einer jüdischen Sekte und legte die Basis für eine Karriere als eigenständige Weltreligion. Das Christentum, dessen Narrativ die Erhöhung Jesu zu einem Kyrios war, lag damit auf der Welle des „modernen" globalen (nämlich hellenistischen) Mainstreams der damaligen Welt. Und dies war einer der wichtigeren Gründe für seinen großen Erfolg. Es war vor allem Paulus, der auf dem langen Weg von Antiochien nach Ephesos jahrzehntelang eine christliche Gemeinde nach der anderen gründete und die Botschaft in alle Zentren des Hellenismus trug. Allerdings wurde in der Trennung vom Judentum auch eine von mehreren Ursachen für einen permanenten Antijudaismus grundgelegt.

Diese frühe Ausbreitung des Christentums wurde begleitet vom Entstehen der ersten theologischen Literatur, der Schriften des Neuen Testaments, im Umkreis von Antiochien und Ephesos. Die Sprache des Neuen Testaments ist Griechisch, aber es gab vermutlich einige aramäische

Texte, die übersetzt wurden und einflossen. Die grundlegenden Schriften des Christentums entstanden also dort, wo heute Türkei ist. Keiner der Autoren (außer Paulus, der aber Jesus nie begegnete und der schließlich 61 in Rom hingerichtet wurde) war Zeitgenosse Jesu. Der Thessalonicher-Brief des Paulus, vermutlich um 50 in Ephesos geschrieben, gilt als das erste beglaubigte Dokument des Christentums. Das älteste der vier Evangelien (griech. *euangelion*/gute Botschaft) des Neuen Testaments, jenes von Markus, entstand um 70 (mit mehreren Schlussteilen aus dem 2. Jh.). Das Matthäus- und das Lukasevangelium, nach gängiger Meinung zwischen 80 und 90 entstanden, nahmen die Stoffe von Markus auf und speisten sich zudem aus einer von der Wissenschaft postulierten Quelle von Worten Jesu. Eigenständig von diesen drei voneinander abhängigen (synoptischen) Evangelien entstand das Johannesevangelium um 100 (ebenfalls mit einer später angefügten Ergänzung), aus dem nicht mehr der irdische Jesus, sondern der Gottessohn sprach. Damit ist dieser Text das „christlichste" und zugleich das „antijüdischste der vier Evangelien" (Peter Schäfer). Jesus tritt als Licht in die (jüdische) Welt der Finsternis, „… und die Finsternis hat es nicht erfasst", wie es bei Joh 1,1-5 heißt.

Es ist gänzlich unbekannt, ob die Namen tatsächlich die Verfasser bezeichnen oder spätere Hinzufügungen sind. Die Exegeten sehen als Zielgruppen bei Matthäus Judenchristen, bei Markus und Lukas Heidenchristen und beim Johannesevangelium ganz allgemein sich zum Christentum Bekennende. Insofern überrascht es nicht, dass Jesus in den Schriften immer wieder als Kritiker von jüdischen Vorschriften dargestellt wird. Vor allem das Matthäusevangelium ist geprägt von einer heftigen Polemik gegen die Pharisäer. Aber diese Polemik bleibt in einem innerjüdischen Rahmen, denn Jesus will das Gesetz nicht beenden, sondern er kritisiert das Auseinanderklaffen von Gesetz und Handeln. Dass die Rezeption zum Antijudaismus beitrug, steht freilich außer Frage. Die Apostelgeschichte, die über die Ausbreitung des Christentums und die Missionierung durch Paulus berichtet, dürfte um 90 geschrieben worden sein, vielleicht von den gleichen Autoren, die das Lukasevangelium verfassten.

Anders gestrickt ist die sogenannte Johannesapokalypse (griech. *apokalypsis*/Enthüllung). Über die Datierung des komplexen Sendschreibens, das, wenn überhaupt von *einem* Autor, dann von einem

unbekannten frühchristlichen (vielleicht judenchristlichen) Propheten an sieben Gemeinden (die alle in der heutigen Türkei liegen) gerichtet wurde, gehen die Meinungen der Experten weit auseinander. Sie reichen von Frühdatierungen um das Jahr 70 bis Ende der 90er-Jahre, extreme Positionen gehen bis zum Jahr 135. Die offenbar in der Spannung zwischen alten Juden- und neuen Heidenchristen entstandene Schrift ist nicht nur ein restaurativer Versuch, die Entwicklung einer freieren Theologie zu verhindern, sondern reaktiviert ein seit Langem schwelendes Protestpotenzial gegen die herrschende Weltmacht Rom. Es handelt sich dabei um eine jüdisch inspirierte antiliberale Stadtkritik. Sie zeigt gegenüber den relativ unpolitischen, ja teilweise sogar romfreundlichen Evangelien einen Gottessohn als zornigen Rächer, dem ein Schwert aus dem Mund fährt.[6] Es ist hier der alte Topos der Wiederherstellung der göttlichen Sinngebung der Stadt aufgenommen.

Die Zusammenstellung und Redaktion der diversen Schriften, deren Autoren teilweise unklar sind (nur sieben von dreizehn Paulusbriefen werden tatsächlich Paulus zugeschrieben), zum Neuen Testament zog sich über einen längeren Zeitraum. Zwar bildete sich im 4. Jahrhundert eine Vorstellung heraus, was für das Christentum eine Richtschnur (griech. *kanon*/Richtschnur, Messlatte) sein sollte. Das führte zum Kanon des Neuen Testaments, aber verschiedene Gemeinden benutzten in den ersten Jahrhunderten Sammlungen mit ganz unterschiedlichen Texten. Irenäus aus Smyrna (heute Izmir, Türkei), der dann in den Westen ging und Ende des 2. Jahrhunderts Bischof in Lyon war, stellte ebenfalls Kriterien zusammen, die einen wahren Christen ausmachen. Diese Kriterien repetieren praktizierende Christen bei jeder sonntäglichen Messe seit knapp 2000 Jahren im *Apostolischen Glaubensbekenntnis*. Über die Ursachen der Bevorzugung der vier und der Zurückweisung vieler anderer Evangelien wird immer noch lebhaft diskutiert. Der jeweilige Inhalt war dabei nur *ein*, aber nicht der einzige Grund. Manches gelangte aus den in Vergessenheit geratenen apokryphen Botschaften doch ans Licht, etwa die populäre Geschichte von Ochs und Esel bei der Weihnachtskrippe. Die ersten Übersetzungen der Texte des Neuen Testaments im 2. und 3. Jahrhundert erfolgten ins Syrische und in die Verkehrssprache Ägyptens, das Koptische. Mit den Schriften gewann das Christentum langsam eine Kommunikationsplattform. Zur eigentlichen Religion wurde es allerdings

erst durch die dogmatische Formung bei den Konzilien. Das wollen wir noch ein wenig warten lassen und uns zuerst ansehen, welchen Stand das neue Bekenntnis im damaligen Jahrmarkt der Religionen hatte.

Der Jahrmarkt der Religionen

Manche jugendliche Kapuzenträger unserer Tage zögen vielleicht das Textil rasch wieder herunter, wenn sie wüssten, dass sie römische Priester nachahmen. Diese vollzogen Kulthandlungen *capite velato*, mit verhülltem Haupt, wie wir aus der Schilderung von Augustus als *pontifex maximus* bereits wissen. Damals erzeugte man damit Eindruck, denn Religion und Kult waren positiv besetzt und in der globalisierten Welt der Spätantike herrschte ein verbreitetes Bedürfnis nach spirituellen Angeboten.

Das erfordert zunächst ein paar Worte zum Ausdruck Spätantike. Die Historikerinnen rangen sich erst im 20. Jahrhundert dazu durch, die späte Kaiserzeit als Klammer zwischen Antike und Mittelalter nicht mehr als Verfall einer nostalgisch-idealisierten klassischen Antike zu sehen, sondern sie positiv als eigenständige Epoche zu würdigen. Genauer war damit die Zeit ab der Inthronisation des römischen Kaisers Diokletian im Jahr 284 gemeint. Diokletian deshalb, weil er nachhaltige Reformen auf den Weg brachte. Das Ende der Spätantike könnte man eventuell um 529 ansetzen, das Jahr der Schließung der Platonischen Akademie und der angeblich erfolgten Gründung des Benediktinerklosters auf dem Hügel von Montecassino. Praktischerweise hätte man dann auch gleich eine Jahreszahl für den Beginn des Mittelalters zur Hand.

Die Spätantike ist tatsächlich eine faszinierende Epoche und weist erstaunliche Parallelen zu unserer Zeit auf. Vom Hellenismus als Leitkultur geprägt, war sie, wie bereits beschrieben, eine Periode der ersten Globalisierung der Weltgeschichte. Es war eine griechisch-römisch-orientalische Globalisierung. Neben einheitlicher Sprache und Währung sowie einer „Deregulierung“ des weltweiten Handels gab es nahezu überall verfügbare Konsum- und Zivilisationsgüter und einen im gesamten Reich zum Spektakel neigenden Unterhaltungssektor. Ein anonymer Brief aus dem 4. Jahrhundert illustriert das Gesagte, wenn es dort über die blühende Handelsmetropole Alexandrien heißt: „Ihr einziger Gott ist das Geld; diese

Gottheit verehren die Christen, die Juden und auch alle Heiden.“[7] Also doch Dekadenz und Verfall? Eher als solche plakativen Formeln sollte man in dieser Bemerkung die Beschreibung von modernen Zeiten sehen mit den ihnen eigenen Ambivalenzen. Denn wer über die Shoppingmall (also den Cardo Maximus) der glänzenden Städte dieser Zeit wandelte und vom Warenangebot ebenso geblendet wurde wie von den Marmorbauwerken der Stararchitekten und den Verlockungen des Unterhaltungssektors, hatte vielleicht auch Sorgenfalten auf der Stirn. Nicht nur die Frage nach dem Lebenssinn mag sich manch einem gestellt haben, die wachen Zeitgenossen blendeten nicht aus, dass das Römische Reich hinter diesen glitzernden Fassaden in eine Existenzkrise schlitterte. An den Grenzen drängten sich Ost- und Westgoten, Burgunder, Langobarden, Vandalen, und alle diese Wirtschaftsmigranten wollten aus dem kalten, feuchten und unterentwickelten Norden in den Süden und in den Orient, wo Milch und Honig flossen und die Zitronen blühten. Das mit den Zitronen ist umstritten, aber tatsächlich gibt es einige Abbildungen davon. Dabei dürfte es sich um von Juden nach 70 eingeführte Zitronat-Zitronen handeln. Die echten Zitronen und Orangen scheinen erst mit den Arabern gekommen zu sein (sowohl unsere Limone als auch die Ausdrücke in den romanischen Sprachen und damit das englische *lemon* leiten sich vom arabischen *laimun* ab).



Isis-Priesterin (2. Jh.), Hierapolis Arkeoloji Muzesi

Den Ernst dieser Bedrohungen hatte man lange von sich geschoben, aber den Menschen wurde plötzlich bewusst, dass unsichere Außengrenzen eines so großen Reichs ein Problem sein könnten. Dazu kam, dass die Tröstungen der traditionellen Religion an Kraft verloren hatten. Das alte antike Götterpantheon wirkte verstaubt, abgenutzt und nicht mehr glaubwürdig, allenfalls eine Sache der einfachen Leute. Der globale Austausch hatte demgegenüber eine Menge von faszinierenden Kulten aus aller Welt, sprich aus Ägypten, Iran, Thrakien, Phrygien, auf die Marktplätze gespült und einen New-Age-Boom ausgelöst. Man war fasziniert von den alten Mysterienkulten in Eleusis oder Samothrake (selbst Orient-affine römische Kaiser pilgerten dorthin und ließen sich einweihen), von den orientalischen Kulten um die Fruchtbarkeitsgottheiten Sabazios, Bendis, Kotyto, von der altsemitischen Astarte, in der vermutlich die altbabylonische Ischtar steckte, vom syrischen Kult der Atargatis. Besonders im Trend lag bei der weltläufigen Hautevolee der ägyptische Isis- und Osiris-Kult. Wer es sich leisten konnte, gönnte sich eine Bestattung nach diesen Riten in Ägypten. Sogar in Rom gab es Heiligtümer dafür. Die persische Gnosis war verbreitet und man verehrte im romantisch angehauchten griechischen Hestia-Kult die römische Vesta. Daneben gab es unzählige Kultorte von Heilheroen und Heilanden. Einige von ihnen sind berühmt geworden: Asklepios etwa, der in Epidauros, auf Kos und in Pergamon Stützpunkte hatte. Solche Kultstätten waren Magneten eines florierenden Kur- und Wallfahrts-Tourismus.

Als sich das junge Christentum in diesen Jahrmarkt der Religionen mischte, kam es zu den interessantesten Berührungen mit den diversen und weit verbreiteten Kulten um den Sonnengott, den alten Helios der Griechen, den Sol der Römer. Zur Familie dieser Kulte gehörte auch der uralte, aus dem 2. Jahrtausend stammenden Kult des indoiranischen Lichtgottes Mithras, der zahlreiche Parallelen zum Christentum aufwies. Um ihn entstand im 1. Jahrhundert in Rom geradezu ein Hype. In Darstellungen wurde Mithras gerne durch eine phrygische Mütze ein orientalisches Ambiente verliehen. Der Gott wurde der Legende nach in einer Höhle geboren und von Hirten angebetet. Es gab Wasser- und Bluttaufe, Mutproben, Einkleidung und einen Initiationsgang vom Dunkel zum Licht. Dazu kam ein Kultmahl mit Brot, Wein, Milch, Honig und Fleisch. Dem Mythos zufolge tötete Mithras im Rahmen seines Kampfes gegen das Böse einen Stier. Schließlich fuhr er in einer Quadriga in den Himmel. Er

erschien als Kosmokrator und Ordnungsstifter. Die zahlreichen Ähnlichkeiten mit dem Christentum hatten auch eine ähnliche Ikonographie zur Folge: Sonnenkonnotation, Mahlszenen, Himmelfahrt, Pantokrator, Ordnungsstifter. Dies und seine Verwurzelung im Militär und in anderen Netzwerken – etwa von freigelassenen Sklaven oder Zöllnern – machte den Mithras-Kult zu einem ernsten Konkurrenten des jungen Christentums.

Unter der von Kaiser Septimius Severus (reg. 193–211) begründeten Dynastie der Severer gewann die Symbolik des Sol Invictus, der unbesiegten Sonne, massiv an Gewicht. Kaiser Marcus Aurelius Antoninus (reg. 218–222) fungierte selbst als Priester des in Emesa (heute Homs, Syrien) verehrten Sonnengottes Elagabal und installierte den Kult kurzzeitig als Staatskult in Rom (nach ihm benannte man nach seinem Tod den Kaiser). Ein weiteres Mal machte Kaiser Aurelian (reg. 270–275), der nach Emesa zum Elagabal-Tempel gepilgert war, den Sol-Invictus-Kult zur Staatsreligion. Der Geburtstag des in der römischen Bevölkerung beliebten Gottes wurde am Tag der Wintersonnenwende gefeiert, nach dem von Cäsar eingeführten „Julianischen Kalender“ am 25. Dezember. Dieser Kalender, der (nach dem Vorbild des ägyptischen Verwaltungskalenders) das Sonnenjahr statt des Mondjahrs als Bezugspunkt nahm, löste den republikanischen Kalender ab. Es dauerte allerdings noch einige Jahrhunderte, bis er sich in ganz Europa durchsetzte.



Mithras mit dem Stier, Vatikanische Museen

Sind die Sol- und Mithras-Geschichten schon verwirrend, wird es richtig kompliziert, wenn man die Brücke zum Christentum schlägt. Denn es gibt ein kaum überschaubares Gestrüpp von Theorien und Vermutungen zu dieser Frage. Vor dem Hintergrund einer ungebrochenen Sol-Ikonographie – selbst Kaiser Konstantin soll den Sol Invictus immer noch verehrt haben – erhält die Theorie reiche Nahrung, die Verlegung des Weihnachtsfests auf den Tag der Wintersonnenwende, die ab der Mitte des 4. Jahrhunderts Erwähnung findet, von daher zu erklären. Jedenfalls scheint es, dass die Kirchenväter den inzwischen in die Illegalität abgedrängten Sol Invictus auf Christus übertrugen, der nun zur wahren unbesiegten Sonne wurde. Damit gehört auch dieses Motiv zu den Neucodierungen heidnischer Vorlagen. Christus als Sonnengott auf einem Wagen wurde – etwa besonders schön im Deckenmosaik des Julier-Mausoleums aus dem 3. Jahrhundert in der vatikanischen Nekropole – zu einem beliebten Motiv in der frühchristlichen Kunst.

Jesus Christus wurde in der Tat zu einer unbesiegbaren Sonne. Denn das Christentum setzte sich schließlich in einem groß angelegten kompetitiven Verfahren zwischen den vielen Religionen und Kulten der späten Kaiserzeit durch. Der modern denkende katholische Theologe Alfred Loisy (er wurde 1908 wie viele seiner liberalen Leidensgenossen exkommuniziert) nannte es einen Betriebsunfall der Geschichte, dass das Christentum nicht das verkündete Reich des Friedens, sondern die holprige Institution der Kirche gebracht hat. Man kann dieser Feststellung durchaus etwas abgewinnen, aber immerhin war es ein höchst erfolgreicher Betriebsunfall, denn die Kirche und mit ihr das Christentum wurde für lange Zeit zu einer mächtigen Institution.

Warum nun dieser Siegeszug des Christentums? Die *eine* abschließende Antwort auf diese Frage kann es kaum geben, zeichnet für den Erfolg doch ein ganzes Bündel von Ursachen verantwortlich. Vom förderlichen Klima einer verbreiteten Sinnsuche in der Spätantike war bereits die Rede. Ebenso wichtig waren die damalige Globalisierung mit der Weltsprache Griechisch, die einigermaßen sicheren Reisewege und der lebhafte Austausch von Menschen und Kulturen in einer toleranten, aufgeschlossenen Gesellschaft mit Interesse an Heilslehren *made in orient* (also genau das Gegenteil der nationalistischen Verteidiger des christlichen Europas). Das war zumal für eine Religion wichtig, die mit dem Instrument der Missionierung auf eine Akquisitionsstrategie setzte, die man so weder im Judentum noch im Heidentum kannte. Dazu kamen attraktive Bausteine der jungen Religion. Es handelte sich um einen Monotheismus, wie er auch von heidnischen Intellektuellen seit langer Zeit gefordert wurde. Trotzdem gab es genügend Relikte eines Polytheismus, um die Religion auch für einfache Menschen, die mit einem abstrakten Gottesbild nicht so viel anfangen konnten, attraktiv zu machen. Paul Veyne sprach treffend vom Charme eines „monistischen Polytheismus“.[8]

Es gab die greifbare historische Figur des Jesus von Nazareth, die als Gründungsgestalt taugte. Dieser Christus verkündete einen Gott, der sich um noch so kleine Wehwehchen jedes Einzelnen kümmert und darüber hinaus ein glückliches Leben nach dem Tod verheißt. Dieser Gedanke ist in

einer Zeit, die stark von der Vorstellung eines anonymen Geschicks (das die Griechen *moira* nannten) geprägt war, dem man als Individuum ausgeliefert ist, gar nicht hoch genug einzuschätzen. Das Christentum beeindruckte zudem mit hohen moralischen Ansprüchen und einem authentischen Rigorismus der Anhänger, die selbst den Tod für ihre Zeugenschaft in Kauf nahmen. Viele Mönche, Bischöfe und Märtyrer genossen anfangs für ihr tadelloses Vorbild hohes Prestige. Umgekehrt bot die Gemeinde, in der jeder ohne Ansehen seiner sozialen Stellung willkommen war, Geborgenheit. Im Sinne der „modernen" Welt war das Christentum universell ausgerichtet und nicht, wie das Judentum, auf ein auserwähltes Volk fokussiert. Es erschwerte das religiöse Leben auch nicht mit unzähligen, kaum vermittelbaren Vorschriften. Dagegen entwickelte das junge Christentum eine besondere theologische Strategie, indem es begann, die alten Vorschriften zu allegorisieren, sie also im übertragenen Sinn zu deuten. Damit rückte die jüdische Bibel als altes Erbe (Altes Testament) zugunsten der neuen Schriften in den Hintergrund. Und mit ihr jene, die sich sklavisch daran gebunden fühlten, die Juden! Thomas F. Mathews machte mit einer originellen Idee noch auf etwas anderes aufmerksam. Das Christentum rang sich nach einigem Hin und Her zum Bild durch. Und im 4. Jahrhundert tobte nach Mathews geradezu ein „war of images",[9] den das Christentum mit diesem geschickten Schachzug gewonnen habe. In der Tat ist für gute Propaganda das Bild unerlässlich.

Aber alle diese Vorzüge hätten wohl nicht ausgereicht, um ganz oben auf das Siegerpodest zu gelangen. Es war bereits das 4. Jahrhundert angebrochen, als ein römischer Kaiser ins Spiel kam, der dem Christentum durch seine Unterstützung den vielleicht entscheidenden politischen Schub verlieh: Konstantin, den man den Großen nennt.

Das Ringen zwischen Heidentum und Christentum

Um die Geschichte rund um Konstantin aufzurollen, müssen wir nochmals kurz auf Diokletian schauen, mit dessen Thronbesteigung 284 die Historikerzunft die Spätantike beginnen lässt. Er ist deshalb eine beliebte Zäsur, weil zu seinen Reformen die Einrichtung einer Tetrarchie (griech. Herrschaft der Vier) gehörte, mit zwei Kaisern (Augusti) und zwei

Unterkaisern (Caesares) für Ost- und Westreich. Diokletian wollte damit der Regierung Kontinuität sichern und die das Reich in seinen Grundfesten erschütternden Brüche durch die ständigen Nachfolgequerelen und Usurpationen beenden. Auch Rom hatte keine Bindekraft mehr, sondern war bereits ein Auslaufmodell. Längst hatten sich andere Kaiserresidenzen etabliert: Ravenna, Trier, Mailand, Sirmio, Aquileia, Nikomedia, Salonica/ Thessaloniki.

Wie oben berichtet, versuchten die meisten Kaiser, solche Bindekräfte durch die Förderung alter Kulte zu aktivieren, wobei das Spektrum des Geduldeten groß war. Man praktizierte in der Religionspolitik die Toleranz des Polytheismus. Neben den internationalen Religionen und Kulten gab es auch noch die Sakralisierung der Kaiser selbst. Sie stellten sich mit Jupiter gleich (und nannten sich prompt Iovier) oder mit Herkules (Herculer). Das Hofzeremoniell wurde der sakralen Überhöhung angepasst: „Der Thronsaal war durch Vorhänge verhüllt, um den Kaiser herrschte erhabene Stille, alles, was er anfaßte, durften die Diener nur mit verhüllten Händen berühren.“[10] Das, was Rene Pfeilschifter hier so anschaulich schildert, lässt sich heute noch annäherungsweise nachvollziehen, falls man in den Genuss des selten gewordenen Ereignisses eines lateinischen Hochoder Pontifikalamts in einer katholischen Kirche kommt. Es ist eine sakrale Performance, die auf das Zeremoniell der römischen Kaiser zurückgeht, das sich im byzantinischen Kaiserkult mit etlichen Zugaben aus Persien noch zuspitzte. Falls ein Bischof bei einem Hochamt zelebriert, schreitet er wie ein hoher römischer Beamter oder Kaiser, bekleidet mit Mitra (urspr. vermutlich aus Persien), Tunika, Pallium, Stola, Pontifikalschuhen, ausgestattet mit einem Krummstab (urspr. aus Ägypten) einher, vor ihm Licht- und Weihrauchfassträger. Am Ende der Messe legt sich der Priester das Velum um und ergreift mit diesem Stoff die goldfunkelnde schwere Monstranz für die Spendung des Segens.

So großzügig die Kaiser gegenüber allen möglichen Kulten waren, so schroff reagierten sie auf das junge Christentum. Man unterstellte den „Christianern“ Staatsgefährdung (*crimen sacrilegi*), weil sie sich entschieden gegen Kaiser- und Götterkulte wandten, die zur Stabilisierung und Sinnstiftung des Regimes dienten. Um diese vermeintliche Bedrohung gleich an der Wurzel auszureißen, verfügte man Verbote der jungen Religion und verfolgte ihre Anhänger. Die Verfolgungen waren zwar nur an wenigen Orten wirklich drastisch, aber dort ging es tatsächlich hart zur Sache. Einen

heftigen Feldzug führte der kurz regierende Kaiser Decius im 3. Jahrhundert, der dafür als *restituor sacrorum* (lat. Wiederhersteller des Heiligen) gefeiert wurde. Kaiser Gallienus (reg. 253–260) resignierte zwischenzeitlich und stellte die Verfolgung ein. Die Schergen Diokletians hingegen wüteten mit neuem Schwung ungehemmt, vor allem in seinem Regierungssitz Nikomedia (heute Izmit, südlich von Istanbul, Türkei). Auch in Rom wurden Christen hingerichtet, aber nicht, wie eine landläufige Meinung zu wissen vorgibt, im Kolosseum. In dem zwischen 72 und 80 von Kaiser Vespasian erbauten Flavischen Amphitheater (finanziert aus der Kriegsbeute des Jerusalem-Feldzugs) wurden vor etwa 50 000 tobenden und kreischenden Zuschauern in Gladiatorenspielen und Tierhetzen Hunderttausende von Menschen und Tieren niedergemetzelt. Teilweise waren das regelrechte Hinrichtungen durch wilde Tiere (*damnatio ad bestias*) oder durch Kampf mit anderen (*damnatio ad ferrum*). Dass dort gezielt Christen umgebracht wurden, lässt sich nicht belegen. Gleichwohl erschütterten die Christenverfolgungen sowohl die junge Kirche als zunehmend auch das Reich als Ganzes. Ein Nebeneffekt war, dass die Christen in der Martyriumsideologie ein probates Mittel fanden, den Angriffen zu begegnen und zugleich ein identitätsstiftendes Merkmal auszubilden.

Auf der anderen Seite bemühten sich christliche Schriftsteller, wie an der Schwelle ins 3. Jahrhundert Tertullian, unter Bezugnahme auf das Pauluswort „So gebt denn jedem, was ihr schuldig seid: […]“[11] um Klarstellung der Loyalität der Christen gegenüber den Kaisern. Einzig die kultische Verehrung der Kaiser sei ihnen wegen ihres exklusiven Monotheismus nicht möglich. Schließlich setzte sich auch gegenüber der neuen Religion die Toleranz der aufgeklärten spätantiken Gesellschaft durch. Ein Toleranzedikt des harten Christenverfolgers Galerius im Jahr 311, der damit eine späte Kehrtwende vollzog, beendete die Verfolgungen. Es sicherte die Freiheit jedweden Glaubens („welche Gottheit auch immer im Himmel wohnen mag“).

305 dankten die beiden Augusti Diokletian und Maximian ab und zogen sich ins Privatleben zurück. Diokletian hatte sich für sein Ausgedinge den wundervollen Palast in Split gebaut. Nun sollte die Nachfolgeregelung der Tetrarchie (Constantius im Westen und Galerius im Osten) greifen. Aber die Spieler auf dem Feld hatten anderes im Sinn. Constantius starb 306. Freunde

des Vaters und seine Truppen riefen (entgegen den Spielregeln der Tetrarchie) seinen Sohn Konstantin zum Augustus des Westens aus (Galerius erkannte ihn nur als Cäsar an). Als dann auch noch der Sohn des Maximian, Maxentius, als Usurpator des Kaiserthrons auftrat, war das Experiment Tetrarchie zu Ende, noch ehe sein Erfinder unter der Erde war. Es begann ein Hauen und Stechen, aus dem ausgerechnet der Auslöser des Debakels, Konstantin, als Sieger hervorging.

312 besiegte er seinen Rivalen Maxentius an der Milvischen Brücke, die sich an den Toren Roms über den Tiber spannte. Maxentius hatte gewaltige Mittel flüssig gemacht, um Rom durch die Errichtung zahlreicher Bauwerke wieder zu einem Anziehungspunkt zu machen und es so vor der drohenden Provinzialisierung zu bewahren. Von äußeren Ressourcen abgeschnitten, blieb ihm allerdings nichts anderes übrig, als die Römer dafür auszuquetschen. Dabei entglitt ihm die Versorgung der Bürger und spätestens dann, wenn im Supermarkt die Steaks und der Wein knapp werden, hört für gewöhnlich überall auf der Welt der Spaß auf! Verschwörungsgerüchte kamen auf und man wisperte sich zu, Maxentius führe ein Schreckensregime (25 Jahre später schlachtete der christliche Biograph Eusebius dieses Narrativ weiter aus). Sogar das Wort vom Tyrannen machte die Runde. Das alles kam Konstantin sehr entgegen, denn der Triumph über Maxentius war nun nicht einfach der Sieg eines Thronusurpators, sondern ließ sich als „Befreiung“ der Bürger Roms propagandistisch ausschlachten. Der christliche römische Dichter Laktanz berichtet, dass Konstantin die Schilde seiner Soldaten nach einem entsprechenden Traum mit dem (griechischen!) Staurogramm (Chi-Rho/XP), also den Anfangsbuchstaben von CHRistus, bezeichnet habe. Solche Visionen waren in der Antike nichts Außergewöhnliches, sie gehörten sowohl im paganen wie im christlichen Umfeld zum Repertoire der Gottesnähe: „Das Übernatürliche lauerte in der Antike überall, man suchte es geradezu“,[12] sagt uns Rene Pfeilschifter.

Im Jahr 324 siegte Konstantin über den Augustus des Ostens, Licinius, und wurde Kaiser des gesamten Reichs. Simon Baker bringt den damit verbundenen Schub auf den Punkt: „Vermutlich konnten die christlichen Priester ihr unglaubliches Glück zuerst gar nicht fassen. Jemand war geneigt, sich zu bekehren – und sie waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort.“[13]

Konstantin begann im gesamten Reich mit dem Bau von Kirchen und führte 321 den christlichen Wochenrhythmus ein. Dabei beließ er aus Rücksicht gegenüber den Heiden die pagane Benennung der Tage, was in den romanischen Sprachen bis heute erhalten blieb. Der Montag ist dem Mond (*lunedi*), der Dienstag dem Mars (*martedi*), der Mittwoch dem Merkur (*mercoledi*), der Donnerstag dem Zeus (*giovedi*) und der Freitag der Venus (*venerdi*) gewidmet. Zum offiziellen Ruhetag wurde der christliche Sonntag, der den Sabbat und den römischen Saturntag ablöste. Auch für die Monate verwenden wir immer noch die römischen Bezeichnungen, seien sie nach Göttern benannt (Ianuarius, Mars, Mai, Juno), nach dem Namen Cäsars (Julius) und Augustus', nach dem Reinigungsfest *februa* oder nach Zahlwörtern (*Septem*ber, der im römischen Kalender siebte Monat, *Okto*ber, der achte usw.).

Das Christentum war inzwischen so gefestigt, dass auch ein Restaurationsversuch des letzten, 360 auf den Kaiserthron gekommenen „Heiden", Julian II., dem die Christen den Spottnamen Apostata (griech. der Abtrünnige) gaben, nicht mehr funktionierte. Vielmehr erhielt die Ausbreitung eine erhebliche Dynamik. Eine Drehscheibe dafür war Edessa, das heute tief in Anatolien liegende Şanlıurfa. Dort wurden nicht nur theologische und religionspolitische Texte in allen möglichen Sprachen verfasst, sondern von dort aus entstanden Gemeinden in Mesopotamien, Syrien (in Umm el-Jimal standen im 6. Jh. fünfzehn Kirchen) und Ägypten. Die Welle erreichte dominoartig Äthiopien, das Mitte des 4. Jahrhunderts christlich wurde, den Kaukasus mit Armenien, dem ersten Staat der Welt, in dem das Christentum 301 Staatsreligion wurde, Georgien, Iran und den Persischen Golf, wo sich noch heute Reste christlicher Kirchen und Grabmäler aus dem 2. und 3. Jahrhundert – also noch vor der Konstantinischen Wende – finden. Ktesiphon, Merw, Gundischapur, Kaschgar, Samarkand, Buchara waren christliche Hochburgen weit vor der Missionierung im Westen. Besonders in Persien kam es zu einem Ringen zwischen dem Christentum und dem Zoroastrismus, der von der politischen Elite als Identitätsmerkmal Persiens angesehen wurde. Bald war das Christentum im Orient fest verankert: „Mitte des 6. Jahrhunderts gab es mitten in Asien Erzbistümer. Städte wie Basra, Mossul und Tikrit hatten blühende christliche Gemeinden. Der Grad der Evangelisierung war so hoch, dass Kocha, das in der Nähe von Ktesiphon lag, von nicht weniger als

fünf abhängigen Bistümern versorgt wurde. Städte wie Merw, Gundischapur und sogar Kaschgar, die Oasenstadt, die als Tor zu China galt, hatten lange vor Canterbury Erzbischöfe."[14]

In Rom ist die Sache weniger übersichtlich, als es dem üblichen Empfinden entspricht. Ab wann es dort eine christliche Gemeinde gab, ist unklar, weil die ersten Christen in den Reihen der Juden anzutreffen waren, die in die pagane Mehrheitsgesellschaft „diffundierten". Jedenfalls scheint die neue Religion in der Metropole schon sehr früh für orientalische Importe empfängliche Anhänger gefunden zu haben. Sosehr sich die Spuren der Apostel im Dunkel der Geschichte verlaufen, besteht immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass Paulus und Petrus einige Zeit in Rom waren und dort vielleicht den Märtyrertod erlitten. Viel mehr wissen wir nicht, auch nicht, ob die geborgenen Relikte unter der Peterskirche etwas mit Petrus zu tun haben. Er wird in der Kirche als erster Papst geführt, aber das ist ebenso spekulativ wie die ganze offizielle Liste der frühen Päpste. In Wahrheit weiß man immer noch nicht, ob die Gemeinde in Rom in den ersten zwei Jahrhunderten von einem Bischof oder bloß von einer Gruppe von Priestern geleitet wurde. Der erste historisch gesicherte Bischof von Rom war der 235/36 einen guten Monat lang regierende Anterius (in der offiziellen Liste der Päpste schon mit einer Nummer über 30 versehen), der aber den Titel Papst gar nicht trug. Mit Papst (griech. *papa*/Vater) wurden in der Urkirche verbreitet in Ehren ergraute Priester angesprochen (wie heute noch in Griechenland üblich). Erstmals führte diesen Ehrentitel Papst der Bischof von Alexandrien, Heraclas, im 3. Jahrhundert. Seitdem gibt es Päpste in der ägyptischen (koptischen) Kirche. In Rom ist der Titel seit Bischof Marcellinus († 304) bezeugt. Dem 461 verstorbenen Papst Leo I. schreibt man ein energisches Pochen auf einen Primat des Papsttums zu, vielleicht eine Reaktion auf denselben Anspruch von Konstantinopel beim Konzil von Chalkedon. Aber erst seit Gregor dem Großen im 11. Jahrhundert wurde der Titel exklusiv für den Bischof von Rom beansprucht. Die Unfehlbarkeit der Päpste wurde schließlich beim Ersten Vatikanischen Konzil 1870 erfunden und gegen großen Widerstand des Episkopats durchgedrückt. Das Dogma diente als scharfe Waffe im Kampf der Kirche gegen die Moderne.

Von der Hörkultur in den Bildersaal – die ersten Kirchen und die Basilika

Bevor das Christentum Staatsreligion wurde, hatten die ersten Christen alle möglichen Sorgen, jene um ein Kirchengebäude und dessen künstlerische Gestaltung waren dabei die geringsten. Man feierte das Kult- und Erinnerungsmahl (*agape* oder *cena dominica*) ebenso schlicht wie praktisch in den Häusern. Die Gemeinden waren klein und man war ohnehin fest davon überzeugt, dass Christus bald wiederkommen werde. Doch Letzteres verzögerte sich und Ersteres änderte sich. Das Christentum war Staatsreligion geworden, zu der sich immer mehr Menschen bekannten, sei es, weil die Religion sie in ihren Bann zog, sei es, weil sie den losfahrenden Zug nicht verpassen wollten. Schließlich war das Christentum kein Verein von Outlaws mehr. Man hatte erste Gelehrte in den Reihen, die auf die ehrwürdige Tradition des Platonismus zurückgriffen und mit diesem philosophischen Werkzeug aus der Verkündigung des Jesus eine hochspekulative Theologie fabrizierten. Das fanden auch gehobene Kreise interessant und bekannten sich zunehmend zum Christentum. Der Vorteil war, dass diese wohlbestallten Herrschaften nicht selten luxuriöse Villen ihr Eigen nannten, die sie den Gemeinden für die Eucharistiefeier zur Verfügung stellten. Die großen römischen Villen waren immer auch öffentliche Orte, die der Repräsentation und Kommunikation dienten. Manche dieser Häuser schenkten ihre Besitzer als Wohltäter und Gönner sogar der Gemeinde, sodass sie, baulich adaptiert, zu jenen Hauskirchen wurden, die Paulus beschreibt. Manchmal trugen sie kleine Täfelchen mit den Namen der Spender. Einige dieser vorkonstantinischen Kirchen sind noch greifbar, darunter jene berühmte von Dura Europos in Syrien und – uns näher gelegen – die Reste der um 312 entstandenen, vermutlich bereits basilikalen Anlage in Aquileia an der oberen Adria.

Solange die Gebäude noch Privatvillen waren, fanden sich in ihnen, wie bei Bildungsbürgern üblich, Bibliotheken und Pinakotheken, also Bücher- und Bildersammlungen. In den Büchern ruhte der Bildungsschatz der antiken Welt eher verborgen, aber auf den Bildern lag er offen zutage. Die Christen hatten bei ihren Zusammenkünften ständig die Mythen des Ostens vor ihren Augen: die ägyptischen Erzählungen über die Geburt von

Gottessöhnen, die dionysische Gastronomie aus Thrakien, die iranische Lichtmystik, die jungfräulichen Göttinnen des griechischen Pantheons, reihenweise Himmelfahrten von Göttern und Kaisern, Göttertriaden, Göttersechsheiten, Götterneunheiten und vieles andere mehr. Man würde nur zu gerne wissen, wie es den Menschen dabei erging. Erschraken sie oder waren sie fasziniert von dem, was sie sahen? Sie blickten jedenfalls in jenen Motivschatz, der sukzessive auf die christliche Lehre übertragen wurde. Wolfgang Speyer trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er anmerkt, dass das junge paulinische Christentum „aus der Hörkultur des alten Israel in den Bildersaal von Hellas“[15] trat.

Der zunehmende Erfolg des Christentums ließ die Gemeinden anschwellen, sodass schließlich doch über ein passendes Gebäude für Gottesdienst und Kult nachgedacht werden musste. Der römische Tempel kam nicht infrage, er war von den heidnischen Götterkulten allzu sehr belastet. Daher warf man ein Auge auf das römische Mehrzweckgebäude, die Basilika (griech. Königshalle), die als Gerichts- und Markthalle benutzt wurde. Sie stand in zwei Formen zur Auswahl: als geräumige Halle der römischen Marktbasilika und als vor allem im Orient verbreitete Langhaus-Basilika. Als Konstantin Maxentius besiegte, war gerade dessen Hallen-Basilika auf dem Forum Romanum in Bau. Konstantin ließ sie 306 vollenden. Mit der Tonnen- und Kreuzgewölbetechnik konnten gewaltige Spannweiten gemeistert werden. Die Architekten der Renaissance, die mit Wissbegier nach Rom reisten, um die antiken Bauwerke zu studieren, standen mit großen Augen vor der Ruine und konnten die Vorgaben der römischen Baumeister kaum fassen. 100 mal 65 Meter schritten sie ab, die Spannweite der Gewölbe betrug 20 Meter und bis zum Scheitelpunkt maßen sie eine Höhe von 35 Metern. Mit der gleichen Technik wurden auch die Thermen gebaut, wo man ebenfalls große Hallen benötigte.

Der Bautyp hatte eine ehrwürdige Geschichte, die bis nach Mesopotamien zurückreichte. Als eine frühe basilikale Form, und zwar im Sinne der Langhaus-Basilika, lernten wir die Säulenhalle des Karnak-Tempels in Luxor kennen, an der man die Grundidee der Basilika entschlüsseln kann. Was wir dort vor uns haben, ist nichts anderes als eine lange Säulenstraße, wie sie in den hellenistischen Stadtanlagen eine zentrale Rolle spielte. Diese ließ sich nun in der Kirche performativ-kultisch abschreiten. Zu Recht sprechen Kunsthistoriker, wenn sie vom Mittelschiff

der Basilika reden, von einer „lichtdurchflutete[n] Säulenstraße“[16] und einer „Lichtstraße“.[17] Für Rom lag das unmittelbare Vorbild in Griechenland. Es war die Säulenhalle (Stoa). Dieses Vorbild wurde erstmals in der bereits erwähnten Basilica Porcia 184 v. Chr. und in der Basilica Aemilia fünf Jahre später, beide mit Langhaus-Charakter, umgesetzt.



Maxentius-Basilika auf dem Forum Romanum, Rom

Vielleicht war der christliche Griff zur Basilika auch daher motiviert, dass bereits der Mithras-Kult gewölbte basilikale Kulträume kannte, mit Apsiden versehen und links und rechts mit Sitzbänken ausgestattet. In diesem Kult wurde der nicht selten unterirdisch angelegte Raum von der Rolle der Höhle in der Mithras-Erzählung abgeleitet. Die Nähe der beiden Kulte zeigt sich auch daran, dass viele frühchristliche Kirchen auf unterirdischen Mithräen errichtet wurden. In San Clemente in Rom etwa ist das Mithräum, das bis Anfang des 5. Jahrhunderts verwendet wurde, noch gut erhalten.

Die Wahl der Basilika war ein kluger Schachzug. Mit ihr gab man Christus, der den Titel Kyrios (Herr) trug, gleichsam den zu ihm passenden Thronsaal. In den Apsiden der mächtigen Kirchen hielt dieser Kyrios auf

edelsteingeschmücktem Thron als Pantokrator (griech. Allherrscher) wie ein byzantinischer Kaiser Hof über Kosmos und Welt. Die Siegerin im antiken Wettbewerb der Religionen, die junge Kirche, übernahm voller Selbstbewusstsein die antike Prachtentfaltung aus persischen und mesopotamischen Quellen für die Ausbildung ihrer liturgischen Formen. Zugleich begann man, diese Prachtentfaltung durch Allegorese und Symbolik theologisch zu überhöhen und zu rechtfertigen.

Dass die Basilika zum favorisierten Kultbau des aufstrebenden Christentums wurde, hat ebenfalls mit Konstantin zu tun. Er war ein großer Basilika-Bauherr. In Rom war er damit wohl aus Rücksicht auf die pagane Aristokratie sehr vorsichtig. Deshalb muss man heute beim Besuch der großen Konstantinischen Basiliken an die Peripherie der Innenstadt (damals *extra muros*/außerhalb der Mauern) fahren. Neben den Kirchen in Rom baute er in Konstantinopel und in Jerusalem und schließlich im gesamten Reich eine Basilika nach der anderen.

Für Konstantin war die Basilika nicht einfach eine Hülle für den Kult, sondern eine in Stein gegossene Theologie. Sie diente gleichsam als architektonische Umsetzung seines Theologieprogramms. Im Jahr 325 berief er das Konzil von Nizäa (heute *İznik*, Provinz Bursa, Türkei) ein, auf dem er das Christentum theologisch konzipieren und das Ergebnis im Nizäischen Glaubensbekenntnis zusammenfassen ließ. Doch ein theologischdogmatisches Gebäude ließ sich nicht so einfach errichten wie eine Basilika aus Stein. Es waren etliche weitere Konzilien nötig, um die Lehrentscheide in epischen Streitereien durchzusetzen und zu bestätigen. Es begann, Jahrhunderte nach dem Tod des Jesus von Nazareth, die Gestaltung der theologischen (dogmatischen) Grundlagen des Christentums. Weil das Christentum Staatsreligion war, waren die Konzilsentscheide ab Theodosius bindendes staatliches Recht, das mit harter Hand durchgesetzt wurde, wie gleich zu berichten sein wird. Um an dieser Stelle noch eines klarzustellen: Wenn man im Gegensatz zu den zahlreichen als Häresien gebrandmarkten Abweichungen von der Lehre der Orthodoxie sprach, war damit die traditionelle christliche und katholische Lehre gemeint.

Nochmals kurz zurück zu der aus Stein errichteten Basilika, die den europäischen Kirchenbau nachhaltig geprägt hat. Ihre Grundstruktur umfasste ein meist überhöhtes und mit Obergaden ausgestattetes Hauptschiff (im byzantinischen Bereich häufig durch Emporen ergänzt) mit

zwei (oder mehreren) durch Säulenreihen abgetrennten Seitenschiffen. Den östlichen Abschluss bildete die Apsis, eine halbrunde Ausbuchtung, in der in den römischen Basiliken Richterstuhl oder Kaiserbild standen. In der christlichen Basilika war die Apsis Ort des *sedes episcopalis*, des Throns des Bischofs, der dort im Kreis der Priester Platz nahm. Vor der Apsis stand der Altar, beschützt von einem Baldachin (lat. *ciborium*), und davor eine Schranke aus Säulen und darüber liegendem Balken (griech. *templon*), aus der sich später in der Ostkirche die Ikonostase entwickelte. Das Ziborium dürfte aus Asien stammen, wo es den Thron überspannte. Ein gleichsam bewegliches Ziborium (im Volksmund: Himmel) wird bis heute bei der Fronleichnamsprozession als symbolischer Schutz der Monstranz mit der Hostie mitgetragen.

Zwischen Langhaus und Apsis wurde später ein Querhaus die Regel, sodass man der Basilika ein Kreuz einschreiben konnte. An der Westseite gelangte man bei größeren Anlagen durch einen Vorhof mit Reinigungsbrunnen zur Kirche und betrat sie durch diverse, an den römischen Städtebau erinnernde Torkompositionen und durch eine Vorhalle. Gedeckt war die Basilika mit einer flachen Holzdecke, später manchmal mit einem Tonnengewölbe. Die buchstäbliche Krönung erhielt die Basilika später durch eine oder mehrere Kuppeln.

Zum Prototyp der Konstantinischen Basilika wurde die erste römische Prachtkirche, die um 320 entstandene fünfschiffige Salvatorkirche im Lateran (heute: San Giovanni im Lateran), die aus Prestigegründen größer als die Maxentiusbasilika sein musste. Konstantin nahm sie nach seinem Sieg über Maxentius als Danksagung an den „Retter Christus“ (Salvator) als Sitz des Bischofs von Rom in Angriff. Er gab der Basilika eine kreuzförmige Querachse und okkupierte damit sozusagen das römische Ordnungslogo für das Christentum. Bis zum 14. Jahrhundert blieb die Lateranbasilika der Sitz der Päpste. Heute ist die Kirche wegen der Umbauten durch den Barockbaumeister Francesco Borromini um 1650 stark verändert.



Die hervorragend erhaltene Euphrasius-Basilika in Poreç, Istrien

Um 319 begann der Bau der fünfschiffigen Basilika Sankt Peter in Rom über dem Grab, das man für jenes des Petrus hielt. 328 wurde in Jerusalem eine fünfschiffige Basilika mit Vorhof für die Pilger und einem überkuppelten Rundbau über dem Jesusgrab errichtet. In Bethlehem entstand 333 die Geburtskirche, ebenfalls eine fünfschiffige Basilika mit Atrium und achteckigem Zentralbau.



Hagia Sophia, Istanbul

9 EUROPA ÜBERSIEDELT IN DEN ORIENT – DIE WELT VON BYZANZ

Es war am Anfang des 4. Jahrhunderts, als sich der römische Kaiser Konstantin, nachdem er als erster christlicher Kaiser in Rom eindrucksvolle Basiliken gebaut hatte, aus dem buchstäblichen Staub machte, der sich langsam über Rom zu legen begann. Wo er sein neues Rom aufbauen sollte, scheint er sich länger überlegt zu haben. Vielleicht in Serdica (heute Sofia)? Oder doch lieber Byzanz? Er entschied sich für den Ort am Bosporus, den er 324 eroberte – viel Widerstand war dabei nicht zu überwinden. Er zog jedenfalls mit diesem Schnäppchen das große Los. Byzanz lag strategisch einmalig. Es war gegen den bedrohlichen Ansturm der Emigranten aus dem Norden besser zu sichern als Rom und vor allem: Die Stadt lag am Puls der damaligen Welt. Donau und Euphrat waren nicht weit, der Orient vor der Haustüre. Ob auch die Wende Konstantins zum Christentum eine Rolle gespielt hat – in Rom leisteten die heidnisch gesinnten Eliten hinhaltenden Widerstand gegen die neue Religion –, ist unklar. Wir wissen nicht einmal, ob Konstantin, der sich erst auf dem Sterbebett taufen ließ, überhaupt ein überzeugter Christ war oder ob er nur eine gute Nase für sich abzeichnende Trends hatte.

Was Konstantin am Ufer des Marmarameeres vorfand, war eine heruntergekommene ehemalige Handelsniederlassung, die Dorer um 660 v. Chr. gegründet hatten. Die legendäre Gründerfigur trug den Namen Byzas. Daher hieß die Siedlung Byzantion. Auf der gegenüberliegenden, der „asiatischen“ Seite lugten Steinreste eines phönizischen Dorfes (um 700 v. Chr.) aus der Erde, unter denen sich Spuren einer neolithischen Besiedelung hätten finden lassen, wäre Konstantin ein Archäologe gewesen.

Mit bewundernswerter Energie machte der Kaiser in Windeseile aus dem dahinsiechenden Ort eine neue Metropole, ein neues Rom, das er am 11. Mai 330 mit römischem Pomp und – wohlgemerkt! – nach heidnischem Ritual als kaiserliche Neugründung weihte. Unter seinem Nachfolger Konstantios II. wurde die Stadt, die jetzt Konstantinopel hieß, zur

Hauptstadt des gesamten Römischen Reichs. Zwar saß weiterhin auch im alten Rom ein Kaiser, aber keiner wollte mehr in die abgetakelte Stadt am Tiber investieren. Vielmehr zog es Intellektuelle und Künstler in die neue Metropole. Rom erwachte erst zu neuem Leben, als dieses Aschenputtel von den Päpsten als Nabel der christlichen Welt neue goldene Kleider erhielt.

Das neue Rom indes blühte an der Stelle auf, wo Abendland und Morgenland aufeinandertrafen. Man kann sich nur wundern, wenn manche Historiker das Byzantinische Reich als bloßes Verfallsprodukt des Römischen Reichs ansahen, als dekadent und plumpe Tyrannenherrschaft. Eine solche Sicht setzt eine schon ans Ideologische grenzende Idealisierung des (West-)Römischen voraus. Was in Byzanz indessen nun begann, war eine faszinierende Geschichtsperiode, die ein ganzes Jahrtausend umfasste. Byzanz war jener Ort, an dem die antike Kultur tradiert wurde und im Mittelalter und in der Renaissance die Mitte Europas erreichte. Als 1453 die Osmanen die Stadt nach mehreren gescheiterten Versuchen endlich erobern konnten, gingen viele Intellektuelle in den Westen. Was sie dort antrafen, war die blühende Zeit der Renaissance mit Humanismus und Aufklärung, mit großer Kunst und Architektur, und sie bereicherten diese Zeit mit unzähligen Büchern, prall gefüllt mit den Weisheiten des Orients und der arabischen Kultur. Doch dazu kommen wir später!

Die Nabelschnur zu den lateinischen Römern des Westens löste sich nach und nach. Im Okzident war es ziemlich düster geworden. Anfang des 7. Jahrhunderts wurde in Konstantinopel Latein als Amtssprache durch Griechisch ersetzt und die Titulatur der Kaiser wechselte vom lateinischen *imperator* zum griechischen *basileus*. Denn wer im Osten lebte, wollte selbstverständlich an der Tradition des Orients anknüpfen, bei den Königen des Alten Testaments zum Beispiel. Wiederum war es vor allem die gebildete Oberschicht, die sich von der hohen Kultur des Orients begeistern ließ. Daneben gab es noch die *vox populi*, diejenigen, die so gerne „Wir sind das Volk“ deklamieren. Und die wollten unbedingt *Rhomaioi* (Römer) bleiben! Aber spätestens 1204 schlug jede verbliebene Begeisterung für die Lateiner in Ablehnung und Wut um. Ein lateinisches Kreuzfahrerheer zog auf dem Weg zur „Befreiung“ der christlichen Stätten im Heiligen Land aus der Hand der Ungläubigen (gemeint waren die Muslime) an der christlichen Hauptstadt der Welt vorbei. Man war müde, lustlos und hungrig, hatte Schweiß auf der Stirn und Staub an den Stiefeln und Jerusalem war noch

weit. Und siehe da: Beim Blick auf die in der Sonne funkelnde Stadt fielen marode Stellen der Stadtmauer ins Auge, was man nicht anders denn als Gunst der Stunde ansah. Die Kreuzfahrer stürmten die Stadt des Christentums am 13. April und zogen plündernd und brandschatzend durch die Straßen. Ich werde darauf zurückkommen, wenn wir uns in dieser Stadt ein wenig umgesehen haben. Doch zuvor müssen wir den Blick nochmals auf das Christentum richten, das sich im Übergang von Rom zu Konstantinopel jenes theologische Lehrgebäude zulegte, das bis heute Gültigkeit hat.

Das Christentum nimmt Gestalt an – von Trinität und Heidenverfolgung

Als Konstantin sich für das Christentum entschied, war dies noch eine ziemlich wirre Veranstaltung. Gewiss, man berief sich auf Jesus, aber was genau es mit diesem Heiland auf sich hatte, der bald als Mensch, bald als Gott galt, war alles andere als klar. Im pragmatischen lateinischen Westen zerbrach man sich hierüber weniger den Kopf. Dort ging man beherzt daran, die Anhänger zu organisieren, Gemeinden aufzubauen und in die priesterliche Hierarchie (nach dem Vorbild des römischen Beamtenschemas) Ordnung zu bringen. Man kümmerte sich um die Vorbereitung der Täuflinge, um Predigt und die Gestaltung des Gottesdienstes.

Im griechischen Osten hingegen war man spekulativ veranlagt und stürzte sich begeistert auf die ganz großen Fragen mit ihren kniffligen philosophischen und theologischen Problemen. War Jesus ein Gott oder ein Mensch oder gar beides? Hatte er einen realen Körper oder einen Scheinleib? Wie soll man sich das mit der Dreieinigkeit vorstellen? Steht Gottes Sohn auf Augenhöhe mit dem Vater oder ist er ihm untergeordnet? Was hat es mit Maria auf sich? Ist sie eine einfache Frau oder eine Göttin? Sollte man sie als Christusgebärerin (griech. *Christotokos*) oder gar als Gottesgebärerin (griech. *Theotokos*) ansprechen? Aus den Köpfen der Theologen am kaiserlichen Hof Konstantinopels dürfte einiger Rauch gen Himmel gestiegen sein, wenn sie über diesen kniffligen Fragen brüteten.

Schließlich berief Konstantin 325 das oben erwähnte Konzil von Nizäa ein, um Ordnung in den Wust von Vorschlägen und Konzepten zu bringen. Die zwei- oder dreihundert auf dem Konzil versammelten Bischöfe – die allermeisten davon aus dem Osten – rangen sich zur Lehre durch, dass Jesus Christus Gott und Mensch zugleich sei (griech. *homousios*/gleichen Wesens). Sie verurteilten auch gleich alle Abweichungen von dieser Lehre, von denen es unzählige Spielarten gab. Die Lehre von den zwei Naturen in einem Christus war letztendlich eine Meisterleistung hoher Diplomatenkunst, verlangte den Menschen aber auch einiges ab. Diese mussten sich ja außerdem noch an den Gedanken gewöhnen, dass der eine christliche Gott in drei Personen zu verstehen war („eine Gottheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist, in gleicher Majestät und in frommer Dreieinigkeit“) – keine einfache Vorstellung für ein schlichtes menschliches Gemüt.

Auf weiteren Kirchenversammlungen im Umkreis – Konstantinopel 381, Ephesos 431, Chalkedon 451 (heute Istanbuls Stadtteil Kadıköy) – wurden weitere Bausteine formuliert. Das Konzil von Ephesos verkündete, dass Maria selbst zwar keine Göttin, aber eine Gottesgebärerin sei, also die Mutter eines Gottes. Irgendwann tauchten auf Ikonen die völlig überzogenen Initialen *MP-ΘY* (griech. *MeteR THeioU*/Mutter Gottes) auf, was die meisten Theologen missbilligten. Aber das Volk – im Hellenismus war neben anderen Muttergöttin-Kulten die ägyptische Isis-Religion stark verbreitet – sehnte sich nach einer großen Mutter, nach einer Gottesmutter, und es bekam sie! Freilich erst nach langem Ringen zwischen der *Christotokos*- und der *Theotokos*-Fraktion. Von Kyrill, dem Patriarchen von Alexandrien und Aktivisten der *Theotokos*-Partei, gibt es Berichte über klingende Münzen und feine Luxusaccessoires, die bei der dogmatischen Entscheidungsfindung halfen. Der Marienkult, der in den Evangelien und im frühen Christentum keinerlei Rolle spielte, gehörte inzwischen, wie Rene Pfeilschifter sagt, „zum theologischen und vor allem rituellen Mainstream der Hauptstadt und weiter Teile des Reiches“.[1] Seit dem 6. Jahrhundert galt die *Theotokos* als Patronin von Konstantinopel. Sie half 626, einen gefährlichen Ansturm der Awaren abzuwehren. Der Kult war schließlich so stark geworden, dass die Darstellung der Muttergottes jene des Christus Pantokrator aus den Apsiden der Kirchen verdrängte. Der Pantokrator

erhielt in der Kuppel, dem symbolischen Abbild des Himmels, einen neuen Platz, wo er ohnehin besser hinpasste.

Wie oben bereits erwähnt, war der Papst in Rom bei diesen Weichenstellungen des Christentums praktisch nicht beteiligt. Einberufen und manchmal auch präsidiert wurden die Konzilien von den oströmischen Kaisern. Zum Konzil von Konstantinopel 381, das Kaiser Theodosius einberief, war aus Rom überhaupt niemand geladen, zu jenem von Chalkedon, einberufen 451 von Kaiser Markian, reisten gerade einmal vier Gesandte aus Rom an. Diese Vertreter des Westens brachten die fertige Abschlusserklärung anschließend zur Unterzeichnung in die palastartige Basilika im Lateran, dem Sitz des Bischofs von Rom. Die Baumeister der christlichen Lehre waren bis zur Jahrtausendwende die Kaiser in Konstantinopel. Das bedeutet, dass sowohl die Urtexte des Christentums, das Neue Testament, als auch beinahe dessen gesamte Dogmatik im Osten entstanden sind, genauer gesagt dort, wo heute Türkei ist. Freilich war das damals Oströmisches Reich und griechische Kultur. Dennoch ist es einigermaßen kurios, wenn ausgerechnet die Orte, in denen die europäisch-christliche Kultur entstand, nach Meinung selbst ernannter Abendlandretter (zumeist auch noch aus sich auf christliche Fundamente berufenden Parteien) nicht Teil der Europäischen Union sein dürfen. Wobei wir hier einzig von der kulturgeschichtlichen Tradition reden (die die „christlichen“ Parteien ja meist bemühen) und nicht von der in der Tat befremdlichen politischen Entwicklung weg von grundlegenden Rechtsstaatsprinzipien in der Türkei der Gegenwart.



Erstmals in der Kunstgeschichte sitzt Maria als Königin neben Christus. Mosaik von Santa Maria in Trastevere (12. Jh.), Rom

Nun, nach mehreren Jahrhunderten, besaß das Christentum endlich ein theologisches Profil, legte damit allerdings auch ein Minenfeld aus. Denn die Bekämpfung von Häresien als neues Aufgabenfeld war keineswegs nur ein theologisches Problem, sondern das war politischer Sprengstoff. Nachdem Kaiser Theodosius I. 380 das in Nizäa definierte Christentum zur Staatsreligion erklärt hatte, unterstrich 451 das Konzil von Chalkedon gegen den Widerstand mancher Patriarchate (z. B. desjenigen von Alexandrien) die Stellung der Kirche als Reichskirche. Ein Jahr später wurden die Konzilsbeschlüsse Reichsgesetz, damit gleichsam Legitimation der Kaiserstadt und gleich des gesamten Byzantinischen Reichs. Theologische Entscheidungen waren auf diese Weise automatisch politische Entscheidungen und religiöse Abweichungen ein Vergehen gegen Staatsrecht. Paradoxerweise wurde dadurch (neben der Geißel der Pest, die weite Teile des Reichs nachhaltig schwächte) eine Grundlage für die später so erfolgreiche Expansion des Islam gelegt. Viele christliche Gemeinden genossen nämlich unter muslimischen Herren mehr Freiheiten als unter dem unnachsichtigen Regime von Konstantinopel.

Aber auch innerhalb des Reiches wurde Chalkedon mit seinen verquasten theologischen Formeln zu einem Brennglas, in dem sich alle möglichen politischen Ungereimtheiten und Aufruhr jeder Art sammelten. Das diplomatische Ringen ging deshalb weiter und führte 482 zu einem Edikt von Kaiser Zenon (Henotikon), das speziell auf das monophysitische Ägypten Rücksicht nahm, das dem Reich verloren zu gehen drohte. Diese Aufweichung der Beschlüsse Chalkedons brachte wiederum den Bischof von Rom in Rage. Rom war ohnehin zutiefst unzufrieden mit der gesamten Entwicklung. Zwar lag der Papst theologisch auf der Linie Chalkedons, wehrte sich aber vehement gegen die durch das Konzil zementierte Gleichstellung Konstantinopels mit Rom. Der Ton zwischen den beiden Metropolen des Christentums wurde rau. Papst Gelasius nannte die oströmische Seite „geistesgestört“, Kaiser Anastasios keifte zurück, man lasse sich zwar beleidigen, aber nichts befehlen. Die Brüche zwischen der lateinischen und der griechischen Seite reichten tief und waren, wie Mischa Meier meint, „durch die politische Einheit und den übergreifenden kulturellen Firnis des funktionierenden *Imperium Romanum* lediglich über Jahrhunderte hin eingefroren gewesen“.[2] Dazu kam, dass mit dem Beginn

des Mittelalters der Westen mit sich selbst beschäftigt war und kaum mehr viel Interesse für den Osten aufbrachte.

Grundsätzlich ist die Unschärfe bei der Grenzziehung zwischen ausschließlich religiösen und anderen Interessen, eben beispielsweise politischen, eine Konstante in der Religionsgeschichte und macht Religionen zu komplexen Gebilden. Religiöse Gedankengebäude werden in aller Regel in einen institutionellen Rahmen gegossen, also von einer Kirche verwaltet. Das bedeutet, dass das (macht)politische Interesse auf dem Fuß folgt, was den Umgang mit Religionen erheblich erschwert. Bereits in der Entstehungszeit der christlichen Theologie in Byzanz sind wir mit einem politischen Christentum konfrontiert. Es gehörte nun zur staatspolitischen Räson, sowohl mit den Abweichlern in den eigenen Reihen als auch mit den hartnäckigen Heiden aufzuräumen. Der arianische Patriarch von Konstantinopel wurde abgesetzt und 380 durch den orthodoxen Gregor von Nazianz (heute Bekârlar in Kappadokien) ersetzt. Es begann eine systematische Heidenverfolgung. Ab 391 verbot Theodosius alle heidnischen Kulthandlungen, darunter 393/94 die Olympischen Spiele zu Ehren des Zeus. Die großen Tempel in Delphi und Alexandrien wurden geschlossen. Ein Sturm auf die heidnischen Götterbilder setzte ein, auf die „Götzen in Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht“, wie es im Psalm 115 heißt. Immer wieder befeuert wurden diese Aktivitäten von selbstbewusst gewordenen Christen, die ihre Stunde gekommen sahen, alte Rechnungen zu begleichen, und deren Intoleranz gnadenlos war. Im Jahr 376 erließ der überwiegend in Trier residierende West-Kaiser Gratian im Gleichklang mit Konstantinopel ein Edikt gegen die Arianer, 379 eines gegen alle heidnischen Kulte. 382 säuberte Gratian Rom von den paganen Resten. Aufsehen unter den heidnischen Senatoren erregte vor allem die endgültige Entfernung des 400 Jahre alten Altars der römischen Siegesgöttin Victoria (er war schon einmal im Jahr 357 durch Constantius II. entfernt, durch Julian II. Apostata aber wiedererrichtet worden). Das Begehren des (paganen) Stadtpräfekten Quintus Aurelius Symmachus 384 um Wiedererrichtung wurde von Bischof Ambrosius abgeschmettert. Im Jahr 392 legte ein christlicher Pöbel das zweitwichtigste Heiligtum neben dem Kapitol in Rom, das Serapeum in Alexandrien (ein Tempel des ägyptisch-hellenistischen Serapis-Kults), in Schutt und Asche. Vorausgegangen waren gewalttätige Auseinandersetzungen wegen einer provozierenden Prozession

von Christen, bei der pagane Kultobjekte zur Verspottung vorgeführt wurden. 415 ermordeten aufgeputschte christliche Fanatiker die am Museion von Alexandrien lehrende Astronomin und Philosophin Hypatia – ob mit billigendem Wohlwollen des Patriarchen Kyrill ist unklar.

Das Problem lag freilich tiefer. Es hing letztlich mit dem im Jahr 311 erlassenen Toleranzedikt von Kaiser Galerius zusammen. Das Edikt war ja keine Wende zum Christentum, sondern stellte es nur als erlaubte Religion neben die vielen anderen Kulte. Heidentum und Christentum bestanden lange Zeit nebeneinander mit ähnlichen Ritualen in der Bilder- und Märtyrerverehrung, bei Bittprozessionen und Reliquienberührung. Viele der heidnischen Kultpraktiken flossen in das Christentum ein. Paul Veyne resümiert: „Ein wahrer Christ betet zu Gott, um ihn zu lieben, zu verherrlichen […] Doch nach dem 4. Jh. fingen auch die Christen an, von ihrem Gott zu erbitten, was bereits die Heiden von ihren Göttern erbeten hatten: Glück, Wohlstand, Heilung von Krankheit und Gebrechen, Reiseschutz und anderes.“[3]

Dieses Durcheinander verkomplizierte das Ringen um die dogmatische Gestalt des Christentums zusätzlich, was Theodosius und Justinian wiederum die Gangart verschärfen ließ. 392 schlug Theodosius einen Aufstand gegen das Verbot heidnischer Kulte nieder. 529 ließ Justinian die letzten heidnischen Schulen im gesamten Reich schließen, darunter die berühmte Platonische Akademie mit mehreren Zweigstellen, die damit knapp tausend Jahre bestanden hatte. Die beiden letzten Direktoren der Akademie, der Alexandriner Isidor und der aus Damaskus stammende Neuplatoniker Damaskios, emigrierten daraufhin nach Persien. Erst ab dem 6. Jahrhundert kann das Heidentum als besiegt gelten.

Mit derselben kriminellen Energie, mit der die Christen auf die Heiden losgingen, gingen die Orthodoxen gegen vermeintliche Häretiker vor. In den großen Städten Rom und Konstantinopel gab es blutige Kämpfe zwischen Christen verschiedener Glaubensrichtungen mit oft mehreren Hundert Toten. Es begann das Zeitalter einer religiösen Uniformität und einer Sakralisierung ganzer Lebensbereiche, einschließlich des Kriegs. Von „zunehmende[r] Präsenz und Relevanz von Religion und religiösen Praktiken auch im militärischen Alltag“[4] spricht Mischa Meier und verweist darauf, dass die Impulse dafür durchaus aus der Bevölkerung kamen. Es wurde mit Christus- und Marienbildern herumgefuchtelt, von denen bald

etliche Wunderlegenden im Umlauf waren. Christus und Gott selbst wurden als Anführer in Kriegszügen herbeibeschworen und die Kaiser fingen an, sich mit Christus gleichzusetzen.

Man könnte ins Sinnieren kommen, ob diese Erstarrung in den Köpfen zusammenhing mit der Erstarrung, die sich nun in den Riten und in der Kunst Konstantinopels abzeichnete. Schon Diokletian und Konstantin hatten das Hofzeremoniell nach persischem Vorbild gestaltet. Die Nachfolger des Theodosius kapselten sich vollends im Palast ab. Ob dieser Rückzug ins Schneckenhaus dazu diente, „um nicht von den Menschen dabei ertappt zu werden, dass Ihr selbst Menschen seid“, [5] wie Synesios, später Bischof in Kyrene, wortgewaltig donnerte? Abbildungen auf Münzen und Schalen zeigen eine bislang ungewohnte Frontalität und Erstarrung – manchmal kam sogar der Nimbus (Heiligenschein) dazu. Es erlosch die lebendig-narrative Art der Bildersprache der Herrscher zugunsten dogmatischer Typik. Die orientalischen Wurzeln im Selbstverständnis des Kaisers, sich als Abbild des (jetzt christlichen) göttlichen Universums zu verstehen, stechen dabei ins Auge. Dazu passte die zunehmend öffentliche Präsentation des religiösen Kults.

Rückzug in die Wüste

Hätte man im 3. und 4. Jahrhundert die Wüsten Ägyptens und Syriens durchstreift, wäre man mit großer Wahrscheinlichkeit immer wieder auf herumstreunende verwahrloste Figuren getroffen. Sie führten dort ein zurückgezogenes Leben (Anachoreten) und hausten als Einsiedler (Eremiten) oder in kleinen Gemeinschaften (Koinobiten) in Gräbern, Höhlen oder schlichten Unterständen. In der ägyptischen Wüste rund um das Nildelta lebten bald Tausende von solchen christlichen Eremiten und begründeten das Mönchtum (griech. *monachos*/einsam). Die Motivation für ein solches Leben ist nicht ganz klar, denn Jesus und seine Jünger führten kein ausgesprochen asketisches Leben, auch wenn sie sich manchmal in die Abgeschiedenheit zurückzogen. Manche halten die Mönchsbewegung für eine Konsequenz aus den Verfolgungen, andere verweisen auf Einsiedler des Gottes Serapis, die bei Memphis ihren Kult betrieben. Anregungen dafür lagen jedenfalls im Frühjudentum, in der Bewegung der bedürfnislos

lebenden Kyniker, in der Körperfeindlichkeit des (in Ägypten entstandenen) Neuplatonismus und im Heiligen- und Märtyrerkult.

Obwohl die Bewegung asketisch und egalitär angelegt war, ragten einzelne Figuren heraus, so etwa der berühmte Antonius, der zum Urtyp des Mönchs wurde. Er wirkte im Wadi Natrun, nordwestlich des heutigen Kairo, wo er Einsiedeleien zu einem losen Verband versammelte. Die erste Klostergründung mit der Urform einer Klosterregel, die das mönchische Leben organisierte, wird gemeinhin Pachomios zugeschrieben. Um 320 soll der in Oberägypten geborene Sohn heidnischer Eltern das vielleicht erste Kloster (*koinobion*) der christlichen Welt in Tabennissi bei Dendera gegründet haben. Die Klosterregel, die auf strenger Zucht basierte, sei ihm durch Engelsvisionen zuteil geworden.

Unter dem Schirm des Mönchswesens gediehen zahllose skurrile Figuren. Anachoreten standen meditierend wochenlang auf Berggipfeln. Simeon Stylites lebte angeblich mehrere Jahrzehnte lang auf einer 18 Meter hohen Säule in der Nähe von Aleppo. Die Säule symbolisiert in der Schrift (1 Tim 3,15) den Apostel und den göttlichen Mann. „Die Schau-Askese auf einer Säule, die schwindelerregend in den Himmel ragt, ist die klarste und monströseste Geste, die für die Redefigur ‚sich Gott nähern' gefunden werden konnte",[6] meint Peter Sloterdijk. Es handelte sich bei dieser monströsen Geste freilich auch um eine fantastische Marketingstrategie, die einen regelrechten Pilgerstrom auslöste. Selbst Kaiser Theodosius II. soll sich Rat bei dem frommen Mann geholt haben. Die Wallfahrer rissen sich um eine frühe auratische Massenware: Simeon drückte sein Antlitz in Ton und die getrockneten Scherben, die die Leute mit nach Hause nahmen, galten als wundertätig. An vielen Orten entstanden Pilgerkirchen. Die berühmteste (weil die erste Kreuzkuppelkirche der Kunstgeschichte) wurde die von Handwerkern aus dem nahe gelegenen Antiochien um 490 errichtete Simeonskirche in Qal'at Sim'an bei Aleppo. Generell erlebte das Pilgerwesen ab dem 4. Jahrhundert einen regen Aufschwung, obwohl es von vielen Kirchenvätern kritisch gesehen wurde. War es doch eher von heidnischen Gebräuchen inspiriert, als dass es sich auf die Evangelien berufen konnte. Ziele waren die Stätten, an denen Christus gewirkt hatte, Märtyrer- und Heiligengräber und eben auch Orte, an denen sich Mönche so gekonnt in Szene setzten wie Simeon.



Antonius, Höhlenkirche von Vaste, Apulien

Unter den Mönchen wuchsen auch theologische Ambitionen. Evagrius Ponticus, ein wegen einer Sexaffäre aus Konstantinopel geflohener Kirchenlehrer, tauchte in Ägypten in den Kosmos der einfachen Mönche ein. Das theologische Gespinst in seinem Kopf, in das viel von den platonisch inspirierten Werken des großen Kirchenvaters Origenes eingeflochten war, wurde nun für die mönchische Lebensweise fruchtbar gemacht. Die Befreiung vom Körper, Voraussetzung für die Verschmelzung mit Gott (griech. *henosis*/Einswerdung), gelinge nur in der mönchischen Einsamkeit, so Evagrius. Die Schau Gottes beschrieb er als Schau eines bildlosen Lichts. Ein anderer bekannter Kopf war Arsenius. Bevor er sich zu einem Leben als Einsiedler in verschiedenen Wüsten entschloss, war er angeblich am Hof in Konstantinopel Lehrer der Söhne des Theodosius I. gewesen.

Im mittelalterlichen Byzantinischen Reich entwickelte sich das Mönchtum schließlich rasant – ab dem 6. Jahrhundert war Byzanz „vermöncht" (Hans-Georg Beck) –, sodass es zu einem Exportartikel für den Westen wurde. Das europäische Mönchtum ist ein hundertprozentiger Ableger aus dem Orient. Der als „Wüstenvater" bezeichnete Priester und Abt Johannes Cassianus, aus dem Grenzgebiet des heutigen Rumänien und Bulgarien stammend, lernte in Ägypten sowohl die Lehre des Evagrius Ponticus als auch die Regel des Pachomios kennen. Er brachte sie Anfang des 4. Jahrhunderts in den Westen, wo sie unter anderem die Benediktinerregel beeinflusste. Cassian war aber nicht nur frommer Mönch, sondern auch ein Theologe, der den Gedanken vom vierfachen Schriftsinn propagiert haben soll. Er bildet bis heute die Grundlage einer sauberen, kritischen Schriftexegese. Man bündelt ihn in den Merkvers: „Littera gesta docet, qui credas allegoria, moralis quid agas, quo tendas anagogia." Das bedeutet: „Der Buchstabe lehrt das Geschehene (das man heute historisch-kritisch auf die historische Faktenlage reduziert), die Allegorie lehrt, was du glauben sollst, der moralische Sinn das, was du tun sollst, und der nach oben weisende Sinn, wohin du streben sollst."

Viele Mönche des Westens verbrachten längere Zeit in den Gemeinschaften des Orients, unter ihnen der berühmte Klostergründer in Gallien, Martin von Tours. Ein anderer Martin, der aus Pannonien in Westungarn stammende Bischof von Braga (heute Nord-Portugal), der im 6. Jahrhundert die Sueben missionierte, brachte von Aufenthalten im Orient

die Mönchsidee nach Spanien mit und gründete viele Klöster im Norden Spaniens. Andere spanische Klöster gehen auf nordafrikanische Mönche zurück, die dem Druck der Mauren wichen.

Der wichtigste Vermittler indes war wohl Hieronymus. Um 385 ging der in Dalmatien geborene Kirchenvater nach Bethlehem, wo er die Pachomios-Regel aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte. Zurück in Rom warb er für die mönchisch-asketischen Ideale und stieß vor allem in Kreisen der „besseren Gesellschaft“ auf großes Echo. Wenn heute wohlbetuchte Damen ab und an ihre Designerklamotten gegen einen bunten Sari tauschen, um in einem indischen Ashram vierzehn Tage lang unter Anweisung eines Gurus zu schweigen, zu meditieren und sattvisch zu essen, ist mit dieser Seelenmassage ein erheblicher Aufwand verbunden. Damals ließ sich das einfacher bewerkstelligen. Man musste manchmal nur die Straßenseite wechseln. Denn nicht nur Männer, sondern auch Frauen, vor allem solche aus den oberen Gesellschaftsschichten, fühlten sich zu einer mönchischen Lebensweise hingezogen. So versammelten sich mitten in den brodelnden Städten Rom, Mailand oder Florenz Frauen in Klöstern und Frauenstiften. Die Inspiration dazu holte sich die Römerin Marcella ebenso aus dem Orient wie Melania, die Witwe eines römischen Stadtpräfekten, die ein Kloster am Ölberg in Jerusalem gründete.

Die Männer verschwanden lieber in die unwirtliche Abgeschiedenheit, wo das mystische Leben der Eremiten als bewusster Gegenentwurf zur Stadtkultur zelebriert werden konnte. Die mönchische (stark platonisch getönte) Lebensweise nahm bisweilen Züge hysterischer geschlechtlicher Askese an. In den Einsiedeleien der Berge der Toskana, Latiums und Umbriens züchtigten die Mönche ihr „sündhaftes Fleisch“, diesen Feind Gottes, durch Selbstkasteiung und Gebet. Von da aus war es nicht weit, von einem regelrechten „Kriegsdienst“ für Christus im Kampf gegen den Teufel und sein Reich zu sprechen. Zu diesem bösen Reich des Teufels gehörte natürlich vor allem weibliches Fleisch. Die Frau wurde als teuflische Versucherin wahrgenommen.

Die Einsiedeleien waren überwiegend bevölkert mit Laienbrüdern und Vaganten, die zu Kultur jeder Art eine maximale Distanz hielten und damit auch mit der aufgeklärten Antike so gut wie nichts anfangen konnten. Das frühe Mönchtum war grundsätzlich „chaotisch und bildungsfeindlich“ (Kurt

Flasch) und daher trotz seiner Ursprünge im Osten nur eine holprige Brücke zwischen der östlichen antiken Kultur und dem Westen.

Die Entstehung der europäischen Klöster war schon aus diesem Grund ein komplexes Unternehmen, auch wenn manchmal der Sarde Eusebius, der 345 erster Bischof von Vercelli (Piemont) wurde, als erster Klostergründer genannt wird. Das Jahr 529, in dem Justinian die Schließung der antiken Schulen anordnete und zugleich Benedikt von Nursia auf dem Monte Cassino sein erstes Kloster gegründet haben soll, wird uns schließlich als eine ideale Markierung des Übergangs von der Antike in das Mittelalter dienen. Aber erst 300 Jahre später, mit dem Ehrgeiz Karls des Großen und der „Kultivierung" der Klöster, wurden die benediktinischen Abteien ein Hebel der intellektuellen Aufrüstung Europas. Da das aber eine Geschichte des Mittelalters ist, werde ich sie weiter unten erzählen.

Wie kam Europa zu seiner Kunst – der Streit um das Christusbild

Im Jahr 392 hatte der Bischof von Salamis auf Zypern, der Syrer Epiphan, einen Wutausbruch. Er zerriss mit hochrotem Kopf in einer Kirche einen mit einem Christusbild bemalten Vorhang. Dieser Akt einer äußerst unfreundlichen Begegnung mit sakraler Kunst zeigt, wie sehr sich die heftigen dogmatischen Streitereien auf die bildende Kunst ausweiteten. Das Bild war inzwischen keine Selbstverständlichkeit mehr. Denn in die reiche Bilderwelt der Antike hatten sich in der Zeit des aufstrebenden Christentums die strengen monotheistischen Religionen Judentum und (ab dem 7. Jahrhundert) Islam geschoben, die jedes Bild von Gott strikt verboten. Der Zeitgeist war demgegenüber geprägt durch die weltläufige Kunstfreudigkeit des Hellenismus, was manchmal zu überraschenden Volten führte. Die Synagoge von Dura Europos im Osten Syriens etwa war mit geschwätzigen Fresken überzogen ein seltenes Beispiel einer reich mit Bildern ausgestatteten Synagoge, die zu einer hellenistisch inspirierten jüdischen Gemeinde gehörte. Vor solchem Hintergrund spielte sich der Streit um das Bild ab, der sich bis ins 9. Jahrhundert zog und der ein Stellvertreterkrieg um die christliche Dogmatik war. Wer ein Bild Christi malte, musste sich nämlich entscheiden, ob er den Menschen darstellen wollte oder den Gott.

Wann genau erste Bilder Christi auftauchten, ist unbekannt. Greifbar sind sie seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts. Vorausgegangen waren zeichenhafte Andeutungen auf Sarkophagen, in Gräbern und Kirchen, gerne auf Fußbodenmosaiken: Fisch, Taube, Lamm, Schafträger (Guter Hirt), Orpheus standen für Eucharistie, Heiliger Geist, Christus. Schließlich gab es Bilder Christi, die auch in heidnischen Kreisen kursierten, wo sie neben Platon und Aristoteles als Philosophenporträts an der Wand hingen. In konstantinischer Zeit wurde das Christusbild häufiger. Man findet Christus als Typus des jugendlichen bartlosen Heilands und als älteren bärtigen Philosophen. Konstantin trug nach einer Zeit bärtiger Kaiser selbst keinen Bart. Aber der Bart war von alters her Zeichen von Weisheit. Daher behielten Philosophen und Gesetzgeber ihre Bärte. Vor allem im syrischen und ägyptischen Raum war der bärtige Christus ein beliebtes Sujet. Clemens von Alexandrien ermahnte die Christen, dass sich ein bartloses Kinn nicht zieme. Ab dem 4. Jahrhundert kam der Typus des Gott-Christus auf, in Purpur gekleidet mit Krone oder Kreuznimbus und Zepter auf dem Thron.

Neben dem aus dem Alten Testament mitgeschleppten Verbot jeder Darstellung Gottes gab es einen weiteren Grund für die Skepsis gegenüber dem Bild im frühen Christentum. Es war der Umgang der Heiden mit ihren Bildern und Statuetten. Diese wurden, gleich wie Personen selbst, durch Proskynese verehrt und beweihräuchert, handgreiflich gewaschen, gesalbt, geküsst, bekränzt, bekleidet, gefüttert und in Prozessionen ausgeführt. Die Verehrung des Bildes entsprach der Verehrung des Gottes oder des Kaisers. Bilder hatten magische Kraft. Sie ließen Bäume verdorren und raubten unautorisierten Betrachtern das Augenlicht. Freilich gossen aufgeklärte griechische und römische Intellektuelle über solche Prozeduren Spott und Häme. Ob Heraklit, Xenophanes, Platon, Varro oder Seneca, sie alle verurteilten den magischen Hokuspokus mit den Gebilden aus toter Materie. Noch weiter gingen die Performance-Künstler der damaligen Zeit. Der Kyniker Menippos aus Gadara (heute Umm Qais, Jordanien) spottete über eine Götterstatue, in der sich Mäuse ein häusliches Nest eingerichtet hatten, und der Religionskritiker Diagoras von der Ägäisinsel Melos (heute Milos) soll mit einem Heraklesbild seinen Küchenherd geheizt und seine Suppe gekocht haben.

Ebenso lange, wie es das Christusbild gab, gab es auch Vorbehalte dagegen. So richtig Fahrt nahm der Bilderstreit allerdings erst im 8.

Jahrhundert auf. Es begann ein ziemlich abgehobener Diskurs, der von einer bilderskeptisch und materiefeindlich eingestellten Elite auf eine im einfachen Volk verbreitete Bildpraxis aufgesetzt wurde. Das strenge Bilderverbot des inzwischen verbreiteten Islam faszinierte auch viele Christen, vor allem die strengen Monotheisten, die sich mit Zweinaturenlehre und Trinität schwertaten. Viele Klöster hatten sich zudem mit abstoßenden Praktiken um alle möglichen und unmöglichen Reliquien eine gute Einnahmequelle erschlossen. Bemühte man sich anfangs um vollständige Körper, begnügte man sich bald mit Splittern und Körperteilen, nicht nur der großen Nachfrage wegen – 787 hatte das Konzil Nizäa II Reliquien bei jeder Kirchweihe vorgeschrieben –, sondern auch, um eine größere Streuung zu erreichen. Man kassierte bei den Gläubigen für die Betrachtung irgendwelcher Weisheitszähne, Haarbüschel, Knochensplitter oder Sandalen und Hemdfetzen von Heiligen und für das Berühren wundertätiger Ikonen. Solche direkt aus dem Heidentum übernommenen Praktiken drängten viele gebildete Theologen auf die Seite der Bilderskeptiker, auch wenn sie keineswegs kulturfeindlich eingestellt waren.

Jedenfalls kann die Bedeutung dieses Streits für die europäische Kulturgeschichte gar nicht überschätzt werden. Hätte sich die Ablehnung der Bilder durchgesetzt, sähe die Kunstgeschichte Europas völlig anders, nämlich ziemlich leer und öde aus. Im Jahr 726 erließ der vermutlich aus Syrien stammende Kaiser Leon III. ein strenges Bilderverbot. 754 bestätigte das Konzil von Hiereia (östl. von Chalkedon, heute Teil Kadıköys in Istanbul) dieses Verbot. Zur Begründung führte man an: das alttestamentarische Bilderverbot, die (im Platonismus verbreitete) von vielen asketischen und aseptischen Kirchenvätern propagierte generelle Denunziation der Kunst als überflüssigen Luxus, das vermeintliche Vorgehen Jesu gegen Götzenbilder. Schließlich atmete der Kampf gegen die Bilder bei den vom Platonismus geprägten Kirchenvertretern die Verachtung des Materiellen und Körperlichen. Die theologischen Väter Eusebius von Cäsarea (Palästina), Gregor von Nyssa (heute Nevşehir in Kappadokien) und Cyrill von Alexandrien vertraten die Lehre, dass Christi vergöttlichter Körper nicht darstellbar sei. Asterios, Bischof von Amaseia (heute Amasya im Hinterland des Schwarzen Meeres, Türkei), wiederum meinte ganz im Sinne Platons, dass der erniedrigte Christus noch einmal erniedrigt werde, wenn man ihn in materiellen Farben auf ein Holzbrett

male. Wie groß die Skepsis gegenüber dem Materiellen und Körperlichen im griechischen Osten war, zeigt die Wichtigkeit des Festes der Transformation Christi (*metamorphosis*), also der Verklärung seines Körpers, in der byzantinischen Liturgie. Die Körper- und Materiefeindlichkeit des Neuplatonismus brachte die orthodoxen Theologen zu einer grotesken Verdrehung der Lehre von der Menschwerdung Christi.

Genau an dieser Stelle setzten die Bilderfreunde an. Wenn Gott Mensch geworden ist, kann man ihn auch darstellen, war das Hauptargument. Und es half wenig, wenn die Kritiker einwandten, dass man dann nur den Menschen Christus, aber nicht Gott darstelle, denn die Konzilien lehrten ja, dass Mensch und Gott in Christus unvermischt und ungetrennt seien! Wer Christus darstellt – und das geht, weil er einen menschlichen Körper angenommen hat –, stellt zugleich Gott dar. Alles andere wäre eine Häresie! Das überzeugte die Witwe des Kaisers Theophilos, Theodora II., die 843 in Konstantinopel eine Synode einberief und die Rehabilitation der Bilder veranlasste. Schon davor lag 787 ein Konzil, wieder in Nizäa (daher Nizäa II), das Kaiserin Irene als Vormund des minderjährigen Konstantin VI. einberief und das die Ablehnung der Bilder zwischenzeitlich beendete. Auch zu diesem Konzil war aus Rom nur eine kleine Abordnung angereist. Wer überhaupt nicht eingeladen war, war Karl der Große. Man hatte ihm, der damals zwar noch nicht Kaiser, aber immerhin König des Fränkischen Reichs war, 789 bloß eine schlampige Übersetzung der Konzilsakte zukommen lassen. Entsprechend beleidigt gab er sich und beauftragte seine Hoftheologen, eine eigene Stellungnahme „des Westens“ zur Bilderfrage auszuarbeiten. Das war allerdings ziemlich überflüssig, denn Papst Hadrian I. hatte die Entscheidung des Konzils umgehend akzeptiert. Die komplexe philosophische Lehre der syrischen Theologen dürfte für die Experten Karls ohnehin einige Etagen zu hoch gewesen sein. Im Westen hatte man wenig Verständnis für die heftigen Polemiken um das Bild. Man schrieb ganz pragmatisch Bildern eine didaktische Funktion zu und gestattete ihre Verehrung, aber nicht die Anbetung.

Der Konzilsbeschluss von Nizäa II fasste alle Argumente zusammen, die zur Verteidigung der Bilder ins Treffen geführt wurden, um den Stand des vom Heiligen Geist inspirierten Konzils von Hiereia 754 unter neuerlicher Berufung auf den Heiligen Geist zu korrigieren. Bereits knapp dreißig Jahre später wurde von Kaiser Leo V. – natürlich unter Berufung auf den Heiligen

Geist – Nizäa II wieder außer Kraft gesetzt. Und 843 wurde der Heilige Geist abermals bemüht, um diese Außerkraftsetzung wieder außer Kraft zu setzen. Falls Sie jetzt verwirrt sind, kurz gesagt: Seit 843 darf es offiziell Christusbilder geben! Diese Jahreszahl sollte man würdigen, denn sie bedeutet einen unschätzbaren Impuls für die Entwicklung der europäischen Kunst. Für die Bilder sprach aus Sicht des Konzils, dass sie auf die Apostel zurückgingen und nicht angebetet würden, sondern nur verehrt, wobei die Verehrung des Bildes auf das Urbild übergehe. Sie seien „Bücher" für jene, die nicht lesen können (man sprach von der *biblia pauperum*, der Bibel für die Armen). Mit diesem Argument hatte sich bereits im 6. Jahrhundert ein Papst, nämlich Gregor der Große, aus dem fernen Rom in die schwelende Diskussion eingebracht. Schließlich wurde mit dem schon angesprochenen Argument der Inkarnation die theologische Brechstange aus dem Fundus geholt. Bilder seien eine Konsequenz aus der Menschwerdung des Gottes der Christen. Der bilderfreundliche Photios I., im 9. Jahrhundert Patriarch in Konstantinopel, warf ganz folgerichtig den Bilderfeinden Häresie und Gotteslästerung vor, denn *sie* seien es, die das Gott- und Menschsein in Christus trennten.

Theodora beendete die Jahre des Bildersturms endgültig. Wie verheerend dieser tatsächlich war, ist unklar. Aber die Berichte über verbreitete Zerstörungen von Kunstwerken, über die Bestechung von Äbten, über Folterungen und sogar Hinrichtungen dürften im Großen und Ganzen ernst zu nehmen sein. Viele Maler flohen nach Italien und sorgten dort für den byzantinischen Einfluss in der frühmittelalterlichen Kunst.

Positiv an dem ganzen Streit bleibt, dass er zur Schärfung der Theologie beitrug. Darüber hinaus gebar die Diskussion ein Wunderwerk der Kunst, das ein Nachleben bis in die Gegenwartskunst hat: die Ikone.

Syrer erfinden die Ikone

Manch alte Geschichte erzählt, dass die großen Kulturleistungen der Menschen, die Schrift und das Bild, gar nicht von ihnen erfunden wurden. In Ägypten, Phönizien und Griechenland fielen Schriftstücke und Bilder vom Himmel oder wurden von Vögeln des Himmels gebracht. Zeus warf großzügig Bilder auf die Erde, nicht nur von sich selbst, sondern auch von

Athene und Artemis. Ein berühmtes Bild der Athene landete in Troja. So etwas galt als besonderes Zeichen göttlicher Zuneigung. Manchmal waren solche Bilder und Statuen dermaßen mit magischen Kräften aufgeladen, dass sie den Augen von Betrachtern entzogen und in Kästen und Läden verborgen werden mussten.

Im christlichen Bereich entstand im 6. Jahrhundert die Legende vom Acheiropoieton (griech. *a-cheiro-poieton*/nicht von Menschenhand gemacht). Das waren Christusbilder, die vom Himmel fielen und – meist von jungen Mädchen – gefunden wurden. Sie kopierten sich selbst auf Leinen (Mandylion) oder auf einen Ziegelstein (Keramidion) und waren in der Regel wundertätig. Solche Geschichten kennen wir zunächst vor allem aus dem Orient. Erst spät, im 13. Jahrhundert, entstand im Westen etwas Vergleichbares. Es wurden Exemplare des wahren Christusbildes herumgereicht, auf Lateinisch: *vera icona*. Der Ausdruck verschmolz sprachlich zum Veronika-Bild und erhielt seine eigene Geschichte: Eine (in der Bibel unbekannte) Veronika soll Jesus dieses Tuch auf dem Weg zur Kreuzigung gereicht haben. Plötzlich tauchten quer durch Europa zunächst leere Schweißtücher auf, dann solche mit dem Abdruck Christi.

Solche legendenhaften Geschichten umspielten die Entstehung der Ikone. Zu den wichtigsten Vätern dieser Entwicklung zählt neben Dionysios Pseudo-Areopagites, dem syrischen Neuplatoniker aus dem 5./6. Jahrhundert, auch Johannes von Damaskus. Johannes stammte aus einer syrischen christlich-arabischen Familie. Sein Vater Sargun ibn Mansur war Finanzminister am umaiyadischen Kalifenhof des Abd al-Malik. Der um 674 geborene Johannes spielte mit dem Kalifensohn im Sandkasten und dürfte im täglichen Leben Arabisch gesprochen haben. Er war „koranfest“ und zitierte in seinen Werken gerne aus der Heiligen Schrift der Muslime, die er übrigens für sektiererische (also antiorthodoxe) Christen hielt. Er kannte ihre Vorbehalte gegen das Bild und die theologischen Grundlagen dazu ganz genau. Die Muslime verspotteten die Christen gerne wegen ihrer Bilder, denn sie sahen darin den Ausdruck eines Polytheismus. Dieses Problem kannten sie nur allzu gut aus der tief verwurzelten Bildtradition der eigenen Stammeskulturen.

Johannes wurde in Jerusalem (gegen seinen Willen!) zum Priester geweiht und war dann Mönch im (heute noch bestehenden) Kloster Mar Saba im Kidrontal nahe Bethlehem. Als treuer Vertreter der traditionellen

nizäischen und chalkedonensischen Christologie rechtfertigte er das Bild Christi mit der Inkarnationslehre. Das bedeutete freilich nicht, dass er einer naturalistischen Körperdarstellung das Wort redete, denn dazu steckte er viel zu sehr in der körperfeindlichen neuplatonischen Tradition. Um aber zum göttlichen Geist vorzudringen, bleibt seiner Meinung nach nur der Weg über das körperliche Menschsein des inkarnierten Gottessohnes, in das sich Gott entäußert hat. Das adelt die Materie natürlich bis zu einem gewissen Grad. Die undifferenzierte Verachtung der Materie – und damit auch des Bildes – hielt er für häretisch. Schließlich kann sich der grundsätzlich nicht darstellbare einzige Gott nur im materiellen Bild zeigen. Oder wie der um 579 in Konstantinopel geborene Mönch Theodor, Abt des berühmten Studios-Klosters und ein weiterer wichtiger Anreger der Ikone, sagte: „Der Unsichtbare wird sichtbar.“[7]



Acheiropoieton/Mandylion, heute Hosios Lukas, Griechenland

Der gewählte griechische Begriff für dieses Konzept, *eikon* (Abbild), ist alt. Er kam bei Platon und im neuplatonischen Begriffsreservoir vor und

meinte – allgemein gesprochen – die Präsenz des Unsichtbaren im Sichtbaren. Das bedeutete in dieser neuen Bilderlehre, dass nicht die Ikone selbst heilig ist, sondern das Urbild, auf das die Ikone verweist. Jede Verehrung der Ikone gilt damit automatisch dem Urbild, das sich in der Ikone zeigt, aber nicht dem hölzernen bemalten Artefakt selbst. Mit einem solchen Verständnis des Durchscheinens des (nicht darstellbaren) Göttlichen ins Materielle ist der Bildcharakter des Bildes gleichsam durchgestrichen. Die Ikone ist demnach kein Bild, sondern ein Fenster oder ein Medium, das eine dynamische, die Seele erhebende (anagogische) Kraft entfaltet. Daher soll die Ikone keine naturalistische oder gar illusionistische Darstellung sein, an der das betrachtende Auge gleichsam hängen bleibt. Vielmehr soll sie auf dem Wege der Meditation eine mystische Einswerdung des Betrachters mit dem in dieser mystischen Versenkung Erscheinenden ermöglichen.

Eine solch ausgefeilte Bildphilosophie war voll von feinen theologischen, philosophischen und kunstgeschichtlichen Differenzierungen. Das theoretische Rüstzeug für die in prozesshafter Transparenz entworfene Ikone stammt weniger aus der Urbild-Abbild-Lehre des mittleren Platon (wie das häufig in der Fachliteratur beschrieben wird), sondern aus der späten dynamischen Eros-Lehre Platons und dem Neuplatonismus. Denn es ist der Verweischarakter, der die Ikone wertvoll macht. Der Knüller an der ganzen Geschichte war, dass die Ikone elegant das Bilderverbot unterlief, weil es gerade nicht auf das materielle Bild und schon gar nicht auf dessen mimetische Perfektion ankam. Statt naturalistischer Abbildungsweise und kreativer Kunstfertigkeit ist vielmehr ein Höchstmaß an Normierung und Abstraktion erwünscht. Die Dargestellten erscheinen – ikongraphisch eine Fortsetzung der byzantinischen Erstarrung – statuarisch, in frontaler Haltung, mit möglichst ausdruckslosem Gesicht und ohne jeden Blicktausch mit dem Betrachter. Jeder illusionistische Raum, also eine Zentralperspektive (die exakt erst in der Renaissance erfunden wurde), war verpönt, die Farben waren nicht naturalistisch, sondern symbolisch. Das Licht wurde zur Metapher für das göttliche Licht, das mithilfe der Maltechnik, einer Schichtung von dunkleren zu helleren Farben, aus dem Inneren der Ikone zu kommen scheint und damit der neuplatonischen Lichtmystik entspricht. Die Ikonenmalerei zeichnete immer ein hohes Maß an Standardisierung aus, die von Ikonenmalbüchern vorgegeben wurde. So

wie man bei den Aphrodite- und Venusdarstellungen etliche Typen unterscheiden kann, gab und gibt es auch in der Ikonenkunst zahlreiche schematisierte Typen. Für die meisten von ihnen liegt der Ursprung in Konstantinopel.



Mumienporträt aus Fayum, Kunsthistorisches Museum, Wien

Die Ikone, diesen Prototyp eines die Jahrhunderte überdauernden sakralen Kunstwerks, verdanken wir syrischen und byzantinischen Gelehrten. Der philosophische Hintergrund stammte aus dem Neuplatonismus, der in Griechenland, Ägypten und Konstantinopel formuliert wurde. Die technisch-materiellen Vorbilder aber stammen aus Ägypten. Ich berichtete bereits vom Snobismus wohlhabender Römer, sich in Ägypten mit der Kraft der Osiris-Magie bestatten zu lassen. Dazu gehörte ab dem 1. Jahrhundert eine im Sinne der spätantiken Porträtkunst in kräftigen Farben ausgeführte, naturalistische Malerei, von der uns Beispiele in blühender Frische überliefert sind. Man fand sie vor allem in der ägyptischen Oase Fayum. In diesen Bildern trafen sich ägyptische Bestattungstradition, die später in die Ikonenmalerei übernommene enkaustische Technik (Wachs als Bindemittel) nach griechischem Vorbild (manchmal auch Temperamalerei mit Eigelb als Bindemittel) und römischer Naturalismus. 392 verbot Kaiser Theodosius die als heidnisch gebrandmarkte Mumienporträtmalerei.

Im Unterschied zu den lebensnahen „Porträts aus dem Wüstensand“ (Hilde Zaloscer) waren die Ikonen, wie gesagt, antimimetisch und abstrakt. Doch solche elaborierte Abgehobenheit eines Bildkonzepts – man könnte im Grunde die Ikone als erstes abstraktes Kunstwerk bezeichnen – war naturgemäß nicht unumstritten. Die Gegenreaktionen kamen vor allem aus dem Kreis der nahe am Nerv der einfachen Leute agierenden Mönche. Insofern muss man die sakrale Performance des Simeon Stylites, der mit seinen in Ton gefassten Porträts geradezu provokant die erdige Materie gegen die geistige Abstraktion stellte, auch unter diesem Gesichtspunkt betrachten.

Beide Vorgaben waren übrigens für die Kunst des 20. Jahrhunderts äußerst anregend. Das antimimetische Kapital und die Symbolik des „Nicht-Bildes Ikone“ waren ein Vorbild für die Avantgarde des Suprematismus in Russland am Beginn des 20. Jahrhunderts und ab den Vierzigerjahren für die Künstler des Abstrakten Expressionismus in den Vereinigten Staaten. Aber auch die Strategie der reinen Materie bildete eine zeitlose Referenz für verschiedene Positionen. Die Schüttbilder eines Hermann Nitsch knüpfen ebenso an diese Tradition an wie Jasper Johns Flaggenbilder, die er in der Technik der Ikonenmalerei malte, aber als reine Oberfläche, ohne jede mystische Tiefe. Als Objekte stellte er sie bewusst gegen die ikonenhaften Farbtafeln des Abstrakten Expressionismus. Noch schärfer wurde die Geste

in der Exposition des reinen Materials bei künstlerischen Positionen wie Arte Povera, Tachismus, Gutai, wo der Satz von Frank Stella gilt: „Was du siehst, ist was du siehst." Hier wird ein Veto gegen „das Bild hinter dem Bild" oder in unserem Fall eben gegen ein göttliches Geheimnis hinter der Ikone eingelegt.

Konstantinopel – christliche Perle am Bosporus

Kehren wir zurück zu jenem Ort, in dessen Umfeld sich diese theologischen und kunsthistorischen Innovationen abgespielt haben, in jenes kreative Zentrum, in dem Konstantin für die ersten Glanzpunkte sorgte. Der Kaiser gab einen ehrgeizigen Masterplan für den Aufbau des neuen Rom in Auftrag. Die Agora des alten Byzantion wurde durch ein römisches Forum als kaiserliches Repräsentationszentrum ersetzt. Zur Einweihung des Forum Constantini ließ der Kaiser eine Säule aus Porphyr errichten, in die zahlreiche Reliquien, darunter Splitter des Kreuzes Jesu, eingelassen waren. Die Statue, die auf dieser Säule stand, gibt bis heute Rätsel auf. War es ein Helios? War es eine Darstellung Konstantins? Ließ sich Konstantin als Helios verehren, als aufgehende Sonne? War das Diplomatie, um die einflussreiche heidnische Aristokratie nicht zu vergrämen, oder war der Kaiser theologisch so unbekümmert, dass er die Religionen einfach nach Gutdünken mischte? Wer einen Ballonflug über das damalige Konstantinopel gemacht hätte, hätte die Stadt keineswegs gleich als eine christliche identifiziert. Die wenigen Kirchen duckten sich unter die vielen anderen Prachtbauten.

Zwischen dem Forum und dem Kaiserpalast schuf man ein Hippodrom, auf dessen Fläche seit damals ein gemauerter Obelisk steht, der ursprünglich mit Bronzeplatten verkleidet war. Aus Delphi wurde eine bronzene Schlangensäule mit ehrwürdiger Expertise herangekarrt. Sie war knapp 800 Jahre alt und nichts Geringeres als ein Siegeszeichen für den Triumph der Griechen über die Perser von 479 v. Chr. Darüber hinaus wollten die Kaiser in Konstantinopel mit einem Obelisken mit ägyptischem Herkunftssiegel den Bezug zu den pharaonischen Herrschern demonstrieren. Es war Kaiser Theodosius, der einen solchen Steinriesen des Thutmosis III. aus Rosengranit aus dem Karnak-Tempel herbeischaffen ließ. Die lange Reise

überstand er gut, aber beim Aufstellen 392 zerbrach der Koloss, weshalb man ihn kurzerhand auf einen Sockel stellte, der die feierliche Zeremonie im Relief festhielt.

Unter Theodosius II. wurde die Fläche der nunmehr größten Stadt der damaligen Welt nahezu verdoppelt und 412 durch eine neue Mauer mit etwa hundert Wehrtürmen gesichert. Die Anlage bildete das „mächtigste Wehrsystem der Spätantike und des Mittelalters“[8] und wurde zur Referenz für zahlreiche Kreuzritterburgen im Nahen Osten. In ihrem Südwesten errichtete Theodosius eine 66 Meter hohe Dreitoranlage mit einem goldverkleideten Bronzetor. Das Goldene Tor (lat. Porta Aurea) wurde neben der Hagia Sophia zum zweiten Wahrzeichen der Stadt und zum Ausgangspunkt der Triumphzüge nach römischem Muster. Von dort aus zog sich eine Abzweigung der Prachtstraße (griech. *mese*), gesäumt von teils zweigeschossigen Säulenhallen, ins Zentrum.

Wann als Kern der gesamten Stadtanlage der Kaiserpalast mit römischen und hellenistischen Zügen entstand, ist unklar. Bis ins 10. Jahrhundert hämmerten die Steinmetze an diesem rund 100 000 Quadratmeter umfassenden, in mehreren Terrassen zum Marmarameer hin angelegten Areal mit Gärten, Bädern und Theater. Vorbild war, wie für alle spätantiken Paläste, der Kaiserpalast auf dem Palatin in Rom. Es muss sich um eine unglaublich prunkvolle Anlage gehandelt haben. Konstantin VII. Porphyrogennetos (griech. der Purpurgeborene) beschrieb im 10. Jahrhundert eine der Kaiserkapellen im Palast: „Der Glanz und die Herrlichkeit dieser Kapelle ist […] unvorstellbar, eine solche Menge Gold, Silber, Edelsteine und Perlen ist darin angehäuft […] So überwältigend sind […] die Schönheiten des Orients […].“[9] Ab dem 12. Jahrhundert benutzte man die Anlage nicht mehr, sie verfiel. Heute ist das Gebiet eng überbaut, unter anderem mit der Sultan-Ahmed-Moschee.

Schließlich wurde der Bau von Kirchen – überwiegend Basiliken – in die Wege geleitet. Es entstanden die Irenenkirche und vielleicht schon unter Konstantin eine erste Apostelkirche. Konstantins Sohn, der bereits erwähnte Konstantios II., ließ eine hauptstädtische Kathedrale (die Große Kirche), die spätere Hagia Sophia, neben der Irenenkirche errichten. Doch das war alles nur ein Vorspiel für das, was einer der größten Bauherren der Geschichte in Konstantinopel schuf: Justinian, der 527 auf den Thron kam und bis 565 regierte.

Der in Tauresium (nahe von Skopje, Nordmazedonien) als Sohn von Bauern geborene Justinian begann 527 seine Karriere als Kaiser und großer Bauherr, der an der heutigen prachtvollen Silhouette Istanbuls einigen Anteil hat. Auch die Klatschreporter hatten ihre Freude an ihm. Seine Gattin Theodora stammte aus dem wenig angesehenen Schaustellergewerbe und es bedurfte einer Gesetzesänderung, damit er sie überhaupt heiraten konnte. Die Aristokraten in der Stadt gaben sich entsetzt, als sie Kaiserin wurde, und der missgünstige Biograph Prokop von Cäsarea verpasste ihr eine üble Nachrede, die sich in der Geschichte lange hielt. In Wahrheit dürfte Theodora eine kluge und sozial engagierte Frau gewesen sein. Auch der im Alltag Lateinisch sprechende Justinian bekam sein Fett weg. Sein Griechisch sei miserabel gewesen. In Wahrheit zeigen die Quellen einen gebildeten und belesenen Mann. Doch er blieb eine ambivalente Figur, führte Stadt und Reich mit harter, autoritärer Hand und erhöhte den Druck auf alle Abweichler von der geltenden theologischen Doktrin.

Um zu demonstrieren, dass man von seinem Gegenüber wenig hielt, bediente man sich damals in diesen Kreisen noch nicht niveauloser Tweeds, sondern versuchte, sich mit möglichst anspruchsvollen Unternehmungen zu messen. Die (religions)politisch höchst aktive Anicia Juliana aus altem römischem Adel (ihr Vater Olybrius war kurzzeitig Kaiser des Westreichs) ließ um 527 die einem römischen Märtyrer geweihte, leider nicht erhaltene Polyeuktos-Kirche errichten (gestohlene Pfeiler aus der Kirche stehen heute vor dem Markusdom in Venedig). Das sollte die Überlegenheit der Aristokratie über das plebejische Kaiserpaar demonstrieren. Justinian und Theodora nahmen den Fehdehandschuh auf und beantworteten die Provokation der Dame postwendend mit dem Bau einer den syrisch-römischen Soldaten-Märtyrern Sergios und Bakchos gewidmeten Kirche. Das Ergebnis kann man heute noch besichtigen (und am Vorplatz mit Garten gemütlich und weitgehend touristenfrei Tee trinken). Die Kirche ist deshalb spannend, weil sie vielleicht ein Vorbild für die Hagia Sophia war und vielleicht sogar von den gleichen Architekten gebaut wurde. Möglicherweise gibt es einen Subtext bei dieser Geschichte, der den Schachzug Theodoras nochmals erlesener machen würde. Sie war dafür

bekannt, dass sie ihre schützende Hand über die Monophysiten hielt. Diese waren strenge Monotheisten, die die Lehre der jüngsten Konzilien, Christus sei Gott und Mensch zugleich, ablehnten. Daher galten sie als Häretiker. Vielleicht war die Weihe der Kirche auf die syrischen Heiligen ein versöhnendes Zeichen, war doch Syrien eine Hochburg der Monophysiten. Auch gegenüber den christlichen Arabern und arabischstämmigen Bischöfen waren diese Heiligen ein Fingerzeig, weil die Araber mönchische Kämpfer besonders verehrten. Im syrischen Rusafa wurde mit einer großen, Sergios und Bakchos geweihten Kirche das Pilgerzentrum Sergiopolis aufgebaut. Heute ist vielleicht die Tatsache berichtenswert, dass sich die beiden höchstwahrscheinlich in großer Zuneigung zugetan waren und trotzdem den Segen der Kirche erhielten.

Justinian markierte gegenüber dem Monophysitismus den streng orthodoxen Christen (das heißt hier immer: den Konzilien von Nizäa und Chalkedon verpflichtet). Als solcher wollte er das gesamte Römische Reich – Byzanz hatte seinen Anspruch auf den Westteil ja nie aufgegeben – unter dem Zeichen der neuen Religion nochmals vereinen und die an die Barbaren verlorenen Gebiete zurückerobern. Das gelang freilich nur mehr teilweise und für kurze Zeit. Justinians Feldherrn Belisar und Narses konnten die Reiche der Vandalen und der Ostgoten für Byzanz gewinnen, bevor einiges davon 568 an die Langobarden ging. Kurzzeitig wurde im 7. Jahrhundert Sizilien zum Mittelpunkt des Reichs. Konstans II. residierte in diesem Jahrhundert sogar ein paar Jahre in Syrakus. Im 9. Jahrhundert verlor Byzanz die Insel an die Sarazenen (die 827 auch in Kreta landeten). 1060 übernahmen die Normannen Sizilien, das in der Folge in einem arabisch-normannisch-byzantinischen Mischstil erblühte, der bis heute die Insel so sehenswert macht. Darüber gleich mehr.

Weil die Häretiker in Konstantinopel zunehmend ins Visier eines „der größten Egos der Geschichte“ und eines „autokratische[n] Tyrann[en] übelster Sorte“[10] gerieten – Peter Heather geht hart ins Gericht mit Justinian –, erlitt die Stadt einen Braindrain größeren Ausmaßes. Zahlreiche Intellektuelle und Wissenschaftler emigrierten nach Persien. Für Europa war das eine glückliche Fügung, denn auf diese Weise wurden sie zu Botschaftern der antiken Kultur in der bald aufkommenden islamischen Gesellschaft. Sie bauten so an dem zweiten wichtigen Strang, über den die antike Kultur bewahrt, kreativ weiterentwickelt und schließlich im

Mittelalter und in der Renaissance nach Europa transferiert werden konnte. Neben solchem Kollateralnutzen verdanken wir Justinian beispielsweise auch die Seide, ließ er doch die Seidenraupen in einem frühen Akt von Industriespionage von zwei Mönchen in hohlen Spazierstöcken von China (wo Seide zeitweise sogar ein Zahlungsmittel war) nach Konstantinopel schmuggeln. Dann wäre auch noch der Codex Justinianus zu nennen, der den veralteten Codex Theodosianus ablöste. Seine gesammelten und kommentierten römischen Rechtsvorschriften gingen ab dem 16. Jahrhundert unter dem Titel Corpus Juris Civilis als wertvoller Bestandteil in die Rechtsgeschichte ein.

Beim Blick auf das betörende Istanbul unserer Tage sollte man allerdings nicht vergessen, dass an den prächtigen Bauwerken Justinians viel Blut klebt. Der bauwütige Kaiser zog die Steuerschraube auf ein unerträgliches Maß an und ließ den darauf folgenden Aufstand 532 brutal niederschlagen. Nach Schätzungen der Historiker dürften an die 35 000 Tote im Hippodrom liegen geblieben und viele Bauwerke dem Feuer zum Opfer gefallen sein. Was außerordentlich verwundert, ist die enorme Geschwindigkeit, mit der der Neubau vieler in Schutt und Asche liegender Kirchen vor sich ging. Die Hagia Sophia etwa entstand in der unglaublichen Zeit von fünf Jahren (wenn auch noch ohne Mosaikausstattung).

Bei dieser Bauoffensive wurde flächendeckend der Typ der Langhaus-Basilika durch jenen des Zentralbaus ersetzt. 550 wurde eine (vermutlich weitere) Variante der Apostelkirche als Kreuzkuppelkirche mit fünf Kuppeln geweiht. Sie ist leider nicht mehr erhalten. Der Eroberer Konstantinopels von 1453, Mehmet II., ließ die seit den Verwüstungen durch die Kreuzfahrer 1204 nur mehr als Ruine in der Landschaft stehende Kirche abreißen und baute an dieser exquisiten Stelle der Stadt seine Moschee des Eroberers (Fatih Camii). Aber es gibt immerhin zwei Nachbauten der Apostelkirche im Westen: Saint-Front in Périgueux (1120) als eine eher romanische und die Markuskirche in Venedig (1063) als eine orientalische Variante. Die Markuskirche, die vielleicht schönste aller bestehenden Kirchen, wurde unter dem Dogen Domenico Contarini erbaut. Sein Nachfolger Domenico Selvo holte Mosaikkünstler aus Konstantinopel, um die Kirche in einen mystischen Lichtraum zu verwandeln. Das Prunkstück von San Marco ist die Pala d'oro (ital. goldene Tafel), ein grandioser Altaraufsatz. Auf der dreieinhalb Meter breiten und eineinhalb Meter hohen Tafel funkeln

zwischen Gold, Silber und Email Granaten, Smaragde, Rubine, Saphire, Amethyste und Topase. Die erste Pala ließ der Doge Pietro II. Orseolo um 1000 in Konstantinopel anfertigen. Von dieser mehrfach erweiterten und umgearbeiteten Originalversion wurden Teile in eine neue Pala aufgenommen, die im 13. Jahrhundert entstand und zusätzlich sasanidische und arabische Einflüsse zeigt.

Schließlich erneuerte Justinian den Kaiserpalast in der Hauptstadt und ließ ihn mit 2000 Quadratmetern herrlicher Bodenmosaiken ausstatten. Reste sind heute in einem kleinen, aber sehenswerten Museum unterhalb der Blauen Moschee, etwa an der Stelle des ehemaligen Palastes, zu besichtigen. Sie sind die ältesten erhaltenen Mosaiken aus Konstantinopel.

Über die Jahrzehnte war Konstantinopel immer voller geworden mit Kunstwerken aller Art. Foren und Hippodrom waren geradezu Freilichtmuseen antiker Standbilder, die man aus dem gesamten Reich hierherschaffte. Hieronymus schrieb entrüstet: „Konstantinopel wird eingeweiht, durch die Entblößung fast aller anderer Städte.“[11] Hatte man früher die Kunstwerke aus dem Osten nach Rom geschleppt, schleppte man sie jetzt wieder zurück. Es scheint, dass nur wenige Christen an den überwiegend heidnischen Bildwerken Anstoß nahmen. Offenbar sah man in ihnen Werke der Kunst und nicht Kultbilder. Aber natürlich gab es auch protestierende Bilderfeinde und religiöse Puristen. Eusebius, Bischof in dem von Herodes gegründeten Cäsarea Maritima im heutigen Israel, will uns in seiner Konstantinsvita ernsthaft weismachen, die Standbilder seien dort bewusst aufgestellt worden, um sie der Lächerlichkeit preiszugeben.[12]



Mosaik aus dem Kaiserpalast von Konstantinopel, Büyük Saray Mozaikler Müzesi (Mosaikenmuseum), Istanbul

Wer erlesene byzantinische und justinianische Kunst und Architektur erleben will, muss indes nicht unbedingt nach Istanbul oder gar noch weiter, zur ebenfalls von Justinian gebauten Geburtskirche nach Bethlehem oder zum Katharinenkloster auf dem Berg Sinai, reisen. Es reicht eine Fahrt nach Venedig und Ravenna. Und genau die wollen wir jetzt unternehmen.

Die Schönheit des Ostens glänzt im Westen: Ravenna und Venedig

Beide Orte, bis heute Vorposten Konstantinopels mitten in Europa, entstanden als Fluchtorte. Sie boten die Sicherheit der sumpfigen Lagune, dieses eigenwilligen Zustands „weder Land noch Wasser“ (Peter Ackroyd), der rund 200 Kilometer lang von Grado bis Ravenna die nordwestliche Adria einrahmt. Man floh vor Galliern und Langobarden. Anders als Venedig war Ravenna bereits im Römischen Reich eine wichtige Adresse, ab 402 sogar sichere Hauptstadt des Reichs angesichts der herandrängenden

Goten. Daher war von Ravenna bereits mehrmals die Rede, während die Venezianer bislang hauptsächlich als gerissene Händler aufgetaucht sind.

Ravenna lag nicht nur einigermaßen sicher, sondern auch strategisch günstig. Der Hafen Classe (lat. *classis*/auch: Flotte) war einer der wichtigsten Handels- und Marinestützpunkte der Römer. Die um 390 in Konstantinopel geborene Tochter des Theodosius I., Galla Placidia, verlieh Ravenna als faktische Herrscherin im Westen im 5. Jahrhundert einen byzantinischen Glanz. Das Drama des Untergangs des Westreichs spielte daher nicht mehr in Rom, sondern auf dieser besonderen Bühne. Hierüber und über die Nachblüte Ravennas unter dem Goten Theoderich werde ich noch berichten. Die Blüte hielt an, als Ravenna um 580 Hauptstadt des oströmischen Verwaltungsbezirks (Exarchat) in Italien wurde und dies bis zur Eroberung durch die Langobarden 751 blieb. Wir reden also quasi von byzantinischem Hoheitsgebiet in Italien und dieses stattete man gebührend aus.

Das wohl beeindruckendste Bauwerk von den vielen dort ist das Märtyreroratorium San Vitale. Der achteckige Zentralbau mit Kuppel dürfte noch in ostgotischer Zeit – vermutlich als Thronsaal gedacht – begonnen, nach der Eroberung Ravennas 540 durch Belisar unter byzantinischer Herrschaft als Kirche fertiggestellt und unter Bischof Maximian 547 geweiht worden sein. Gesponsert wurde der Bau, für den die Sergios- und-Bakchos-Kirche in Konstantinopel möglicherweise ein direktes Vorbild war, vom griechischen Bankier und Wohltäter Julianus Argentarius. Das außen unscheinbare Ziegelgebäude enthält im Inneren eine prachtvolle Ausstattung, darunter die beiden berühmten Darstellungen von Justinian und Theodora mit Weihegefäßen, beide mit Diadem und in einer Gloriole. Die Bilder drücken die Präsenz Konstantinopels in Ravenna aus. Das war weitgehend Propaganda, denn das Kaiserpaar hat Ravenna nie besucht. Aber die Propaganda wirkte, denn San Vitale war später das Vorbild für die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen.



San Vitale (6. Jh.), Ravenna

Wenn wir nach Venedig schauen, sehen wir eine Stadt, die eine direkte Folge des Langobardeneinfalls war. Man floh vor den Barbaren auf die vielen Inseln der Lagune, darunter nach Malamocco (heute Teil des Lido), und von dort auf eine Inselgruppe, die am weitesten aus dem Wasser ragte und deshalb Rivoalto (ital. hohes Ufer) genannt wurde, das heutige Rialtoviertel, das ein Nebenlauf der Brenta S-förmig durchschnitt, der heutige Canal Grande. Man versuchte, aus dem Fluchtort das Beste zu machen, und verband Inseln, gewann dem Sumpf festes Land ab, indem man Dämme und Deiche aufschüttete, und vertiefte Kanäle, um schiffbare Routen durch die sandige Lagune zu schaffen. Die Sache spielte sich um die Wende in das 7. Jahrhundert ab. Während in Venedig noch Tonnen von streng riechendem Schlick hin und her geschaufelt wurden, war man im benachbarten, mit festerem Boden gesegneten Torcello dabei, die große Kirche Santa Maria Assunta zu bauen, in der der byzantinische Ritus gepflegt wurde. Daneben entstand knapp nach dem Jahr 1000 das oktogonale Märtyreroratorium Santa Fosca für eine Märtyrerin, deren Reliquien aus der Oase Sabrata in

Libyen importiert wurden. Das aufstrebende Venedig lief dem ebenfalls aufstrebenden Torcello allerdings bald den Rang ab, sodass heute diese wunderbaren Kirchen etwas verloren auf dem weiten Gelände stehen. Die Menschen, die nach Venedig übersiedelten, nahmen nämlich auch die in der Lagune seltenen und daher wertvollen Ziegel und Steine der abgerissenen Häuser mit.

Von Anfang an war Venedig Konstantinopel eng verbunden. Der Anführer der Venezianer trug den Titel Doge (697 wurde der erste Doge gewählt; bis zur Abdankung des letzten 1797 gab es deren 120), was sich von lateinisch *dux* (Führer) ableitet und üblicherweise den Vorsteher eines Dukats bezeichnete. Dass der Doge Konstantinopel unterstellt war, wurde 814 sogar vertraglich festgelegt. Zahlreiche Herrschaftsrituale waren byzantinischen Ursprungs. Diese enge Bindung an Byzanz führte unter anderem dazu, dass Venedig geradezu aufreizend eine ständige Opposition zum Papst in Rom betrieb. Im 7. und 8. Jahrhundert war die Vielinselstadt Venedig eine quirlige Versammlung mit größeren Steinhäusern, die den Chefs der Handelsfirmen als Sitz dienten, neben den Holz- und Schilfhütten der landwirtschaftlichen Betriebe, die ihre Produkte dem engen salzigen Gelände mühevoll abringen mussten. Auf einem zentralen Feld stand ein kleiner Palast für den Dogen, daneben eine bescheidene Kirche, noch dem hl. Theodoros geweiht. 828 hielt dann, wie oben bereits berichtet, mit viel Aufhebens der Leichnam des hl. Markus aus Alexandrien Einzug in die Serenissima (offiziell: La Serenissima Repubblica di San Marco/Erhabenste Republik des heiligen Markus). Als 976 die Markuskirche niederbrannte, dürfte allerdings auch der Leichnam des Markus (falls er es überhaupt war) in Flammen aufgegangen sein. Das Feld wurde sukzessive fundamentiert und gepflastert, sodass eine eindrucksvolle Piazza entstand. Venedig „wucherte von hundert verschiedenen Ausgangspunkten her zusammen und hat, in einem ganz wörtlichen Sinn, keine Wurzeln; sein Ursprung ist in der Tat fließend, liegt in und auf dem Wasser“,[13] beschreibt Peter Ackroyd die Sache sehr anschaulich.

Dass die Stadt aus Ziegeln gebaut wurde, bleibt keinem Besucher des heutigen Venedig verborgen. Sie kommen überall hinter dem abbröckelnden Verputz zum Vorschein. Aber Venedig liebte es, sich mit eindrucksvollen Marmorfassaden zu maskieren. Zu solcher Maskerade ist nicht nur der berühmte venezianische Karneval zu zählen, sondern auch – namentlich in

der Renaissance – die Verehrung der römischen Antike und die herumgereichte Geschichte, die Venezianer stammten (wie die Römer) von den Trojanern ab. Der Bezug zu Troja wiederum stellt automatisch den Bezug zur Ur-Muttergöttin Aphrodite alias Venus her, die als Meergeborene ebenso nahtlos zu Venedig passt wie zur dortigen Marienverehrung. Die Magie der Aphrodite entfaltete sozusagen beide Seiten: Der inbrünstigen Verehrung der Jungfrau stand Venedigs Ruf als Stadt der freien Liebe mit Heerscharen von Prostituierten und Bordellen gegenüber. „Venedig hatte keine berühmten Liebenden aufzuweisen, nur berühmte Wüstlinge und Kurtisanen“,[14] beobachtet Peter Ackroyd.

Das alles war eine exquisite Begleitmusik zum Geschäftsmodell Venedigs, dem Handel, der immensen Reichtum generierte. Die ersten Wirtschaftsmessen außerhalb der islamischen Länder fanden ab dem 12. Jahrhundert dort statt, darunter eine berühmte Luxusgütermesse. Mit Luxusgütern die Augen auf sich zu lenken, das wusste man immer schon, ist gut für das Prestige. Zwischen dem Rialtoviertel, wo es zuging wie auf einem orientalischen Souk, und dem Markusplatz zog sich eine Einkaufsstraße mit unzähligen Geschäften und Marktständen. Das war also nicht viel anders als heute. Allerdings war das Angebot damals eindeutig vielfältiger. Man konnte neben dem üblichen Waren- und Lebensmittelangebot Sklaven, Gondolieri und Mätressen erwerben, sogar Frauen für die Ehe, die mitsamt ihrer Mitgift angeboten wurden. Man konnte Geld für Reliquien ausgeben, preiswerte wie allerhand Knochensplitter, Zähne und Behälter mit Blutstropfen von Märtyrern oder kostspieligere Raritäten wie Gewänder Christi oder Marias. Oder aber man investierte in die Zukunft und kaufte an einem Stand Ablassbriefe, um sich die Zeit im Fegefeuer zu verkürzen.

Venedig wurde zum größten Warenumschlagplatz Europas, über den der Orienthandel lief mit allem, was der Orient zu bieten hatte: Gewürze (darunter der hochgeschätzte Safran), Hartweizen (dessen Import billiger war als die eigene Erzeugung), Weihrauch, Stoffe, Teppiche, Farbpigmente (der teure Lapislazuli aus Afghanistan), Alaun (für die Stofffärbung), Wachs, gedörrtes Obst. In umgekehrter Richtung verließen Öl, Wein, Salz und venezianische Luxusprodukte die Stadt, aber auch Schiffe für die Flotte von Byzanz, die im Arsenal (von arab. *dar as sina'a*/Werkstatt) schlüsselfertig ausgeliefert wurden. Zu den Import-Export-Geschäften gehörte auch die Einfuhr von Medikamenten aller Art aus den hochentwickelten

pharmazeutischen Forschungsstandorten im Orient. Das war bitter nötig, denn auf den Handelsschiffen reisten von jeher auch Viren und Bakterien mit und so war Venedig auch eine der europäischen Haupteinfallspforten für Krankheiten aller Art, etwa die verheerende Pest. Das passte wiederum nicht schlecht zu einer Stadt, die stets mit Hygieneproblemen zu kämpfen hatte und ein gerne zitiertes Symbol für Untergang und Tod war.

Die engen Beziehungen zu Byzanz endeten mit dem Fanal von 1204, als der bereits hochbetagte Doge Enrico Dandolo am Bug des Kommandoschiffes seiner Flotte den Angriff auf Konstantinopel befahl und Venedig in ein byzantinisches Raubkunst-Depot verwandelte. Letztlich gab es aber selbst noch zu Zeiten, als Konstantinopel osmanisch war, weiterhin viel Austausch mit der arabischen und osmanischen Welt. Papst Pius II. erhob 1458 (fünf Jahre nach der Eroberung Konstantinopels!) die aus seiner Sicht nicht unberechtigte Klage, dass der enge Kontakt zu den Osmanen Venedig zu einem „Freund der Mohammedaner“ gemacht habe.

Vom Abschreiten der Säulenstraße zur mystischen Schau – der Zentralbau

„Hat man beim Betreten eines westlichen basilikalen Kultraumes das Empfinden, man müsse gleichsam die Hallenstraße der göttlichen Urbs durchschreiten, um durch den Triumphbogen hindurch ins Chorhaupt, den Thronsaal des Königs, zu gelangen, so wird der Schritt des Betrachters in einer östlichen Kirche irgendwie gehemmt, er möchte eher in der mit allem Glanz des Lichtes herabgestiegenen Stadt ruhig verweilen […].“[15]

Diese schöne Beschreibung von Ekkart Sauser bringt die Unterschiede zwischen den beiden Kirchenformen des frühen Christentums auf den Punkt. Am Anfang stand die Basilika, ein Langbau aus dem antik-heidnischen Repertoire, der das Abschreiten eines Weges zu einem erlösenden Geschehen (am Ende der Zeiten) symbolisierte. Konstantin überzog das Reich verschwenderisch mit dieser Form. Unter Justinian wurde im Osten plötzlich der Zentralbau favorisiert. Auch dieser hatte in römischen Grabmälern, Kultbauten (am berühmtesten das Pantheon in Rom), Thermen und Audienzsälen in Kaiserpalästen eine heidnische

Vorgeschichte. Vereinzelte Zentralbauten im christlichen Bereich waren bereits früh Märtyreroratorien (San Vitale, Ravenna), Taufkapellen (Baptisterien) und polygonale Kirchen in der Levante, vor allem in Syrien. Ab dem 6. und 7. Jahrhundert kann man zwei Tendenzen ausmachen: im Westen ein Festhalten am Langbau, im Osten die Bevorzugung des Zentralbaus.

Warum dort der Zentralbau eine solche Karriere machte, ist eine gute Frage, auf die es mehrere Antwortversuche von kunsthistorischer Seite gibt. Der aus meiner Sicht überzeugendste Ansatz ist, dass in der Zeit Justinians in Byzanz der Neuplatonismus zur Leitkultur, ja zu einer „intellektuellen Mode" (Georgi Kapriev) geworden war. Der Neuplatonismus förderte, wie wir bei der Ikone sahen, nicht nur eine mystisch-anagogische Erfahrung, er spielte auch mit der Kreisform, in der sich Entäußerung und Rückkehr des Göttlichen vollzogen. Das Faszinierende an dem mit Kuppel und Mosaik zu einem Gesamtkunstwerk verschmelzenden Zentralbau ist, dass er wie eine dreidimensionale Ikone Raum für eine mystische Gotteserfahrung bildete, während der Langbau eher das reale Abarbeiten eines Weges bis zum Ende der Geschichte symbolisierte. Mystik auf der einen und real-materielle oder begriffliche Arbeit auf der anderen Seite könnte man als zwei West und Ost charakterisierende Kennzeichen identifizieren.

Um diese anagogische Funktion ausspielen zu können, kam in beiden Bauformen dem Mosaik eine zentrale Rolle zu. Wenn die Priester mit großem Brimborium, umhüllt von Weihrauchwolken, in die Königshalle des Kyrios Jesus Christus oder in die Zentralbaukirche einzogen, in ein riesiges Gebäude mit schweren Mauern, in das nur spärliche Lichtstrahlen hineindrangen, war das eindeutig zu viel Materie und Dunkelheit. Um Kirchenbauten zu magischen und mystischen Orten zu machen, musste man sie in glänzende, das Licht der Myriaden von flackernden Kerzen und Öllämpchen tausendfach brechende Edelsteine verwandeln. Das bedeutete, die Mauern aufzulösen und sie in Licht und Geist zu übersetzen. Wie stellt man so etwas an? Mit jener Technik, die in Rom und Byzanz einen Höhepunkt spätantiker Kunst darstellte: dem Mosaik! Es ging dabei weniger um die eigentlichen Abbildungen, sondern um den Glanz und die Reflexionen der Glassteinchen auf den Wänden, Decken und Böden. Bereits seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. hatten Steinchen aus Marmor, Terrakotta und dann vor allem aus Glas die groben Kieselsteine abgelöst. Anders als bei

den erdigen Farben des Freskos und beim Holz der Ikone ist Glas geradezu ein Anti-Material. Es erlaubt das Spiel mit dem Licht. Die Kunstform gelangte in der Zeit des Theodosius, im Umfeld Theoderichs und dann in der justinianischen Reichskunst in Konstantinopel zu größter Blüte. Als ältestes byzantinisches Mosaik gilt jenes im Mausoleum der Constantia (Santa Costanza) um 340 in Rom. Die byzantinischen Mosaizisten waren jahrhundertelang überall begehrte Fachleute. Sie halfen dem Dogen in Venedig bei der Mosaizierung der Markuskirche, den Arabern in Spanien bei der Dekoration der Moschee von Córdoba und den Normannen unter ihrem König Roger II. in Sizilien. Dort sind ihre Meisterwerke in der Cappella Palatina in Palermo, in der Kathedrale von Cefalù (um 1150) und in Monreale (gebaut unter Wilhelm II. um 1170) zu bewundern.

Als man in der Spätantike lernte, Gold in die Glassteine einzuschmelzen, ermöglichte das glänzende, ikonenhaft wirkende Hintergründe. Der Goldhintergrund war die große Alternative zur Perspektive der Florentiner Renaissance. Goldhintergründe schließen jeden Raum und jede Zeit aus dem Bild aus. Anders gesagt: Es tritt ein geistiger und magischer Raum an die Stelle des in der Perspektive illusionistisch entworfenen weltlichen. Gold stand für eine andere, eine sakramentale Wirklichkeit und war nicht primär Ausdruck von Luxus, wie wir das heute empfinden könnten, wenn man etwa in der Markuskirche in Venedig steht, wo man durch Tausende Quadratmeter Goldmosaik überwältigt wird.

Fand das Mosaik also für beide Grundtypen des Kirchenbaus, Langbau (Basilika) und Zentralbau, gleichermaßen Anwendung, war die Kuppel besonders für den Zentralbau der passende Abschluss. Sie ist eine spektakuläre Architektur, die naturgemäß – bereits in vorchristlicher Zeit – mit der Bedeutung von Himmel und Kosmos aufgeladen war, und zwar sowohl in religiösem wie politischem Sinn. Besonders in den kaiserlichen Prachtbauten in Konstantinopel (zu denen auch Kirchen gehörten) war dieser Zusatznutzen höchst willkommen.

Das in dieser Hinsicht großartigste Meisterwerk war zweifellos der von Justinian in Auftrag gegebene Neubau der Hagia Sophia (griech. *hagios*/heilig + *sophia*/Weisheit). Im Jahr 537 zog eine feierliche Prozession mit dem Kaiser an der Spitze zur Einweihung dieser exquisiten, 15 000 bis 20 000 Goldpfund teuren Demonstration von Macht und Reichtum im Osten. Die Kirche, mehr prachtvolles Herrscherhaus als religiöser Gemeindebau,

war ein passendes Symbol für Konstantinopel mit seinem tiefreligiösen Kaiser als eine – wie Christian Norberg-Schulz treffend sagt – „Manifestation der Civitas Dei“.[16] Beide Architekten, Anthemios von Tralles (heute Aydın an der Ägäisküste, Türkei) und Isidor von Milet, stammten aus Kleinasien. Der Bau selbst strahlt durch viele formale Elemente eine erhabene Transzendenz aus. Die Kuppel schwebt – formal bewerkstelligt durch vierzig Fensteröffnungen – wie schwerelos über dem quadratischen Zentralraum, der durch die sich anschließenden Halbkuppeln erweitert wird. Die Kuppel selbst maß im Durchmesser 31 Meter (beim immer noch unerreichten Pantheon waren es knapp 44 Meter) und hatte eine Scheitelhöhe von 49 Metern. Sie stürzte nach wenigen Jahren bei einem Erdbeben ein und wurde von einem Neffen Isidors um sieben Meter erhöht. 989 (und wieder 1346) brachen neuerlich Teile der Kuppel ein. Diese gewaltige bautechnische Herausforderung wurde ein bisschen im Sinne von *trial and error* bewältigt und forderte ihren Tribut.

Die Wände wurden durch Seitenräume, Galerien und Arkaden aufgelöst, sodass sie wie eine durchlässige Membrane erscheinen. Das und der spätere Überzug (9. bis 12. Jh.) von Wänden und Decke mit Mosaiken machte die Hagia Sophia zu einem eindrücklichen Beispiel von Lichtarchitektur und neuplatonischer Lichtmystik (Tafel XIV). Die auf die göttliche Weisheit geweihte Kirche ist vielleicht die schönste architektonische Umsetzung eines christlich gedeuteten Platonismus. Der aus Stein errichtete Bau erschien als Abbild des göttlichen Lichts, mit dessen Hilfe sich der Mensch von seiner Erdverbundenheit losreißen und zum himmlischen Ort aufschwingen konnte.

Die Bedrohung des christlichen Morgenlands durch Migranten aus dem Norden

Beinahe scheint es, als hätte sich Europa alle Utensilien für eine lange Kulturgeschichte zurechtgelegt: eine Schriftüberlieferung von erlesener Literatur zu gelehrter Philosophie, Staatsformen von der Tyrannis über König- und Kaisertum bis zur Demokratie, Kunst und Architektur, Vielgötterei und Eingottglauben. Alles war vorhanden, allein Europa gab es

immer noch nicht. Wir verweilen momentan in Konstantinopel und reden von Anatolien, Persien, Ägypten, Syrien und Nordafrika, während wir Rom ganz aus dem Auge verloren haben. Das Fanal drückt sich in einer Jahreszahl aus: 476! Diese Zahl wird jedenfalls oft und gerne genannt, um den Untergang einer großen Kultur zu markieren, die wir unverdrossen zur europäischen Geschichte zählen, obwohl Europa noch gar nicht begonnen hat. Auch sprachen phantasiereiche Publizisten im 19. Jahrhundert in biologischen Metaphern vom Wachsen, Aufblühen und Verwelken großer Reiche, gerade so, als wären sie Feigensträucher. Aber war 476 tatsächlich ein solches Fanal?

Die Zeitgenossen scheinen das jedenfalls nicht so empfunden zu haben, denn wir kennen kaum einschlägige Klagen. Gewiss, es gab ein paar übel Gelaunte wie den Bischof von Karthago, Cyprian, der sich im 3. Jahrhundert beschwerte, dass die Winter zu trocken, die Sommer zu kalt, die Bauern faul und die Sitten schlecht geworden seien. Aber derartigen Missmut kennen wir aus allen Zeiten. *Was* damals passiert ist, wissen wir sehr genau, die Frage hingegen, *warum* es passiert ist, lässt die Historikerinnen seit Jahrhunderten nicht ruhen. Es gibt nichts, was nicht für den „Untergang" verantwortlich gemacht worden wäre: die Germanen, das Christentum, großflächige Vergiftung durch das Blei der Wasserrohre, der Klimawandel, moralischer Zerfall der Werte mit kurzlebigen Usurpatoren und Thronprätendenten, Staatspleite, Verlust militärischer Disziplin, die schwierige militärische Lage an drei Fronten (überall Germaneneinfälle, im Osten dazu noch die Perser, in Nordafrika die Berber) und vieles andere mehr. Vielleicht war es einfach so, dass sich Rom nicht mehr auf die Herausforderungen der Globalisierung in einer multipolar gewordenen Welt einstellen wollte oder konnte.

Jedenfalls ratterte 476 ein kaiserliches Gespann über die gepflasterten Überlandstraßen des Reichs nach Konstantinopel. An Bord hatte der Bote, der vom germanischen König (!) Italiens auf die Reise geschickt worden war, Diadem und Purpurmantel des Westkaisers. Diese Insignien wurden nun dem Ostkaiser übergeben, der damit die Herrschaft über beide Teile des Römischen Reichs übernahm. Die Rom-Idee leuchtete inzwischen mehr aus dem Osten, also von dort, wo das Leuchten ohnehin zuhause ist. Rene Pfeilschifter trifft den Nagel auf den Kopf: Das Reich „existierte einfach weiter, ohne die Stadt Rom, ohne das Kernland Italien, ohne die

allermeisten lateinischen Provinzen“.[17] Peter Heather hingegen sieht im östlichen Reich eher ein Nachfolgereich als eine Fortsetzung des Römischen Reichs.[18] Irgendwo passierte die Kutsche die imaginäre Grenze zwischen West- und Ostreich, ohne jeden Schlagbaum und jede Passkontrolle. Man zieht diese Linie meist von der Großen Syrte in Afrika bis zur Drina auf dem Balkan, was dazu passt, dass heute auf dem Balkan ein katholischer, ein muslimischer und ein orthodoxer Teil aneinanderstoßen.

Was war geschehen? Der Druck durch die in Bewegung geratenen germanischen Stämme auf die langen Grenzen des Reichs hatte sich enorm erhöht. Zwar gab es längst Barbaren im Reich – jene mit positivem Asylbescheid sozusagen. Sie waren höchst willkommen, um die sich lichtenden Reihen der einheimischen Kräfte aufzufüllen. Sie dienten als Soldaten, Beamte oder auch als Konkubinen, schienen sich durchaus wohlzufühlen in römischen Diensten und wussten die Kultur Roms zu schätzen. Aber eines Tages geriet die gesamte Lawine aus dem Norden ins Rutschen. Alle wollten nach Süden und Osten. Es hat sich eingebürgert, dass wir fein säuberlich die verschiedenen Völker und Stämme dieser Lawine unterscheiden. Aber da ist sehr viel Phantasie im Spiel, und Forscher wie Reinhard Wenskus oder Mischa Meier führen solche geläufig gewordenen Unterscheidungen der Germanenstämme auf Sortierungsbemühungen römischer Bürokraten zurück. Von germanischen „Völkern“ kann eigentlich keine Rede sein, weshalb auch der Begriff „Völkerwanderung“ heute nicht mehr gerne verwendet wird. Die an Wanderungsbewegungen gewöhnten Römer sahen wohl eine größere Migration, aber keine Völkerwanderung. Doch vielleicht ließen diese andrängenden Gruppen, die jenseits der Gefolgschaft für starke Führer kaum eine interne Identität ausbildeten, schon durch ihr Gewaltpotenzial der römischen Elite tatsächlich kaum eine andere Wahl, als sich mit dieser neuen Situation zu arrangieren. Denn die Migrationsströme waren eindrücklich. An der oberen Donau standen die Alemannen (die „Vollmenschen“), am Niederrhein die Franken (die „Kühnen“), Goten und Vandalen, Sweben und Alanen, hinter ihnen die nachstoßenden Hunnen. Riesige Mengen an Wirtschaftsmigranten zogen in das gelobte Land und waren nicht zimperlich, wenn man sich ihnen in den Weg stellte. Und natürlich konnte es nichts Gutes sein, was da vom Norden in die christliche Welt eindrang. Salvian, selbst Gallier und eine Zeit lang mit einer Heidin verheiratet, später Priester in Marseille (damit ein schönes

Beispiel für die Verbindung des Germanischen und Römischen), brachte es ungeschminkt auf den Punkt: „Die *gens* der Sachsen ist wild, die der Franken treulos, die Gepiden sind unmenschlich, die Hunnen unzüchtig; der Lebenswandel aller barbarischen *gentes* besteht eben aus Lasterhaftigkeit.“[19]

Die Vandalen waren mit erheblicher zerstörerischer Energie ausgestattet und pflegten auch katholische Bischöfe unsanft zu entfernen, aber insgesamt waren sie doch weniger schlimm als ihr übler sprichwörtlicher Ruf. 429 überquerten sie unter ihrem König Geiserich mit 80 000 Menschen die Meerenge von Gibraltar und übernahmen die ressourcenreichste Provinz Roms mit zahllosen blühenden Städten. Für Rom war das eine Katastrophe. Die Preise der Getreide-Keramik-Gebinde *made in Nordafrika* in den römischen Supermärkten schossen in die Höhe. Die Christen Nordafrikas blickten mit Sorge nach Norden und überlegten, wie man die Fluchtrouten der germanisch-heidnischen Migranten unterbrechen könnte. Der große Kirchenlehrer und Bischof Augustinus, ein dunkelhäutiger Berber aus Numidien, stand 430 auf der Stadtmauer von Hippo Regius (heute Annaba in Algerien) und sah die endlosen Kolonnen von arianischen Vandalen, die sich zur Belagerung der alten Bischofsstadt (seit mindestens 259) sammelten. Die Identität des christlichen Morgenlands schien durch den Ansturm der heidnischen und arianischen Germanen in höchster Gefahr!

Die Vandalen gründeten das erste von Rom (zwangsläufig) anerkannte germanische Reich auf nordafrikanischem, römischem Boden. Hauptstadt war Hippo Regius, ab 439 dann Karthago, wobei sie die (nach der Auslöschung durch Rom 146 v. Chr.) wiedererblühte Stadt nach Kräften förderten. 455 öffnete man ihnen in Rom die (nicht mehr erhaltene) Porta Portuensis und ließ sie vierzehn Tage lang sämtliche mobilen Wertsachen abtransportieren. Sie bauten goldene Dächer ab, luden Unmengen an Bronze- und Marmorstatuen auf ihre Fuhrwerke, außerdem den gesamten von Titus nach Rom gebrachten Schatz des Jerusalemer Tempels, den später Justinian nach Konstantinopel holte. Um ihre Liquiditätsreserven aufzufüllen, entführten sie zudem etliche honorige römische Bürger und versilberten sie mit Lösegeldzahlungen. Als Gegenleistung für diese Plünderungsorgie verzichteten sie auf Mord und Zerstörungen.

Diejenigen Gruppen, die als Erste in das Römische Reich drängten, wurden gleich zu Verteidigern gegen die Nachrückenden, die den neu

gewonnen Wohlstand der zuerst Gekommenen zu gefährden drohten. Daher kämpften letztlich oft Barbaren gegen Barbaren, bis das stolze Römische Reich auf jene Halbinsel geschrumpft war, mit der tausend Jahre vorher alles begonnen hatte.

Die Goten hatten sich bei ihrem Zug in – wie man später in Fehldeutung ihrer Namen sagte – Westgoten (eigentl. *Visigothi*/edle Goten) und Ostgoten (eigentl. *Ostrogothi*/glänzende Goten) aufgespalten. Im Osten stießen die gotischen Migranten im heutigen Bulgarien an die Grenze des Oströmischen Reichs. Sie hatten ihrerseits die Hunnen im Genick und flehten 376 um Aufnahme. Etliche stürzten sich in die Donau und versuchten, das andere Ufer zu erreichen. Teils ertranken sie, teils wurden sie am südlichen Ufer sofort niedergemacht. Nach einigem Hin und Her gab der Kaiser dem Druck nach und stimmte der Aufnahme zu. Der römische Historiker Ammianus Marcellinus beklagte die „Naivität" dieser unkontrollierten Grenzöffnung. Tatsächlich stürzte die große Zahl der Flüchtlinge die römische Verwaltung in größte Probleme. Eine Spirale von Gewalt und Gegengewalt führte 378 zur Schlacht von Adrianopel (heute Edirne, Türkei), in bedrohlicher Nähe zu Konstantinopel. Die Goten schlugen das römische Heer vernichtend, ein Großteil der Generäle und selbst Kaiser Valens fielen. Diese Niederlage der römischen Elitearmee war nachhaltig und führte dazu, dass die Goten sukzessive Teil des Reichs wurden. Die Goten waren Arianer, Anhänger des ägyptischen Priesters Arius, der die orthodoxe Lehre Konstantinopels zugunsten eines strengen Monotheismus ablehnte. Aus Sicht der katholischen Byzantiner war das gleich schlimm wie das Heidentum.

Auch im Westen brandeten die Goten an die Grenzen des Reichs. Rom änderte seine Politik, gewährte den westgotischen Migranten Siedlungsraum und band sie mit Föderationsverträgen an sich. Aufgrund eines Wortbruchs des Kaisers führte Alarich eine Abteilung nach Rom, wo es am 24. August 410 zur denkwürdigen Eroberung der Stadt kam, der ersten nach dem Einfall der Gallier 387 v. Chr. Peter Heather spricht dabei von einer der „manierlichsten Plünderungen, die eine Stadt je erlebte". Denn „Alarichs Goten waren Christen, und sie behandelten viele der besonders heiligen Stätten Roms mit großem Respekt".[20] Rom war längst morsch, der Kaiser hatte 402 seinen Sitz (bis 450) nach Ravenna verlegt, das mit seiner sumpfigen Lagunenumgebung leichter zu verteidigen war. Die strategische

Bedeutung Roms war bereits so gering, dass die Germanen nach gründlicher Plünderung einige Tage später wieder abzogen. Sie hatten sich reichlich bedient. Unter dem Raubgut befand sich auch die oben erwähnte Tochter des oströmischen Kaisers Theodosius I., zugleich Halbschwester des weströmischen Kaisers Honorius, Galla Placidia, die sich unglücklicherweise gerade in Rom aufhielt.

Auf der Ebene der Propaganda war die Eroberung Roms durch die Barbaren der Super-GAU schlechthin und versetzte sogar dem Christentum einen empfindlichen Stoß. Ein großes Lamento hallte quer durch den Mittelmeerraum: Wie konnte der Stadt der Apostel- und Märtyrergräber und der unzähligen Reliquien so etwas passieren? Viele Bewohner der Stadt hingen noch den alten römischen Göttern an und gaben dem neuen Christengott die Schuld. In höchster Not waren in Rom sogar (längst verbotene) heidnische Opfer durchgeführt worden – mit Einverständnis des Bischofs! Augustinus dagegen stemmte sich mit machtvollen Predigten und Schriften gegen jeden Zweifel an der Verlässlichkeit des Christengottes und stellte die Idee eines Gottesstaates in den Raum, der nicht auf den brüchigen Mauern von realen Städten gebaut ist (für seine Überzeugungsarbeit benötigte er immerhin 15 Jahre und 22 Bücher unter dem Titel *De civitate Dei*). Denn er sah in dieser Strafe Gottes die Bestätigung der Tatsache, dass alles Diesseitige und Irdische nur von kurzer Dauer ist – nicht einmal Rom sei eben das himmlische Jerusalem.

Unter Alarichs Nachfolgern gelang ab 418 im Südwesten Galliens die Bildung eines nach der Hauptstadt Tolosa (Toulouse) benannten Tolosanischen Reichs, das nach 476 das größte Nachfolgereich war. Nach der Niederlage der arianischen Westgoten gegen die katholischen Franken unter Chlodwig 507 zogen sie auf die Iberische Halbinsel, wo sie bis zur Niederlage gegen die Muslime 711 um die Hauptstadt Toledo siedelten (Toledanisches Reich). Das Hofzeremoniell übernahmen die Goten aus Byzanz. Und ebenso wie die byzantinischen Kaiser begannen auch die Goten, als sie 587 zum katholischen Glauben übergetreten waren, Konzilien einzuberufen und nach dem Vorbild von Justinian und Theodosius Gesetzeskodizes zu formulieren. Einer ihrer großen Intellektuellen, der um 560 in Carthago Nova (heute Cartagena, Spanien) geborene Isidor, von 600 bis zu seinem Tod 636 Bischof von Sevilla, war nicht nur ein wichtiger Reformer in kirchlichen Dingen. Er versuchte auch, so viel als möglich vom

antiken Bildungsschatz in das Mittelalter herüberzuretten. Die Germanen wurden zu Trägern der lateinischen Bildung, zumal sich Römer und Germanen ab einem gewissen Punkt ohnehin kaum mehr unterscheiden ließen, denn „sie alle partizipierten gleichermaßen an der provinzialrömischen materiellen Kultur“.[21]

Eine frühe, noch als Sonderfall zu qualifizierende Leistung war die Übersetzung der Heiligen Schrift in die (germanische) Volkssprache durch den dem Arianismus anhängenden gotischen Bischof Wulfila (got. kleiner Wolf). Er stammte von römischen Gefangenen bei den Goten ab, seine Familie lebte ursprünglich in einem kleinen Nest in Kappadokien. Der gebildete Kleriker, der Griechisch, Lateinisch und Gotisch fließend beherrschte, schuf damit das älteste germanische Schriftstück. Überliefert sind uns Teile der Wulfila-Bibel in einer wunderbaren Prachthandschrift, dem Codex Argenteus, geschrieben in silberner und goldener Schrift auf purpurfärbigem Pergament, das aus den Häuten frisch geborener Kälber hergestellt wurde. Wulfila musste erst eine Schrift für das Gotische entwickeln. Er, der vermutlich in Konstantinopel noch mit Konstantin zusammengetroffen war, öffnete damit einen schmalen Pfad, auf dem eine schleppende, aber nie ganz abreißende Transformation antiken Wissensgutes in das europäische Mittelalter geschehen konnte.

Ganz hinten in der Reihe drängten die Hunnen, ein nomadisches zentralasiatisches Reitervolk ungeklärter ethnischer Zusammensetzung, gegen Westen und Osten zugleich. Warum sie sich in Bewegung setzten, ist unklar. Manche vermuten eine Klimaveränderung, die das Leben in den austrocknenden Steppen schwer machte. Um die Hunnen rankten sich viele Legenden. Ihr König mit dem germanischen Namen Attila ging als König Etzel in die deutsche Heldendichtung (Nibelungenlied) ein. Zeitgenössische Berichte schildern ihn als bescheiden. Angeblich hatte er ein kleineres Zelt als die Gesandten, die ihn aus Konstantinopel aufsuchten, weshalb diese ihre Zelte erst gar nicht auspacken durften. Seine Umgebung jedoch lebte nach diesen Berichten in antikem Saus und Braus. Moderne Einschätzungen schwanken zwischen Genie (Edward Gibbon) und Stümper (Edward P. Thompson). Die Hunnen waren nicht auf ein eigenes Territorium aus, ließen sich daher nicht – wie die Goten – durch Landzuteilungen beruhigen. Ihre Spezialkompetenz waren Plünderungszüge und damit machten sie sowohl Ost- als auch Westrom das Leben schwer. Sie galten als geschickte

Belagerer. Die Techniken dazu hatten sie im Römischen Reich und im Orient ausspioniert. Im Osten stießen sie um 400 mit ihrer gefürchteten Waffe, einem asymmetrisch konstruierten Kompositbogen mit gewaltiger Schussweite und Durchschlagskraft, an den Euphrat und Tigris vor, verheerten ganze Landstriche in Armenien, Kleinasien, Syrien und Palästina und gelangten bis knapp vor die persische Hauptstadt Ktesiphon (heute Tell Umar, Irak). Was tut man gegen ungebetene (von Gott als Strafe gesandte, so eine gängige zeitgenössische Meinung) Migranten, die auf Plünderung der Sozialsysteme aus sind? Man hatte damals auch nicht mehr Phantasie als heute. Eine Mauer sollte das Problem lösen. Die Perser bauten also – mit kräftiger Finanzhilfe aus Konstantinopel – vermutlich im 5. und 6. Jahrhundert eine 200 Kilometer lange Mauer zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer zur Abwehr der Barbaren. Die Große Mauer von Gorgān war nach der Chinesischen Mauer der längste Verteidigungswall der Welt. Im Westen konnte der Sturm unter dem Kommando Attilas in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 von den vereinten Römern und Westgoten gestoppt werden. Mit dem Tod Attilas 453 löste sich das Problem von selbst. Die Verbände zerfielen einfach.

Das alles gehörte letztlich zur Begleitmusik von 476. Das Hauptübel im Westen war allerdings, wie die kühlen Strategen in den Kanzleien in Konstantinopel messerscharf erkannten, der Ausfall von Nordafrika. Nun legte man im Osten keineswegs die Hände in den Schoß und sah der Misere in Rom aus sicherem Abstand ungerührt zu, sondern schickte eine stattliche Flotte zur Befreiung Nordafrikas von den Vandalen. Aber es war wie verhext! Alles hatte sich gegen Rom und Konstantinopel verschworen: ungeschickte Flottenführung, falscher Landepunkt viel zu nahe an Karthago und dann auch noch Pech mit dem Wind. Der wehte nämlich aus einer unüblichen Richtung und begünstigte die Vandalen, die eine Reihe von Brandschiffen in die dicht gedrängte römische Armada treiben ließen. Mit einer krachenden Niederlage 468 war das Ende des Westreichs besiegelt. Der verzweifelte Kommandant der Flotte, Basiliskos, floh in das Kirchenasyl der Hagia Sophia (damals noch eine konstantinische Basilika) und wagte sich erst wieder vor die Tür, als ihm Kaiser Leon öffentlich verzieh.

Das „Ausgedinge“ in Ravenna – Rom geht unter

Der letzte Akt des Schauspiels vom Untergang des Weströmischen Reichs wurde nicht einmal mehr in Rom, sondern auf der Nebenbühne Ravenna aufgeführt. 476 endete das Reich mit der Entthronung des etwa fünfzehnjährigen Romulus Augustus, den man mit dem auf seine Jugend anspielenden Spottnamen Augustulus (der kleine Augustus) bedachte, durch Odoaker. Es klingt wie die bittere Ironie einer mittelmäßigen Seifenoper: Das Reich endete mit zwei großen Namen, die jetzt ein machtloses Kind trug. Der noch unmündige Romulus war – wie mittlerweile üblich – durch seinen Vater, den römischen Oberkommandierenden Flavius Orestes, 475 eingesetzt worden. Vorher hatte Orestes den letzten legitimen Kaiser, Julius Nepos, ins Exil nach Dalmatien gezwungen, wo er – weiter anerkannt von Konstantinopel – bis zu seiner Ermordung 480 so tat, als würde er regieren. Odoaker, am Hof Attilas aufgewachsen, war ein römischer Offizier und ziemlich sicher Germane. Er besetzte am 4. September 476 als König eines römisch-germanischen Heeresverbands Ravenna und stellte Romulus in einer Villa in Kampanien unter Hausarrest. Odoaker ließ keinen Kaiser mehr ausrufen (auch nicht sich selbst), sondern servierte dem oströmische Kaiser Zenon den Westen auf dem Silbertablett, besser gesagt auf dem oben erwähnten Pferdegespann, das die Insignien des römischen Kaisertums theatralisch in die Hauptstadt im Osten brachte.

Zenon war angetan von dieser Geste und duldete die Herrschaft des Odoaker in Ravenna (ohne ihn offiziell anzuerkennen) als (germanischer) König von Italien (*rex Italiae*). Doch der Deal hielt nicht lange. Vielleicht war der ambitionierte Odoaker dem Kaiser dann doch zu mächtig geworden. Im Auftrag Zenons vertrieb ihn der Ostgote Theoderich nach blutigen Kämpfen und ermordete ihn eigenhändig beim Versöhnungsmahl 493. Nun regierte Theoderich als *princeps Romanus* – er ließ sich von den Goten zum König ausrufen, was ihm der Kaiser verweigert hatte – mit Respekt vor dem römischen Erbe, aber faktisch unabhängig von Konstantinopel bis zu seinem Tod.

Theoderich, der zehn Jahre am byzantinischen Hof gelebt hatte, brachte byzantinischen Geist nach Ravenna, Verona und Pavia. Die Künstler rekrutierte er jedoch aus dem weströmischen Raum, baute in römischem Stil, pflegte das römische Zeremoniell und bemühte sich generell, den Zerfall Roms aufzuhalten. Um 500 entstand in Ravenna die arianische Palastkirche Sant'Apollinare Nuovo (Theoderich hatte sie dem Christus

Salvator geweiht) mit Mosaiken, auf denen unter anderem sein Palast abgebildet war. Einige Szenen wurden ab 540 in einer *damnatio memoriae* entfernt und an die Stelle der Figuren Vorhänge gesetzt.

Während Rom in einen Dornröschenschlaf verfiel, erreichte das Altenteil unter Theoderich eine späte Blüte. Zwar war der Kaiser entlassen, aber Bürokratien ließen sich auch damals nicht so einfach abschalten. Verwaltung, Senat und auch der Hof funktionierten noch einige Jahrzehnte und begleiteten eine multikulturelle Veranstaltung in Ravenna. Theoderich selbst stand als Arianer in spannungsgeladener Loyalität zum katholischen Kaiser, hatte eine römische Verwaltung, eine gotische Armee und versuchte, sein italisch-gotisches Reich zum Ebenbild des östlichen Kaiserreichs zu machen. Er starb 526 wie der Häretiker Arius an der Ruhr, fuhr also, so sahen es jedenfalls die Katholiken, in die Hölle. Sein monumentales Mausoleum in Ravenna, das er selbst von Grund auf geplant haben will, zeigt die Faszination, die der römische Grabkult ausstrahlte. In dem aus weißem Kalkstein aus Istrien errichteten Bauwerk mit dem eindrucksvollen Kuppel-Monolithen, der allein etwa 230 Tonnen auf die Waage brachte, sehen Pedro de Palol und Gisela Ripoll die „Kontinuität der antiken Welt“.[22]

Aber diese Kontinuität war nun gleichsam zu einem Sarkophag versteinert. Das weitgehend entvölkerte Rom machte einen desolaten Eindruck. 546 hatten die Ostgoten unter Totila Rom erobert, konnten es allerdings nicht lange halten. Totila war einer von fünf Besitzern Roms zwischen 536 und 552, jenem Jahr, in dem die verheerenden Gotenkriege von einem oströmischen Heer unter General Narses in Umbrien beendet wurden. Auf den Tempelresten des einst so stolzen Forum Romanum kletterten Ziegen und Schafe über die zerbrochenen kannelierten Säulen und knabberten am wuchernden Unkraut. Die Exarchen, also die Stellvertreter des byzantinischen Kaisers, hausten in desolaten Palästen auf dem Palatin, wo buchstäblich das Regenwasser auf den Schreibtisch tropfte (es mangelte im frühen Mittelalter an allem, auch an Dachziegeln) und man verfallene Mauerteile mit Holzbrettern flickte. 603 dürfte die letzte Senatssitzung stattgefunden haben, parlamentarischer Aktivismus, ohne noch etwas in dem durch Kriege, Pest und Hungersnöte ausgemergelten Landstrich zu bewirken. „Siehe, verlassen ist die Stadt, siehe, in den Staub getreten, siehe, von Seufzern niedergebeugt“, jammerte Papst Gregor I. Denn ja, irgendwo zwischen den maroden Gemäuern wohnte in der von

Konstantin erbauten Palastkirche im Lateran auch der Bischof von Rom, den man zwar neuerdings wie in Ägypten Papst nannte, um den sich freilich kaum jemand kümmerte. An der Spitze des Christentums stand de facto der Kaiser in Konstantinopel. Dieser war angesichts der Misere im alten Rom etwas ratlos und tröstete sich damit, in seinem glanzvollen neuen Rom zu sitzen und vornehmlich auf sein Reich im Osten zu blicken.



Sant'Apollinare Nuovo, Palast des Theoderich, Ravenna

Dazu spielte im Niemandsland zwischen Spätantike und Mittelalter das vorläufig letzte Kapitel der Völkerwanderung: Die Langobarden kamen aus der Gegend der mittleren Elbe und strebten 568 wie alle anderen in den Süden. In der Poebene (Langobardei/Lombardei) trafen sie auf wenig Gegenwehr, in Venetien hingegen gab es heftige Kämpfe. Aquileia musste aufgegeben werden. Man floh, wie oben bereits beschrieben, auf die Inseln der Lagune. Die Langobarden wurden so unversehens zu den Geburtshelfern Venedigs. Nach dreijähriger Belagerung wurde Pavia in Oberitalien zur Hauptstadt des Langobardenreichs, das Nord-, Mittel- und Teile von Süditalien umfasste. Orientalische Mönche halfen mit, Pavia in ein

ansehnliches Reichszentrum zu verwandeln, vor allem nachdem die Langobarden ihre arianische Häresie an den Nagel gehängt hatten und katholisch geworden waren. Rom und Ravenna samt einem militärisch gesicherten Verbindungsstreifen blieben in byzantinischer Hand. Kulturell waren die Eroberer dem eroberten Land unterlegen. Aber das wussten sie und förderten die Baumeister und Künstler der Region. Einige exquisite langobardische Kunstwerke finden sich noch heute in dem Pavia nacheifernden Cividale im Friaul. Darunter der Ratchis-Altar, ein Marmoraltar mit figuralen Darstellungen und (germanischer) Flechtbandornamentik (Tafel XIII), den Ratchis bei seiner Wahl zum Langobardenkönig 744 gestiftet hatte, und das achteckige Taufbecken, das der von Aquileia nach Cividale übersiedelte Patriarch Callixtus errichten ließ (Callixtus-Baptisterium). Neben den naiven Spuren der Kunst der Völkerwanderungszeit sind byzantinische, sasanidische und orientalische Motive erkennbar. Das aus dem Felsenufer des Natisone gehauene orientalisierende Oratorium, der sogenannte Tempietto Langobardo, ist eines der wenigen erhaltenen Bauwerke der Langobarden.

Unterdessen war im „Rom nach dem Untergang Roms“ wenig Lateinisches mehr zu finden. Viele Beamte stammten aus Konstantinopel. Man schätzte diese Zugereisten ob ihrer administrativen Skills. Und nicht weniger als etwa ein Dutzend Päpste (von insgesamt 35) in dieser Zeit waren Griechen oder Syrer. Das bisschen Kunst und Kultur, das es noch gab, war byzantinisch, von den Herren Beamten sozusagen im Reisegepäck mitgebracht. Ein englischer Bischof dieser Zeit, der zu einer Synode nach Rom gereist war, fragte sich, wozu er mühsam ein paar Brocken Latein gebüffelt habe, wo doch ohnehin alles in Griechisch abgehandelt werde. Rom war ein Ort griechischer und orientalischer Kultur mitten im Westen geworden.

Letztlich war trotz aller Bedeutungslosigkeit in der Spätantike die Institution der Päpste der einzige Lichtblick, mit dem Rom in eine neue Rolle hineinwachsen konnte: Stadt des Christentums zu sein. Auch wenn das Material dazu Importware aus dem Osten war, byzantinische Riten, Verehrung orientalischer Heiliger, der byzantinische Marienkult und selbstverständlich die Vorlagen in Kunst und Architektur, tat das der Sache keinen Abbruch. Es war schon ein gutes Zeichen, dass etliche östliche Ordensgemeinschaften ihre Sitze peu à peu in dieses neu entstehende

Zentrum der Christenheit verlegten. Papst Gregor heißt deshalb der Große, weil der einer römischen Patrizierfamilie entstammende Benediktinermönch in seinem Pontifikat (590–604) erste Impulse hin zu einer christlichen Stadt setzte. Mit den Heiden ging er wenig zimperlich um und ließ sie auf die Folter spannen, bis sie nachgaben und sich zur Konversion entschlossen. Und er war machtbewusst und wollte sich die Bevormundung durch Byzanz nicht mehr gefallen lassen. Doch das war leichter gesagt als getan, die Vormachtstellung des Papstes ließ noch einige Jahrhunderte auf sich warten.

Ost und West leben sich auseinander

Wir verließen Konstantinopel in den Wirren des Bilderstreits, der nicht nur über weite Strecken ein Stellvertreterkrieg um die dogmatische Lehre war, sondern auch politische Implikationen hatte. Er war ein Spiegelbild der Probleme, mit denen das Byzantinische Reich konfrontiert war. Die Nachfolger Justinians, die bereits dem Mittelalter zuzurechnen sind, hatten alle Hände voll zu tun, die herandrängenden Sasaniden, Vandalen, Goten, Awaren, Bulgaren, Ungarn und, ab der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, die Araber in Schach zu halten und die zahlreichen Gebietsverluste (darunter Syrien, Ägypten und Palästina) zu verdauen. Die zwei Jahrhunderte lang im Mittelmeerraum wütende Pest schwächte die Herrschaft zusätzlich. Die Auflösung des gordischen Knotens Bilderstreit zuerst durch Irene 787, dann endgültig durch Theodora II. 843 brachte etwas Ruhe in die inneren Angelegenheiten. Eroberungen in Armenien, Bulgarien, Dalmatien und Süditalien sorgten sogar für die größte Ausdehnung des Reichs. Allerdings waren diese Akquisitionen nur von kurzer Dauer.

Im 9. Jahrhundert entstand in Konstantinopel die erste Universität, an der unter anderem der mehrfach abgesetzte, exkommunizierte und wieder rehabilitierte Patriarch Photios lehrte. Er schuf bedeutende theologische Werke und regte die Missionstätigkeit an. In diesem Rahmen wurde im Laufe der „Slawenmission“ Russland durch die aus dem byzantinischen Thessaloniki stammenden Brüder Kyrill und Method christianisiert. Kyrill entwickelte dafür eine (von der phönizischen Schrift abgeleitete) slawische

Buchstabenschrift (Glagolitisch), aus der die nach ihm benannte kyrillische Schrift hervorging. Mit der Missionierung Russlands wurde das spätere Ausbreitungsgebiet der Ikone vorbereitet.

Mit Basileios II., der von 976 bis 1015 auf dem Thron saß, wandte sich das Blatt wieder zum Schlechteren. Seine Nachfolger plünderten die Staatskasse, Ämterkauf und Korruption waren an der Tagesordnung, die starke byzantinische Währung geriet unter Abwertungsdruck. 1071 drangen turkische Seldschuken nach der Schlacht von Manzikert nördlich des Vansees (heute Malazgirt, Türkei) nach Anatolien, in die Kornkammer Konstantinopels.

Ärger gab es auch im Westen. Papst Leo III. war angesichts der Unruhe in Konstantinopel nervös geworden. Weil die Kaiser keinerlei Anstalten machten, ihn vor den Langobarden zu schützen, suchte er politischen Halt bei den Franken. Am Weihnachtstag 800 krönte er deren König Karl zum römischen Kaiser. Über diesen Streich werde ich gleich berichten. Gleichzeitig tauchte in den Archiven urplötzlich eine Urkunde auf, die an den fernen Vorgänger Silvester I. (reg. 314–335) gerichtet war und ihm „bis ans Ende der Zeiten“ die geistliche und politische Oberhoheit über Reich und Welt sicherte. Der vermeintliche Unterzeichner war Konstantin, weshalb man sie als Konstantinische Schenkung bezeichnet. In Wahrheit war sie eine üble Fälschung, die erst von den Renaissance-Humanisten Nikolaus von Kues und Lorenzo Valla aufgedeckt wurde.

Während im Westen dem Papst politische Unterstützung zuwuchs, was ihn gegenüber Konstantinopel selbstbewusster machte, waren dort die orthodoxen Patriarchen ebenfalls darauf aus, die Hoheit über das Christentum zu zementieren. Dabei griffen sie zu rustikalen Mitteln. Patriarch Michael I. schloss 1053 lateinische Klöster und Kirchen im Osten. Der Ärger auf beiden Seiten war groß. Eine römische Gesandtschaft traf in Konstantinopel ein und man stritt heftig über Liturgie und Dogmatik und die Stellung des Papstes. Die Lateiner legten daraufhin am 16. Juli 1054 eine Bannbulle gegen die Anhänger der byzantinischen Kirche auf den Altar in der Hagia Sophia. An dieser schwierig zu rekonstruierenden Massenexkommunikation wird die historische Spaltung der christlichen Kirche (Morgenländisches Schisma) festgemacht. Aus langem Abstand betrachtet könnte man 1054 als einen heftigen Streitfall von mehreren in einem schleichenden Prozess der Entfremdung herunterstufen, als Zeichen

von allmählich auseinanderdriftenden theologischen Systemen in Ost und West. Das betraf liturgische, dogmatische und kirchenrechtliche Felder gleichermaßen und führte dazu, dass sich der Begriff der Orthodoxie allmählich veränderte und schließlich ein eigenständiges Konstrukt neben dem Katholischen bezeichnete. Ein zutreffenderes Datum zur Bezeichnung eines regelrechten Bruchs wäre das bereits beschriebene *annus horribilis* 1204, in dem ein Kreuzfahrerheer in Konstantinopel marodierte, die Bewohner massakrierte und unzählige Kunstschätze zerstörte und raubte. Beinahe noch schlimmer war, dass dieser Pöbel aus Europa, der übrigens sein Wüten mit angeblichen theologischen Abweichungen der Byzantiner zu rechtfertigen suchte, auch noch in der Stadt blieb und sie sechzig Jahre lang verkommen ließ. Illusionen über das Benehmen dieser christlichen Haudegen hatte man sich in Byzanz ohnehin nicht gemacht. 1185 waren sie bereits in Thessaloniki eingefallen, worüber der dortige Metropolit Eustathios berichtet: „Man darf sich also nicht wundern, daß sie unseren Leuten wie der leibhaftige Tod erschienen, da sie abgesehen von allem anderen in ihrer Raserei gegen uns nicht einmal die Tiere verschonten und in ihrem Mutwillen Gefäße zerschlugen, bis zu Trinkflaschen, Ölflaschen und noch billigerem Zeug herunter.“ Gegenstand dieser Klagen über abscheuliche Barbaren waren wohlgemerkt die lateinischen christlichen Glaubensbrüder, die sich schwertaten, mit einer kultivierten Lebensweise umzugehen. Nochmals der Augenzeuge: „Sie verhielten sich auch sonst so ungehobelt, daß man meinen mochte, sie hätten niemals etwas Wertvolleres zu Gesicht bekommen.“[23]

Als 1261 der byzantinische Flottenführer Alexios Strategopulos die Stadt zurückeroberte, sodass wenig später Michael VIII. Palaiologos in feierlicher Prozession (mit einer Hodegetria-Ikone an der Spitze) einziehen konnte, war der Schaden so nachhaltig, dass sich Konstantinopel davon nie mehr erholte. *Eine* der Ursachen dafür, dass 1453 die christliche Metropole der überlegenen Artillerie der Osmanen nach tausend Jahren erfolgreichem Widerstand gegen alle möglichen Feinde nichts mehr entgegenzusetzen hatte, waren die Christen selbst.

Trotz dieses Ärgers blieb der Westen auch weiterhin in Konstantinopel präsent. Der Kaiser musste nach alten Verträgen den Genuesen ein Niederlassungsrecht einräumen. Abgesehen davon war man auf sie angewiesen, denn über Genua, den größten Konkurrenten Venedigs, lief ein

großer Teil des internationalen Handels. Sie erhielten das Gebiet Galata, das sie gegen die Abmachungen befestigten, wobei sie im 14. Jahrhundert den heute noch existierenden Wehrturm errichteten.

In der letzten Zeit Konstantinopels herrschte ein aufgeklärter Geist, der in Form einer – gemessen am Umsturz der gleichzeitig in Florenz anhebenden Renaissance – vorsichtigen Aufweichung der byzantinischen Strenge auch in Kunst und Architektur sichtbar wurde. Ein köstliches Beispiel dieses nach der letzten Kaiserdynastie (Palaiologen) benannten Stils kann man heute noch in den Malereien der Chora-Kirche bestaunen (Tafel XV), deren Neubau der Politiker und Gelehrte Theodoros Metochites um 1320 stiftete.

1453

Sollten sich angesichts des Berichteten nicht alle Europäer wünschen, dass diese großartigen Geburtsorte Europas mit all ihren Kunst- und Architekturdenkmälern möglichst bald auf dem Boden der Europäischen Union stehen? Dass dies in so weiter Ferne liegt, hat für viele mit einer Jahreszahl zu tun: 1453! Der osmanische Sultan Mehmed II., genannt Fatih (arab. der Eroberer), erdreistete sich, am 29. Mai dieses Jahres das wunde Konstantinopel einzunehmen. Es war der Todesstoß für das bereits auf wenige Kerngebiete geschrumpfte Byzantinische Reich.

Die Osmanen waren nach ihrem Dynastiegründer und Clanchef Osman benannte turkmenische Völker. Sie drängten knapp vor der Jahrtausendwende aus den Randgebieten der heutigen Mongolei nach Anatolien und bauten in den neuen Siedlungsgebieten ihre Macht sukzessive aus. Orhan, Sohn Osmans und erster Sultan, machte 1326 das nahe der Küste des Marmarameeres und knapp hundert Kilometer südlich von Konstantinopel liegende Bursa zur Hauptstadt. 1361 wurde Edirne im türkisch-griechisch-bulgarischen Dreiländereck das neue Zentrum. Es entstand ein Hof nach byzantinischen, persischen und europäischen Vorbildern.

Mitten in diesem Ausbreitungsgebiet lag das arg geschrumpfte Byzantinische Reich mit Konstantinopel, das bei der Orientierung der Osmanen nach Europa, wo sie hellsichtig die zukünftige Dynamik

vermuteten, einen lästigen Riegel bildete. Ein noch viel spektakulärerer Hintergedanke dürfte gewesen sein, dass Mehmed die Erneuerung des Römischen Reichs unter osmanisch-muslimischer Führung vorschwebte. Daher stand die Eroberung der römischen Hauptstadt weit oben auf der Prioritätenliste. Plausibel ist so auch, dass Mehmed nicht die Zerstörung Konstantinopels anstrebte, sondern den Gewinn einer möglichst intakten Metropole. Immerhin bezeichnete er sich nach der Eroberung als Kaiser von Rom! In Vorbereitung dieses Projekts baute Mehmed die Festung Boğaz-kesen (osman. Abschneider der Meerenge, Halsabschneider; heute Rumeli Hisarı) an der schmalsten Stelle des Bosporus, um den Schiffsverkehr von und nach Konstantinopel zu kontrollieren. Bei klarem Wetter konnten die Bewohner Konstantinopels von den Wachtürmen aus die Fortschritte beim Festungsbau beobachten. Man war sich hinter der Theodosianischen Mauer der prekären Situation also durchaus bewusst. Deshalb zog der letzte byzantinische Kaiser (der, welch eine Ironie der Geschichte, wie der letzte weströmische Kaiser Romulus Augustus den Namen des Gründers trug, in diesem Fall Konstantin) hektisch kreuz und quer durch Europa und ersuchte um Unterstützung im bevorstehenden Krieg gegen die Muslime. Man spendete ihm warme Worte, wie das Diplomaten zu allen Zeiten zu tun pflegen, ließ ihn mit konkreten Taten jedoch abblitzen. Selbst Genua drückte sich. Allein Venedig schickte auf Drängen des bemühten, aber machtlosen Papstes eine symbolische Marineeinheit, die vor Konstantinopel aufkreuzte, als die Stadt bereits in der Hand der Osmanen war.

Mit so viel vornehmer Zurückhaltung der christlichen Länder Europas konnte Mehmed nicht rechnen. Er fürchtete vielmehr die Solidarität des Westens und fackelte nicht lange, sondern gab Befehl zum Sturm auf die Stadt. Er ließ die Mauern mit gigantischen Kanonen beschießen, die Geschosse mit dem Gewicht einer halben Tonne bewältigten, allerdings in 24 Stunden nur sieben Mal feuern konnten. Die Verteidiger kämpften verbissen, füllten Mauerbreschen in den Nächten eilig mit Schutt, sprengten Belagerungstürme, räucherten gegrabene Tunnel aus, schlugen als geschickte Seeleute Angriffe auf dem Wasser zurück, aber schließlich machten sich Erschöpfung und Hunger breit. Böse Vorzeichen kamen dazu: Eine Muttergottes-Ikone fiel bei einer Bittprozession zu Boden, der Mond verfinsterte sich über mehrere Stunden. Vermutlich wusste man nicht, dass auch im osmanischen Lager angesichts des zähen Widerstands und der

zahlreichen Opfer die Stimmung miserabel war. Die Kritiker des ganzen Unternehmens sahen sich bestätigt. Am 29. Mai befahl Mehmed einen letzten groß angelegten Versuch und ließ alles, was er hatte, in mehreren Wellen auf die Stadtmauer branden. Dieser verzweifelte Kraftakt brachte den Durchbruch. Die Truppen der Osmanen plünderten die Stadt, viele Menschen wurden niedergemacht und versklavt. Aber es gab kein solches Gemetzel wie bei der Eroberung Akkons 1291, mit der die Kreuzfahrerstaaten zusammenbrachen, oder umgekehrt bei der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Nein, der Respekt vor der Hauptstadt war diesmal sehr viel größer, als ihr etwa 1204 von den christlichen Lateinern entgegengebracht worden war.

Der Eroberer selbst zeigte sich überwältigt von der Herrlichkeit der Stadt, von den grandiosen Palästen und Kirchen. Er setzte wie selbstverständlich einen neuen christlichen Patriarchen ein und gab unverzüglich einen Erlass heraus, der die fliehenden Christen zum Bleiben aufforderte und ihnen Sicherheit und freie Religionsausübung garantierte. Selbst Muslime, die mit einer Christin verheiratet waren, durften diese nicht daran hindern, „in ihrer Kirche Gott zu verehren". Bis ans Ende der Welt sollte diese Anordnung Gültigkeit haben, aber leider haben die derzeitigen „Sultane" in Ankara sie nie gelesen oder wenig Respekt vor ihrem fernen Vorgänger.

Mit Mehmed bürgerte sich für die Stadt der Name Istanbul ein, vermutlich eine abgeschliffene Form des griechischen *eis tin polin* (in die Stadt hinein). Für die Osmanen bedeutete die Eroberung der schönsten Metropole der damaligen Welt einen gewaltigen Sprung auf dem Weg zu einem großen Spieler der (vor allem europäischen!) Geschichte. Für Europa wiederum war der Zustrom griechischer Intellektueller, die in großer Zahl in die aufblühenden Zentren des Westens, Florenz und Venedig, übersiedelten, eine kaum zu überschätzende kulturelle Bereicherung. Sie kamen gerade rechtzeitig, um vom eben erfundenen Buchdruck zu profitieren. Damit sich hier die Revolution einer Demokratisierung des Wissens abspielen konnte, gab es indes noch eine weitere Voraussetzung: Papier! Der Weg dieser genialen Erfindung aus China über die muslimischen und byzantinischen Gebiete nach Europa dauerte mehr als ein Jahrtausend. Das in China bereits vor der Zeitenwende hergestellte Papier bestand nicht wie in Ägypten aus Papyrus, sondern aus Mischungen

von Seiden- und Pflanzenfasern. In China kannte man bereits im 2. Jahrhundert Papiertaschentücher und ab dem 6. Jahrhundert Toilettenpapier. Als Erstes erreichte das Papier im 8. Jahrhundert die arabische Welt, wo es die Revolution der Buchproduktion ermöglichte. Von dort aus kam es nach Sizilien und Spanien. Amalfi auf der Halbinsel Sorrent wurde eine Hochburg erlesener Papiererzeugung. Bis es in Nordeuropa ankam, war das 16. Jahrhundert beinahe abgelaufen.

Als die Nachricht vom Fall Konstantinopels den Westen erreichte, schwankte die Stimmung zwischen Entsetzen und einem „Geschieht ihnen recht", ihnen, die sich so hartnäckig gegen die lateinische Version des katholischen Glaubens sperrten. Das Abendland war inzwischen mit sich selbst beschäftigt, genoss die Höhenflüge der Renaissance und orientierte sich spätestens ab dem 16. Jahrhundert gen Westen. Angesichts der unendlichen Weiten und Reichtümer der neu entdeckten Welt jenseits des Atlantiks war der Schmerz über den Verlust Konstantinopels bald nur mehr eine Sache anspruchsvoller Intellektueller. Man hat manchmal den Eindruck, dass Europa seinem Vorposten noch heute kaum eine Träne nachweint. Im Gegenteil: Wie praktisch ist die Sache für viele Zeitgenossen, die so eine Möglichkeit gefunden haben, Europa durch Ab- und Ausgrenzung eines vermeintlich Anderen mythisch aufzuladen und als das Eigene zu legitimieren. Erregung kocht allenfalls hoch, wenn der in der Türkei regierende egomanische Despot sich erdreistet, Muslime in der schönsten Kirche der Christenheit ihre Gebete verrichten zu lassen, um den Westen zu ärgern. Anders die Studierenden und die Humanisten der Renaissance, einer Zeit, in der man eine neue Liebe zur antiken Kultur pflegte. Für sie war Konstantinopel nach wie vor der Nabel der Wissenschaft und Bildung, der zu Studienaufenthalten lockte. Und sie waren ebenso willkommen wie die im (wieder) christlichen Spanien arg verfolgten weltoffenen sephardischen Juden, die im Osmanischen Reich mit offenen Armen aufgenommen wurden und eine hochstehende Kultur und Bildung mitbrachten. Mehmed ermöglichte sogar wieder den Betrieb einer Platonischen Akademie. Der kluge Humanist und Kardinal der Renaissance, Nikolaus von Kues, nahm die Geschichte jedenfalls zum Anlass, in seinem Werk *De pace fidei* (*Über den Glaubensfrieden*) zu einem Dialog der Religionen aufzurufen, besonders zwischen Christentum und Islam.

Noch eine andere Gegend schien vom Zulauf byzantinischer Kultur zu profitieren: der slawische Raum mit Moskau als einem weiteren neuen Rom. Die Slawen erschienen erst spät auf der Bühne der Geschichte, und ihr Entstehen wie ihre Herkunft sind immer noch mit vielen Fragezeichen versehen, zumal sie eine eigene Schrift erst mit der Christianisierung erhielten. In Berichten oströmischer Historiker tauchen die Slawen im 6. Jahrhundert auf. Nach neuestem Stand soll ihr Ursprungsgebiet in den nordöstlichen Karpaten liegen, von wo aus sie sich rasch auf den Balkan (bis zur Einnahme fast der gesamten Peloponnes), in den Elbe-Saale-Raum, ins Baltikum und im Osten bis in die dortigen arktischen Regionen ausbreiteten. Ganz dunkel ist trotz der Anstrengungen von Archäologen und Sprachforschern die Entstehung Russlands, wo sich viele baltische und slawische Kulturen ablösten. Manche Forscher gehen dafür in vorchristliche Zeit zurück, der allerspäteste Zeitraum, für dem man von einem slawischen Russland und einer slawischen Ukraine sprechen kann, ist das 6. Jahrhundert n. Chr.

Der Blick auf den slawischen Raum verlangt einen Blick auf die Wikinger, die letzte bedeutende Migrantengruppe im frühen Mittelalter. Sie machten ab dem 8. Jahrhundert Schlagzeilen durch Überfälle auf irische Klöster, Schutzgelderpressung, Entführungen und spektakuläre Aktionen wie die 858 auf dem Seeweg geführten Raubzüge nach Italien, wofür die Nordmänner die gefürchtete Biskaya überwinden und durch das halbe Mittelmeer segeln mussten. Die heidnischen Barbaren stürzten sich auf die verbliebenen Reiche christlicher Germanen, wüteten in England, in der Bretagne und in den fränkischen Gebieten. Sie zündeten Utrecht, Reims, Aachen und Köln an. Die famosen Seebären, die für jede Aufgabe, vom Offshore-Segeln auf dem stürmischen Nordatlantik über Einsätze auf Nord- und Ostsee bis zu den Touren auf den Flüssen Europas und Russlands, die jeweils passenden Schiffe bauten, waren auch an Land gefürchtete Kämpfer. Während sich ein Teil der Wikinger im Westen herumschlug, orientierten sich andere im 9. Jahrhundert nach Osten. Sie drangen in die dortigen Steppen und Wälder vor und gründeten eine Reihe von Stützpunkten für den Handel mit dem Kalifat von Bagdad und mit den Byzantinern (der über

die großen Flüsse Oder, Newa, Dnjepr und Wolga lief). Man nannte die Skandinavier Rus. Der Handel mit Pelzen, Bernstein und Honig muss, den Funden bis weit ins Gebiet Skandinaviens nach zu schließen, dem immensen logistischen Aufwand zum Trotz sehr profitabel gewesen sein. Einer der ergiebigsten Wirtschaftszweige war das Geschäft mit slawischen Sklaven (zusätzlich führten sie schwarze Sklaven aus Afrika im Angebot) für Abnehmer von Samarkand über Bagdad bis nach Córdoba. Umgekehrt wunderte sich ein Besucher aus dem Nahen Osten über das reiche Angebot an Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken und anderen erlesenen – wie das in meiner Jugend noch so schön hieß – Spezereiwaren (spätlat. *species*/auch: Gewürz; vgl. engl. *spice*) auf einem Markt in Mainz.[24] Besonders begehrt war das Silber, das tonnenweise verschoben wurde. „Die abenteuerlustigen Kaufleute im Osten hatten das Silber der Muslime im Blick“,[25] sagt Peter Heather. 860 jagten die Rus Konstantinopel großen Schrecken ein, als die wilden Horden vor den Mauern und mit einer Armada von Schiffen (die genannte Zahl von zweihundert dürfte übertrieben sein) auf dem Marmarameer auftauchten, die Vororte plünderten und zwei Monate lang die Stadt belagerten. Mit dieser Erfahrung im Genick blieb Konstantinopel lange vorsichtig und schränkte den Handel mit den Rus erheblich ein.

Schließlich wurden aus den Handelsstationen und ersten Königssitzen wie Nowgorod (dort saß ein isländischer König als oberster Handelsmagnat) und Kiew reiche Städte, die ihre Interessen bündelten, was knapp vor 900 mit der Entstehung des Russischen Reichs gleichgesetzt wird. Der Kiewer Großfürst Wladimir I. nahm 988, anlässlich seiner Vermählung mit der Tochter des byzantinischen Kaisers Romanos II., den christlichen Glauben an und zwang die Bevölkerung kurzerhand, es ihm gleichzutun. Er ließ die bis dahin größte Kirche des nördlichen Europas, einen überkuppelten dreischiffigen Zentralbau, errichten. Seit dieser späten Christianisierung der Kiewer Rus war die orthodoxe russische Kirche stark griechisch geprägt. Nicht umsonst holte man sich für den Aufbau der institutionellen Strukturen „Fachleute“ aus Konstantinopel. Ein breiter Kulturtransfer aus Byzanz war die Folge. Umgekehrt geriet die sich aufsplitternde muslimische Welt nach dem Zerfall des abbasidischen Kalifats mehr und mehr aus dem Blick, zumal Konstantinopel im 10. Jahrhundert den Muslimen viele Gebiete wieder aus der Hand reißen konnte und mit Konkurrenten Bagdads,

beispielsweise mit den Fatimiden in Ägypten, hervorragende Handelskontakte unterhielt.

Europa war nun weitgehend christlich, aus Barbaren waren Europäer geworden. Zwar komme ich auf das Mittelalter noch ausführlich zu sprechen, doch sei an dieser Stelle schon einmal festgehalten, dass um die erste Jahrtausendwende der Europabegriff erstmals Sinn machte, etwa so, wie Peter Heather die Sachlage beschreibt: „Um das 10. Jahrhundert erstreckten sich die Netzwerke des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Austauschs über ein Territorium, das vom Atlantik bis zur Wolga und von der Ostsee bis ans Mittelmeer reichte. […] Um die Wende zum 2. Jahrtausend erreichte der Austausch zwischen den Menschen vom Atlantik bis zur Wolga zum ersten Mal ein Niveau, das den Begriff ‚Europa' mit Bedeutung erfüllte."[26] Tausend Jahre waren dazu notwendig gewesen.

In den slawischen Gebieten wurde das Erbe Konstantinopels im Sinne der dortigen Identität neu buchstabiert, was schließlich in ein Selbstverständnis als „letzte christliche Bastion" mündete, die nicht von scholastischer Argumentationskultur und aufklärerischer historisch-kritischer Relativierung angekränkelt war. Mit solchem Selbstbewusstsein gelang namentlich der russisch-orthodoxen Kirche eine jahrhundertelange massive Präsenz im Land. Nach Unterbrechung in kommunistischer Zeit geht sie heute durch eine bewusste Einheit von Kirche und Staat eine enge Liaison mit einer undemokratischen, autoritären und korrupten Politikerkaste im Moskauer Kreml ein und entfaltet eine erschreckende rückwärtsorientierte Kraft.

Russland übernahm mit dem Erbe aus Konstantinopel auch die Ikonenmalerei. Es entstanden lokale Schulen, die die genormte Form höchst kreativ zu durchbrechen begannen. Auch volkstümliche Traditionen flossen ein. Die Ikone kreierte in Russland einen Kunsttyp, der als religiöse Volkskunst weite Verbreitung fand, der aber auch mit totalitären Ambitionen und einer regulierten Staatskunst in Einklang zu bringen war.



Schriftzug „Allah“ in der Hagia Sophia, Istanbul

10 DIE KULTUR DES ISLAM ALS TEIL EUROPAS

Als Konstantinopel an die Muslime gefallen war, änderte das zunächst wenig am Glanz und an der Anziehungskraft der Stadt. Sie war in der Renaissance und beginnenden Neuzeit ungebrochen ein Brennpunkt von Bildung, Forschung und Diplomatie. Erst im Laufe der Zeit, als die Europäer das Interesse am Osten verloren und die reichen Jagdgründe im Westen entdeckten, behandelten sie die Stadt schließlich wie eine Aussätzige. Dieser „Seuchenalarm" bietet die Möglichkeit, an dieser Stelle innezuhalten und einen Blick auf die Kultur des Islam zu werfen, nicht zuletzt deshalb, weil sich der Islam fugenlos in die kulturelle Entwicklung Europas einfügte, ja ein Teil davon war!

Diese Aussage mag für manche schwer verdauliche Kost sein, denn der Islam hat neuerdings eine schlechte Nachrede. Radikale Islamisten fügen seit einigen Jahrzehnten mit ihrem primitiven Fundamentalismus, der einem höchst einfältigen Weltbild entspringt und von wenig Ahnung von der eigenen Religion zeugt, dem Islam als Religion und der islamischen Welt insgesamt unermesslichen Schaden zu. Zwar wüten diese aufgehetzten gewalttätigen Splittergruppen in erster Linie gegen die eigene Mehrheit aufgeklärter, eine zeitgemäße Religion lebender Muslime (die meisten Opfer islamistischen Terrors gibt es – unter dem Radar der westlichen Medien – in den islamischen Ländern), aber eben auch gegen die vielen „Ungläubigen" dieser Welt. Freilich ist hier nur eine Minderheit in die engere Sparte des religiösen Fanatismus einzuteilen. In den meisten Fällen handelt es sich schlicht um Kriminelle und Gewaltnostalgiker, die die Chance nutzen, den Frust auf ihr unbefriedigendes Leben hinter sich zu lassen und in einer das angeknackste Selbstwertgefühl stärkenden Gruppe mit Kalaschnikow unter dem Arm auf grimmigen Jeeps durch die Wüste zu fahren und mit dem Schlachtruf „Allahu akbar" (Gott ist groß) Krieg zu spielen.

Trotzdem mag es kein Zufall sein, dass sich diese neue Entwicklung in einen konservativen Schwenk einfügt, den die gesamte Welt und mit ihr, vielleicht besonders auffällig und zudem als willkommene Projektionsfläche,

die islamische Welt in den vergangenen Jahrzehnten gemacht hat. Die Bilder aus den Sechzigerjahren von durch Kairo und Teheran flanierenden Frauen in Miniröcken und von langhaarigen Hippies aus westlichen Wohlstandsfamilien, die mit ihren bunten VW-Bullis – zwei Rauchfahnen, aus Auspuff und Joint, hinter sich herziehend – durch Afghanistan holperten, erscheinen heute wie von einem anderen Planeten. Dies zeigt auch, dass der islamistische Fundamentalismus, abgesehen natürlich von erzkonservativen Strömungen, die jede Zeit und jede Religion kennt, ein eher junges Phänomen des späteren 20. Jahrhunderts ist.

Die Antwort auf das Warum dieser Verschiebung würde eine komplexe Sondierung erfordern. Für die islamische Welt hat sie vielleicht viel zu tun mit verletztem Selbstwertgefühl angesichts einer rasenden Globalisierung und eines argumentativ unbegleiteten Modernisierungsprozesses, dem sich auch die islamisch geprägten Staaten stellen müssen, zwar in ganz unterschiedlicher Weise, aber stets nach westlichem Taktstock. Die Kulturgeschichte in den meisten muslimischen Ländern kennt seit entsprechenden Ansätzen in ihren Anfängen im dort aufgeklärten Mittelalter keine ähnlich zupackende Geschichte der schmerzhaften Trennung von Kirche und Staat, keine Gewöhnung an Religions- und Kirchenkritik (die für die Theologie immer ein Gewinn war, weil sie daran ihre Argumente schärfte), trotz der hochstehenden Universitätskultur kaum eine Akademisierung der Theologie auf Augenhöhe und im Austausch mit anderen Wissenschaften und erst eine rudimentäre historisch-kritische Behandlung der Basisschriften des Islam. All dies sind Dinge, die im Christentum über viele Jahrhunderte zur erfolgreichen Domestikation der Religion beigetragen haben. Das ist vielleicht auch der Grund dafür, dass sich der islamistische Terror kaum je um religiöse Fragen im engeren Sinn dreht, sondern sich diffus gegen das richtet, was wir als Errungenschaften von Liberalismus und Moderne ansehen: gegen Aufklärung und Religionskritik, gegen Kunstfreiheit, Gleichstellung der Frau und die Vielfalt von Lebensformen. Es ist unbestritten, dass es gegen Terror und Gewalt jener bildungsfernen aufgehetzten und radikalisierten Anhänger dieser Religion keinerlei Toleranz geben kann. Bedauerlich bleibt aber, dass sie der großartigen Kulturgeschichte des Islam nachhaltigen Schaden zufügen. Denn deren unzählige Highlights treten völlig in den Hintergrund

gegenüber der Wahrnehmung des Islam als einer vermeintlichen Bedrohung der freiheitlich-demokratischen Ordnung unserer Staaten.

Auch und gerade hier macht die Vermischung der Religion mit der Politik die größten Probleme. Erzkonservative autoritär regierende Herrscherfiguren wie die Könige Saudi-Arabiens, das verbrecherische Mullahregime im Iran, Scheichs und Emire der Golfstaaten oder Autokraten wie der türkische Präsident Erdoğan schieben allzu gerne den Islam vor, um Menschen zu entrechten und der Gesellschaft ihre zurückgebliebenen Weltbilder und einen antiwestlichen politischen Nationalismus aufzuzwingen. Religion wird dabei, wie das auch beim Christentum in der Geschichte mehrfach der Fall war, als Repressionsinstrument in übelster Weise politisch instrumentalisiert. Hinzu kommt, dass solche Machenschaften bei nicht wenigen Klerikern in den oberen Rängen auf offene oder klammheimliche Sympathie stoßen, zumal diese nicht selten von den politischen Regimen alimentiert werden. Deutliche Reaktionen auf derartige Umtriebe gibt es freilich auch, aber in aller Regel aus der säkularen Ecke. Denn zur Wahrheit gehört, dass es praktisch in allen einschlägigen Staaten lebhafte Bewegungen von mutigen Frauen und Männern gibt, den wahren Heldinnen und Helden unserer Zeit, die gegen die soziale und religiöse Inquisition, für Frauen- und Menschenrechte, Demokratie, Meinungsfreiheit und entweder für Säkularisierung – die überwältigende Mehrheit der heutigen Muslime besucht nie oder höchst selten eine Moschee – oder für eine aufgeklärte Religion kämpfen, anders gesagt: für die Befreiung des Islam aus dem Würgegriff der Islamisten.

Jedenfalls sind die erwähnten Umtriebe Wasser auf die Mühlen politisch rechtsgerichteter Kreise mit vergleichbar einfältigen Weltbildern. Diese finden nicht nur neben ihrem notorischen Antisemitismus im Islam ein neues Feindbild, sondern wittern auch ein Instrument der Mobilisierung von Massen, indem sie die Welt des Islam als großen und gefährlichen Gegenentwurf zum sogenannten christlichen Abendland inszenieren. Erstaunlich genug, dass eine solch einfach gestrickte Propaganda in einer modernen Gesellschaft überhaupt verfängt, zu deren Aufregern die christliche Sinngebung ansonsten schon lange nicht mehr gehört. Zudem ist die Argumentation, die ihren Hauptimpuls aus der Not von (dem islamischen Glauben anhängenden) Kriegsflüchtlingen und Armutsmigranten erhielt, aus mehreren Gründen kurios. Zum einen schon

deshalb, weil zum unveräußerlichen Kern der christlichen Botschaft bedingungslose Nächsten-, ja sogar Feindesliebe gehört, Versöhnung und Vergebung und der Einsatz für die Schwächeren. Eine solche Haltung bestimmt in aller Regel auch das praktische Leben der christlichen Gemeinden, die für derart sinistere Propaganda am wenigsten empfänglich sind. Sie greift eher bei konfessionell wenig gebundenen Schichten, die im „christlichen Abendland" urplötzlich ein heimeliges Identitätsmuster gegenüber der Ausgesetztheit in der globalisierten Welt entdecken. Zum anderen offenbart diese Propaganda ein verbreitetes historisches Nichtwissen. Denn wenn es in der jüngeren Vergangenheit eine Kulturverschiebung von einer in die andere Richtung gegeben hat, dann war es der (noch immer anhaltende) massive Transfer westlicher Lebensformen samt wissenschaftlichem, technischem und ökonomischem Know-how in die islamische Welt, der zu zahlreichen Abhängigkeiten von westlichen Institutionen geführt hat. Ich werde darauf im resümierenden letzten Abschnitt dieses Buches zurückkommen.

Es hat sich mittlerweile bis weit in bürgerliche und linke Kreise hinein das Narrativ verfestigt, dass der Islam den feindlichen Gegenentwurf zum Christentum und damit die islamische Welt die Gegenfigur zum christlichen Europa darstelle. In dieser Allgemeinheit ist das jedoch ein veritables und bedauerliches Missverständnis, denn in Wahrheit gehört *der Islam* (den es als definiertes Korpus so gar nicht gibt) zur europäischen Kultur und zwar als ein ganz faszinierender und wichtiger Teil. Das beginnt schon damit, dass der Islam im selben kulturellen Koordinatensystem von Judentum, Christentum, griechischer und römischer Antike, Byzanz und dem im Persischen Reich vorherrschenden Zoroastrismus wie die europäische Kultur ganz generell entstand. Dieser Befund ist keineswegs neu und findet in der Fachliteratur seit Langem seinen Niederschlag. So etwa, wenn der Theologe Adolf von Harnack bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts – etwas gönnerhaft und vereinnahmend – den Koran als Teil unserer Kirchengeschichte (!) bezeichnete oder wenn Franz Rosenthal anmerkte, das gesamte Kulturleben des Islam habe sich „dem griechischen Geiste gebeugt".[1] Jüngst hat die Arabistin Angelika Neuwirth den Beitrag des Koran zu einer „faktisch gemeinsamen Theologie- und Kulturgeschichte"[2] eingeklagt. Solche Äußerungen spielen nicht zuletzt auf die Tatsache an, dass es neben Byzanz der Islam war, der das Erbe der Antike antrat, es auf

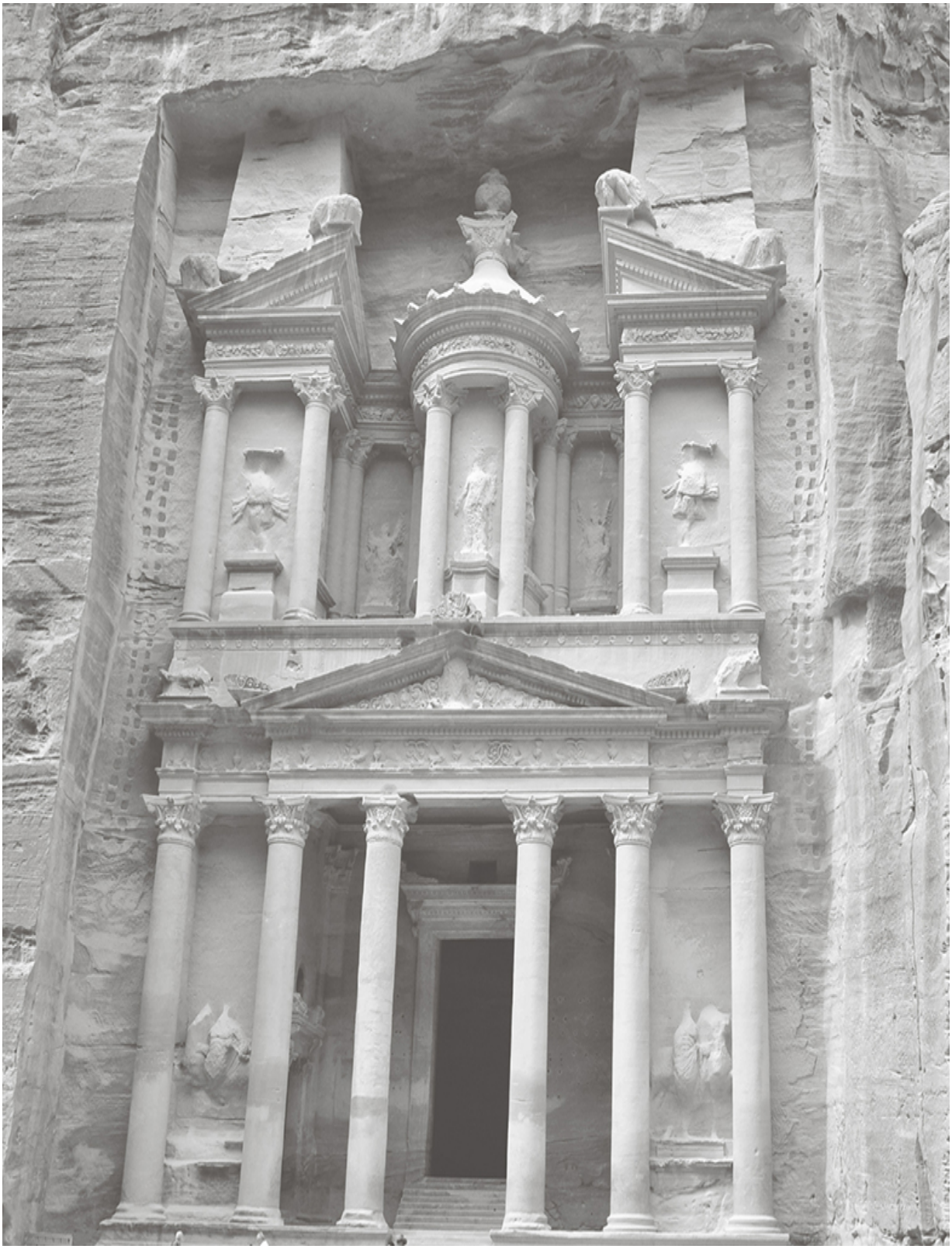
vielen Feldern auf höchstem Niveau weiter blühen ließ und – gut aufbereitet und weiterentwickelt – Europa in den Schoß legte. Die sogenannte islamische Kultur wurde dabei auch von heidnischen, jüdischen und christlichen Vertretern unter Rückgriff auf die antiken Vorläufer gestaltet. Trotz dieser Unterstützung hatte der Westen mehrere Jahrhunderte lang alle Hände voll zu tun, um mit der arabisch-islamischen Kultur wieder auf Augenhöhe zu kommen. Wann dieser Moment erreicht wurde, ist Ansichtssache, aber wer den Zeitpunkt vor der anhebenden Renaissance ansetzt, braucht schon sehr gute Argumente.

Der arabische Hintergrund

Dass es auf der arabischen Halbinsel bereits weit vor dem Islam eine Geschichte gab, ist in der allgemeinen Wahrnehmung kaum präsent. Das mag damit zusammenhängen, dass wir über die altarabischen Reiche (das Reich von Mina, das Qatabanische und Sabäische Reich) schlecht informiert sind. Einzig um die Nabatäer, die um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. von Arabien in das Gebiet zwischen Rotem Meer und Totem Meer einwanderten, ist die Sache besser bestellt. Jeder Jordanienreisende kennt ihre in beeindruckenden Resten erhaltene Handelsstadt Petra südöstlich des Toten Meeres. Viele der aus dem bunten Sandstein herausgearbeiteten Grabmonumente und Wohnhäuser besitzen wunderbare Fassaden, die meisten im Stil des Hellenismus. Die besondere Lage des Nabatäer-Gebiets, das sich über 500 Kilometer nach Süden erstreckte, wo sich mit Hegra (Mada'in Salih, Saudi-Arabien) eine andere, etwas kleinere Metropole befindet, machte es zu einem brodelnden Güterumschlagplatz zwischen Orient und Okzident. Wie in einem Brennspiegel solcher Kulturkontakte finden sich sämtliche altorientalischen und antiken Einflüsse. Der Stand der Technik war eindrucksvoll. Allein die Wasserversorgung für Petra mit seinen etwa 30 000 Einwohnern und seinen luxuriösen Gärten nutzte technische Fertigkeiten, die der Westen erst viele Jahrhunderte später beherrschte.

Der Ausdruck Araber taucht erstmals in einer Siegerinschrift des Assyrerkönigs Salmanassar III. 853 v. Chr. auf. Er bezeichnete ein nomadisches Beduinenvolk (arab. *al-badawi*, von *badiya*/Wüstensteppe),

das am Rand des Fruchtbaren Halbmonds vor allem von der Kamelzucht lebte. Befanden sich die arabischen Beduinen zuerst in Abhängigkeit von Assyrern und Babyloniern, dürften sie ab der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. mit den Persern in einem Bündnisverhältnis gestanden haben und dienten bei deren Feldzügen, auch nach Griechenland.



Die aus dem Felsen gehauene Fassade des sogenannten Khazne Firaun in Petra, Jordanien

Am meisten Kenntnisse hat man über Südarabien oder – wie es bei den in den Sonnenaufgang blickenden Arabern hieß – das „rechte Arabien" (arab. *al-yaman*/Jemen; zum Unterschied vom linken, arab. *al-scham*/zur Sonne, Syrien). Der Jemen war, abgeschottet durch hohe Gebirge und gesegnet mit reichlich Monsunregen, immer eine Welt für sich. Das Land profitierte von seiner Funktion als Scharnier zwischen dem indischen Subkontinent, dem arabischen Kernland und dem Mittelmeerraum. Vor allem Weihrauch aus dem heutigen Oman war neben Gewürzen eine begehrte Handelsware, die auf der Weihrauchstraße für die Abnehmer in den römischen Tempeln und christlichen Kirchen transportiert wurde. Dieser Handel brachte in den Herrschaftsgebieten von Saba und Hadramaut eine wohlhabende Schicht hervor, die sich von den Halbnomaden in der Wüste abhob.

In hellenistischer Zeit blieb Arabien an der Peripherie der griechischen und römischen Brennpunkte, es gab jedoch enge Kontakte. Kaiser Trajan machte 106 das Gebiet der Nabatäer zur (wohlhabenden) römischen Provinz Arabia. In ihrem Schatten konnten sich stolze kleine Reiche bilden, die bis zur Schmerzgrenze und Selbstaufgabe (273 zerstörte Kaiser Aurelian die in Geld schwimmende Handelsstadt Palmyra [Tafel XVI]) auf ihre Selbstständigkeit pochten. 226 gründete Ardaschir I. aus dem Haus der Sasaniden nach dem Sieg über die Parther das Persische Reich neu. Die alte parthische Residenz am Tigris, Seleukia-Ktesiphon, wurde die Hauptstadt. Die arabische Halbinsel befand sich danach eingeklemmt zwischen den Sasaniden und dem Oströmischen Reich, was für Geschäftsleute und Kulturinteressierte durchaus nicht ohne Reiz war. Jedenfalls waren die Beduinen mit beiden Hochkulturen gut vertraut.

Der Ursprung der arabischen Sprache, eine semitische Variante der afroasiatischen Sprachfamilie, liegt im Dunkeln. Wir finden Spuren bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. Als entwickelte Literatursprache tritt sie uns erstmals in Form von mündlicher Dichtung entgegen, mit der arabische Dichter ab dem 6. Jahrhundert n. Chr. auf Marktplätzen um die Gunst der Juroren wetteiferten. Etwa zwei Jahrhunderte später wurde diese Dichtung in Sammlungen zusammengefasst. Die *Mu'allaqat* und *Hamasa* sind die bedeutendsten. Es handelte sich sowohl um religiöse als auch um weltliche Literatur, etwa die lebensfrohen Gedichte des Abu Nuwas, darunter Liebesdichtung einschließlich von Stoffen der Homoerotik.

Die von rechts nach links geschriebene arabische Schrift besteht aus 28 Lautzeichen für Konsonanten. Sie leitet sich ebenso wie das griechische und lateinische Alphabet vom Phönizischen ab, mutmaßlich über den Umweg der aramäischen Schrift. Die erst späte Verwendung von Vokalzeichen (seit etwa 700) führt dazu, dass frühe Texte mehrdeutig und fehleranfällig sind. Schon eine winzige Veränderung eines diakritischen Zeichens ergibt manchmal einen ganz anderen Sinn. Das ist übrigens *eine* nicht zu unterschätzende Schwierigkeit in der Auslegung früher Koranhandschriften (und noch des Standardtextes des Kalifen Uthman), die solche Aussprache-Zeichen noch nicht kannten. Heutige Korane beanspruchen durch eine exakte Vokalisierung der Konsonanten einen Grad von Eindeutigkeit, der so nicht zu halten ist.

Jedenfalls gilt das im Koran kodifizierte Arabisch als offizielles Hocharabisch, das durch seine altertümliche (ein weiteres Problem bei der Entschlüsselung) Form dem Koran gleichsam eine wertvolle Patina (Hartmut Bobzin) verlieh. Davon leitet sich die moderne arabische Hochsprache ab, wie sie in Literatur und Presse Verwendung findet. Das gesprochene Arabisch unterscheidet sich davon deutlich durch stark ausgeprägte regionale Dialekte.

Viele der Buchstaben haben eine verschiedene Form je nach ihrer Stellung im Wort. Es ist diese Vielfalt der Formen, die im Zusammenhang mit der Bilderskepsis im Islam die Ausbildung der Kalligraphie anregte. Darüber hinaus gibt es verschiedene Schreibstile, vom eckigen kufischen Stil über die bis heute verwendeten gerundeten (*naschi*) Formen bis zur iranisch schrägen (*nastaliq*) Variante.

Die Entstehung des Islam

Um das Jahr 570 erblickte Abul-Kasim Mohammed ibn Abdallah das Licht der Welt. Sein Namensteil Mohammed fungierte später als Ehrentitel (der Gepriesene). Ob er 570 wirklich das Licht der Welt erblickte, bringt Historikerinnen ins Grübeln. Genau genommen sind wir über das Leben Mohammeds noch schlechter informiert als über jenes des Jesus von Nazareth. Im Koran ist sein Name nur vier Mal und außerhalb des Koran vor 680 überhaupt nirgends erwähnt. Das Problem ist, dass die erste

Biographie aus der Feder des aus Medina stammenden Ibn Ishaq erst noch deutlich später entstand. Zudem ist sie nur in einer verkürzten Redaktion des Ibn Hisham aus Basra aus dem 9. Jahrhundert überliefert.

Aber gehen wir mit der Mehrheit der Islamforscher davon aus, dass die Berichte über den Propheten tatsächlich eine historische Person beschreiben. Mohammed sei demnach, früh verwaist, bei Großvater und Onkel aufgewachsen. Die Heirat mit der wohlhabenden Kaufmannswitwe Khadidja brachte ihm finanzielle Unabhängigkeit (insgesamt werden Mohammed etwa ein Dutzend Ehefrauen zugesprochen, Khadidja war die erste und wichtigste und zudem als Frau die erste Anhängerin der neuen Religion!). Vielleicht hatte er deshalb Muße, sich Offenbarungen zu widmen und nicht nur dem lästigen Geldverdienen, wie es in seinem Clan, den Haschim (davon leiten sich die Haschemiten ab), üblich war. Der Clan gehörte zu dem in der reichen Karawanenmetropole Mekka (Glen W. Bowersock hält es eher für ein religiöses Zentrum) dominierenden Stamm der Quraisch. Ihr Stammesgott hieß Allah, einer von vielen altarabischen Gottheiten. Neben mehreren Töchtern hatte Allah die Begleiterin Allat, möglicherweise eine alte Getreidegöttin. In Mekka gehörte der Stadtgott Hubal zum Kult der Kaaba. Ob er neben Allah residierte oder ein anderer Name für Allah war, ist unklar. Jedenfalls war Allah im Polytheismus Altarabiens noch ein Eigenname. Als er im Islam der einzige Gott wurde, nannte man ihn weiterhin Allah, jetzt nicht mehr als Eigenname, sondern in der ursprünglichen Bedeutung von „Gott“ (arab. *al-ilah*).

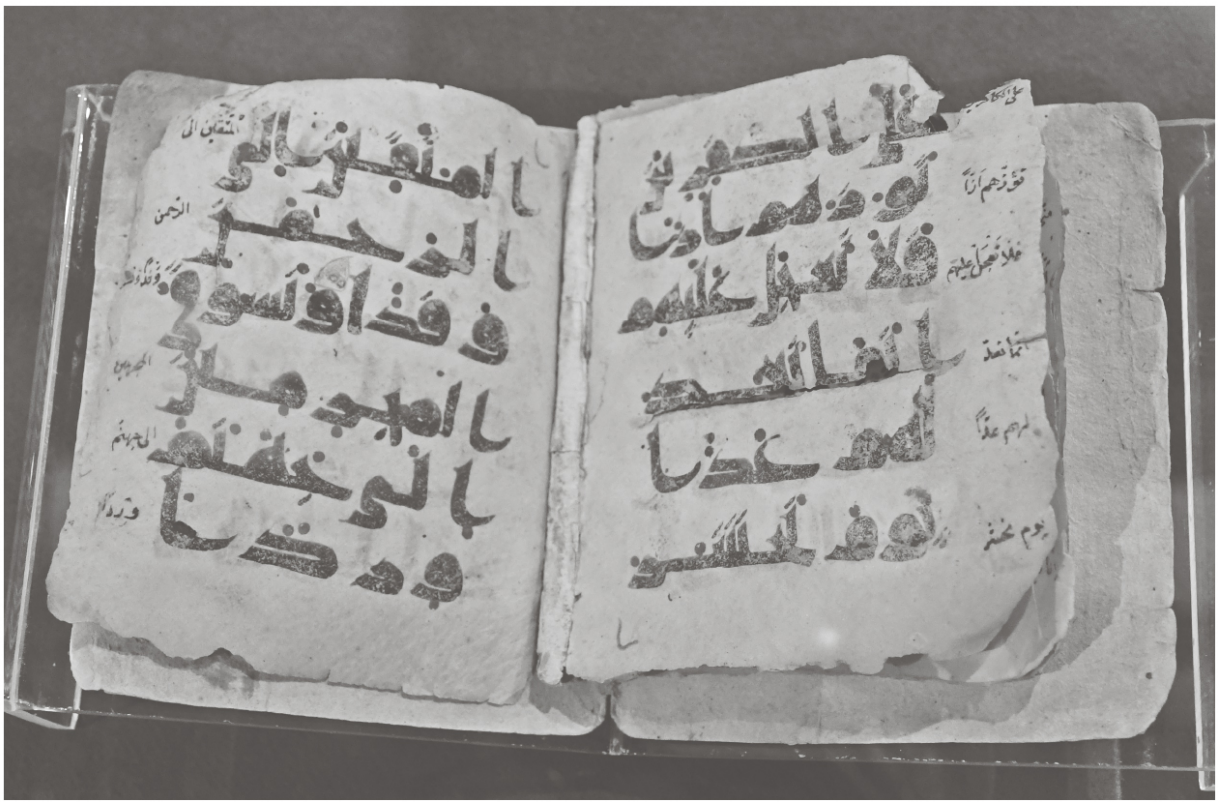
Mohammed wuchs also im Umfeld einer polytheistischen Religion auf, lernte aber auf seinen Handelsreisen durch den gesamten Vorderen Orient auch christliche und jüdische Gemeinden kennen, die wie monotheistische Klippen aus dem Meer des Polytheismus ragten. Zwischen Christen und Juden im arabischen Raum des 6. Jahrhunderts wurden allerdings heftige Kriege ausgetragen, die Züge von Stellvertreterkriegen zwischen den christlichen Byzantinern und den judenfreundlichen Persern hatten. Weil aber die Eliten auch im arabischen Raum Sympathien für monotheistische Konzepte zeigten, erfreuten sich Christentum und Judentum wie überall im Orient auch auf der arabischen Halbinsel eines großen Zuspruchs. Dazu kam, so Mischa Meier, dass sich jenen Arabern, die Teil des Römischen Reichs waren, durch ein Bekenntnis zum Christentum, das sie „längst durch wandernde Asketen, Eremiten und Wundertäter kennengelernt hatten, […]

mitunter ungeahnte Möglichkeiten“[3] eröffneten. Vorislamische Monotheisten, die weder Juden noch Christen waren, nannte man Hanifen (nach islamischer Vorstellung war Abraham ein Hanif). Markus Hattstein fasst die Situation so zusammen: „Da der altarabische polytheistische Götterglaube seine Kraft bereits eingebüßt hatte, stand Arabien in den Jugendjahren Muhammads im Begriff, weitgehend christlich zu werden.“[4]

Entlang der Weihrauchstraße bis weit in das heutige Äthiopien hinein hatten die Juden Gemeinden. Als Mohammed 620 nach Medina kam, bekannten sich dort drei der fünf ansässigen arabischen Stämme zum Judentum. Über die Verhältnisse in Mekka sind wir schlechter unterrichtet, aber zumindest jüdische Gemeinden sind wahrscheinlich. Dazu kam, dass ein Cousin Khadidjas, Waraqa Ibn Naufal, Christ gewesen sein dürfte. Er diskutierte den Streit in der Christusfrage mit Mohammed und wurde einer seiner ersten Anhänger. Die Christen, auf die Mohammed traf, waren in der Regel strenge monotheistische Nestorianer (Iran) und Monophysiten (von Syrien und Ägypten bis Äthiopien und Jemen). Sie lehnten die Konzilien von Nizäa und Chalkedon und damit die Lehre von Christus als Mensch und Gott ab. In Konstantinopel war ohnehin die Meinung verbreitet, dass es sich bei dieser neuen Religion schlicht um eine weitere christliche Sekte handelte. Auch Johannes von Damaskus sah im Islam keine neue Religion, sondern eine Spielart des Christentums. Eine solche Ansicht wird bisweilen auch in der modernen Wissenschaft vertreten, jedenfalls was die Anfänge des Islam betrifft. Mohammed habe demnach die Fortsetzung des alten, vornizäischen Monotheismus betrieben und erst nach einigen Jahrhunderten habe sich ein Korpus herausgebildet, das den Islam als eigene Religion identifizierbar machte.

Spuren von Judentum und Christentum sind im Koran jedenfalls reichlich vorhanden. Es tauchen immer wieder Namen aus der Bibel auf. Am häufigsten, nämlich 136 Mal, jener des Moses, 69 Mal wird Abraham als erster Monotheist erwähnt. Hinzu kommen Adam, Noah, Isaak, Jakob, Josef, David, Salomon, Hiob, Lot, Aaron, Elias, Jona und, mit besonderer Verehrung: Maria. Der als Prophet hochgeschätzte Jesus erscheint geradezu penetrant als Sohn Marias (und eben nicht als Sohn Gottes), eine klare Stellungnahme in der alten *Theotokos-Christotokos*-Frage. Wie gut die Protagonisten im frühen Islam über den christologischen Streit ihrer christlichen Glaubensbrüder orientiert waren, zeigt der Satz im Koran: „So

ist Jesus Sohn der Maria – eine Aussage, über die sie uneins sind.“[5] An mehreren Stellen, beispielsweise in Sure 112,2-5, schärft der Koran ein, dass Gott (Allah) keinen Sohn gezeugt hat. Neben der Ablehnung der Sohn-Gottes-Geschichte konnte der Islam nie etwas mit der Kreuzigung anfangen. Gott könne unmöglich eine dermaßen grausame Hinrichtung seines Propheten zulassen, wie Sure 4,158/59 nahelegt. In der gleichen Sure, Vers 172, wird die richtige Haltung angesichts der Bedrohung des Monotheismus durch die Trinität eingemahnt: „Glaubt daher an Allah und seinen Gesandten, sagt aber nichts von einer Dreiheit.“ Wir reden hier übrigens von einer Zeit, in der die Franken im Westen, die Baumeister Europas, gerade seit einem Jahrhundert das Christentum angenommen hatten. Dort konnten inzwischen selbst die Kleriker kein Latein mehr, geschweige denn, dass sie den hochkomplexen theologischen Debatten, wie sie im Osten geführt wurden, zu folgen imstande gewesen wären. Freilich gab es im Westen auch kaum mehr Städte als kulturell dichte Zonen, um derart anspruchsvolle kulturelle Erzählungen zu entwickeln.



Koran auf Gazellenhaut in kufischer Kalligraphie (9. Jh.); Mevlana-Kloster, Konya, Türkei

Denn natürlich ist, wie Judentum und Christentum, auch der Islam eine Religion der Stadt. Seine Entstehung im spätantiken Strahlungsfeld ist nach wie vor ein Desiderat der Forschung. Bis man hier klarer sieht, müssen wir uns mit der Geschichte zufriedengeben, die uns Mohammed erzählt. Es ist eine Geschichte, wie sie viele herumziehende Visionäre, Wahrsager und Propheten dieser Zeit ähnlich anboten. Als er beim Berg Hira nahe Mekka meditierte, erlebte er im Jahre 610 eine Offenbarung durch den Engel Gabriel, der bereits im Christentum als Bote Gottes mehrfach seine Finger im Spiel hatte. Entgegen der in Sure 2,90 erzählten Geschichte von dem von Allah direkt übergebenen Koran hat Mohammed seine Audition mündlich weitergegeben. Allerdings darf man davon ausgehen, dass er vielleicht tatsächlich ein religiöses Buch zusammenstellen wollte, wie er es bei den „Buchbesitzern", gemeint sind Juden und Christen, gesehen hatte. Aber der Koran (arab. *al-qur'an*/Rezitation, Lesung) wurde erst nach seinem Tod – abschließend durch seinen dritten Nachfolger Kalif Uthman – kanonisiert (es war genau genommen erst der Beginn eines Kanonisierungsprozesses), weniger als Produkt eines Autors, sondern eher als Protokoll umfangreicher theologischer Diskussionen im Echoraum der Spätantike. Entstanden ist er in Mekka und Medina, wobei einige Suren durchaus auf Mohammed selbst zurückgehen könnten. Die gläubigen Muslime führen den Koran freilich auf eine Urschrift im Himmel zurück, sodass er ihnen bis heute heilig ist und streng genommen nur in der arabischen Originalsprache rezitiert werden darf. Daher schallen die Muezzins auch in der Türkei und im Iran in arabischer Sprache über Städte und Dörfer, sodass viele dort gar nicht verstehen, was da gerufen wird. Das Buch besteht aus 114 Suren, die nach ihrer Länge geordnet sind. Mithin bietet der Koran keinen Lesezusammenhang, sondern reiht einzelne thematische Gedankengänge aneinander. An die Seite des Koran traten mündlich überlieferte Nachrichten über den Propheten (arab. *hadith*/Erzählung), die ab dem 7. Jahrhundert aufgezeichnet wurden. Ihre Zusammenstellung ist ein komplexer Vorgang, ähnlich wie bei den Schriften des Alten und Neuen Testaments im Christentum.

Die neue Religion des Islam (von arab. *aslama*/sich hingeben) fand zunächst im tief verwurzelten polytheistischen Umfeld Mekkas nur wenig Resonanz, ja teilweise schlug Mohammed offene Feindschaft entgegen. So entschlossen er und seine Anhänger sich zu einer Übersiedlung (arab.

hidschra) in die Oase Jathrib, die dann den Namen Medina (arab. *Madinat al-Nabi*/Stadt des Propheten) erhielt. Mit dem Jahr 622, dem Abschluss der Übersiedlung, beginnt die Zeitrechnung im Islam. Die heute weltweit übliche Datierung nach der Geburt Christi wurde erst zur Zeit Karls des Großen, zwei Jahrhunderte später, zunächst für den lateinischen Westen verbindlich.

Bis zu seinem Tod arbeitete Mohammed an der Gestaltung einer islamischen Gemeinde. Das Fehlen einer hierarchisch gegliederten Priesterkaste machte den Islam ursprünglich egalitär und zu einer Laienreligion. An die Stelle dogmatischer Vorgaben trat das Gesetz. Tägliche Glaubenshilfe gab nicht ein Priester, sondern ein Rechtsgelehrter, was ein frühes und hochstehendes Rechtswesen zur Folge hatte. Es verführte aber auch dazu, den Islam politisch zu instrumentalisieren. Von Anfang an gab es im Islam eine kritische Diskussion um das Verhältnis von Religion und Politik. Angeblich legte Mohammeds Schwiegersohn und vierter Kalif Ali seinem Statthalter Malik al-Ashtar eine Trennung von Politik und Religion nahe. Stimmte das, hätte er eine Forderung gestellt, die reformorientierte Muslime bis heute verfolgen. Die Sache wäre deshalb so wichtig, weil es im 11. Jahrhundert zur Ausbildung einer auf Koran und Hadithen basierenden Rechtsordnung (Scharia) für das gesamte Leben kam, die teilweise absurde archaische Normen beinhaltet und selbstredend mit der freiheitlichen demokratischen Grundordnung von modernen Staaten unvereinbar ist.

Es wäre für aufgeklärte Muslime ein lösbares Problem, eine kritische Bestandsaufnahme zu machen, denn der Koran steht als Rechtsbuch auf äußerst wackeligen Füßen. Neben einigen eindeutigen Vorschriften gibt es viele äußerst unklare. Verse werden durch Gegenverse relativiert und es bleibt oft undurchsichtig, welche Kontexte und Bedingungen gemeint sind. Mohammed (oder wer auch immer) soll sogar seinen polytheistischen Widersachern entgegengekommen sein, indem er Namen heidnischer Göttinnen im Koran (Sure 53) erwähnte. Nach Ansicht der Muslime hat der Prophet diese Namen auf Geheiß des Satans aufgenommen. Sie stehen in den durch Salman Rushdies Roman berühmt gewordenen „Satanischen Versen“. Zu den Unklarheiten gehören etwa die Vorschriften zu den Gebetszeiten, zur Vielehe, zu Körperstrafen oder zum Alkoholverbot. Ganz schwierig bis unmöglich ist es, aus dem Koran die Verschleierung der Frau abzuleiten. Der Schleier fand auf ganz anderen Wegen vom Orient und von

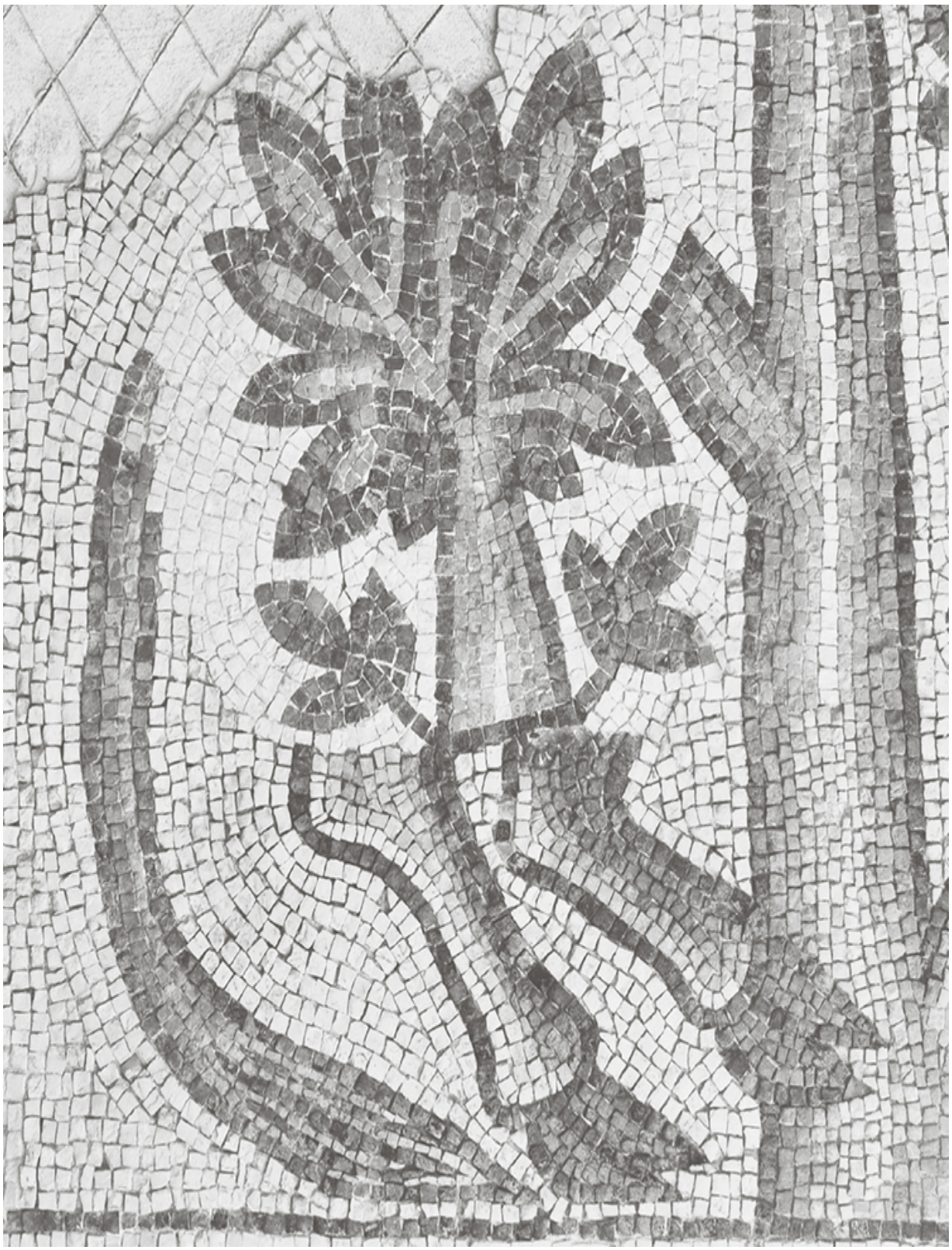
Nordafrika aus weite Verbreitung in Europa. In Venedig durften verheiratete Frauen im 16. Jahrhundert nur verschleiert das Haus verlassen, in den Niederlanden war im 17. Jahrhundert der Ganzkörperschleier – wenngleich eher als modisches Accessoire – verbreitet, in vielen Ländern war ein Gesichtsschleier zumindest beim Kirchgang obligatorisch. In Spanien schaffte Philipp II. die Verschleierung mit dem bemerkenswerten Argument ab, Frauen würden aus diesem sicheren Unterstand in frivoler Weise Männer beobachten. Grundsätzlich war die Einstellung zur Sexualität im islamischen Raum im Mittelalter weitaus offener als etwa im Westen. Sexualität diene in erster Linie (!) als Vorgeschmack auf das Paradies, verkündete selbst ein so konservativer Kopf wie al-Ghazzali, erst dann folgte die Funktion der Fortpflanzung.

Ähnlich verwirrend wie bei der Verschleierung ist die Sachlage beim Heiligen Krieg. Diese uralte Institution begegnet schon im Alten Orient und in der Antike. Der Heilige Krieg wird im Alten Testament als Vernichtungskrieg gegen die Kanaanäer beschrieben (Deut 20), bei dem die Kriegsbeute Gott geopfert werden muss, in dessen Auftrag der Krieg schließlich geführt wurde. Einen solchen Gedanken pflegten die Byzantiner ganz ausdrücklich, wo es ab Justinian zu einer breiten Sakralisierung des Kriegs kam und man Christus selbst die Rolle des Feldherrn überließ. Mit den Worten „Greifen wir nach der Märtyrerkrone, auf dass auch die künftige Zeit uns preist und Gott uns den Lohn erstattet“,[6] soll Kaiser Herakleios seine Truppen aufgeputscht haben. Selten war das Konzept des Heiligen Kriegs so klar präfiguriert wie in Byzanz.

Im Koran kommt der Heilige Krieg (arab. *ǧihād*) als Krieg gegen die eigenen „Ungläubigen“, die am Polytheismus hingen (vor allem gegen jene in Mekka), gegen Leute, die die Einheit der Muslime durch Spaltung bedrohten, gegen die Schriftbesitzer, also Juden und Christen, aber auch schlicht in der sanften Version als Bemühung um den Islam vor. Grundsätzlich kollidiert die Sache gründlich mit dem Vers „Kein Zwang ist in der Religion“.[7] Auch Christen, die Tributleistungen erbrachten, waren nach Sure 9,29 von solcher Bedrohung ausgenommen. Massiv tauchte der Heilige Krieg im mittelalterlichen Christentum auf, wo er sich gegen Muslime, Juden und sogar orthodoxe Christen richtete.

Schwierig zu rekonstruieren ist die Haltung zur Gewalt beim Propheten selbst. Berichten zufolge hat Mohammed einige seiner Kritiker und Gegner kurzerhand umbringen lassen. Solche Aufrufe nach diesseitiger Strafe für Mohammed-Kritiker fanden allerdings keinen Eingang in den Koran. Ganz im Gegenteil: Sure 18,110 hält fest, dass Mohammed ein irrender Mensch ist wie jeder andere auch, und aus Sure 73,29-32 lässt sich folgern, dass man ihn durchaus kritisieren darf. Die dogmatische Mythologisierung der Unantastbarkeit des Propheten erfolgte erst Jahrhunderte später.

Eine häufig diskutierte Frage ist das Bilderverbot. Dass der Islam wegen der strikten Undarstellbarkeit Gottes keinen solch nachhaltigen Impuls für eine Bildkultur entfaltete wie das Christentum mit der Inkarnationsvorstellung, wurde bereits gesagt. Trotzdem gibt es eine großartige künstlerische Tradition, etwa in der Buchmalerei, und selbstverständlich wurde auch das gesamte Leben Mohammeds bebildert – ganz im Gegensatz zu einem immer wieder fälschlich behaupteten Verbot der Darstellung des Propheten. Der Koran enthält ohnehin kaum einen brauchbaren Hinweis zu dieser Sache. Bei den einschlägigen Stellen geht es gegen Polytheismus und Götzendienst. Es gibt sogar Lob für das Bauen und für das Handwerk, meist im Zusammenhang mit Salomon, der als großer Baumeister gewürdigt wird. Eher fündig wird man in den Hadithen. Da der islamische Monotheismus stark auf den Aspekt des Schöpfergottes zentriert war, fand der Gedanke des Zweitschöpfers Mensch, wie er später in der Renaissance artikuliert wurde und auch für den Künstler galt, im Islam keinen Rückhalt. Vielmehr wurde der Künstler, der beseelte Wesen (Mensch und Tier) darstellte, als Konkurrent des Schöpfers gesehen und als Plagiator denunziert. Künstler versuchten das Dilemma zu lösen, indem sie beseelte Wesen in die Dekoration oder in die Schrift auflösten. Kalligraphie und Ornament gingen untrennbar ineinander über. Navid Kermani prägte dazu in Analogie zur Inkarnation im Christentum für den Islam den Begriff der Inverbation (Wortwerdung).[8]



Ausbesserung einer Tierdarstellung aufgrund des Bilderverbots, Madaba, Jordanien

Aus dem vorliegenden Material kann man ableiten, dass selbstverständlich Gott selbst nicht dargestellt werden durfte, dass man sich nie zur Skulptur (Götzenbild-Verdacht wie im frühen Christentum) und zum naturalistischen Porträt durchgerungen hat und dass die Darstellung beseelter Wesen, also Mensch und Tier, in der Moschee (und nur dort!) nicht erlaubt war. Man könnte die Sache abtun mit der praktischen Anleitung eines frühen Koranexegeten, Ibn Abbas: „Du musst die Tiere enthaupten, sodass sie nicht zu leben scheinen, und versuchen, sie darzustellen wie Blumen!“[9] Trotzdem gab es immer sektiererische Fundamentalisten, die das Bilderverbot aus eigenem Gutdünken strenger formulierten und sich nicht scheuten, Kindern ihre Puppen zu verbieten.

Mit der Konsolidierung des Islam als eines die Araber verbindenden Kitts begann eine Phase erfolgreicher, teilweise auf der Grundlage von Stammesfehden auch blutiger Islamisierung der arabischen Halbinsel mit einem ersten Höhepunkt, der friedlichen „Eroberung“ von Mekka im Jahr 630. Die Götterbilder (vor allem in der Kaaba) wurden zerstört, mit Ausnahme des schwarzen Steins der Kaaba selbst, deren vorislamischer Kult übernommen wurde. Die Quraisch, die mit reicher Beute aus Kriegszügen in das islamische Boot gelockt werden konnten – um Religionen wurde von Anfang an auch kräftig gefeilscht –, stiegen schließlich zur führenden Kraft der neuen *umma* auf. Die *umma* entsprach etwa dem, was wir unter einer Nation verstehen, die sich nicht mehr durch Stämme, sondern durch eine gemeinsame Religion und die mit ihr verbundene (arabische) Sprache definierte. Umgekehrt verhalf dieses entstehende Staatswesen dem Islam als einer der vielen in Kleinasien und im Vorderen Orient entstandenen Religionen zu seinem Erfolg. Die Bewegung begann schnell und erfolgreich zu expandieren und wurde zu einer ernsten Bedrohung für die oströmischen, persischen und westlichen Nachbarn, zumal diese durch die gegenseitigen Kriege im 7. Jahrhundert angezählt waren.

Die Ausbreitung des Islam

Mohammed war 632 (oder wenige Jahre später) überraschend gestorben, sein Aufbauwerk jäh unterbrochen, die Nachfolge ungeregelt. Dem Vernehmen nach stieg er auf dem Tempelberg in Jerusalem nach einem

letzten, gemeinsam mit dem Erzengel Gabriel verrichteten Gebet auf das geflügelte Pferd Buraq und ritt mit ihm in den Himmel. Viele seiner Jünger glaubten an eine rasche Wiederkehr. Sie hatten das Eintreffen des Jüngsten Gerichts ohnehin bereits zu Lebzeiten des Propheten erwartet. Aber die Sache zog sich hin.

Bevor sich eine erste Dynastie von Herrschern, die Umaiyaden, durchsetzte, vergingen dreißig ziemlich ruppige Jahre. Man spricht von der Zeit der „vier rechtgeleiteten Kalifen“ (arab. *chalifa*/Vertreter, Nachfolger des Propheten). Zunächst sicherte Mohammeds Schwiegervater Abu Bakr das monotheistische Erbe und zügelte die aufbrechenden Stammesegoismen, ehe mit dem zweiten Nachfolger und Kalifen Umar ibn al-Hattab ab 634 eine schnelle Expansion nach Palästina und Ägypten, Mesopotamien und Persien erfolgte. 638 wurde das wichtige Symbol Jerusalem unblutig an die Muslime übergeben. 642 wurde Alexandrien eingenommen, was der Rezeption des Neuplatonismus in der islamischen Philosophie Auftrieb verlieh. Der dritte Nachfolger, Uthman ibn Affan, ein reicher Kaufmann aus Mekka, der mit seiner kanonischen Aufzeichnung des Koran die Unklarheiten von Gottes Offenbarung beenden wollte, fand 656 wie schon sein Vorgänger einen gewaltsamen Tod. Es war ein Ausdruck erster Erschütterungen im neuen Staatsgebilde. Uthman gehörte zum Clan der Umaiya, die seinerzeit gegen Mohammed Front gemacht hatten.

Mohammeds Neffe und Schwiegersohn Ali ibn Abu Talib (der sich darauf berief, dass Mohammed ihn zum Nachfolger designiert habe) musste bei seinem Amtsantritt als vierter Kalif 656 mit dem umaiyadischen Rivalen Muawiya leben. Dieser war der Sekretär Mohammeds gewesen und besaß in Damaskus eine respektable Machtbasis. Daneben versuchte im gleichen Jahr eine Gruppe um Mohammeds Witwe Aischa in Basra einen Aufstand, den Ali niederschlug. Aischa sah sich die Sache in sicherer Entfernung aus einer Kamelsänfte an, weshalb die Schlacht als „Kamelschlacht“ in die Geschichte einging. Ali verlor jedoch mehr und mehr die Kontrolle und wurde 661 in Kufa ermordet. Oberhand gewann der Rivale Muawiya. Er machte den Kalifentitel erblich und gründete die erste Dynastie, jene der Umaiyaden, die bis 750 von der neuen Hauptstadt Damaskus aus regierten.

Die Umaiyaden gaben vor, der Sunna (arab. Tradition, übliche Praxis) des Propheten zu folgen. Man nannte sie in der Folge Sunniten, die heute etwa 90 Prozent der Muslime ausmachen. Die entmachtete Familie

Mohammeds fand sich mit dieser Nachfolgeregelung nicht ab. Ihre Anhänger scharten sich um Alis Sohn Al-Husain und gründeten eine eigene Partei (arab. *schîat Ali*/Partei Alis). Man sprach von den Schiiten. Beim gewaltsamen Versuch Al-Husains, die Herrschaft nach dem Tod Muawiyas zurückzugewinnen, fielen er und seine Gefolgsleute 680 bei Kerbala im Irak. Kerbala ist bis heute ein Symbol für die danach vielfach verfolgten Schiiten, die dort ihr „Passionsmotiv" (Janine Sourdel-Thomine) fanden und einen starken Märtyrerkult, ja sogar einen Heiligenkult ausbildeten. So etwas stand quer zur traditionellen Lehre des Islam und der Hass mancher Sunniten auf solche Kultpraktiken dauert bis heute. Im Islam begann also früh und dramatisch eine Konfessionalisierung zwischen Sunniten und Schiiten. Entlang dieser Konfessionsgrenzen entstanden unterschiedliche Rechtsschulen. Vier Schulen respektierten sich gegenseitig als „Leute der Tradition und Gemeinschaft" (Sunniten), die fünfte, die schiitische Rechtsschule, blieb in Distanz dazu eigenständig. Diese Tatsache sowie das Fehlen einer dem westlichen Kaisertum und Papsttum vergleichbaren religiösen Autorität haben zur Folge, dass der Islam in sehr verschiedener Weise gelebt und verkündet wird. *Den Islam*, der in den Diskussionen ständig bemüht wird, gibt es daher gar nicht. Dass auch in diesem Buch von *dem Islam* gesprochen wird, ist als Notlösung zu verstehen, es sei aber ausdrücklich auf die real existierende Vielfalt der Islam-Entwürfe hingewiesen.

711 erreichten die Araber den Indus und im gleichen Jahr begann nach dem Sieg über das zersplitterte und geschwächte Westgotenreich die Herrschaft der Mauren (islamisierte Berber aus dem Maghreb) und Araber in Spanien. Gibraltar trägt bis heute den Namen des damaligen Heerführers Tariq ibn Ziyad (arab. Djebel Tariq/Berg des Tariq). Etliche gotische Anführer machten mit den Muslimen gemeinsame Sache und vermutlich begrüßten auch die im Westgotischen Reich verfolgten Juden die Entwicklung. Nach einer nicht ganz unglaubwürdigen Geschichte sollen Juden den Eroberern die Tore der Städte geöffnet haben. Al-Andalus (vermutlich von gotisch „landlos") wurde eine blühende Kultur und ein immer wieder zitiertes Vorbild eines weitgehend toleranten Zusammenlebens der Religionen. Viele westgotische Christen waren von der islamischen Kultur äußerst angetan. Das ließ bei den damaligen christlichen Abendland-Verteidigern die Alarmglocken schrillen. Paulus

Alvarus, ein hoher Würdenträger, notierte aufgebracht: „Alle aufgeweckten und beredten jungen Christen, die sich durch vorbildliche Manieren und weltliche Kultur hervortun, schwärmen für die arabische Sprache und verschlingen die Bücher der Chaldäer, […] anstatt sich an der Schönheit christlicher Schriften zu erfreuen.“[10] Um die jungen Araber-Verehrer zur Räson zu bringen, scheute man nicht davor zurück, die Muslime durch Beleidigungen ihres Propheten und ihrer Religion zu gewaltsamen Reaktionen zu provozieren – Alvarus selbst tat sich hervor, indem er Mohammed als Antichristen bezeichnete –, ein perfides Spiel, das nicht selten von „Erfolg“ gekrönt war.

Im Jahr 732, einhundert Jahre nach dem Tod Mohammeds, erlitten die arabischen Heere eine Niederlage in Poitiers gegen Karl Martell. Diese Schlacht wurde in der älteren Geschichtsschreibung häufig zur Rettung des christlichen Abendlands hochstilisiert. Das ist allerdings ziemlicher Unfug. Die Araber waren schlicht Eroberer, das Abendland noch gar nicht als solches definiert und erst in Ansätzen christlich. Zudem fand bei Poitiers ein eher bescheidenes Scharmützel statt, von den Zeitgenossen kaum wahrgenommen. Die Araber hatten in blitzartigen Vorstößen ein riesiges Gebiet vom Indus über Nordafrika bis zu den Pyrenäen erobert, was die Verbreitung der arabischen Sprache und Religion zur Folge hatte. Zwar sorgten diese weiten Gebiete in der Tat für enormen Wohlstand, aber die militärischen Kräfte waren aufgezehrt. Sie waren ziemlich genau dort aufgezehrt, wo Poitiers lag. Nur kleinere Territorialgewinne gelangen noch. 751 besiegten die Eroberer an der Grenze zu China ein chinesisches Heer, was zwar die regierende Tang-Dynastie in große Schwierigkeiten brachte, aber die Araber nicht dazu animierte weiterzumarschieren. Die Rückeroberung der Iberischen Halbinsel, die Teil der arabischen Welt geworden war, begann bald, zog sich aber lange hin. Von 801, dem Fall Barcelonas, über 1085 Toledo, 1236 Córdoba bis 1492 Granada. Sie wurde begünstigt durch schwere Konflikte unter den Muslimen, vor allem zwischen den nordafrikanischen Berbern und den Arabern.

Im 9. Jahrhundert eroberten tunesische Aghlabiden Sizilien und machten aus Palermo al-Medina. Das Griechische verschwand zugunsten des Arabischen, bis 1060 die Normannen die Insel (neben Süditalien und Malta) besetzten und sie latinisierten. Die Normannen, die durch ihre Romanisierung in der Normandie – in Abhebung von ihren nordischen

Wikinger-Vorfahren – zu eigenständigen Kulturträgern wurden, hatten den christlichen Glauben angenommen. Unter Wilhelm („dem Eroberer“) gewannen sie 1066 in der Schlacht von Hastings England – detailliert geschildert in dem von Nonnen unmittelbar nach der Schlacht in zehnjähriger Arbeit gestickten siebzig Meter langen Teppich von Bayeux, einem einzigartigen Beispiel monumentaler Profankunst des frühen Mittelalters. Nicht nur floss viel von der romanischen Sprache in das Englische ein, sondern die Eroberer lösten in England auch die romanische Kunst aus. Wir verdanken den Normannen in der Folge wichtige romanische Architekturzentren in der Normandie (Mont-Saint-Michel, Saint-Étienne) und in Süditalien (Tarent, Otranto, Venosa, Bari, Palermo).

Die Leute aus dem Norden fühlten sich unter den Palmen und Zitrusbäumen Siziliens sichtlich wohl. Der Normannenherrscher Roger I. machte Sizilien zu einem polyglotten Vielvölkerreich, in dem katholische Lateiner, orthodoxe Griechen, Juden und Muslime zusammenlebten. Der normannische Stil führte in Sizilien zu einer höchst kreativen Vermischung von Arabischem, Byzantinischem und dem nördlichen Formenrepertoire. Unter Roger II. wurde der Hof in Palermo ein blühendes Zentrum von Wissenschaft und Kunst. Die Stadt soll 300 Moscheen besessen haben. Kirchen sahen aus wie Moscheen und Moscheen wie Kirchen. Die Kirchtürme der Kathedrale von Cefalù (um 1131) erinnern an nordafrikanische Minarette. Zeitgenossen berichten, dass Palermo allein ein höheres Bruttosozialprodukt erwirtschaftete als ganz England. Von Roger existiert eine Mosaikabbildung, auf der er sich, gekleidet als byzantinischer Kaiser, die Krone Christi auf das Haupt setzen lässt. Wie bereits berichtet, waren bei der Ausstattung der Palastkapelle Capella Palatina (um 1135) und der Kathedrale von Monreale (um 1172 unter Wilhelm II.) byzantinische Mosaizisten am Werk. Die Palastkapelle war von der Anlage her ein lateinischer Kirchenbau, hatte eine byzantinische Kuppel und byzantinische Mosaiken, islamische Muqarnas (ich erkläre den Begriff gleich) und Malereien, dazu einen Campanile im Stil der französischen Frühgotik. Die Holzdecke wird von manchen Kunsthistorikerinnen als Ergebnis fatimidischer Kunst mit Bezügen zum Stil von Samarra angesehen. Auf der Decke erscheinen Szenen des irdischen und himmlischen Hofstaats, wobei der König mit einem Weinbecher in der Hand einen äußerst beschwipsten Eindruck macht, ein Motiv, das zu manch frivoler Buchmalerei und

Reimkunst der Zeit passt. Robert Hillenbrand schreibt: „Dass ein säkularer König von islamischen Künstlern in der Manier des Fernen Ostens in einer christlichen Kirche im Zentrum des Mittelmeeres gemalt wird, zeigt in einer ansprechenden Weise die internationale Qualität der mittelalterlichen islamischen Kunst.“[11]

1195 fiel die Insel nach Thronstreitigkeiten an die Hohenstaufer. Auch wenn Friedrich II. persönliche Freundschaften und politische Beistandsabkommen mit der islamischen Seite unterhielt, unterdrückte er die Muslime auf Sizilien. Ein blutig niedergeschlagener Aufstand Anfang des 13. Jahrhunderts beendete schließlich das islamische Leben auf der Insel.

Das riesige von den Arabern eroberte Gebiet bildete den bislang größten Handelsraum der Geschichte. Neben ihrem Geschick als Händler waren die Muslime ausgezeichnete Agrartechniker, die sich vor allem mit Bewässerungsanlagen auskannten und Andalusien und Sizilien in blühende Gärten verwandelten. Eine ungeahnte Fülle von Pflanzen, Früchten und anderen Waren erreichte den Westen, von der Baumwolle über Melonen, Zitronen, Orangen, Gewürze, Weihrauch bis zum Zucker (arab. *sukkar*), dazu Farbpigmente, Teppiche, Seide, edelste Stoffe. All das gelangte über 6000 Kilometer lange Karawanenwege in den Westen, die sich über Gebirgspässe, durch unendliche Wüsten, blühende Oasen und eine Reihe von gepflegten, reichen Städten wanden und denen man im 19. Jahrhundert Namen gab: „Seidenstraße“, „Weihrauchstraße“, „Bernsteinstraße“, „Sklavenstraße“. Für Europa besonders interessant: Chinesische Papierhandwerker gelangten in den Vorderen Orient. Eine eigenständige Papiererzeugung hob an. Das war eine wichtige Grundlage für die arabisch-islamische Buchkunst, auch wenn die Korane meist weiterhin auf dem wertvolleren und haltbareren, wenngleich für die Illumination weniger geeigneten Pergament geschrieben wurden. In die Buchkunst drangen chinesische und buddhistische Motive ein. Über Byzanz erreichte die Papierherstellung in der beginnenden Renaissance schließlich Europa, gerade rechtzeitig für den einsetzenden Buchdruck.

Die Gründe für die schnellen Expansionserfolge des arabischen Staatsgebildes, das von mekkanischen Handelsfamilien geleitet wurde, die anfangs dem Islam skeptisch gegenüberstanden, sind bis heute Gegenstand von epischen Diskussionen. Der Erfolg erstaunt vor allem deshalb, weil der Islam keinen ausgeprägten, mit dem Christentum vergleichbaren

Missionsauftrag kannte und die Eroberungspolitik auch nicht zentral gesteuert war. Anders als heute bisweilen unterstellt, ging es deshalb keineswegs in erster Linie um Islamisierung, sondern um eine politisch-territoriale Expansion, die naturgemäß die arabische Sprache und die neue Religion mittransportierte. Gerade weil die Religion nicht im Vordergrund stand, ist zumindest einer der Gründe für die erfolgreiche Expansion durchaus pikant. Die in und um Ägypten und Syrien ansässigen monophysitischen Christen waren wegen ihrer Ablehnung der Konzilsentscheide ständigen Repressalien durch die rigorose Orthodoxie Konstantinopels ausgesetzt. Für sie war die Herrschaft islamischer Herren weitaus angenehmer. Denn, wie wir aus Verträgen (etwa für Jerusalem) wissen, es wurde der Schutz der Kirchen und christlichen Symbole ebenso garantiert wie die freie Religionsausübung. Deshalb sinniert Mischa Meier, „ob Afrika den arabischen Angriffen (länger) standgehalten hätte, wenn die religiösen und kirchenpolitischen Verwerfungen weniger Missmut und Verdruss produziert hätten“.[12] Und Glen W. Bowersock meint, dass die islamischen Eroberungen keineswegs zerstörerisch waren, sondern sich „in den Gebieten, in denen die Muslime die Macht übernahmen, der bestehenden Kultur und Religion weitgehend“[13] anpassten. Das ging so weit, dass die Muslime sogar die Restaurierung von Kirchen veranlassten.

Die Perle Damaskus

Mitten in Damaskus, das die Umaiyaden zu ihrer Hauptstadt erkoren, auf dem Platz des alten römischen Jupiter-Tempels aus dem 4. Jahrhundert, stand eine stattliche, Johannes dem Täufer geweihte Basilika aus theodosianischer Zeit. Die Kirche wurde eine Zeit lang für alle drei Religionen verwendet, bis die Muslime als bevölkerungsreichste Gruppe Anspruch auf eine Moschee erhoben. Kalif al-Walid I. ließ die Kirche um 710 aus Respekt vor dem Heiligen Stein für Stein abtragen und eine der schönsten Moscheen im Geiste der alten byzantinischen Kaiserkunst errichten (Tafel XVII). Sie hatte die Form einer quergestellten Basilika. Die großartige Frontseite und Teile der Hofseiten sind mit Mosaiken übersät, die Gebäudeansichten und Gartenszenen zeigen, Metaphern für das Paradies. Die Minarette behielten die Form der alten Kirchtürme.



Frontseite der Umaiyaden-Moschee von Damaskus

Der Moscheebau ganz allgemein leitete sich dem Vernehmen nach vom Wohnhaus Mohammeds in Medina ab. Im geräumigen Innenhof, mit Palmzweigen gegen die Sonne geschützt, versammelten sich die Gläubigen und beteten in Richtung Jerusalem. Als sich mehr und mehr herausstellte, dass jüdische und islamische Lehre doch etliche Unvereinbarkeiten aufwiesen, und als zu allem Überfluss der christliche Kaiser Herakleios 630 feierlich in Jerusalem einzog und die 614 von den Persern erbeutete Kreuzesreliquie zurückbrachte (635 schaffte man sie nach Konstantinopel), änderten die Muslime die Gebetsrichtung zur Kaaba in Mekka.

Bei ihren Sakralbauten orientierten sich auch die Muslime an den antiken Vorbildern. Die Umaiyaden griffen zur Basilika, die allerdings wegen der fehlenden Hierarchie einer Priesterkaste quergestellt wurde. In die lange Wand der Gebetsrichtung (arab. *qibla*) ist als Apsis die Gebetsnische (arab. *mihrab*) eingelassen, für deren genaue Funktion es

mehrere Erklärungen gibt. Daneben steht meist eine Kanzel (arab. *minbar*) für die Predigt. Die Osmanen machten später die Zentralbaukirche in Konstantinopel zum Vorbild ihrer Moscheen. Es gibt also wie im Christentum auch im Islam die antiken bzw. orientalischen Vorbilder Lang- und Zentralbau, wobei der Islam direkt auf den christlichen Kirchenbau zurückgriff. Bei den Minaretten (arab. *menar*/Leuchtturm) lassen sich drei Hauptformen unterscheiden: die ehemaligen Kirchtürme bei den Umaiyaden (mit Fortsetzung im Maghreb), die Spiralminarette in Mesopotamien und die osmanischen Bleistiftminarette. Dazu kommen Sonderformen im Jemen und im Fernen Osten.

Die Moschee in Damaskus markierte den Kern eines wissenschaftlichen und künstlerischen Zentrums erster Güte. Die Wissenschaften konnten sich im mittelalterlichen Islam freier entfalten und standen dem Experiment offener gegenüber als zur gleichen Zeit in Europa, wo die Kirche ein strenges Auge auf das Treiben der Forscher warf. Durch ihre Eroberungen nahezu aller hellenistischen Metropolen, von Alexandria über Seleukia bis Antiochien, verwalteten die Araber praktisch die gesamte Hinterlassenschaft der Antike. Und man wusste dieses Erbe außerordentlich zu schätzen. Berichte von angeblicher Kulturvernichtung, wie jener von der Zerstörung der Bibliothek von Alexandrien durch den zweiten Kalifen Umar, gehören in das Reich der bösartigen Propaganda. Es war genau umgekehrt. Pausenlos wurden die Schriften der griechischen Philosophie und Wissenschaft (die Literatur eher wenig) ins Arabische und Syrische übersetzt. Meist erfolgte das über das dem Hebräischen sehr ähnliche Aramäische durch mehrsprachige Christen im arabischen Herrschaftsbereich und durch Intellektuelle in Damaskus und Bagdad, der späteren Hauptstadt der Abbasiden. In der Philosophie wurde zwar auch Aristoteles übersetzt, aber es dominierte der Neuplatonismus. Richard Walzer meint gar, sagen zu können, dass „alle arabischen Philosophen Neuplatoniker waren, jedoch keineswegs alle in demselben Sinne“.[14]

Dass der Neuplatonismus für den Islam attraktiv war, ist tatsächlich kaum verwunderlich. Über den Gott der Muslime lässt sich nichts aussagen und er ist bildlich nicht darstellbar. Auf diese theologische Vorgabe passt die neuplatonische Lehre vom unsagbaren und undarstellbaren Göttlichen perfekt. Die Materiefeindlichkeit des Platonismus fügte sich nahtlos in die Ablehnung der Inkarnation, also der Menschwerdung des Gottes. Während

sich die byzantinisch-christliche Kunst gerade an diesem Konflikt zwischen christlicher Inkarnationsvorstellung und neuplatonischer Geistlehre kreativ abarbeitete, fand der Islam uneingeschränkt Gefallen an einer reinen Geistlehre. An die Stelle der Materialisierung trat die Lichtmetaphorik. Diese führte zusammen mit der göttlichen Bedeutung der Geometrie zu zwei außergewöhnlichen Formen der Kunst, den Mashrabiyyas und den Muqarnas.

Muqarnas sind dreidimensionale stalaktitartige Dekorformen, die in Gewölben und Nischen zur Anwendung kamen. Die einer Honigwabenstruktur folgenden komplexen geometrischen Konstruktionen mit Rotations- und Reflexionsachsen boten außergewöhnliche visuelle Effekte, indem sie die Materie in dynamische Lichterscheinungen aufzulösen schienen. Es ist bemerkenswert, dass ihre erste Verbreitung in die Zeit der mathematischen und optischen Theorien Al-Farabis und Alhazens fällt. Die Ornamentik hatte keineswegs nur dekorative Funktion. Sie hatte die Aufgabe, das Auge von Sinnlichkeit zu reinigen und eine mystische Vereinigung mit dem Göttlichen zu ermöglichen, erschloss also eine ähnliche Dimension wie die Auflösung der Materie durch das Mosaik in den christlichen Kirchen. Man könnte daher in der islamischen Form der geometrischen Ornamentik eine kongeniale Umsetzung der späten dynamischen Eros-Lehre Platons sehen.

Als Mashrabiyyas wiederum bezeichnet man die im Orient verbreiteten kunstvollen geometrischen Fenstergitter. Sie trennen an der Schwelle von Innen und Außen den subjektiven Blick von der Außenwelt. Das Fenster ist nicht wie im Westen eine Öffnung für den Blick, sondern ein Schirm für das Licht. Die Gitter machen zwar das Licht durch vielfältige Streuung sichtbar, dem Auge versagen sie aber den Blick in die Innenbereiche. So gesehen sind die Mashrabiyyas geradezu ein Gegenentwurf zur Perspektive und damit zum Kennzeichen des westlichen Bildes, das vom Tausch der Blicke lebt.

Als „Handelsplatz“ des Neuplatonismus kristallisierte sich das 642 islamisch gewordene Gundischapur (Provinz Chuzestan, Iran) heraus. Dorthin waren zahlreiche Intellektuelle (vor allem aus Byzanz) geflohen, unter ihnen (heidnische) Neuplatoniker nach der Schließung der Platonischen Akademie 529, aber auch Christen, die an den dogmatischen Weichenstellungen des frühen Christentums verzweifelten, weil sie diese für inkompatibel mit einem Monotheismus hielten. Das multikulturelle und

freie Klima machte Gundischapur berühmt für Medizin und Naturwissenschaften. Es verlor seine Bedeutung erst nach der Gründung des nahe gelegenen Bagdad 832 durch die Abbasiden.



Muqarna an der Zitadelle von Aleppo

Eine andere Hochburg des Neuplatonismus war das kosmopolitische Harran in Nordsyrien (heute südöstlich von Şanlıurfa, Türkei), lange ein hartnäckiger Hort des Heidentums. Bereits der weströmische Kaiser Julian Apostata betrieb dort die Restauration der alten heidnischen Götterkulte. Aus der ansässigen neuplatonischen Schule wurde nach der Übernahme der Stadt durch die Araber 639 eine Medrese, die – wie so viele – den Anspruch erhebt, die älteste Universität der Welt zu sein. Wir sind hier im 7. Jahrhundert! Die ersten Universitäten im Westen waren Parma 962 und Bologna im Jahre 1088. Weil das Heidentum in Harran so tief verwurzelt war, drängte der 813 auf den abbasidischen Kalifenthron gekommene Al-Mamun, der von den Christen als sehr tolerant geschildert wurde, die Bewohner zur Annahme einer der drei (monotheistischen) Buchreligionen.

Es wird kaum überraschen, dass uns genau aus diesem Harran des 7. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Stimme der Verteidigung des Heidentums erreicht. Sie stammt von dem gelehrten mehrsprachigen (weshalb er in Bagdad als Übersetzer arbeitete) Abu al-Hasan Thabit ibn Qurra, der der Gemeinschaft der Sabier angehörte, die astrale Gottheiten verehrten. In seiner Schrift *Buch der Verteidigung des Glaubens der Heiden* stellte er die nicht ganz unberechtigte Frage: „Wer hat die Welt zivilisiert und ihre Städte aufgebaut, wenn nicht die Häuptlinge und Könige des Heidentums?“ Bernd Roeck stimmt dem jedenfalls zu: „Thabit hatte recht. Ohne Aristoteles und Platon, ohne Galen und Ptolemäus gäbe es weder die islamische Zivilisation, wie wir sie kennen, noch die des modernen Europa.“[15]

Nicht nur das theologische Konzept, auch die frühe islamische Kunst und Architektur gründet im Koordinatensystem von Hellenismus, römischer Spätantike und Byzanz. Dazu kamen Anregungen aus Persien, Indien und China. Das machte die islamische Kultur zu einer wichtigen Brücke für Europa. Ein ausdrückliches Initialwerk der islamischen Kunst lässt sich freilich nicht benennen. Dazu ist zu viel zerstört worden. Das früheste heute noch erhaltene repräsentative Bauwerk ist der Felsendom in Jerusalem. Allerdings handelt es sich dabei um einen achteckigen überkuppelten Sakralbau, ähnlich San Vitale in Ravenna, also um ein Gebäude in spätantik-byzantinischer Tradition. Wenn man vom Ölberg aus auf den Felsendom mit seiner in der Sonne glänzenden Holzkuppel mit vergoldeter Aluminiumlegierung blickt (vgl. Tafel VI), kann man sich noch heute nur schwer der Faszination vor der Absicht entziehen, die der Umaiyadenkalif Abd al-Malik mit dem Bau verfolgte. Als er 691/92 dieses so wundervolle steinerne Manifest eines vor-nizäischen Monotheismus errichtete, schuf er einen einprägsamen Gegenentwurf zur Grabesbasilika, die ihrerseits von Konstantin als steingewordenes Nizäisches Glaubensbekenntnis gebaut worden war. Es war ein architektonisches Zeichen für eine neue Art der Repräsentation des Kalifats im Islam. Abd al-Malik holte sich Anregungen zur Herrscherdarstellung – sogar der Kalifentitel ist erst seit ihm bezeugt – aus persischen und byzantinischen Vorlagen. Er ließ sich auf Münzen abbilden, dem erfolgreichsten Massenmedium der damaligen Zeit, und bezeichnete sich darauf wie die byzantinischen Kaiser als Stellvertreter Gottes. Arabisch wurde zur

Verwaltungssprache und löste schließlich Griechisch als Wissenschaftssprache ab. Damit entwickelte sich unter seinem Kalifat ein eigenständiger arabischer Stil, der den griechisch-byzantinischen Mix ablöste.



Felsendom in Jerusalem

In der Handwerkskunst war der islamische Raum ab dem 9. Jahrhundert Weltführer. Europa riss sich um die Produkte. Christliche Heilige des Mittelalters wurden in arabischen Stoffen beigesetzt, Teppiche aus dem Orient gelangten bis nach Irland, wo sich ihre Ornamente in der vorkarolingischen Buchmalerei wiederfanden.

Ähnlich wie die christliche Kunst als Umcodierung antiker und orientalischer Vorlagen auf der Grundlage einer neuen Weltdeutung interpretiert werden konnte, könnte man den Islam als Umcodierung vorliegender Lehren einschließlich des Judentums und Christentums verstehen. Basilikale Kirchenschiffe wurden quergestellt, aus Kirchtürmen

wurden Minarette und aus Toraschreinen und Apsiden Mihrabs, manchmal auch ohne dass eine äußere Form das kenntlich machte.

Im Umland von Damaskus und im heutigen Jordanien sorgten die Umaiyaden für eine besonders köstliche Spezialität. Sie bauten nach Vorbildern der römischen Villen in Tivoli bei Rom oder der Piazza Armerina in Sizilien eine Reihe von Wüstenschlössern, multifunktionale Anlagen, mit Wandmalereien und Fußbodenmosaiken geschmückt. Die teilweise erotischen Malereien zeigen übrigens, dass die islamische Gesellschaft dieser Zeit weder prüde noch eine ausschließlich religiöse Gesellschaft war. Robert H. Hillenbrand sah darin die Ambition der Umaiyaden, in den „exclusive club of world leaders“[16] einzutreten.

Ein blutiger Umsturz 749/50 machte der Umaiyadenherrschaft ein Ende und brachte die Abbasiden, mekkanische Verwandte Mohammeds aus dem Stamm der Quraisch, an die Macht. Als Einziger überlebte Abd ar-Rahman I. das Gemetzel. Er floh über Nordafrika nach Spanien, wo sich ihm, dem Sohn einer Berberin, die berberischen Mauren unterstellten. 756 zog er in Córdoba ein. Die Umaiyaden hatten auf diese Weise eine Fortsetzung und konnten sich die rivalisierenden Abbasiden, deren Invasionsversuche in Spanien scheiterten, vom Leib halten. Abd ar-Rhaman III. errichtete 929 sogar ein Kalifat in Córdoba. Mit Blick auf die abbasidischen Städte Bagdad und Samarra hielt auch hier das persisch-byzantinische Hofzeremoniell Einzug. Córdoba war bis zum endgültigen Fall des Umaiyadenkalifats 1031 zugunsten rivalisierender Fürstentümer (Taifareiche) die glänzendste Metropole Europas mit guten Beziehungen sowohl zu Konstantinopel als auch zum Hof Ottos des Großen. Zeitgenössische Chronisten berichten, dass die „ganze Welt“ in Córdoba zu Gast war. Es waren die Araber, die nach der römischen Antike die ersten glänzenden Städte in Europa schufen. In Córdoba gab es zu dieser Zeit Dutzende Bibliotheken (mit ständigem Nachschub aus dem Orient), in denen man etwa auch Bücher über den Genuss der Liebe und des Weins in griechischer, arabischer und hebräischer Sprache finden konnte. Man spazierte an 300 öffentlichen Bädern vorbei, an Papier- und Porzellanmanufakturen, Geschäften für feinen Lebensstil samt Sammlungen von duftenden Parfüms, die unter anderem der Musiker und Designer Ziryab aus Bagdad nach Andalusien gebracht hatte, und erfreute sich einer ersten Straßenbeleuchtung. Die Standards an Hygiene und medizinischer Versorgung waren unvergleichlich. Nicht nur in der

Astronomie, sondern eben auch in der Medizin, und zwar sowohl in der klinischen Praxis als auch in der medizinischen Forschung, leisteten die Einrichtungen in Córdoba Erstaunliches. Die Medizin in den islamischen Ländern stützte sich immer noch in erster Linie auf den griechischen, um 130 im Wissenschaftszentrum Pergamon geborenen Arzt und Anatomen Galen. Der Westen brauchte auf diesem Feld noch Jahrhunderte, um gleichzuziehen. Noch im 18. Jahrhundert hatte man nichts anderes im Repertoire als Arsenpulver, diverse Pomaden, Ätz- und Abführmittel, Schröpfen und den für alles eingesetzten Aderlass, der vermutlich mehr Menschen tötete als am Leben hielt. Während man in China und im Osmanischen Reich bereits die Impfung kannte, unterschied man in Europa zwanzig verschiedene Harnfarben, aus denen die Ärzte, so lautete ein zeitgenössischer Spott, sogar den Wohnort der Patienten ableiten konnten.



Das zweigeschossige Wüstenschloss Qasr el-Kharaneh, Jordanien

Nach der Rückeroberung Córdobas durch die Christen wurden die Bücher verbrannt (Abertausende Bücher wurden bereits vorher von fundamentalistischen islamischen Rechtsgelehrten vernichtet, weil sie Ketzerei vermuteten) und die Bäder geschlossen, weil man sie als Horte der Unzucht desavouierte.

Bagdad – Nabel der Philosophie und Wissenschaft

Das Kalifat der Abbasiden hatte seinen Sitz – mit einer kurzen Unterbrechung von 836 bis 892 in Samarra – bis zum Ende der Dynastie durch die mongolische Invasion 1258 im geopolitisch vorteilhaft gelegenen Bagdad. Die Abbasiden bauten die kleine nestorianische Klostersiedlung zur blühenden Hauptstadt des Reichs und zu einer der reizvollsten Metropolen von Wissenschaft und Kunst der damaligen Welt aus. Zeitgenossen jubelten, dass im Reich der Abbasiden alles größer und prächtiger sei als in Europa, sogar die Gedanken seien schärfer und flögen weiter.[17] Auch die vielen öffentlichen Bäder, Bibliotheken und Feinkostmärkte dürften das Ihre beigetragen haben, um Bagdad an die Spitze der damaligen Liste der lebenswertesten Städte zu katapultieren. „Schreiber notierten, dass die besten Quitten aus Jerusalem stammten und das feinste Gebäck aus Ägypten; syrische Feigen seien ein kulinarischer Traum, die Pflaumen aus Shiraz unwiderstehlich."[18] Die Kalifen am Hof in Bagdad waren keine Clanchefs mehr, sondern feine Herren. Sie übernahmen die Riten der altorientalischen und persischen Könige und der byzantinischen Kaiser. Eine ihrer Quellen dafür war das aus dem 10. Jahrhundert stammende *Buch der Zeremonien* Konstantins VII., das in der islamischen Welt zirkulierte.

Man betrieb Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften auf dem höchsten Niveau und mit Rückgriff auf die Quellen der antiken und christlichen Welt, die in den drei Dutzend Bibliotheken in reichem Maß zugänglich waren. Al-Mamun gründete ein interdisziplinäres Forschungszentrum, das Haus der Wissenschaft (*bait al-hikma*). Dort tummelten sich Philosophen und Theologen, Mediziner, Geographen, Chemiker, Physiker, Techniker, Musiktheoretiker, Astronomen und Mathematiker, unter ihnen der berühmte Ibn Muhammad al-Chwarizmi. Viele Sterne am Himmel tragen aufgrund dieser frühen Forschungen arabische Namen, und zu den schönsten illuminierten Handschriften gehört etwa das *Buch der Fixsterne* des persischen Astronomen Ab dar-Rahman as-Sufi aus dem 10. Jahrhundert.[19] In dem mit einer riesigen Bibliothek ausgestatteten Zentrum arbeitete ein Heer von Übersetzern, unter ihnen Muslime, Christen und Heiden, die die einschlägige wissenschaftliche Literatur aus dem Griechischen, Lateinischen, Persischen, Syrischen, sogar

aus den indischen Sprachen ins Arabische übertrugen. Vor allem der Transfer der griechischen Werke war flächendeckend. „Niemals zuvor hatte man derart systematisch und vollständig das gesamte zugängliche wissenschaftliche und philosophische Korpus einer Kultur aus einer fremden Sprache in die eigene übertragen, wie das mit den Übersetzungen des griechischen Erbes ins Arabische zwischen dem achten und dem elften Jahrhundert in der arabischen Welt der Fall war“,[20] bemerkt Thomas Bauer.

Im 8. Jahrhundert begann mit Fragen nach der Freiheit des Willens und nach Aussageweisen über Gott eine kritische islamische Theologie. Wer Aussagen über Gott tätigt, läuft stets Gefahr, ein anthropomorphes Bild Gottes zu entwerfen. Es ging daher, freilich stets den Rahmen wissenschaftlicher Streitgespräche wahrend, zwischen konservativen und fortschrittlichen Vertretern heftig zur Sache. Bei der Gottesfrage diskutierte man alle drei verbreiteten Konzepte: jenes vom Schöpfergott (nach altorientalischer Tradition), jenes vom ersten unbewegten Beweger (nach Aristoteles) und jenes vom unerreichbaren, aber emanierenden Einen (nach dem Neuplatonismus). Dazu kam ein erster (ziemlich aufgeklärter) Versuch, mehrdeutige Stellen im Koran mithilfe der Vernunft zu klären. Bei Al-Khalil ibn-Ahmed und seinem Schüler Sibawaih kann man im 8. Jahrhundert einen ersten Ansatz zu einer kritischen Koranexegese ansiedeln.

In Konkurrenz zu einer solch avancierten rationalen Theologie standen mystische Bewegungen. Der Mystiker galt als Asket (arab. *sufî*, *faqir*; persisch *darvisch*). Ähnlich wie in der viel späteren westlichen Mystik ging es mit starken neuplatonischen Anleihen um die Vereinigung mit Gott. Man versammelte sich für solche Praktiken in ordensähnlichen Gruppen, den Derwischorden.

Ähnlich wie später im Westen lassen sich auch im mittelalterlichen Islam Philosophen und Theologen schwer trennen. Aber die islamische Philosophie errang rascher Eigenständigkeit, als das im Westen der Fall war. Sie begann mit dem um 800 in Kufa geborenen und am Kalifenhof in Bagdad tätigen Polyhistor Al-Kindi. Er war Platoniker, beschäftigte sich neben der Theologie auch mit Fragen der Optik und Kosmologie. Das große Anliegen des Arztes und Naturforschers Abu Bakr, um 865 in Rey (unweit Teheran) geboren, war die Autonomie der Philosophie. Philosophie war bei ihm wie in den antiken Philosophenschulen eine Lehre der Lebenskunst, die

er nach dem Bild des tugendhaften Sokrates entwarf. Obwohl er nicht an der Existenz Gottes zweifelte, galten viele seiner Thesen als ketzerisch.

Ganz gegenteilig dachte der aus Otrar (heute Kasachstan) stammende Al-Farabi. Er gehörte der Bagdader Philosophenschule an, von deren Mitgliedern viele einen christlichen Hintergrund hatten. Sein Anliegen war die Versöhnung von Philosophie und Theologie. Auch er war Platoniker, schrieb sogar eine Gesellschaftsutopie nach dem Muster von Platons *Politeia*, wobei er Platons Idee des Philosophenkönigs auf den Kalifen übertrug. Neuplatonisch waren seine Lichtphilosophie und die Lehre über die Musik, zu der er mehrere Bücher verfasste.

Abu Ali ibn Sina, die Lateiner nannten ihn Avicenna, um 980 in Buchara (heute Usbekistan) zur Welt gekommen, Arzt bei verschiedenen iranischen Fürsten, schrieb das *Buch der Genesung*. Das war nicht etwa ein medizinisches Lehrbuch, sondern eine philosophische Summe in vier Teilen, die das Wissen der Zeit versammelte. Der Platoniker vertrat eine als Lichtphilosophie buchstabierte Emanationslehre. Mit seinem diffizilen Abwägen von Rationalität und Glauben bugsierte er sich zwischen alle Stühle. Den einen war er zu rational, den anderen zu mystisch.

Der 973 geborene persische Astronom Abu Raihan al-Biruni lehrte, dass sich die Erde (kreisförmig!) um die Sonne und gleichzeitig um ihre eigene Achse dreht. Er war einer der Vermittler der indo-arabischen Zahlen nach Europa. Daneben beschäftigte er sich mit anthropologischen, historischen, geographischen und allerlei weiteren Themen.

Ein außergewöhnliches Kaliber war der um 965 in Basra geborene, in Bagdad ausgebildete und später im Dienst der Fatimiden in Kairo stehende Mathematiker Abu Ali al-Hasan ibn al-Haitam, den die Lateiner kurz und bündig Alhazen nannten. Kairo hatte um die Jahrtausendwende als Kultur- und Wissenschaftszentrum mit den anderen Metropolen aufgeschlossen. Die Forschung spielte sich in dem 972 gegründeten Komplex der Al-Azhar-Moschee samt einer dazugehörigen ersten Universität und in einem Haus der Wissenschaft ab, das mit den Forschungszentren in Bagdad und Alexandrien zu vergleichen ist. Al-Haitam wurden nicht weniger als hundert Bücher zugeschrieben. Vor allem in seinem wissenschaftlichen Bestseller *Kitab al-Manazir* (*Buch der Sehtheorie*) versammelte er 1028 das gesamte wissenschaftliche Material der Mathematik, Optik und Astronomie der Antike. Zudem war er stolz auf die Auswertung von empirischen

Experimenten. Auf solcher Grundlage gelang ihm die Erfindung der *camera obscura*, damals ein zimmergroßes Ungetüm, in dem das durch ein Loch eindringende Licht auf der gegenüberliegenden Seite ein auf dem Kopf stehendes Bild erzeugte, das man betrachten oder abzeichnen konnte. Alhazens Werk war in Andalusien weit verbreitet und wurde vermutlich dort um 1200 ins Lateinische übersetzt. Auf diesem Weg gelangte es in das westliche Spätmittelalter und lieferte die mathematischen und optischen Grundlagen für die Entwicklung der Perspektive in der Renaissance. Im Florenz des 15. Jahrhunderts wurde die (arabische) Sehtheorie in eine (westliche) Bildtheorie verwandelt. Dieser Paradigmenwechsel war letztlich eine Folge der mit der Vorstellung der Inkarnation grundgelegten Bildkultur im Christentum. Der islamische Orient hingegen entwickelte ein körperloses geometrisches Sehen, wo die Geometrie, mit Hans Belting gesprochen, ein „Thema der Kunst mit eigenem Recht“[21] war. Es dürfte kein Zufall sein, dass die Geometrisierung der arabischen Ornamentik in die Lebenszeit Alhazens fiel.

Es gab auch Intellektuelle, die die Philosophie völlig ablehnten. Ein solcher war der um 1055 im persischen Tus (heute Maschhad, Iran) geborene und ab 1091 in Bagdad lehrende Theologe Abu Hamid al-Ghazzali. Er hing einer sufistisch-mystischen Spiritualität an und schrieb ein Buch mit dem grimmigen Titel *Zerstörung der Philosophie*. An die Stelle einer rationalen Philosophie trat bei ihm, dem Mystiker, die Gotteserfahrung selbst. Seine streng orthodoxen und asketischen Vorstellungen machten ihn zu einem Kämpfer gegen jeden Luxus und gegen die Kunst. Das Ende der bedeutenden Leistungen in Kunst und Wissenschaft im Islam bringen manche zumindest auch mit dem Erstarken solch konservativer Strömungen in Verbindung. Aber es gab dagegen auch immer deutlichen Protest, artikuliert etwa durch den im spanischen Granada um 1110 geborenen Abu Bakr ibn Tufail. Er formulierte ein Bekenntnis zu seiner Religion, die vernünftigen Argumenten nicht widersprechen könne, und suchte eine Versöhnung von Vernunft und Mystik.

Der im Westen am meisten geschätzte Philosoph der Araber kam ebenfalls aus Andalusien. Es war Abu al-Walid ibn-Ruschd oder, wie ihn die Lateiner nannten: Averroës. Er wurde 1126 in der Traumstadt Córdoba geboren, war Arzt und Universalgelehrter. Averroës’ Anliegen war, die

Philosophie vom Koran her zu verteidigen, wobei sich auch theologische Thesen vor dem Urteil der (vor allem aristotelischen) Philosophie bewähren mussten. In dem Werk *Die Inkohärenz der Inkohärenz* wies er Ghazzalis Verdammung der Philosophie zurück und kritisierte seine Vorgänger, darunter auch Avicenna, dass sie die Philosophie zugunsten der Theologie relativiert und damit angreifbar gemacht hätten. Sein Bekenntnis zu Aristoteles machte ihn zu einem attraktiven „Gesprächspartner" des Thomas von Aquin. Dieser wichtigste christliche Kirchenlehrer stützte sich im 13. Jahrhundert prominent auf einen antiken Heiden und einen islamischen Philosophen und nannte in seinen Werken Aristoteles stets einfach nur „*den* Philosophen" und Averroës „*den* Kommentator".

Vom Zerfall des Kalifats bis zu den Osmanen

Die Abbasiden waren die letzte Dynastie, die ihre Macht noch fast flächendeckend über das riesige arabische Reich ausübte – ohne Andalusien freilich, wo ja die Umaiyaden saßen. Vor der Jahrtausendwende begann die Macht zu bröckeln. 945 drängten schiitisch-persische Buyiden (bis 1055) das Kalifat der Abbasiden auf eine rein religiöse Autorität zurück. Mit den Buyiden kam persischer Einfluss in die islamische Kultur. Ein politischer Durchgriff auf ein Ganzes gelang ihnen nicht, denn sie schwächten sich durch die Aufsplitterung in verschiedene Linien.

Der Maghreb war den Abbasiden bereits vorher entglitten. 910 hatten die schiitischen Fatimiden in Tunesien Fuß gefasst. Abdallah al-Mahdi, der sich auf die Tochter Mohammeds und Frau Alis, Fatima, zurückführte, gründete das Zentrum al-Mahdiya südlich von Sousse. Die wichtigste Eroberung der Fatimiden war 969 Ägypten. Drei Jahre später verlegten sie die Hauptstadt nach Kairo (arab. *al-Qahira*/die Siegreiche) und bauten die Stadt gegenüber Bagdad zum neuen Kultur- und Wissenschaftszentrum aus. Dort lebte eine tolerante, offene Gesellschaft. Man feierte die religiösen Feste der verschiedenen Konfessionen gemeinsam. Mit dem Antritt des Kalifen al-Hakim 996 (der strenge Junge war gerade einmal elf Jahre alt) wandte sich das Blatt. Eine Flut von Vorschriften darunter das Verbot von Alkohol und gewissen Speisen, die Verschleierung der Frauen, die Stigmatisierung von Christen und Juden machte das Leben mühsam. Al-Hakim wurde

vermutlich 1021 ermordet, seine glühenden Anhänger verbreiteten prompt die Fama einer Entrückung ihres Idols in den Himmel. Die Fatimiden, die den Ehrgeiz einer schiitischen Hegemonie über die gesamte arabische Welt hegten, wurden 1171 vom sunnitischen Kurden Salah ad-Din al Aiyubi, dem berühmten „Saladin", Heerführer des Nur ad-Din und Gründer der Aiyubidendynastie, gestürzt.

1031 fiel das Umaiyaden-Kalifat in Andalusien. Rivalisierende Fürstentümer (man nennt sie Taifas), dann Berber aus dem Hohen Atlas in Marokko, die Almorawiden und Almohaden, füllten das Vakuum. 1085 gelang den Christen die Rückeroberung von Toledo, was das Zusammenleben der Religionen deutlich ruppiger gestaltete, zumal es sich namentlich bei den ab etwa 1148 dominierenden Almohaden um eher frömmelnde und kulturfeindliche Gesellen handelte, die ihr Terrain blutig verteidigten. Sie konnten dennoch nicht verhindern, dass 1236 Córdoba, 1248 Sevilla und 1263 Cádiz fielen. Bei der Eroberung Sevillas leistete der Emir von Granada den Christen Beistand und zahlte dem König von Kastilien Tribut, um sich und sein Emirat zu retten. Das Emirat der arabischstämmigen Nasriden blühte in der „Stadt des Granatapfels" noch einmal kräftig auf, was die Begehrlichkeiten christlicher Herrscher, die zudem unter Dauerbeschuss hetzender Kardinäle standen, erst recht entfachte. Am 2. Januar 1492 übergab der letzte Emir, Mohammed XII., genannt Boabdil, die Schlüssel der Alhambra in Granada den Christen. Die islamische Herrschaft über Andalusien in Europa war nach 800 Jahren beendet, aber unschätzbare Wissensbestände waren eine wertvolle Erbschaft an Europa, wie auch zahlreiche arabische Wörter in die europäischen Sprachen übernommen wurden. Und weil Boabdil ein weiser Mann war und die Stellung kampflos räumte, können sich heute Millionen von Neugierigen von der Pracht der ersten Glanzpunkte des islamischen Teils von Europa noch ein Bild machen.

Im Osten lösten 1055 nomadisierende Stammesverbände der Seldschuken unter Tughrul Beg die Buyiden in Bagdad ab. Sie stiegen von Zentralasien aus zur mächtigsten islamischen Dynastie auf. Erst durch den sunnitischen Islam erhielt das Turkvolk, in dem es buddhistische, jüdische (drei der Söhne des Dynastiegründers Seldschuk hießen Israel, Moses und Jona), christliche und naturreligiöse Strömungen gab, eine einheitliche Religion.

Mit der Trennung von Kalifat (für die religiöse Kompetenz) und Sultanat (für die politische Kompetenz) fand auch im Islam eine vorsichtige Scheidung von weltlicher und religiöser Macht statt, auch wenn sie mit der westlichen Entwicklung nicht vergleichbar ist. Im 12. Jahrhundert zerbrach das Reich der Seldschuken. In ihrem Fahrwasser tummelten sich multikulturelle, vielsprachige Emirate turkischer Stämme: Artuqiden, Zanqiden, Seldschuken von Rum.

Zur gleichen Zeit brachte die Kreuzzugsbewegung das östliche Mittelmeer in eine prekäre Lage. Der zeitgenössische Historiker Ibn al-Athir aus Mosul warnte vor einem *clash of civilizations*, der zum Untergang des Islam führen könne. Naturgemäß verstärkten die Kreuzzüge, die als Heilige Kriege gegen die Ungläubigen (Muslime) geführt wurden, auch bei den Muslimen die Ambition eines Heiligen Kriegs gegen die Ungläubigen (Christen). 1187 eroberte Saladin Jerusalem zurück, das 1099 von Kreuzrittern genommen und zum lateinischen Königreich Palästina gemacht worden war. Blickt man auf die Kunst, sieht man vor allem im Umkreis von arabischen Magnaten, die durch Geschäfte mit den Kreuzzüglern zu schnellem Reichtum gekommen waren, reizvolle Mischformen islamischer und christlicher Motive. Wir werden auf die Kreuzzüge etwas später nochmals gleichsam aus dem westlichen Blickwinkel schauen.

Die größte Katastrophe für die Welt des Islam war der Einfall der Mongolen. Sie eroberten 1258 Bagdad und zogen eine Spur der Verwüstung hinter sich her. Weite Teile Zentralasiens wurden entvölkert. Aber selbst bei diesem apokalyptischen Geschehen gab es neben der gewaltigen Verlust- auch eine Gewinnrechnung. Die Eindringlinge nahmen den neuen Glauben an und schufen mit harter Hand eine *pax mongolica*, eine stabile Friedenszeit, die neue und nachhaltige Kommunikationsstränge und Verkehrswege zwischen West und Ost öffnete. Chinesische Bildrollen bildeten eine aufregende Neuerung in der arabischen Welt und ihrer Buchkunst. Selbst die christlichen Mächte profitierten davon und streckten ab dem späten Mittelalter die Fühler nach China aus. Marco Polo gelangte Anfang des 14. Jahrhunderts auf relativ sicherem Weg bis nach Peking.

Der Schwerpunkt verlagerte sich sukzessive nach Osten. Vor allem in Persien blühten Kunst, Wissenschaft und Architektur. Das überkuppelte Mausoleum des Ilchaniden-Herrschers Üldjaitü in Sultaniya (westlich von

Teheran) aus dem 14. Jahrhundert ist eine der feinsten Interpretationen des Felsendoms. Es entstanden Kunstwerke, die inzwischen auch europäische Einflüsse aufnahmen, namentlich den perspektivischen Bildraum – im Westen hatte eben die Renaissance begonnen.

In dem von den mongolischen Reiterscharen aufgewirbelten Staub eroberte sich einer der brutalsten Warlords mit Energie und Intelligenz ein kleines Weltreich, das er freilich nicht dauerhaft absichern konnte: Timur Lenk, der 1328 einer turkisierten Mongolenlinie entspross. 1388 machte er sich zum Sultan eroberter Gebiete in Persien, Mesopotamien, Anatolien, Russland und Indien. Auch er bastelte an einer Residenzstadt und griff, um ihr internationalen Glanz zu sichern, zu unkonventionellen Methoden. Er ließ überall, wo er ihrer habhaft werden konnte, Künstler und Gelehrte an seinen Hof in Samarkand (heute in Usbekistan) entführen und nannte die Stadt ganz unbescheiden „Schwelle des Paradieses". Vermutlich war das nicht einmal übertrieben. Im Samarkand des 14. und 15. Jahrhunderts glänzten Bauten mit bunten Fayencemosaiken, im Garten seines Palastes standen goldene Bäume mit Edelsteinen anstelle der Früchte, die Buchkunst erreichte höchste Qualität. Einer der berühmtesten Miniaturisten war Kamal ad-Din Bihzad, dem man in der Forschungsliteratur den Ehrentitel „Raffael des Ostens" verlieh. Bihzad gestaltete individuell ausgearbeitete Menschen in einem illusionistischen Raum mit üppiger Architektur und bebilderte damit die berühmten Dichtungen des Ibn Yusuf Nizami aus dem 12. Jahrhundert. Religionspolitisch war Timur Lenk keineswegs engstirnig. In Samarkand tummelten sich neben strengen Muslimen Sufis und Derwische, es gab Heiligenkulte und Wahrsager.

Ab 1500 verloren die „Timuriden" ihr Reich wieder. Der Letzte von ihnen, Babur, besetzte 1526 Delhi und gründete die Herrschaft der Mogulen in Indien. Das islamische Indien war ein riesiges Gebilde. Weit weg von den arabischen Ursprüngen duldeten die Herrscher Hindus und Sikhs und waren häufig mehr Inder als Muslime.

Als Konkurrenten der Mogulen etablierten sich ab 1501 (bis 1722) die schiitisch-persischen Safawiden. 1598 machte Shah Abbas I. die alte Metropole Isfahan, in der über Jahrhunderte hinweg große Bauwerke entstanden waren, zu seiner Kapitale. Die philosophische Schule von Isfahan wurde wegen ihrer ausführlichen Beschäftigung mit den antiken Klassikern

gerne mit der florentinischen Renaissance im Westen verglichen. Auf der anderen Seite wurden die Safawiden von den Osmanen umzingelt.

Apropos Türkei

Wenn das Stichwort Osmanen schon gefallen ist, sollten wir es für einige Bemerkungen nutzen, denn die Osmanen und die Türkei bilden für das Europa der Gegenwart in aller Regel den wichtigsten Bezugspunkt zum Islam. Über die Herkunft der turkmenischen Völker, den ersten Sultan Orhan und die Eroberung Konstantinopels 1453 wurde bereits berichtet. Auch wurde bereits angemerkt, dass 1453 jenes Schicksalsjahr ist, das in der Wahrnehmung vieler die Türkei von Europa trennt. Dass dieses Argument bei Kenntnis der Kulturgeschichte nicht unbedingt sticht, sollte inzwischen sichtbar geworden sein.

Der Eroberer Konstantinopels, Mehmed II., gehörte jedenfalls in den Kontext der damaligen Welt. Er beherrschte die griechische Sprache, rühmte sich byzantinischer Vorfahren und ließ aus Florenz Humanisten kommen, die ihm aus Schriften antiker Historiker, aus den Chroniken der Päpste und der lombardischen Könige vorlasen und sie kommentierten. Von welch einem Politiker könnte man sich das heute vorstellen? Denken Sie nicht darüber nach – reine Zeitverschwendung! Für das offizielle Herrscherporträt holte Mehmed den großen Gentile Bellini aus Florenz (im islamischen Raum gab es ja keine nennenswerte Porträtkunst) und überhäufte ihn mit Preziosen für das berühmte Bild, das heute in der National Gallery in London hängt. Istanbul, das sich nun mit Florenz maß, geriet in der Folge zu einer multikulturellen Stadt mit christlichen, armenischen, spanisch-jüdischen (sephardischen) Minderheiten. Sogar eine Platonische Akademie bestand in der Stadt. Die europäischen Mächte hatten allesamt ihre Botschaften dort, die Stadt war ein Hotspot für Handel und Kultur, Ziel von Studierenden und Professoren der europäischen Akademien.

Der Sultan baute seine neue Hauptstadt rasch aus. Neben Moscheen und ersten Arbeiten zu einem Sultanspalast (Topkapi Saray), mit dem zum Teil der alte verrottete Palast von Konstantinopel überbaut wurde, entstand auch das Handelszentrum des Großen Basars. Zum offiziellen Vorbild der

osmanischen Moscheebauten erkor Mehmed die Hagia Sophia. Seine bis heute berückende Skyline erhielt Istanbul schließlich unter Sü-leyman I. und seinem um 1500 geborenen Baumeister Sinan, einem der größten der Geschichte. Dies geschah zu einer Zeit, in der auch die zweite (inzwischen wieder) Weltstadt, nämlich Rom, mit Bramante, Michelangelo und Bernini ein neues Gesicht mit Zügen der Renaissance und des Barock erhielt. Die Moscheeanlagen Istanbuls waren soziale Zentren mit Medresen, Armenhäusern, öffentlichen Bädern und Krankenanstalten. Solche Komplexe boten nicht selten eine Gelegenheit für höhere Damen, sich als Stifterinnen zu betätigen und damit aus der gesellschaftlichen Isolierung zu treten. Einige der Anlagen in der Stadt gehen auf Frauen und Töchter von Sultanen zurück. Um 1561 entstand inmitten des Kleinen Basars als besonderes Kleinod eine Moschee, die der aus Kroatien stammenden Großwesir Rüstem Pascha gestiftet hatte. Hier verkleidete Sinan erstmals großflächig Wände mit Iznik-Fliesen, auf denen immer wieder das Tulpenmotiv hervorsticht. Die Tulpe und die Türkei, das ist eine spezielle Geschichte. Die markante Blume stammt vermutlich aus Persien, gelangte aber bei den Osmanen buchstäblich zu großer Blüte. Zur Zeit Süleymans war sie omnipräsent, in der Dichtung, in der Buchmalerei, auf Fliesen und natürlich in tausendfacher Form in den Gärten und Parkanlagen der großen osmanischen Städte. 1763 baute man in Istanbul die Tulpenmoschee (Laleli Camii) im Stil des Barock. Bereits Süleyman I. schenkte einem Diplomaten der Habsburger, der 1555 einen Waffenstillstand aushandeln sollte, als Trost für die Ablehnung solcher Verhandlungen ein paar Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln, die auf diesem Weg nach Europa gelangten. Als Atatürk 1924 mit den Osmanen aufräumte, räumte er auch mit vielen Traditionen und Gebräuchen auf, so auch mit der Tulpe. Wer sich darüber besonders freute, waren die Holländer, die rund um die Tulpe ein riesiges Geschäft aufzogen. Wenn sich die Türken heute dieses liebenswerte Accessoire unseres Alltags wieder zurückholen, etwa indem die Form des Kontrollturmes des neuen Istanbul Airport einer Tulpe nachempfunden wurde, möchte man sich wünschen, dass die zerstörerische politische Wendung der Türkei weg von Europa und hin zu den autoritären Staatslenkern im Osten nichts weiter als ein Blick zurück auf die Tulpe wäre (in der sich die verdrängte Geschichte der Osmanen fokussiert).



Tulpenmotiv auf einer Iznik-Fliese in der Rüstem-Pascha-Moschee, Istanbul

Die meisten Istanbul-Touristen begnügen sich heute mit der Besichtigung der von einem Schüler Sinans 1616 fertiggestellten Sultan-Ahmed-Moschee, besser bekannt unter dem Namen Blaue Moschee nach den 21 000 überwiegend in Blau gehaltenen Fliesen aus Iznik. Das Licht strömt (ähnlich wie in der Hagia Sophia) durch einen Kranz von 260 farbigen Fenstern in den Raum, die christliche Glasbläser in Venedig für die Moschee gefertigt haben.

1529 stand Süleyman nach einem erbitterten Ringen um Ungarn vor Wien. Karl V. erkaufte sich mit Tributzahlungen einen Frieden und Süleyman, der ohnehin unersättlich nach Pracht war, konnte seinen Herrschaftsanspruch ab 1550 mit der triumphalen Süleymaniye markieren.

Dieses Meisterwerk der Architektur, errichtet auf dem höchsten Punkt einer Stadt, die zu einer der wichtigsten Metropolen der damaligen Welt geworden war, krönte den Höhepunkt des Osmanischen Reichs.

Das Sultanat verhedderte sich in der Folge mehr und mehr in den Intrigen des Palastes. Angehende Sultane wurden vor ihrer Wahl jahrelang im Serail eingesperrt, sodass ihnen jede Erfahrung für das schwierige Amt fehlte und sie sich kaum mehr gegen die Ränkespiele des Harems und die Machtansprüche der ehrgeizigen Großwesire durchsetzen konnten. Dazu kam eine nostalgische Rückwärtsorientierung. So verbot etwa 1515 Sultan Selim I. die Druckerpresse, um die Kunst der Kalligraphie und die Verehrung der Schreibfeder zu bewahren. Diese zwar exquisite, aber fortschrittsfeindliche Geste führte unter anderem dazu, dass der Koran zuerst in Europa, nämlich in den Dreißigerjahren des 16. Jahrhunderts in Venedig, gedruckt wurde, Jahrhunderte vor den ersten Ausgaben in der islamischen Welt. 1580 wurde auf Druck religiöser Eiferer ein neu errichtetes Observatorium in Istanbul zerstört. Die Muslime hatten plötzlich aufgehört, an der Spitze der wissenschaftlichen Revolutionen zu stehen. Die Zeitläufe kippten. Das Abendland war auf der Überholspur und dominierte schon bald über den statisch und alt gewordenen Orient. Erstmals begann der Osten, sich an einem technologisch, militärisch und kulturell überlegenen Europa zu orientieren, was letztlich zu einer Europäisierung von Wissenschaft, Architektur und Kunst führte.

Dass ein dermaßen erschöpftes Reich Niederlagen 1571 bei Lepanto und 1683 bei der zweiten Belagerung Wiens hinnehmen musste, sollte nicht weiter verwundern. Das Serail zog sich aus Europa zurück, ohne die Kontakte abzubrechen. Trotz dieser Gebrechlichkeit und allenthalben aufkommender gedruckter Pamphlete, die vor der Türkengefahr warnten, blieb eine nostalgische Verehrung des Orients – man sprach bald von „Orientalismus“ – bei vielen ungebrochen. Ein hübsches Beispiel dafür ist die Figur des „Türken“ in manchen Mozart-Opern. In ihr spiegelt sich angesichts des korrupten Systems am Habsburgerhof die in der Bevölkerung durchaus vorhandene Sympathie für die Belagerer, gleichsam als – wie Marcus Felsner das ausdrückt – „Reverenz an ein höheres Ideal, dessen sich die Europäer nicht würdig erwiesen haben“.[22] Noch schärfer ging William Shakespeare ins Gericht. Er spielte immer wieder den tugendhaften und

verlässlichen Muslim gegen den heuchlerischen und doppelzüngigen Christen aus.



Die Süleymaniye-Moschee, Istanbul

Doch wir sind nun weit in das 17. Jahrhundert vorgeprescht und sollten daher schleunigst zurück in den Westen, wo wir beim anhebenden Mittelalter stehen geblieben sind.



Portalornament an der Kathedrale von Ruvo di Puglia, Apulien

11 DIE LANGWIERIGE BAUSTELLE EUROPA – DAS MITTELALTER

Es mag als Zumutung erscheinen, dass wir nach Jahrhunderten im Glanz des vorhistorischen, antiken und mittelalterlichen Morgenlands nun plötzlich in den dunklen Schatten des Abendlands eintauchen sollen! Die Metapher käme mir ja eigentlich gelegen, aber, wie meist in solchen Fällen, ist die Sache auch hier nicht so einfach. Das beginnt schon beim Begriff Mittelalter. Er bezeichnet eine sehr lange Zeit, die sich vom 6. bis zum 14. Jahrhundert erstreckte. Mit knapp einem Jahrtausend dauerte das Mittelalter damit ungefähr so lange wie das Byzantinische Reich, das in der Antike begann und in der Neuzeit endete. Nun lassen sich tausend Jahre nicht so einfach über einen Kamm scheren, geschweige denn, dass es jemals einen so langen dunklen Tunnel in der Geschichte gegeben hätte. Die Mär vom dunklen Mittelalter war eine Propagandaformel der Humanisten der Renaissance. Diese aufgeklärte und gebildete Elite verehrte die antike Welt, deren grandiose Kunst, Architektur, Philosophie, Literatur sie wiederentdeckte und neu belebte. Auf das Jahrtausend, das zwischen dieser Hochkultur und ihrer eigenen Zeit lag, blickte sie mit unverhohlener Verachtung. Es sei eine mittlere Zeit (lat. *medium tempus*) gewesen, eine – wie Giorgio Vasari es formulierte – dunkle Nacht (ital. *notte di Medio evo*). Und noch die Aufklärer an der Schwelle unserer Moderne teilten über weite Strecken die Einschätzung Immanuel Kants, der im Mittelalter nur „geweihte Krieger“ ausmachen konnte, „die zur Gewalttätigkeit und Missetat geheiligt“[1] waren.

Freilich, gemessen an den Hochkulturen, von denen wir uns bisher verwöhnen ließen, herrschte in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters tatsächlich ziemlich viel Schatten. Die Wanderungen der nordischen Völker hatten im Weströmischen Reich zu einem Kulturbruch unglaublichen Ausmaßes geführt, sodass man das Erbe der Antike noch längere Zeit nicht antreten konnte und es erst über die Vermittlung des byzantinischen, dann islamischen Raums sukzessive nach Europa einsickerte.

Das bisschen Kultur, das man noch fand, war byzantinisch – vermischt mit germanischen Formen. Denn wie berichtet waren 568 die Langobarden in Italien eingefallen. Ihr Reich hatte allerdings keinen langen Bestand. 774 setzte sich Karl der Große ihre Krone auf. Damit kam ein wenig Schwung in die Baustelle Abendland, aber es war mühsam genug, etwas zu finden, woran man anknüpfen konnte.

Zwischen 476 und Karl dem Großen

Für die wenigen Intellektuellen dieser Zeit gab es weit und breit nur einen einzigen Standard: die römisch-byzantinische Antike! Einer, der das wusste, war der außerordentlich gebildete Gregor, im späten 6. Jahrhundert Bischof in Tours. Er stammte aus einer aristokratischen gallischen Familie, die viele hohe Beamte im Römischen Reich gestellt hatte. Gregor verfasste ein Geschichtswerk mit satten zehn Bänden. Darin ließ er den Blick weit in den Orient schweifen, bezeichnete den Kaiser in Konstantinopel, dem noch existierenden Rom im Osten, als *dominus noster* (lat. unser Herr) und beklagte sich bitter über den Niedergang der Kultur im Westen. Gregor von Tours war gut vernetzt mit den wenigen anderen, die sich bemühten, den Wissensstrom von der Antike in das europäische Mittelalter nicht völlig abreißen zu lassen.

Einer von ihnen – eine Generation vor Gregor – war Boëthius, Berater des Ostgotenkönigs Theoderich in Ravenna. Seine hervorragende klassische Bildung, zu der selbstverständlich die Kenntnis des Griechischen gehörte, dürfte der um 480 in Rom in eine wohlhabende adelige Familie hineingeborene Boëthius in Athen und/oder Alexandrien erhalten haben. 510 wurde er Konsul und 522 ranghöchster Minister (Kanzler) des Westens. Zerrissen zwischen dem Hof in Ravenna, der die Fiktion eines ungebrochenen Römertums verfolgte, und dem byzanzorientierten Teil des römischen Senats, stellte er sich gegen Theoderich. Das brachte ihn prompt ins Gefängnis, wo er ein wunderbares Buch schrieb, einen „Bestseller für circa tausend Jahre“ (Howard R. Patch), die *Consolatio Philosophiae* (*Trost der Philosophie*). Boëthius formulierte darin einen schönen, von den antiken Philosophen angeregten Gedanken, dass man in philosophischer Meditation

und durch die Liebe zum ungeheuren Schatz des menschlichen Wissens zur Seelenruhe gelangen könne. 524 wurde er hingerichtet.

Boëthius leistete eine Vermittlung des klassischen Bildungsgutes, vor allem von Platon und Aristoteles, an die neuen Völker im Westen durch Übersetzungen und Kommentierungen. Dabei stellte er das Gemeinsame der beiden Geistesgiganten vor das Trennende. Er plädierte für ein Studium der sogenannten freien Künste (lat. *artes liberales*). Sie bestimmten bis weit in das späte Mittelalter die Curricula der verschiedenen Schulen. Der Ausdruck stammte von einem vermutlich im 5. Jahrhundert in Karthago geborenen Mann namens Martianus Capella. In einem ziemlich wirren allegorischen Werk schilderte er, wie der Gott Merkur die Philologie heiratet und ihr sieben Dienerinnen schenkt, die Artes. Später teilte man diese freien Künste in das vom Platonismus geprägte Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) und das eher aristotelisch inspirierte Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) ein.

Nachfolger des Boëthius am Hof in Ravenna wurde der in Kalabrien geborene Cassiodor, ein loyaler Parteigänger Theoderichs. Peter Heather nennt ihn seinen Spindoktor, weil er Theoderich als friedvollen und klugen Philosophen darzustellen wusste.[2] Darüber hinaus schrieb er eine Geschichte der Goten, in der er den bunten Völkerhaufen zu einer ethnischen Einheit formte und damit dem Goten Theoderich ein historisches Gewicht verlieh.

Der oben bereits erwähnte Isidor war ein weiterer Intellektueller der Zeit. Er schrieb eine erste Enzyklopädie (*Etymologia*), in der er das Wissen der Zeit zusammenfasste. Der Bischof von Sevilla wollte damit die verbreiteten heidnischen Nachschlagwerke durch ein christliches ersetzen und eine Basis für die dringend notwendige Ausbildung der Kleriker schaffen. Tatsächlich wurde das Lexikon im gesamten Mittelalter benutzt.

Auf breiter Front versuchte man nun, das antike Wissensgut christlich zu übersetzen. Im Jahr 525 schlug der skythische, in Rom lebende Mönch Dionysius Exiguus eine christliche Zeitrechnung vor (es ist unklar, ob er Vorläufer hatte, vielleicht Eusebius von Cäsarea). In der Zeit Karls des Großen wurde die Zählung der Jahre von der Menschwerdung Christi ausgehend (*de incarnatione Domini*) dann allgemein eingeführt.

Mit solchen bescheidenen Zutaten ging man ab dem 6. Jahrhundert beherzt an den Bau des Abendlands. Als einziges der vielen neuen Reiche dieser Zeit hatte jenes der Franken die Wirren der Völkerwanderung überdauert. Das älteste Königsgeschlecht in diesem Reich (die Sammelbezeichnung Franken für verschiedene germanische Gruppen tauchte im 3. Jahrhundert auf) führte sich auf den historisch schwer fassbaren König Merowech im 5. Jahrhundert zurück, weshalb man von den Merowingern spricht. Er hatte einen Sohn namens Childerich, der ebenfalls mit einem männlichen Nachkommen gesegnet war, der als Chlodwig I. regierte und für uns interessant ist. Zuerst einmal ließ er sich vermutlich im Jahr 498 (die neuere Forschung stellt hinter dieses Datum einige Fragezeichen) mit 3000 Angehörigen des Hofs taufen, und zwar nicht arianisch, wie lange angenommen wurde, sondern nizäisch, also katholisch. Die Gründe dafür waren wohl politischer Natur. Und tatsächlich half ihm der unendlich gütige Christengott beim Sieg über die Alemannen. Dabei sah er großmütig darüber hinweg, dass Chlodwig als grausamer Räuberhauptmann einer „Beutegemeinschaft“ (Mischa Meier) nicht nur alle denkbaren Rivalen einschließlich der Verwandten niedermetzelte, sondern auch Kirchen zu plündern pflegte. 498, das Jahr der Christianisierung der Franken, geistert jedenfalls als beliebte Jahreszahl durch die Literatur, um das Mittelalter beginnen zu lassen. Freilich: So wie die berühmte Schwalbe noch keinen Sommer macht, machten auch 3000 frisch getaufte fränkische Merowinger noch lange kein christliches Abendland, zumal Chlodwig weiterhin heidnischen Göttern opferte, etwa bei einem Einfall nach Italien dem Flussgott Po. Aber immerhin: Der Trend ging nun, nach einem halben Jahrtausend, endlich auch im Westen dahin, vom Heidentum abzufallen und die neue orientalische Religion anzunehmen. Die Gründung des katholischen Frankenreichs, das etliche eroberte Gebiete der Westgoten und Burgunder sowie römische Territorien umfasste, hatte freilich weniger mit frommer Einsicht zu tun, sie brachte vielmehr in der komplizierten diplomatischen Gemengelage mit dem orthodoxen Byzanz den Römern und vor allem dem Papst Vorteile.

Vielleicht hatte Chlodwig tatsächlich, wie manche Historiker glauben, angesichts des Vakuums nach 476 den Ehrgeiz, ein neues, fränkisches Reich zu bilden und es zu einem „globalen Spieler“ zu machen. Stimmte das, gäbe es hier den ersten vagen Masterplan eines vereinigten Europa. Wie sagt Peter Heather so schön: „Die Untergangsphase des Römischen Reiches ist gleichbedeutend mit den Geburtswehen Europas.“[3] Zwar attestierte man den Merowingern eine Verwurzelung in ihren eigenen Bräuchen und Traditionen sowie eine tiefe Gottesfürchtigkeit, aber wer ein Reich mit internationaler Reputation gründen wollte, machte Kompromisse und schaute nach Rom und Konstantinopel, wohin auch sonst! Die Inthronisation der Könige wurde ganz entgegen ihrer überschaubaren Bedeutung mit römischem Pomp vollzogen und ihre Würdezeichen waren römischen Vorbildern abgeschaut. Immerhin, es war ein „selbstbewusstes Signal der Stärke Richtung Konstantinopel“,[4] wie Mischa Meier unterstreicht. Zu ihrem neuen Machtbewusstsein gehörte auch, dass die Könige Konzilien einberiefen und dabei den Vorsitz führten. Sie nahmen sich auch das selbstverständliche Recht heraus, Bischöfe ab- und einzusetzen. Dass sich der Blick wieder stärker zum nahe gelegenen Rom richtete, wo zwar kein Kaiser mehr, aber immerhin ein Bischof saß, der sich neuerdings Papst nannte, ist kaum verwunderlich. Und der war seinerseits heilfroh, dass ihm eine politische Unterstützung zuwuchs und ihn ambitionierte Könige wenigstens ein Stück weit aus seiner Isolation und Bedeutungslosigkeit gegenüber dem auch in Religionsbelangen maßgeblichen Kaiser in Konstantinopel holten. Diese Win-win-Situation der Achse zwischen Frankenreich und Papst erreichte einen ersten Höhepunkt mit Karl dem Großen, den der Papst schließlich – endlich wieder in Rom – 800 zum römischen Kaiser krönte. Bei allem neu erwachten Interesse an Rom bewunderten allerdings sowohl die Karolinger als auch – noch stärker – die späteren Ottonen die eigentliche Hauptstadt Konstantinopel. Dass Karl ausgerechnet Aachen als neues Rom installierte, hatte neben anderen Gründen auch damit zu tun, dass der Islam einen Keil in die mediterrane Welt trieb, der Europa nach Norden schob.

Wie gesagt, aller Anfang war schwer und Chlodwig blickte im 6. Jahrhundert auf den wohl düstersten Abschnitt des Mittelalters. Schulen wurden aufgegeben, die gesellschaftliche Ordnung fiel nach dem Zusammenbruch der Münzprägung auf Naturalwirtschaft zurück, Städte

verkamen zu seelenlosen Festungen, Analphabetentum griff um sich, Latein wurde nur mehr von wenigen Gelehrten und gebildeten Klerikern beherrscht, es verwilderte und zerfiel in Dialekte (aus denen sich die romanischen Sprachen bildeten). Die einstige Weltsprache starb einen langsamen Tod und musste sich gefallen lassen, dass man sie in den humanistischen Gymnasien des 20. Jahrhunderts eine „tote Sprache" nannte. Inzwischen ist beides, sowohl das Latein als auch das humanistische Gymnasium, endgültig hingeschieden.

Die einzigen Orte, die Stabilität und Geborgenheit ausstrahlten, waren die Klöster des heiligen Benedikt, die oft als trutzige Burgen auf schroffen Hügeln standen. Benedikt hatte die Ortsgebundenheit (*stabilitas loci*) zum Grundpfeiler seiner monastischen Spiritualität gemacht. Man sammelte die vagabundierenden und bettelnden Mönche ein, steckte sie hinter Klostermauern, brachte ihnen das kleine Latinum bei und unterwies sie im liturgischen Kult und in der nützlichen Arbeit in Haus und Garten (*ora et labora*/bete und arbeite). Karl der Große erkannte darin eine große Chance für seine Idee einer kulturellen Erneuerung Europas. Die Klöster der Benediktiner, die bald ganz Europa überzogen, wurden die perfekten Instrumente dafür, seine Reformen im ganzen Reich umzusetzen. Dass zwischen Benedikt von Nursia und Karl dem Großen rund 300 Jahre liegen, ist dabei kein geringes Problem. Weil man die Benediktinerregel, ein wahrer Bestseller des Mittelalters, erst so richtig in der Zeit Karls fassen kann, ist die Wissenschaft beim Blick auf das historische Leben Benedikts zurückhaltend. Die Gründung des berühmten Klosters Montecassino zwischen Neapel und Rom könnte nicht schon 529 durch Benedikt, sondern auch erst durch römische Mönche unter der Führung eines Langobarden um 717 passiert sein. Vielleicht handelte es sich aber auch um eine Wiederbesiedelung einer Gründung Benedikts, die wenig zeitgenössisches Aufsehen hervorgerufen hatte? Das wäre wegen der Jahreszahl schön, denn der oströmische Kaiser Justinian ließ im gleichen Jahr die alten heidnischen Schulen zusperren, darunter die Platonische Akademie. 529 wäre dann eine weitere passende Jahreszahl, mit der man das Mittelalter beginnen lassen könnte.

Die Klöster der Benediktiner waren intellektuelle Zentren. Neben den biblischen Evangelien, biblischer Briefliteratur, allen möglichen Kommentaren dazu und unzähligen Erbauungsbüchern lagerten auch zahlreiche Schätze aus der Antike in den Stellagen. Das Buch gab es jetzt

auch als Kunstwerk. Wir reden von einer Zeit, in der man dem Tafelbild, schon gar der freistehenden Skulptur, höchst reserviert gegenüberstand. Kein Bilderstreit wie im Osten, aber doch ein deutliches Unbehagen gegenüber dem Bild! Die Ausweichlösung war – ähnlich wie im Islam – die Buchmalerei, die einen bemerkenswerten Höhenflug erlebte. Die Kunst des illuminierten Buches (von lat. *lumen*/Licht, malerische Gestaltung eines Buches) war eine elitäre Angelegenheit, weshalb die Buchkunst gut zu der abgehobenen Rolle der intellektuellen Mönche und Adeligen passte.

Im 4. Jahrhundert war allmählich der Codex, das gebundene Buch, an die Stelle der Buchrolle getreten, die nur mehr vereinzelt für liturgische Zwecke ein Nachleben hatte. Solche bebilderten Rollen wurden beispielsweise bei der Predigt von der Kanzel nach unten gelassen. Der Priester konnte seinen Vortrag damit wie mit einer PowerPoint-Präsentation unterstützen. Der Übergang zum Codex war ein regelrechter Medienwechsel mit kulturellen Konsequenzen. Das weiße Blatt erzwang bei der Gestaltung eine andere Ordnung als die Buchrolle.

Die Buchkunst bot ein breites Aufgabenfeld für das anhebende Kunsthandwerk: Elfenbeinschnitzer, Gold- und Silberschmiede gestalteten den Einband, der wie ein wertvolles Gefäß das heilige Wort auf dem Pergament barg. Der Kalligraph schrieb den Text, die Illuminatoren machten aus dem Codex mit den köstlich gestalteten Miniaturen (der Name leitet sich von *minium* ab, dem roten Farbstoff Mennige) und unendlichen Ornament-Variationen bei den Initialen ein Kunstwerk. Die Schreiber, die in den Skriptorien der Klöster schwere Arbeit leisteten, schufteten buchstäblich für Gottes Lohn. Sie konnten sich Zeilen gegen Jahresabzüge im Fegefeuer verrechnen lassen.

Die Sonne geht im Norden auf

Zu den wackeligen Fundamenten, auf denen man sich anschickte, das Abendland zu gründen, gehörte gewiss die Handvoll Intellektueller aus dem Süden Europas, die an der Nahtstelle zu den großen Kulturen der Antike und des Orients lebten. Dazu gesellten sich ab dem 7. Jahrhundert Kultur-Pipelines aus dem Osten, die die trostlose Dämmerung des Westens weiter aufhellten und die ausgerechnet über den hohen Norden liefen.

Aus dem Norden gelangten schon in vorkarolingischer Zeit eigenwillige Zutaten in die Kultur Europas, nämlich Kunstformen, die in keine der klassischen Überlieferungen zu passen schienen: Kombinationen von ornamentalen Tiersilhouetten und verschlungenen Flechtmustern. Kunsthistorikerinnen ziehen Vergleiche zum sogenannten „Tierstil“ in den Steppenregionen Mitteleuropas und Asiens des 1. vorchristlichen Jahrtausends. Kennzeichen dieser Kunst war ein Dynamismus ohne jeden ruhenden Pol, ein ständiges Kreisen und Sich-Bewegen. Niemals rückte der Mensch als Bezugsgröße in den Blick, vielmehr schienen sich diese abstrakten Formen selbst zu genügen: ein wucherndes Gewirr von Linien, die sich verschlingen, addieren, multiplizieren, sodass sich jede figürliche Anmutung auflöst. Solche dynamischen Ornamentwirbel überzogen Goldschmiedearbeiten, Steinkreuze, Fassaden und Buchseiten der berühmten in Irland hergestellten Codices, unter ihnen das großartige Book of Durrow (um 675), das Evangeliar von Lindisfarne (um 715) oder das Book of Kells (um 800).

Es gibt viele Theorien, um den Sinn dieser dynamischen Ornamentik zu entschlüsseln. Eine davon vergleicht das Initial in der Buchkunst mit ähnlichen Motiven der (apotropäisch wirkenden) Vordersteven von Wikingerschiffen. Das Initial würde demnach den heiligen Text schützen wie der die Feinde schlagende Pharao auf den Pylonen der ägyptischen Tempel oder die monströsen Abbildungen auf den (romanischen) Kirchen, die gleichsam als abschreckende Hindernisse für böse Geister fungieren. Leider haben wir keinerlei Quellen, die eine solche, nicht unplausible Funktion bestätigen.

In der Tat kam das Licht jetzt aus dem Norden. Es war kein flackerndes Polarlicht, sondern es war das Licht des Orients. Im 5. Jahrhundert hatte die christliche Mission durch den legendären Patrick, vielleicht in der heutigen Grafschaft Cumberland als Sohn einer christlich-römischen Familie geboren, die Insel erreicht. Es war nichts Geringeres als die Idee der ägyptischen und syrischen Mönchsbewegung, die in Irland auf fruchtbaren Boden fiel. Im Jahr 668 sandte Rom zur Organisation der aufstrebenden Kirche den griechischen Mönch Theodor, Bischof aus der Stadt des Johannes, Tarsus in Kilikien, nach Irland. In der Zeit, in der Theodor als Bischof von Canterbury wirkte, tauchen in den irischen Manuskripten sogenannte „Teppichseiten“ auf, die syrisch-armenische Muster aus

orientalischen Teppichen mit dem keltischen Formenrepertoire vermischen. Irland war zu einer Drehscheibe zwischen Skandinavien und dem Mittelmeerraum geworden, mit guten Kontakten zu Rom (was unter anderem dazu führte, dass sich die irische, auf ihre Äbte konzentrierte Mönchskirche dem Papst annäherte) und zu syrischen und ägyptischen Mönchen. Bei Expeditionen nach Italien kratzte man alles zusammen, was nicht niet- und nagelfest war, um die irischen Klöster ordentlich auszustatten: Bücher, Reliquien, Kultgegenstände. Unter den Schätzen war ein Teil der Bibliothek des Cassiodor, die in ganz Europa berühmt war. Man betrieb lateinische Studien und wollte auch das Studium der griechischen Sprache einführen, was aber misslang.

Bald war Irland von blühenden Klöstern überzogen. Nicht nur in den Wüsten konnte man einsam sein und Inspirationen empfangen, auch die irischen Moore und die vielen kleinen sturmumtosten Inseln im garstigen Nordatlantik eigneten sich dazu. Doch die irischen Mönche waren auch unternehmungslustig und schwärmten aus, um Europa zum Christentum zu bekehren. Über 250 Patrozinien (Kirchweihen) berufen sich allein auf den irischen Mönch Gallus (manche Quellen identifizieren ihn als Elsässer). Daneben gab es viele weitere Iren und Angelsachsen, die nach Europa zogen und das Christentum predigten: Kolumban, Fursa, Kilian, Virgil. Sie gründeten nicht nur Klöster, darunter Echternach (Willibrord), Reichenau (Pirmin), Fulda (Winfrith, der sich dann Bonifatius nannte), sondern sie sorgten für die Verbreitung antiker und orientalischer Motive. Es sind solche Aktivitäten der irischen Missionare, die Wolfgang Gombocz von einer „intellektuellen Wiederbesiedelung Europas“[5] sprechen lassen.

Der König von Northumbrien, einer Region im Nordosten Englands, warb um Mönche, um auf der Insel Lindisfarne ein Kloster zu gründen. Weitere Klöster folgten. Bevor die Wikingerüberfälle dieser goldenen Zeit ein brutales Ende setzten, sprudelte die kulturelle Pipeline eine ganze Weile ergiebig: Die Benediktineräbte Ceolfrid und Benedict (er soll fünf Mal nach Rom gereist sein) brachten spätantike Handschriften aus Rom in die northumbrischen Skriptorien, wo große Werke der Buchkunst entstanden, die in ganz Europa Verbreitung fanden. Die Klostergründungen wurden großzügig von wohlhabenden Mäzenen unterstützt. Die dachten dabei freilich nicht nur an ihr Seelenheil, denn Klöster waren stets auch einträgliche Wirtschafts- und Produktionsstätten. Subventioniert wurden

also eher Betriebsansiedlungen. Die Geschäftsfelder waren höchst diversifiziert: neben der üblichen Landwirtschaft und Fischerei auch Bildungsaufgaben, Buchmalerei und das delikate Geschäft mit Reliquien.

Der römische Kaiser spricht fränkisch

Europa war also dabei, christlich zu werden, und schließlich kristallisierte sich auch ein Zentrum dieser Unternehmung heraus. Es war höchstwahrscheinlich der fränkische Hausmeier (so etwas wie der oberste Verwaltungsbeamte) Karl Martell, der unter den schwach gewordenen Merowingern, die sich in blutigen Königsfehden aufrieben, die Grundlagen für den Erfolg des Frankenreichs legte. Er warf sich ins Schlachtengetümmel und konsolidierte das Reich gegen andere Germanenstämme, allesamt noch Heiden, und er stoppte die Expansion der Araber. Dass diese Schlacht 732 bei Poitiers nicht der große Sieg „des christlichen Abendlands" gegen „den Islam" war, wurde bereits festgestellt. Selbst Karl Martell dürfte sich „kaum als Retter Europas gesehen haben, sondern vor allem als erneut siegreicher Herrscher […]",[6] vermutet Mischa Meier.

Allerdings scheint Karl Martell tatsächlich die vage Vorstellung eines christlichen Reichs im Kopf gehabt zu haben. Jedenfalls bekämpfte er eifrig das Heidentum und zerstörte heidnische Heiligtümer. Sein Sohn Pippin III. beendete schließlich die Herrschaft der Merowinger. Mit ihm begann die Dynastie der Karolinger, deren Ansprüche er sich von Papst Zacharias in Rom bestätigen ließ. Der Papst tat ihm den Gefallen gerne, richtete er sich doch damit eine politische Rückversicherung ein. Weil das ferne Konstantinopel nichts gegen den Vormarsch der Langobarden unternahm, eilte Zacharias' Nachfolger Stephan II. Anfang Januar 754 in höchster Verzweiflung als erster Papst über die Alpen nach Norden. Dort warf er sich Pippin auf dem gefrorenen Boden des kleinen Ortes Ponthion im Nordosten des heutigen Frankreich vor die Füße und flehte um Schutz und Hilfe. Pippin seinerseits war großzügig und tröstete den verstörten Pontifex, indem er ihm einen ganzen Haufen von Gebieten schenkte, darunter Ravenna, Venetien, Istrien und weitere Herzogtümer. Er konnte das generös tun, denn die Gebiete hatten Pippin nie gehört, sondern dem oströmischen Kaiser, dem sie (unter anderem von den Langobarden) entwendet worden

waren. Aber die Pippinische Schenkung war die Grundlage des Kirchenstaats. Die gerade erwähnte Win-win-Situation warf ihre ersten handgreiflichen Früchte ab und die besondere Beziehung zwischen den Karolingern und dem Papsttum festigte sich. Dann folgte der Paukenschlag: Es gab wieder einen Kaiser im Westen, einen römischen Kaiser wohlgemerkt!

Das ging so: Pippins Sohn Karl, der nach dem frühen Tod seines Bruders in den Besitz des Gesamtreichs gekommen war, verbrachte die Weihnachtszeit des Jahres 800 in Rom. Er betete, wie es sich für einen anständigen Christen gehörte, am Weihnachtstag am Grab Petri. Als er sich wieder erhob, kam ihm Papst Leo III. entgegen, setzte dem verdutzten Karl kurzerhand eine Krone auf das Haupt und erklärte ihm und den vielen Anwesenden die Gebrauchsanweisung: Er sei jetzt römischer Kaiser! Die Menschen in der Kirche brachen in Jubel aus und der Papst vollzog vor dem neuen Kaiser die persisch-byzantinische Proskynese. So wollen es uns jedenfalls die Berichte glaubhaft machen. Natürlich geht das nur mit Augenzwinkern, denn eine Kaiserkrönung ohne Wissen des Betroffenen ist nun doch allzu kurios, um wahr zu sein!

Die beiden kannten sich nicht erst seit diesem Winter 800. Leo war ein Jahr vorher nach einem in Rom auf ihn verübten Anschlag – man warf ihm alles Mögliche vor, von Ehebruch bis Meineid – zu Karl geflohen, der sich gerade in Paderborn aufhielt. Vielleicht wurde schon damals das Drehbuch für das „wohlinszenierte Spektakel“ (Peter Heather) der Weihnachtstage ein Jahr später entworfen. Leo setzte seine Hoffnungen also auf keinen Unbekannten, sondern vielmehr auf einen bewährten Kämpfer für das Christentum. Im Norden war Karl gegen die aufständischen Sachsen gezogen und hatte sie mit ausgesuchter Brutalität zum Christentum gezwungen. Tausende der renitenten Heiden wurden niedergemetzelt. 774 hatte er den Langobarden den Garaus gemacht und sich ihre Krone auf das Haupt gesetzt. Während der Belagerung von Pavia machte er einen Abstecher nach Rom, wo ihn der Vorgänger Leos, der lange regierende Papst Hadrian I., mit byzantinischen Ehren empfing. Auch im arabischen Spanien war er unterwegs und spielte sich als Beschützer der spanischen Christen auf. Diese lehnten seinen „Schutz“, den sie gar nicht benötigten, freilich dankend ab.

Da stand dieser Karl nun in der gewaltigen, von Konstantin erbauten fünfschiffigen Basilika des Petersdoms und auf seinem Haupt lastete die ganze Schwere eines (westlichen) römischen Kaisertums, das in einer feierlichen Übertragung der Herrschaft (*translatio imperii*) von nirgendwo (bzw. einem weit entfernten 476) auf die Franken bei ihm angekommen war. Dem Papst war ein regelrechter Coup gelungen. Denn die ganze Sache hatte den kleinen Haken, dass es ja bereits einen Kaiser des Römischen Reichs gab. Der saß in Konstantinopel und rieb sich die Augen ob der Vorgänge im weit entfernten Abendland. Genauer gesagt rieb sich dort Kaiserin Irene die Augen – eine Frau! Schon darüber schüttelten die mit fortgeschrittenen kulturellen Gepflogenheiten nicht ganz so vertrauten Mannsbilder des Westens den Kopf. Für den Papst existierte Irene gar nicht. Er tat so, als sei der Thron verwaist, und nutzte die vermeintliche Chance. Leo hatte nun einen politischen Schutzherrn als römischen Kaiser, der sich dem Christentum verpflichtet fühlte, ein Reich aufbauen wollte und von dem er kaum fürchten musste, dass er die religiösen Agenden in ähnlicher Weise an sich zog, wie dies der Kaiser in Konstantinopel tat (auch wenn Karl etwa die Autorität in der Bilderfrage beanspruchte). Dass da noch der eine oder andere Ärger ins Haus stand – Stichwort Investiturstreit – konnte Leo bestenfalls ahnen.



Karl der Große, Fresko im Kreuzgang in Brixen, Südtirol

Kaiserin Irene wiederum kämpfte innenpolitisch mit vielen Problemen, sodass ein Jahrzehnt des Ärgers über den Coup des Westens verstrich, bis man einen Kompromiss fand. Karl durfte *imperator* seines *imperium occidentale* bleiben, also des Abendlands! Die Paarung von Morgenland und Abendland war nun offiziell! Aber er durfte nicht Kaiser „der Römer" sein. Das blieb der inzwischen in Konstantinopel regierende Michael I. Die Worte waren schön, die Fakten anders. Otto III. bezeichnete sich später ganz offiziell als *imperator augustus Romanorum* (erhabener Kaiser der Römer).

Das Römische Reich war also auch im Westen wieder da. Es lag jetzt mitten in Europa und der Kaiser, der selbst zwar einigermaßen lesen, aber nicht schreiben konnte, trug den vertrauten Namen Karl und sprach einen fränkischen Dialekt. Es gibt immer noch (auch politisch aufgeladene) Diskussionen darüber, ob dieser Dialekt dem Germanischen oder Altfranzösischen näher war. Karl selbst gab der ganzen Geschichte den passenden Spin. Der Papst sei ein Werkzeug Gottes und das ihm, Karl, verliehene Kaisertum durch göttlichen Auftrag gestiftet. In dieser Hinsicht hatte sich gegenüber dem Orient nichts geändert, nur der Gott wurde wieder einmal gewechselt. Die Franken, die ihre Abstammung übrigens wie die Römer auf die Trojaner zurückführten, wurden gleichzeitig zum neuen Israel. Das christliche Frankenreich trat die Nachfolge des römischen Imperiums an, das man dann im 12. Jahrhundert Heiliges Römisches Reich nannte. Das Wichtigste für Europa war, dass Karl die ebenso mutige wie gewagte Ambition hatte, in den kulturellen Wettbewerb mit den Reichen der Byzantiner und Araber einzusteigen.

Ganz bestimmt hätte es Karl gefallen, dass einer der renommiertesten Preise für Verdienste um Europa nach ihm benannt ist und in Aachen vergeben wird. Immerhin überhäuften bereits die Zeitgenossen den Kaiser mit einschlägigen schmückenden Attributen. Es sei der „Vater Europas" (*pater Europae*) und der „verehrungswürdige Leuchtturm Europas" (*Europae veneranda pharus*). Trotzdem ist hier Zurückhaltung geboten. Der Europabegriff kursierte im Mittelalter nur in exklusiven elitären Kreisen. Er war eine Kompromissformel in der Rivalität zwischen Konstantinopel und dem Frankenreich und ein Platzhalter für den für jede Marketingabteilung verheerenden Begriff Okzident. Denn dieser (lat. *occidens*/untergehen) drückt Abend, Untergang und Dunkelheit aus gegenüber dem Licht und dem Aufgang (lat. *oriens*/aufgehen) des Ostens. Zudem umfasste Karls Reich

nur einen kleinen Teil dessen, was wir heute als Europa bezeichnen, und der Europa-Begriff verschwand nach Karl praktisch völlig von der Bildfläche. Das war es dann auch schon! Eine kulturelle oder politische Bedeutung wurde damit nicht transportiert. Der Hof Karls verstand sich keineswegs als Gründungsinstitution eines zukünftigen Europa, sondern als Erbe des Römischen Imperiums. Der Blick war in die glänzende Vergangenheit gerichtet. Ganz schwer getan hätte sich Karl mit der heute bei den Abendland-Rettern üblichen polemischen Abgrenzung, denn der Orient war sein großes Vorbild, nach dessen Muster er sein Reich gestalten wollte.

Im Osten blickte er etwa auf die Pracht Konstantinopels, nach Alexandrien mit seinen berühmten Bibliotheken oder nach Bagdad, dem Wissenschaftszentrum der Abbasiden. Selbst im Westen funkelte der Orient. Im umaiyadischen Spanien entstand in Córdoba eine grandiose Moschee, an der 200 Jahre lang gebaut wurde und für deren Mosaizierung Kaiser Nikephoros II. eine ganze Karawane christlicher Fachleute aus Konstantinopel mit Mengen von vergoldeten *tesserae* (Mosaiksteinchen) im Gepäck auf den Weg brachte. Überall thronten die Kaiser, Kalifen und Emire in goldbestickten Purpurroben in ihren Marmorpalästen auf edelsteingeschmückten Sitzen mit wertvollen orientalischen Teppichen unter den Füßen. Und ihre Paläste mit Wand- und Fußbodenheizungen standen in Städten mit gepflasterten Straßen, Kanalisation, nächtlicher Straßenbeleuchtung, Thermenanlagen, klimatisierten Bibliotheken, Straßen voller Buchhändler, modern ausgestatteten Krankenhäusern und wunderbar gepflegten Gärten mit sprudelnden Brunnen. Der neue römische Kaiser hingegen saß Hunderte Kilometer von der Ewigen Stadt entfernt im regnerischen und kalten Norden im harten Sattel seines Pferdes. Der Königshof der Franken war ein wanderndes Zentrum mit viel Peripherie rundherum. Der riesige Tross mühte sich über unbefestigte schlammige Feldwege von Pfalz zu Pfalz. Dort, wo der König sich vom Pferd schwang, den Rasen prüfte, die Vorräte vor Ort abschätzte und den Befehl zum Aufbau der Zelte gab, war einige Monate lang das wirtschaftliche, organisatorische, geistige und personelle Zentrum des Reichs. Das musste schleunigst anders werden! Es musste ein „zweites Rom“ her, denn das erste Rom war inzwischen Peripherie, nachdem sich die Gewichte nach Norden verschoben hatten.

Karl wählte das ehemalige römische Kurbad Aachen als Hauptstadt des Römischen Reichs (pardon: des *imperium occidentale*!). Als unmittelbares Vorbild für die Architektur der achteckigen Pfalzkapelle diente San Vitale in Ravenna, das wiederum sein Vorbild in Konstantinopel hatte. Um den nahtlosen Anschluss an die Tradition der römischen Kaiser in Byzanz zu demonstrieren, ließ er gebrauchte Säulen (man nennt das Spolien) aus dem Kaiserpalast in Ravenna holen und in seine Pfalzkapelle einbauen. Zwar waren die Kosten für diese Secondhandlösung weitaus höher als Neuanfertigungen, aber schließlich holte man sich Spolien aus Respekt und um die Kontinuität mit dem Vorgängerimperium zu unterstreichen.

Ein Update für Europas Hard- und Software

Nun gilt auch hier, dass *ein* Aachen allein noch kein kulturell hochstehendes Europa ausmacht. Das war auch Karl klar. Es brauchte nicht nur einen Regierungssitz, sondern auch ein Reich, für das ein Kaiser sich nicht schämen musste. Dahin war es ein langer Weg, aber er machte Tempo mit der Baustelle Abendland. Über 200 Klöster, zahlreiche Kathedralen und sechs Dutzend Pfalzen (darunter Ingelheim, Nimwegen, Paderborn, Worms, Frankfurt, Attigny) wurden neu gebaut oder von Grund auf erneuert. Karl stieg damit in die Riege der großen Bauherren auf und schrieb ein neues Kapitel in der europäischen Kunst- und Architekturgeschichte.

Neben der Erneuerung der „Hardware“ kümmerte er sich auch um die „Software“. Denn da lag, wie beschrieben, einiges im Argen. Bereits 789 hatte er in dem Rundschreiben *Admonitio generalis* (*Allgemeine Ermahnung*) eine umfassende Bildungsreform angemahnt, in erster Linie für den Klerus. Dazu gehörten die Kenntnis der lateinischen Sprache, Gesang, Notenlehre, Grammatik und die Berechnung der beweglichen Feiertage. Karl ging die Sache beherzt an. Er umgab sich nicht mit willigen Hofschranzen und Jasagern. Sein Hof sollte nicht gefürchtet werden, weil er sich mit Kriegsverbrechern gemein machte, die Nachbarn mit neuestem Kriegsgerät traktierte und in die kulturell höher entwickelten Reiche Zwietracht und Zerstörung säte, wie das in unserer Zeit von einigen korrupten Staatslenkern betrieben wird. Nein, da war er dann doch deutlich anspruchsvoller: Er

wollte für ein exzellentes philosophisches, wissenschaftliches und künstlerisches Niveau in seinem Reich bewundert werden.

Also kratzte er an intellektuellem Potenzial zusammen, was der Westen hergab. Aus der Eliteschmiede York im Norden Englands, das als Militärbasis unter Kaiser Vespasian gegründet worden war und inzwischen über die größte Bibliothek des Abendlands verfügte (die auch ein Opfer der raubeinigen Wikinger wurde), holte er sich Alkuin. Er hatte den 735 geborenen northumbrischen Gelehrten bei einem Aufenthalt in Parma 781 getroffen und war tief beeindruckt von dessen Bildung und seinem Ehrgeiz, die antike Kultur ins Abendland zu transferieren. Eine Reihe von Weichenstellungen ging auf Alkuin zurück, darunter die Einführung einer neuen Schrift, der karolingischen Minuskel, die mehrere alte Schriftsysteme (irische Schrift, lateinische Majuskel, römische Kursive) ablöste und die Kommunikation vereinfachte. Ein weiterer Gelehrter war der um 780 in Mainz geborene Hrabanus Maurus, ein Schüler Alkuins. Hrabanus war Abt in Fulda und dann Erzbischof in Mainz. Der Zusatz Maurus (lat. der Mohr) fiele heute der Political Correctness zum Opfer, aber Alkuin zeichnete damit Hrabanus als seinen Lieblingsschüler aus, wie es vor ihm Benedikt von Nursia mit seinem Lieblingsschüler gemacht hatte. Ein anderer stammte vermutlich aus westgotischem Adel: der Dichter und Gelehrte Theodulf, Bischof von Orléans. Gutachten und Stellungnahmen, etwa zur Bilderfrage, gehörten zu seinem Aufgabenfeld. Er brachte sich auch gerne und ungefragt in architektonische Fragen beim Bau von Kirchen und Klöstern ein, bis hin zum jeweiligen Bildprogramm. Der vermutlich bedeutendste unter ihnen war der 810 in Irland geborene Johannes Scotus, der sich wegen seiner Abstammung Eriugena nannte und in den Dienst Karls des Kahlen trat. Spätestens durch seine umfangreiche Übersetzungsarbeit neuplatonischer Autoren war deren Ideengebäude auch im Westen angekommen.

Schließlich saß da noch Einhard in seiner Kanzlei am Hof, der Biograph Karls des Großen, der zudem als sein Bauleiter fungierte. Auch er war tief verwurzelt im antiken Geist und nahm sich für die Biographie Karls die Kaiserbiographien der römischen Historiker zum Vorbild. Neben all dem hatte er noch Zeit, nach Rom zu fahren, um dort Reliquien für seine Klöster zu stehlen (er war als verheirateter Mann Abt mehrerer Klöster; an tüchtigen Leuten herrschte eben Mangel). Diese Raubzüge beschrieb er stolz und

unverblümt. Denn der Erfolg eines solchen Raubs wurde als Billigung durch höhere Mächte verstanden.

Für das liturgische Ritual benötigte man etliche Utensilien, was wiederum das Handwerk anregte: Kleidung, Gold- und Silberschmiedearbeiten, vor allem aber Bücher. Stundenbücher, Evangeliare mit den Sammlungen der Evangelien, Evangelistare mit den für den Gottesdienst notwendigen Evangelienstellen, Bibeln, Psalterien, aber auch wissenschaftliche Werke entstanden in berühmten Werkstätten und Skriptorien, die jeweils stilbildend wirkten (Reims-Stil, Touronian-Stil, Drogo-Stil). Die Ada-Schule, benannt nach einer von der Äbtissin Ada (die verschiedene Quellen als Schwester Karls bezeichnen) in Auftrag gegebenen Handschrift, war die Hofschule Karls im Umfeld von Aachen (Lorsch oder Fulda), formal mit Reminiszenzen zu den Mosaiken in Ravenna. Viele Prachthandschriften gab Karl selbst in Auftrag. Als älteste gilt das nach dem Schreiber benannte Godescalc-Evangelistar von 783. Eines der letzten Exemplare der Ada-Gruppe ist das Lorscher Evangeliar, entstanden um 810. Beim Wiener Krönungsevangeliar (um 800 mit goldener und silberner Tinte auf Purpurpergament im Hofatelier Karls in Aachen geschrieben) sind die Evangelisten wie antike Philosophen dargestellt. In hellenistischer Manier öffnet sich die Landschaft auf einen lichtdurchfluteten Hintergrund. Möglicherweise waren griechische Künstler in Aachen beteiligt, die vor dem Bildersturm in Konstantinopel geflohen waren. Auf dieses prunkvolle Buch legten die Kaiser des Heiligen Römischen Reichs ihren Treueschwur ab.

Auch Wandmalereien dürften verbreitet gewesen sein, wovon allerdings die meisten zerstört sind. Immerhin, eine eindrucksvolle Darstellung der Heilsgeschichte in Form farbenprächtiger karolingischer Fresken hat sich in Müstair erhalten (Tafel XVIII). Es sind echte Arbeiten *al fresco*, eine Technik, die in die Romanik weitergereicht wurde.

Kaum war Karl unter der Erde, zerbröselte das europäische Projekt der Karolinger. Es war ein klassischer Fehlstart. Freilich trugen daran weder ein kleinkarierter Provinzialismus noch die üble Geißel des Nationalismus die Schuld. Von Letzterem blieb man noch verschont. Es reichte ein Gerangel in der Familie. Zwar starben von Karls drei Söhnen gleich zwei, aber auch das half nicht. Der übrig gebliebene Ludwig der Fromme hatte unglücklicherweise vier Söhne, von denen drei überlebten und jeder ein Stück des Kuchens ergattern wollte. Nach langem Feilschen regelte der

Vertrag von Verdun 843 das gedrittelte Erbe für die Enkel Karls: Westfranken, Mittelreich, Ostfranken. Und natürlich standen an den Außengrenzen Völker mit Begehrlichkeiten, die sich über diese Resteverwertung freuten: Normannen in Gallien, Wikinger im Norden, Sarazenen im westlichen Mittelmeer und in Sizilien. Die meisten dieser Eindringlinge kamen nicht etwa, um sich anzusiedeln, sie wollten nur rauben, plündern und zerstören. Es war eine neue Völkerwanderung, der die schwachen und nur auf ihren Vorteil bedachten Könige wenig entgegenzusetzen hatten. Marcel Durliat konstatierte trocken: „[…] alle handelten nach der Devise: ‚Jeder für sich'."[7] Den Sarazenen gelang sogar der Coup, den angesehenen Abt Majolus des Klosters Cluny als Geisel zu nehmen. Da war das Maß dann doch voll und man vertrieb den marodierenden Haufen 972.

In den Wirren wurden die Karolinger an den Rand gedrängt. Neue Geschlechter arbeiteten sich in den Vordergrund. In Frankreich erstarkten die Kapetinger, in Deutschland gewannen die Ottonen durch ihren Kampf gegen die Ungarn an Profil. Sie setzten schließlich das Projekt eines christlichen Abendlands fort.

Der römische Kaiser und die byzantinische Prinzessin

Auch wenn es Karl nicht gelang, ein stabiles Reich aufzubauen, war seine Aura ungebrochen. Die Ottonen traten in seine Fußstapfen und versuchten einen Neustart – den Blick dabei strikt nach Byzanz und in den islamischen Orient gerichtet. 936 wählten die Herzöge Otto, den Sohn Heinrichs I., auf dem historischen Boden der Pfalzkapelle in Aachen zum König des Ostfrankenreichs. 955 rang Otto I. bei Augsburg die lästigen Ungarn endgültig nieder. Mit dem damit erregten Aufsehen verlieh er seiner Agenda richtig Schwung. 962 ließ er, der drei Sprachen in Wort und Schrift beherrschte, sich in Rom zum Kaiser krönen. Die beschwerliche und gefährliche Reise nach Rom wollte man sich immer noch nicht sparen, denn die Krönung durch den Papst war ein Akt der Legitimationssicherung für das neue Ottonenreich, das aus dem Ostfränkischen Reich hervorgewachsen war. Umgekehrt half wie schon Karl auch Otto dem Papst aus einer lästigen Bedrohung. Doch als ein Jahr später Papst Johannes XII. die Ungarn gegen

Otto aufhetzte, hörte der Spaß auf. Otto eilte noch einmal über die Alpen, setzte den jungen Mann (er war bei seiner Inthronisation 955 vermutlich erst 16 Jahre alt) ab und machte, weil kein Blitz aus dem Himmel niederfuhr, den Laien Leo VIII. zum neuen Papst. Die Welt hielt den Atem an, derweil Otto mit breiter Brust zurückritt. Kaum war er über den Brennerpass verschwunden, setzte eine Synode in Rom Leo wieder ab und Johannes wieder ein. Otto ritt diesmal bis Magdeburg, wo er *sein* neues Rom aus dem Boden der kleinen Pfalz stampfte. Wie Karl schickte auch Otto Fuhrwerke nach Italien, um von dort Spolien für eine Palastanlage und eine monumentale dreischiffige Basilika zu holen. Um seinen Sitz zog er eine zinnenbewehrte Mauer. Magdeburg lag mitten in der sächsischen Heimat der Ottonen und überdies näher an der unruhigen Ostgrenze als Aachen. Dort wollte der Herrscher über ein Reich Präsenz zeigen, das immer noch keinen richtigen Namen hatte (die zeitgenössischen Schreiber behalfen sich mit *regnum Francorum*) und in dem ihm von den üblichen wichtigtuerischen Provinzfürsten ein kräftiges „Mia san mia" entgegenschallte. Nennen wir diese Konstruktion einfach Abendland, das offensichtlich ein christliches Abendland wurde. Denn Otto stattete die Bischöfe mit großen Ländereien aus und machte viele zu Herzögen. Der Kaiser hoffte, dass sich Männer der Kirche nicht in erster Linie als Bayern, Thüringer oder Sachsen verstanden, sondern sich dem universellen Reichsgedanken verpflichtet fühlten und Königstreue praktizierten. Bis Friedrich II. reichten sich deutsche Fürstengeschlechter die Macht im Heiligen Römischen Reich weiter: Sachsen, Salier, Staufer.

Dass angesichts der bescheidenen Kaisersitze im entstehenden Europa nach wie vor Konstantinopel *die* vorbildliche Schatzkiste der Architektur, Kunst, Philosophie, Theologie und Wissenschaft war, wusste niemand so gut wie Otto. Und er wusste natürlich auch, dass die Kaiser in Konstantinopel das wussten. Mit großem diplomatischem Aufwand fädelte er für seinen Sohn Otto II., der 973 Kaiser wurde, eine Traumhochzeit mit der byzantinischen Prinzessin Theophanu ein, Nichte des oströmischen Kaisers Johannes I. Eine der schönsten Heiratsurkunden des Mittelalters, ausgestellt 972 in Rom, besiegelte diese Verbindung und öffnete die Schleusen für weiteren Nachschub an Schätzen aus Byzanz und dem Orient. Der Sohn der beiden, Otto III. – als Dreijähriger wurde er zum König gewählt, als Vierzehnjähriger war er bereits Kaiser –, war hochgebildet und lebte in

seinen Tag- und Nachtträumen in der antiken Welt. 996 in Rom eingetroffen, setzte er zunächst einen neuen Papst ein, mit Gregor V. diesmal den ersten Deutschen (exakt aus dem Herzogtum Kärnten), ließ sich dann von diesem zum Kaiser krönen und präsidierte zusammen mit ihm eine Synode. Auch Ottos Wunschpapst setzten die Römer wieder ab, kaum hatte der neugebackene römische Kaiser die Stadttore Roms hinter sich gelassen. Trotzdem hatte der kaiserliche Junge an Rom Gefallen gefunden, weshalb er zwei Jahre später dorthin zurückkehrte, renitent, wie Jugendliche nun einmal sind, Gregor wieder einsetzte und nur noch einmal kurz einen Abstecher nach Deutschland machte. Es gibt sogar das Gerücht, dass er sich auf dem Palatin eine Pfalz bauen ließ.

Dass Kunst und Kultur wieder an Boden gewannen – in zahlreichen Zentren wie Reichenau, Trier, Echternach, Regensburg, Köln, Hildesheim gab es berühmte Ateliers für die Buchmalerei, Goldschmiedekunst, Elfenbeinschnitzerei –, lag an den bereits von Karl geschaffenen Strukturen, aber auch an der hohen Mobilität der Könige. Mit großem Gefolge zogen sie samt Fürsten, Bischöfen, Hoftheologen, Beamten und Kunsthandwerkern von Pfalz zu Pfalz, der bis zum Ende des 12. Jahrhunderts neben der Burg wichtigsten Herrschaftsarchitektur. Und noch etwas spielte eine Rolle, nämlich der bevorstehende Jahrtausendwechsel und eines der größten Reformprojekte, das das Abendland erlebte: die Reform von Cluny. Vor allem diese Reform war dafür verantwortlich, dass wir uns heute mit dem Begriff des christlichen Abendlands herumschlagen.

Die Reform von Cluny und die Stiftung des christlichen Abendlands

Wer erinnert sich nicht an die Schreckensszenarien, die am Ende des vergangenen Jahrtausends viele Debatten beherrschten? Der globale digitale Zusammenbruch wurde befürchtet. Vom Ausfall der Elektrizitätsversorgung über Störfälle in Atomkraftwerken bis zum drohenden Absturz von Flugzeugen reichten die in der Boulevardpresse breit ausgewalzten Horrorvisionen, denen das Datum 1. 1. 2000 als ideale Folie diente.

Man darf davon ausgehen, dass beim ersten Jahrtausendwechsel das Bangen vor der Macht der Zahlen noch größer und echter war, zumal es sich beim 10. Jahrhundert um eine schlimme Zeit handelte. In der damaligen Stimmung wurde alles als böses Omen eines bevorstehenden Weltuntergangs gewertet. Unwetter, Vulkanausbrüche, Sonnenfinsternisse, Kometen rissen den geordneten Lauf der Welt aus seinem Takt, verbreiteten Angst und Schrecken und riefen kurz vor der magischen Jahreszahl nach ritueller Bewältigung. Dazu brauchte es eine möglichst nicht in die Händel der Welt involvierte Gruppe von Männern, die Kraft ihrer überweltlichen Autorität die feindlichen Mächte des Bösen vertreiben konnten. Also Männer der Kirche! Aber wo steckten diese? Über die Unbildung der Mönche wurde bereits berichtet, und ganz oben in der Hierarchie sah es nicht viel besser aus. Dazu kamen schwere moralische Defizite. Papst Hadrian II. war bei seiner Inthronisation 867 verheiratet, Frau und Tochter wurden kurz danach von einem Vertrauten des früheren Gegenpapstes Anastasius III. ermordet. Formosus schändete man noch als Leichnam, grub ihn im Petersdom ein und wieder aus, um ihn nochmals zu schänden. Johannes X. wurde 928 abgesetzt, eingekerkert und dort vermutlich auf Geheiß seiner Geliebten ein Jahr später umgebracht. Kein Wunder, dass Talmud-Gelehrte zu berichten wussten, dass die Welt nun, 6000 Jahre nach ihrer Erschaffung, untergehen sollte. Das Gericht stand unweigerlich vor der Tür! Und war es wirklich schade um eine solche Welt? Doch, es war schade! Man riss sich wieder einmal am Riemen und ging das Projekt einer großen Erneuerung der Kirche an. Sie firmierte unter dem Namen Cluny.

Cluny ist heute eine unscheinbare Gemeinde südöstlich von Mâcon im Burgund. 1944 wurde alles niedergebombt, was von der ehemaligen gewaltigen Abteikirche noch übrig war, sodass nur mehr ein paar mächtige Säulenbasen und ein rekonstruierter Kirchenteil an die eindrucksvolle Anlage erinnern. Tausend Jahre früher, im Jahr 910, war dort durch eine Schenkung Wilhelms III. von Aquitanien an Abt Berno eine Benediktinerabtei gegründet worden, die im Zeichen einer Reform dieses Ordens stand. Vorbild dazu war die Auslegung der Benediktinerregel durch Benedikt von Aniane, einen Reformator, der unter Karl dem Großen und dessen Sohn Ludwig dem Frommen gedient hatte. Bei der Reform ging es in erster Linie um liturgische und spirituelle Neuerungen in den durch zahlreiche Privilegien bevorzugten und direkt dem Papst unterstellten

Klöstern. Die damit einhergehende Vereinheitlichung des Klosterwesens kam auch den Kaisern gelegen, förderte sie doch die Einheit des Reichs. Wie im arabischen Raum der Islam, bildete im Westen das Christentum mehr und mehr ein einigendes Band.

Die reformierten Klöster schossen wie Pilze aus dem Boden. Bis zur Jahrtausendwende waren etwa tausend Klöster Cluny unterstellt. Die Reform der Kluniazenser stärkte die „Männer der Kirche", bemühte sich um eine geistliche Elite und drängte vice versa die Laien zurück. Wenn die Probleme schon mit geweihten Klerikern so groß waren, um wie viel schlimmer musste es dann um die Laien bestellt sein! Natürlich hielt man die Misere in der Kirche letztlich für das Ergebnis weltlicher Einflüsse und folgerte daraus, dass man das eigene religiöse Fundament stärken und sich vor den Unbilden der Welt schützen müsse. Die Reform von Cluny war daher keine Öffnung in die Welt, sondern im Gegenteil eine Abschottung des Heiligen von dieser Welt. Cluny war die Hoch-Zeit der Romanik und man muss diese Einstellung im Kopf haben, um die dicken Mauern der romanischen Kirchen, die mystischen dunklen Innenräume, in denen sich der Bereich des Heiligen vor dem des Weltlichen schützte, zu verstehen.

Stillschweigen und Gebetszeiten wurden verlängert. Unter Abt Hugo, der Cluny in seiner Blütezeit ab 1049 ganze sechs Jahrzehnte lang leitete, fanden täglich zwei Hochämter statt, dazwischen zelebrierte jeder Priestermönch Privatmessen. Prozessionen verbanden die vielen Altäre oder, anders gesagt, die zahlreichen Heiligen (auf die sie geweiht waren) in einem dynamischen Prozess. Zeit zum Studium oder zur Arbeit blieb kaum noch. Der zweite Teil des alten, so erfrischenden benediktinischen *ora et labora* blieb bei der Reform auf der Strecke. Das kann freilich kaum überraschen, denn Cluny war von verwöhnten Aristokratensöhnen besiedelt, die sich ungern ihre gepflegten Hände schmutzig machten. Guibert von Nogent klagte über die Angewohnheit der Adeligen, ihre nicht zum Geschlechtserhalt benötigten Söhne in die Klöster zu entsorgen. Dabei wollten sich die Herrschaften durch die Opferung der zweiten Wahl ihres Nachwuchses auch noch die besondere Huld Gottes einhandeln.

Was die Äbte freilich weniger störte, war das viele Geld, das bei dieser Gelegenheit über Stiftungen in die Klöster floss. Was für asketische Seelen eine Anfechtung sein mochte, war für Kunst und Architektur immer ein Segen. Gewaltige romanische Abteikirchen wuchsen wie Gebirge aus dem

Boden und bildeten riesige Räume zur kostbaren Ausstattung mit Bild- und Skulpturenschmuck, liturgischem Gerät und reicher Gewandung. Vorbild für das ganze Theater war die Pracht der Kaiserempfänge in Byzanz.

Man mag es bedauern, dass in unseren Tagen mit dem langsamen Aussterben der lateinischen Hochämter mit Chor, Orchester und den wohlriechenden Schwaden, die aus dem Weihrauchfass nach links und rechts gen Himmel geschleudert wurden, ein ästhetisch ungemein reizvolles Gesamtkunstwerk zu Ende geht. Wir haben damit auch ein Stück Orient verloren. Man hat es bislang verabsäumt, dieses Kulturgut in das UNESCO-Weltkulturerbe aufzunehmen. Dabei ist es eine faszinierende Tatsache, dass Texte, Hymnen und Gebete aus dem frühesten Christentum oder gar aus vorchristlichen Quellen bis heute in der Liturgie ununterbrochen in Gebrauch sind. In diesem Punkt hat die konservative Traditionspflege der katholischen Kirche ihre guten Seiten. Die Texte der festen Bestandteile der katholischen Messfeier (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei, Ite missa est) wurden über die vielen Jahrhunderte immer wieder wundervoll vertont, sodass sich der Literatur- und Musikfreund eine Best-of-Messe zusammenstellen kann: Aus den vielen Schubert-Messen könnte man sich aus der Nr. 6 in E-Dur das entrückte Kyrie eleison (griech. Herr erbarme Dich) wählen. Im Credo (lat. Ich glaube an Gott) lässt Ludwig van Beethoven in seiner *Missa solemnis* (lat. feierliche Messe) Christus zehn Sekunden lang auferstehen und eine Minute lang in den Himmel auffahren, das aber aus allen Rohren und Saiten des Orchesters und allen Kehlen des Chors. Für Spektakel-Liebhaber gibt es natürlich Giuseppe Verdis *Requiem*, das er anlässlich des Todes von Alessandro Manzoni, des Dichters und Kämpfers für die Einheit Italiens, komponierte. Die Explosion der riesigen Orchester- und Chorbesetzung beim Dies irae (lat. Tag des Zornes, als besonderer Teil einer Totenmesse) hält einen kaum mehr auf der Kirchenbank. Auch sonst wähnt man sich eher in einer Oper als in einer Messe. Ganz anders bei Mozarts *Krönungsmesse*. Bei einer so berückenden, in solare Bereiche abhebenden Stimme im Agnus Dei (lat. Lamm Gottes) kann Gott gar nicht anders, als der Welt die Sünden zu vergeben. Joseph Haydn geht beim Agnus Dei in seiner *Missa in tempore belli* (lat. Messe in Zeiten des Kriegs, gemeint war die Bedrohung Wiens durch Napoleon) mit den kriegerischen Paukenwirbeln zupackender zur Sache. Mein Favorit als junger Ministrant war das lebhafte und an Rhythmuswechseln reiche

Benedictus aus der *Pastoralmesse* F-Dur von Anton Diabelli mit dem zweiten Jubelgesang Hosanna in excelsis, wobei ich mit meinem Weihrauchfass begeistert und reichlich eine Tiroler Kirche mit orientalischem Wohlgeruch anfüllte.

Der zur Schau gestellte Reichtum in den romanischen Kathedralen – vor allem die kostbaren, von Edelsteinen und Gold funkelnden liturgischen Gerätschaften – wurde durch theologische Deutungen überhöht. Die Ehre Gottes sollte in höchstem Glanz gefeiert werden. Solche Überhöhungen waren umso wichtiger, als es prominente Kritiker an diesem aus ihrer Sicht ganz unchristlichen Luxus gab, wie etwa Bernhard von Clairvaux – dazu komme ich gleich.

Immerhin spielte in der Mystik Clunys auch der Schrecken eine große Rolle: Darstellungen von Jüngstem Gericht, der Apokalypse, von Teufels- und Dämonenfratzen waren dem drohenden Jahrtausendwechsel geschuldet und sollten an den Grundantagonismus von Helligkeit und Dunkelheit, von Gut und Böse erinnern. Daneben wandelte sich die Einstellung zum Kreuz. Bisher war es in triumphierender theologischer Geste ein Symbol der Erhöhung Christi als König und ein Zeichen der Auferstehung. Man könnte das auch so deuten, dass das Christentum damit das Signet der Römer, das Achsenkreuz aus Decumanus und Cardo, zu seinem Erlösungszeichen gemacht, es geradezu okkupiert hatte. Diese Zeiten waren lange vorbei. Angesichts der bedrohlichen Jahrtausendwende rückte wieder das Leiden des Gottessohnes in den Vordergrund.

Das Bild des am Kreuz leidenden und sterbenden Christus wurde typisch für das Abendland, denn es ist völlig unbyzantinisch. Dort hatte man, wie wir sahen, im Sinne der platonischen Leitkultur mit dem Körper nichts am Hut. Noch stärker prägte eine solche Sicht den Islam, der rigoros ausschloss, dass Gott in einen menschlichen Körper schlüpfte. Daher konnte man dort nie verstehen, wieso man einen Gott blutüberströmt an ein Kreuz genagelt darstellte. Im Westen jedoch, der bisher durch den byzantinischen Einfluss ganz ähnlich dachte, änderte sich die kulturelle Erzählung grundlegend. Das leitete ab der Jahrtausendwende eine eigenständige abendländische Kunst ein. Einhundertfünfzig Jahre später löste im Hochmittelalter die Philosophie des Aristoteles den Platonismus als führende Leitkultur ab. Aristoteles bewertete die Materie und damit den Körper positiv. Aber so weit sind wir noch nicht. Um 1000 gab es noch nicht

einmal eine freistehende, gar monumentale Figur. Vielmehr klebten die bildhauerischen Arbeiten an den Fassaden der romanischen Kirchen.



Fratze auf einem Kapitell, Kathedrale Saint-Lazare, Autun

Abschottung und Mystik – die Romanik

Eine romanische Kirche ist ein massiges Gebäude, das nichts mehr von der feinen magischen Transparenz frühchristlicher Basiliken an sich hat. Auch wenn man versuchte, diese Masse mithilfe wechselnder Mauerverbände und polychromer Effekte durch die Verwendung verschiedener Steinarten ein wenig aufzulockern, zeigt die burgartige Anlage eines romanischen Doms der Besucherin ziemlich selbsterklärend ihre besonderen Kennzeichen. Man trifft zuerst auf das sogenannte Westwerk. Dieser Bauteil entstand aus der Verschmelzung des bei der Basilika noch freistehenden Turms und einer ausgeprägten (antiken) (Stadt-)Toranlage mit dem Kirchenbau. Das Westwerk markierte symbolisch den Übergang (*rite de passage*) vom Bereich

der Welt in einen gesicherten Ort sakraler Mystik, gleichsam als Abbild des Himmlischen Jerusalem. Insofern passt der grimmige, der Militärsprache entlehnte Ausdruck Westwerk gar nicht schlecht, denn es war dem Erzengel Michael geweiht, der – mit Lanze oder Schwert bewaffnet – den teuflischen Drachen weltlicher Sünden bezwingt. An den Fassaden häufen sich Dämonen bannende fratzenhafte Figuren. Löwen stehen – manchmal in Form von Säulenbasen – als Bewacher neben dem Tor. All das erinnert an Uräen, Sphingen und an das Logo des die Feinde schlagenden Pharaos in Ägypten. Ohnehin wurde das Schwert in den Zeiten der Romanik häufig gezückt, vor allem gegen die „Ungläubigen“. Es war die Zeit der Kreuzzüge.



Löwen als Säulenbasen am Portal der romanischen Kathedrale des hl. Laurentius in Trogir (13. Jh.), Kroatien

Wer eine romanische Kirche betritt, steht in einem überwältigenden Raum. Massive Steinmauern und Pfeiler tragen ein Tonnengewölbe, das sich wie eine Brücke über das Hauptschiff spannt. Zarte Lichtstrahlen, die durch die spärlichen Obergadenfenster eindringen und sich in den Staubpartikeln der Luft wie Kondensstreifen des Heiligen Geistes ihren Weg durch den dunklen Raum bahnen, verleihen der Kirche einen mystischen Charakter. Das Licht spielt, gleichsam im Sinne einer platonisch inspirierten „negativen Theologie“ (Gott ist so überwältigend groß, dass man über ihn nichts aussagen kann), mit seinem Entzug. Die reiche Ausschmückung fungiert als Abbild des übersinnlichen Lichts, das in das Dunkel der Welt hineinleuchtet, um sie zu erhellen. Auch die romanische Kirche hat eine anagogische Funktion. Beim Abschreiten der langen Säulenstraße in der Kirche ist man erinnert an den Pilgerweg, der einen zur Begegnung mit dem Göttlichen führt. Eine solche Anlage, die in dem riesigen Gebäude die gesamte Kirchenhierarchie versammelte (Kathedrale, Pfarrkirche, Klosterkirche, Kapelle, Tauf- und Grabeskirche), eignete sich hervorragend für die liturgischen Extravaganzen, wie sie nach dem Geschmack von Cluny waren.

Die Romanik war der erste flächendeckende Kunst- und Architekturstil Europas, zugleich der am stärksten von Byzanz beeinflusste Stil. Die Akteure waren kluniazensische Äbte und die diesen eng verbundenen Könige der Ottonen. Den Ausdruck romanisch prägte der Archäologe und Historiker Arcisse de Caumont, ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts, der in der Romanik allerdings nichts weiter als einen Abfall von den idealisierten antiken Vorbildern sah.

Die Frage, wo die Romanik geographisch begann, ist schwieriger zu beantworten als die entsprechende Frage für die Gotik (Umkreis von Paris) und die Renaissance (Florenz). Die Sache spielte sich dort ab, wo erstmals größere finanzielle Mittel für solche luxuriösen Kirchenbauten zusammenkamen: an den großen europäischen Pilgerwegen, vor allem den Jakobswegen nach Santiago de Compostela. Daher tippt man meist auf das weite Grenzgebiet zwischen Spanien und Frankreich als Entstehungsort der Romanik. Das Pilgerwesen war nach der Jahrtausendwende im Abendland ein Megatrend und spülte viel Geld in die Kassen. Wie alle europäischen Kunststile dauerte auch die Romanik regional verschieden lange. In

Frankreich begann um 1150 die Gotik, in Italien baute man noch bis ins 13. Jahrhundert romanisch.



Der romanischen Kaiserdom von Speyer

So wie sich die Kirche von der Welt abschottete, so tat es im übertragenen Sinn auch die bildende Kunst der Romanik, die naiv und unbeholfen erscheint. Eine exakte naturalistische Nachahmung, gar eine perspektivische Illusion, kam nicht infrage. Malerei und Bildhauerei hingen an den byzantinischen Vorbildern. Die Werkstätten griffen auf Sujets der römischen, byzantinischen und islamischen Metall-, Elfenbein- und Sarkophagkunst zurück.

Einen besonders großen Bestand an romanischen Fresken unter den Regionen Europas weist Südtirol auf. Dort ließ sich bis in einzelne Motive hinein byzantinischer Einfluss nachweisen. Dass der Alpenbogen kunsthistorisch stets eine fruchtbare Gegend war, hängt mit dem zusammen, was mittlerweile dort bei den Ansässigen für viel Ärger sorgt: dem Transit! Der am tiefsten eingeschnittene Alpenpass, der Brenner, erlebte allein im Hochmittelalter etwa siebzig Mal das pittoreske Spektakel, dass Könige, Kaiser und gelegentlich Päpste mit ihrem riesigen Tross von Süd nach Nord und von Nord nach Süd zogen. Mit diesem Transit sickerten auch künstlerische Techniken und Materialien in den Norden Europas. So lässt sich etwa das (ursprünglich aus Afghanistan stammende) kostbare Lapislazuli-Pigment, das teurer als Gold gehandelt wurde, zum ersten Mal auf europäischem Boden um 1080 in Sant'Angelo in Formis in Kampanien nachweisen. Einhundert Jahre später tauchte das Pigment, aus dem man Ultramarinblau erzeugte, im Kloster Marienberg im Vinschgau auf. Es dauerte bis ins 15. Jahrhundert, bis es die niederländischen Malerateliers erreichte.

Die Romanik unterstützte also weder das naturalistische Porträt noch die freistehende, gar monumentale Figur. Die (platonisch inspirierte) Scheu vor der freien Figur verbannte das skulpturale Werk an die Wand. Als sich vereinzelt in der Spätromanik und dann in der Gotik die ersten Figuren aus der Fassade lösten und selbstständig wurden – meist waren dies Kruzifixe oder Marienstatuen –, waren sie als Hostien- oder Reliquienbehälter getarnt. Auf dem knapp drei Meter hohen Gerokruzifix im Kölner Dom aus dem späten 10. Jahrhundert, der ersten erhaltenen „Großplastik", wurde Christus in erstaunlichem Naturalismus tot dargestellt. Das Kruzifix barg eine Hostie.

Ein Turm ist ein Turm ist ein Turm

Apropos Turm, von dem im Zusammenhang mit dem Westwerk gerade die Rede war! Der Campanile (ital. *campana*/Glocke) kam im Westen (die Zentralbaukirchen im Osten kannten keinen Turm) ohne jede theologische Grundlage bei den frühchristlichen Basiliken auf. Meist wurde er viel später als das Bauwerk selbst als Glockenträger ein paar Meter neben die Kirche gestellt. Die Glocken riefen das Gottesvolk zum Gottesdienst und beförderten die Gebete und heiligen Handlungen weit über das Land und bis hinauf in den Himmel. Aber sie griffen auch in das Alltagsleben ein. Mit ihrer Hilfe gab die Kirche den Rhythmus des Tages vor. Glocken grenzten den Arbeitstag ein und riefen zu Versammlungen. In Venedig lockte die Glocke mit dem Namen Maleficio (ital. Fluch) Neugierige zu Hinrichtungen. Der Turm in der Romanik war, wie jeder Turm in der Geschichte, auch Ausdruck der Macht und des Selbstbewusstseins – hier eines Christentums, das sich gerade aufmachte, in den Orient zu ziehen und die „Ungläubigen" aus den heiligen Stätten zu vertreiben.

Die Türme muss man sagen, denn es blieb nicht bei einem. Romanische Kirchen haben viele Türme, die wie Wach- und Verteidigungstürme einer Burg trutzig in den Himmel ragen. Diese „überflüssigen" Türme kosteten viel Geld, aber was sollte man machen? Man war neuerdings umzingelt von diesen Symbolen der Macht. Denn rundherum begannen auch andere, Türme zu bauen. Die alteingesessenen Familien lieferten sich mit Geschlechtertürmen einen Wettbewerb um den höchsten. Wurde ein Familienoberhaupt wegen eines schwereren Verbrechens von den Gerichten verurteilt, konnte eine Strafe sein, dass der Familienturm gekürzt werden musste. Das Geschlecht wurde sozusagen kastriert. Auch die Bürger errichteten bei den Rathäusern Türme, die ab dem 14. Jahrhundert – 1344 entwarf der Astronom und Uhrmacher Jacopo de Dondi aus Chioggia eine mechanische Turmuhr – mit Uhren ausgestattet waren. Damit wagten sie es, das Monopol der Kirche über die Zeit anzurühren und sozusagen eine säkulare Zeit des Handels- und Geschäftslebens neben der Zeit des Heiligen zu etablieren. Diese Türme rangen eine ganze Weile miteinander. Wer war höher, wer trug die größere Glocke! Im blumigen Italienisch nannte man diesen Wettstreit *campanilismo*.

Wie groß die Signalwirkung beim Turmbau war, zeigt das Verhalten asketischer und kunstfeindlicher Reformorden, wie der Zisterzienser und

später der Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, die den Turm gerade wegen dieser Machtsymbolik ablehnten.

Seinen höchsten Machtanspruch erreichte der romanische Kirchenbau in der oben kurz erwähnten dritten Kirche von Cluny, zu der Abt Hugo 1088 den Grundstein legte. Sie war mit 187 Metern Länge die größte Kirche des Mittelalters. Kenneth John Conant nannte sie – etwas sehr weit ausgreifend – die „größte architektonische Leistung der Weltgeschichte". Die Anlage bestand aus einer fünfschiffigen Basilika mit zwei Querhäusern, Apsis und Umgang. Dazu kamen fünf Kapellen und eine dreischiffige Vorkirche. Insgesamt sieben Türme ragten in den Himmel. Der reich mit polychromer Skulptur geschmückte Bau war Ausdruck eines selbstbewussten Christentums, das sich 1095 nach dem Aufruf von Papst Urban II. zum ersten Kreuzzug formierte.

Auf in den Heiligen Krieg!

Denn der Furor, die Stätten des Christentums von den Muslimen zu „befreien", fiel in die Zeit der Romanik. Die Nachrichten, die Europa aus dem Heiligen Land erreichten, waren ein Fest der Fake News. Man konnte gar nicht genug bekommen von Gräuel- und Halsabschneidergeschichten, die man den „Ungläubigen" andichtete.

Eine Horde von Marodeuren und Glücksrittern machte sich, aufgehetzt von den Männern der Kirche und den Kaisern, auf den Weg. Jeder hatte ein anderes Interesse. Den Glücksrittern ging es ziemlich simpel um Beute, die Päpste waren naturgemäß an der Zurückdrängung des Islam und an der Konsolidierung ihrer neu gewonnenen politischen Macht interessiert und die Kaiser hatten ebenso wie die großen Handelsstädte das Geschäft im Auge, das sie mittlerweile mit den Arabern teilen mussten. Allerdings wurden auch Sorgen vor der Eintrübung der Beziehungen zu den Arabern artikuliert, etwa von Roger I. in Sizilien, dessen tolerante Politik ihm ein erhebliches Vermögen eingebracht hatte. Denn die neuen Herrscher von Jerusalem boten verlockende Handelsverträge und Zugang zu ihren Netzwerken. Solche Deals waren so begehrt, dass sich die Handelsflotten von Venedig, Genua und Pisa heftig in die Wolle gerieten. Besonders

Venedig und Genua fochten bis ins 14. Jahrhundert blutige Kriege im gesamten Mittelmeer aus.

Schließlich waren einige höhere Söhne mit von der Partie, die hofften, sich in einem kleinen, überschaubaren Königreich unter orientalischer Sonne ein schönes Leben machen zu können. Und es war jetzt ungemein praktisch, sich für solche Start-ups auf eine göttliche Pflicht zu berufen. Dieser Pflicht konnte man im Osten, aber auch im Westen nachgehen, wo das Kalifat in Andalusien Anfang des 11. Jahrhunderts in untereinander zerstrittene Teilstaaten zerfiel. Das ermöglichte es den christlichen Heeren, die Reconquista voranzutreiben.

Was den Osten betraf, rief Papst Urban II. – auch auf Drängen des byzantinischen Kaisers Alexios I. (er wollte die Seldschuken loswerden, die ihm auf den Pelz rückten) – 1095 die Christenheit zur „Befreiung" Jerusalems auf. Vier Jahre später eroberten christliche Heere in einem grausamen Blutbad die Stadt und gründeten das Königreich Jerusalem. Augenzeugen beschreiben gruselige Szenen, wonach Ströme von Blut durch die Straßen flossen, die mit abgeschlagenen Köpfen der Muslime übersät waren. Die Christen hatten ganze Arbeit geleistet und der Papst gewährte ihnen für diese heldenhaften Taten einen vollständigen Ablass. Ihre Gefallenen erhielten den Status von Märtyrern, was den direkten Weg ins Paradies freimachte. So nebenbei fielen auf dem langen Weg ins Heilige Land – sozusagen als Kollateralschaden (damals sprach man wohl eher von Zusatznutzen) – auch andere „Ungläubige" dem marodierenden Haufen mit dem aufgenähten Kreuzzeichen zum Opfer: Heiden und Juden (Peter Schäfer spricht von einer „Blutspur", die die Kreuzfahrer quer durch Europa in den jüdischen Gemeinden hinterließen), Häretiker und sogar Angehörige der orthodoxen Kirche. Besonders stolz war man in Europa (vor allem für die Päpste war das ein Triumph), dass es Leute aus dem lateinischen Westen waren und nicht die Byzantiner, die die heiligen Stätten eroberten. Dazu kam, dass der gefeierte Anführer des Heeres, Bohemund, unter fadenscheinigen Argumenten eine beeidete Vereinbarung brach, nach der die eroberten ehemals byzantinischen Städte (z. B. Antiochien, wo es ihm so gut gefiel, dass er sich dort zum Fürsten machte) an Konstantinopel zurückzugeben waren.

Nun mag es sich nicht auf den ersten Blick erschließen, dass man mit Waffen für die christliche Religion kämpfte. Allerdings hatten viele

Kirchenväter schon früh eine solche Idee grundsätzlich artikuliert, unter ihnen am prominentesten Augustinus, der vom „gerechten Krieg“ schwadronierte. Inzwischen rüstete man die Institution des christlichen Ritters hoch und gründete spezielle Orden, die sich dem geheiligten Kriegshandwerk widmeten. Hugo von Payens rief um 1120 den Templerorden ins Leben. Es folgten die Johanniter und der von Friedrich II. geförderte Deutsche Orden. „Seit dem Ende des 10. Jh. segnete man die Waffen und das Banner des jungen Ritters. Die Riten der Einkleidung wurden zu echten Weihehandlungen; das Kriegshandwerk wurde mit geistlichen Werten ausgestattet. […] Das Schwert wurde praktisch zu einem Instrument göttlicher Offenbarung. Auf diese Weise war das Bewußtsein der Zeit auf die Idee des heiligen Krieges und auf das Kreuzzugsphänomen vorbereitet […]“,[8] resümiert Marcel Durliat. Die Templer wurden durch die Unterstützung des Papstes und reiche Schenkungen eine veritable Macht. Sie waren im Besitz von Hunderten von Komtureien, die als einträgliche Wirtschaftsbetriebe fungierten, und requirierten ein immenses Kapital zur Finanzierung der teuren Kriege im Heiligen Land.



Rittermönch, Fresko in der Kirche Theodori, Mistras

Zur Ehrenrettung muss man erwähnen, dass es schon damals kritische Stimmen gab, die wenig Gefallen an dieser Verbindung von Mönch und Ritter fanden. Deshalb hatte sich Hugo gleich zu Anfang an Bernhard von Clairvaux gewandt, mit dem er vermutlich sogar entfernt verwandt war. Bernhard, der Star der zeitgenössischen Spiritualität und Mystik, selbst Spross einer burgundischen Ritterfamilie, war ein asketischer, von heiligem Zorn beflügelter Mann. Er war das Sprachrohr einer neuen monastischen Bewegung, die gegen jeden Luxus kämpfte, gegen den weltlichen Ruhm der römischen Kurie und für die Kreuzzüge. In seiner Schrift *Ad milites Templi de laude nove militiae* (*An die Tempelritter. Lobrede auf das neue Rittertum*) legitimierte er prompt die neuen Ritterorden im Heiligen Land und verteidigte ihre Aktivitäten mit Argumenten, die an die Beschreibung der Wächter in Platons *Politeia* erinnern. Die Angehörigen dieser Orden würden – anders als die von Bernhard verabscheuten weltlichen Ritter, deren Burgen durch eine erste höfische Kultur zu glänzen begannen – weder lachen noch überflüssige Worte verlieren. Jagd und Vogelbeize seien ihnen ebenso verachtenswert wie Heldenlieder und Gesang. Ganz zu schweigen von den Anzüglichkeiten der Minnespiele, die sich in den vornehmen Kreisen breitgemacht hatten. Die Kirchenleute witterten hier – man darf mutmaßen: nicht zu Unrecht – erotische Interessen und Anstiftung zum Ehebruch. Bernhards fromme Wut versprach den gefallenen heiligen Kriegern das Paradies. Ein im Heiligen Krieg kämpfender Ritter „tötet mit gutem Gewissen […] wenn er stirbt, nützt er sich selber; wenn er tötet, nützt er Christus.“[9]

Die Plünderung von Konstantinopel durch ein lateinisches Kreuzfahrerheer 1204 beim Vierten Kreuzzug erwähnte ich bereits mehrfach. Die Motivation dafür war nicht nur die Pracht, mit der Konstantinopel die nach reicher Beute gierenden Ritter anzog, sondern auch eine antivenezianische Politik der Hauptstadt, die ihre schärfste Konkurrenz im Handel immer wieder auszubooten versuchte. Es hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass der greise Doge Enrico Dandolo die von den venezianischen Werften im Eilverfahren gebauten Zerstörer von Anfang an für Konstantinopel und nicht für das Heilige Land vorgesehen hatte.

Freilich erschließt die üble Seite das Kapitel Kreuzzüge nicht erschöpfend. Der Handel funktionierte weiter ziemlich anstandslos, ein neuerlicher Impuls byzantinischer und islamischer Kunst und Wissenschaft

ging durch Europa. Das Interesse am Nahen und Fernen Osten war angefacht. Es gab ja unter den Kreuzfahrern nicht nur hirnlose Haudegen, sondern auch gebildetere Leute, die sich von der faszinierenden Kultur des Orients umgarnen ließen. Vor allem jene, die längere Zeit im Land lebten, fanden mehr oder weniger überrascht heraus, dass auch Muslime ziemlich normale Menschen sind. Man konnte mit ihnen einen vernünftigen Umgang pflegen und sogar vieles von ihnen lernen, beispielsweise ihre überwältigende Gastfreundschaft, die sie auch Fremden gewährten. Es waren die von der Propaganda des Westens aufgehetzten Neuankömmlinge, die so viel Harmonie verstörte. Das galt übrigens vice versa. Es wurden von Arabern Liebesgedichte an die Adresse fränkischer Christinnen geschrieben, aber es gab auch Scharfmacher, die jede Beziehung zu Christen in feierlichen Fatwas verurteilten. Insgesamt aber, meint Peter Frankopan, „waren die Beziehungen trotz der wilden Rhetorik auf beiden Seiten bemerkenswert unaufgeregt und besonnen“.[10]

Genau das war vielleicht die schlimmste Niederlage für Kirchenmänner vom Schlag eines Bernhard von Clairvaux, dass man nämlich sowohl in Byzanz als auch bei den islamischen Intellektuellen nicht nur einen luxuriösen Lebensstil fand, der zur Nachahmung anregte, sondern auch Ideen, die zur Aufklärung des Humanismus in der Renaissance führten. Als Bernhard erfuhr, dass viele Kreuzritter ihre Waffen und Sättel mit Ornamenten verschönerten, die sie bei den Arabern gesehen hatten, schäumte er: Das sei das Verhalten von Dirnen, aber nicht von Kämpfern für das Gottesreich! Von der anderen Seite haben wir Berichte, wie entsetzt die Araber waren über das primitive Rechtssystem der „Franken“, die noch immer mit Gottesurteilen hantierten und Delinquenten barfuß über glühende Pflugscharen laufen ließen, über die geringen Schreibkenntnisse der Ritter, über ihre lächerlich rückständige Sanitätsabteilung und ihr ungehobeltes Benehmen.

Der einzige „erfolgreiche“ Kreuzzug war ausgerechnet jener des Stauferkaisers Friedrich II. Der Kenner und Liebhaber der arabischen Kultur vermochte Jerusalem, das 1187 von Saladin zurückerobert worden war, 1229 neuerlich zu gewinnen diesmal durch Verhandlungsgeschick, das heutigen Krisenunterhändlern alle Ehre machen würde. Doch die Art dieses Erfolgs wurde damals gar nicht geschätzt. Zum einen war der Kaiser von Papst Gregor IX. schon prophylaktisch exkommuniziert worden, weil er die

Abfahrt ins Heilige Land immer wieder mit fadenscheinigen Vorwänden hinauszögerte. Er hatte schlicht und einfach keine Lust auf dieses überflüssige Abenteuer. Zum anderen wollte man blutige Schwerter sehen, nicht zwei gleichberechtigte Verhandlungspartner am grünen Tisch. So grämte man sich vielleicht gar nicht so sehr, dass der Erfolg nur von kurzer Dauer war. Friedrich ließ in Jerusalem Statthalter zurück, die sich bald in die Haare gerieten, sodass die Aiyubiden leichtes Spiel hatten, sich die Stadt 1244 wieder zurückzuholen.

Es geht aufwärts im Abendland

Mit Beginn des Hochmittelalters hatte der Süden wieder Luft zum Atmen bekommen. Die Araber waren des Kämpfens müde geworden und erinnerten sich an ihre wahre Stärke, das Handeln. Die Lombardei über Genua, die Toskana über Pisa und natürlich Venedig betrieben wieder lukrative Geschäfte und steckten das Geld in großartige Bauwerke. Die Städte organisierten sich als autonome Stadtstaaten mit einem eigenen Heer und feinen, in chinesische Seide gekleideten Ratsherren, die ihre Gäste auf orientalischen Teppichen empfingen und ihnen erlesene, nach fremden Gewürzen duftende Spezialitäten kredenzten.

Venedig verfügte seit Langem über die besten Kontakte in den Orient und sicherte in mühsamen militärischen Operationen die für Europa lebenswichtige Schlagader für die Handelsflotten vor den omnipräsenten Piraten. Einiges Säbelrasseln begleitete Venedigs Angewohnheit, sich überall (zum Beispiel beim lukrativen Salzgeschäft) Monopole zu sichern. Es wurden nicht nur Waren, sondern auch philosophische, künstlerische und wissenschaftliche Ideen hin und her transportiert – vor allem *her* und weniger *hin*, denn der persische, byzantinische und arabische Raum spielte immer noch in einer anderen Liga als Europa. Die Lagunenstadt war der Hub für all diese Dinge und machte viel Geld damit. Im gleichen Jahr 1063, in dem man in Pisa den Grundstein für die Kirche Santa Maria Assunta legte, begann unter dem Dogen Domenico Contarini der Bau der dritten (heute noch bestehenden) Markuskirche in Form einer Kreuzkuppelkirche mit fünf Kuppeln. Es war de facto ein Nachbau der von Justinian im 6. Jahrhundert errichteten Apostelkirche in Konstantinopel. Für den Bau und

die Mosaikausstattung holte man Kunsthandwerker aus der oströmischen Hauptstadt. Besonders eindrucksvoll erschließt sich die Kirche mit ihren Kuppeln, wenn man sie von dem 1514 hinzugefügten (1912 nach einem Einsturz komplett rekonstruierten), knapp hundert Meter hohen Campanile aus betrachtet.

Seit tausend Jahren steht diese prachtvolle Kirche nun auf den in den Schlick der Lagune gerammten Pfählen, überwiegend aus den Bäumen der heute verkarsteten kroatischen Inseln. Erbaut wurde sie aus Steinen, die von der Brenta und der Piave aus den Alpen antransportiert wurden, und Marmorblöcken aus Istrien. Die Fassade, wie wir sie heute betrachten können, ist ein Sammelsurium von verschiedenen Stilen: antik, byzantinisch, arabisch, gotisch, denn 1106 wurden Kirche und Mosaiken durch einen Brand schwer beschädigt. Die Erneuerung (ebenfalls durch Byzantiner zusammen mit ansässigen Venezianern) dauerte bis in die Renaissance. Die Fassade zieren zusammengestohlene Kunstwerke, darunter die meisten der 2600 aus Konstantinopel entwendeten Säulen und die ebenso dort geraubten vergoldeten Kupferpferde (die Originale stehen heute im Museo Marciano). Diese einzigen erhaltenen (von den zahlreichen, die auf den vielen Triumphbögen standen), vermutlich aus dem 1. Jahrhundert stammenden Pferde einer Quadriga (Vierergespann) haben eine Weltreise hinter sich. Sie standen bereits auf dem Triumphbogen Neros, unter Konstantin auf dem Hippodrom Konstantinopels und unter Napoleon auf dem Arc de Triomphe du Carrousel in Paris. Das Innere erinnert an die Hagia Sophia, aber die schier unglaubliche Pracht der erhalten gebliebenen, etwa 3700 Quadratmeter umfassenden Mosaikausstattung beeindruckt noch wesentlich mehr.

Auf der anderen Seite des Stiefels war es Pisa, das die Südhalbinsel von den Sarazenen „säuberte“. Die sich in der Sonne räkelnden Urlauber an den Küsten Unteritaliens, Sardiniens und Siziliens lieben heutzutage die malerischen alten Verteidigungstürme, die man damals gegen diese räuberischen arabischen Stämme errichtete, als Hintergrund für ihre Selfies. Mit dem seit dem 3. Jahrhundert für die Araber gebräuchlichen Ausdruck Sarazenen bezeichnete man im Mittelalter generell die Muslime. Die maghrebinischen Korsaren trieben bis weit in die Neuzeit ihr Unwesen. Im 16. Jahrhundert kam es sogar zu einem neuerlichen Anstieg des Piratenproblems im Mittelmeer. Es gab christliche (unter ihnen die

Hospitaliter, zu denen auch die Johanniter mit ihrem „Geschäftszentrum“ Rhodos gehörten, ehe die Insel 1522 osmanisch wurde) und muslimische Piraten. Allein im 16. und 17. Jahrhundert sollen nach Schätzungen über eine Million Europäer von Piraten entführt und versklavt worden sein.



Mosaikabbildung der Markuskirche (13. Jh.) an der Westfassade von San Marco in Venedig

1063 bauten die Pisaner, wie gesagt, den Dom Santa Maria Assunta am Campo dei Miracoli. Sie beschäftigten dazu den griechischen Architekten Busketos. Auch er verbaute Spolien aus Rom, denn auch Pisa wollte, welch eine Überraschung, ein zweites Rom werden. Die Vorbilder für die Maler und Bildhauer aus Byzanz hielten sich in Pisa – ähnlich wie in Siena und Venedig – bis weit in die Renaissance. Aber auch glänzende arabische Majolika-Töpfe wurden in Pisa gerne in die Kirchen- und Turmfassaden eingelassen. Sie berichten „von der Faszination, die Objekte aus dem Orient ausübten“.[11]

Die mittel- und oberitalienischen Städte traten in die Fußstapfen der antiken Metropolen. Aber sie waren nicht mehr allein. Im Norden Europas

begann ein vorsichtiger Aufschwung. Aus den Pfalzen und Dörfern entwickelten sich ebenfalls Städte. Dieser Ambition stand unter anderem der Wald im Weg. Als ich vor mehr als einem halben Jahrhundert meine erste Schulbank drückte, berichteten uns unsere Lehrer – anders als deren jüngere Kollegen, die nach der Öko-Wende aufgewachsen sind – mit leuchtenden Augen von den großflächigen Rodungen und vom Trockenlegen der Sümpfe als Voraussetzungen für die anhebende Stadtkultur und den damit verbundenen Wohlstand. Der Wald war stets eine Metapher für Bedrohungen aller Art: wilde Tiere und wilde Menschen! Der Norden stattete seinen Wald immerhin mit hübschen Accessoires aus: Zwerge, Kobolde, Elfen, aber es gibt auch den verhexten Wald. Sein Betreten war immer eine zweischneidige Sache. Der Südländer, der die Sonne verehrt und die Stadt um den zentralen Platz herum gruppiert, kann mit dem Wald grundsätzlich wenig anfangen. Dante lässt seine *Göttliche Komödie* im „unheimlichen Wald" (*selva oscura*) beginnen: „Als unseres Lebens Mitte ich erklommen, befand ich mich in einem dunklen Wald, da ich vom rechten Wege abgekommen […] Kaum bittrer ist es in den Todes Krallen."

Der Wald musste also weichen! Auf dem gewonnenen Platz produzierte die Landwirtschaft die Nahrungsressourcen und generierte bedeutende Vermögenswerte, die in die Städte flossen und dort in erster Linie in den Bau von Kathedralen. An deren Fassaden würdigte man die Landwirtschaft mit Darstellungen des Pflugochsen und der Weinrebe. Das war nicht nur religiöse Symbolik, sondern auch eine Anspielung auf die Geldmaschine Landwirtschaft.

Im Rahmen von Feudalordnung und Lehnswesen nahm der Unterschied zwischen Stadt und Land zu. Auch noch so gedrängte Städte boten gegenüber den ländlichen Abhängigkeiten den Bürgern Freiheiten und neue Identitäten. Anders als in den zeitgenössischen byzantinischen, islamischen und oberitalienischen Metropolen duckten sich die Städte im Norden noch bis zum Beginn der Neuzeit eng, dunkel und schmutzig hinter Mauern. Die Tore wurden in der Nacht geschlossen. Baumaterial war überwiegend Holz. Immer wieder gab es verheerende Feuersbrünste. Erst im 13. Jahrhundert hob langsam der Steinbau an, meist in Form von Fachwerkbauten, aber selbst um 1400 blieben Steinhäuser die Ausnahme. Jacques Le Goff setzt das Aufblühen der freien Künste, die ihren Namen verdienten, mit jenem der Städte im 12. und 13. Jahrhundert in einen Zusammenhang.[12] In der Tat

lässt sich der „Körper“ der Stadt mit drei Lebensachsen beschreiben, die Roland Barthes in seinem Essay *La Tour Eiffel* definiert hat: *plaisir* (Lust), *commerce* (Handel), *savoir* (Wissen). Eine vierte sollte hinzugefügt werden: *art* oder *culture*! Die eine war den eifernden Aufklärungs- und Städtekritikern ebenso verhasst wie die andere. Und dennoch war stets die Entwicklung der Städte die Grundlage für die Entwicklung von Kunst und Kultur einschließlich der religiösen Erzählungen.

Abakisten gegen Algoristen – die Null grassiert auch in Europa

Wer in den Wissenschaften reüssieren will, benötigt, ebenso wie erfolgreiche Handels- und Bankhäuser, eine effiziente Weise des Rechnens. Rechenoperationen mit den alten lateinischen Zahlzeichen waren dafür denkbar ungeeignet. Also richtete sich der Blick einmal mehr in den Orient. Dort hatten die Wissenschaften längst zu ungeahnten Höhenflügen angesetzt, auch deshalb, weil man mit den indisch-arabischen Zahlen rechnete.

Mehrere Namen werden mit der Ehre verbunden, diese orientalische Geschichte zu einer europäischen gemacht zu haben. Um 970 soll der Mathematiker Gerbert von Aurillac, der an den islamischen Universitäten in Sevilla und Córdoba studierte, die indischen Ziffern nach Europa gebracht haben. Otto III. war nach einem Treffen 996 in Rom mit Gerbert von dessen Bildung und feinen Umgangsformen so beeindruckt, dass er ihn bat, er möge ihm helfen, die sächsische Rohheit (*rusticitas*) durch die griechische Feinheit (*subtilitas*) zu ersetzen. Aber Gerbert hatte wenig Lust, für die Deutschen den Freiherrn von Knigge zu geben, sondern bewarb sich erfolgreich um einen anderen Job. Er bestieg 999 als Silvester II. für vier Jahre den Stuhl Petri. Ob er nun tatsächlich die Ziffern nach Europa brachte, ist umstritten, aber Gerbert scheint einen mit Ziffern notierten Abakus besessen zu haben. Der Abakus war ein uralter, vielleicht schon von den Sumerern benutzter Rechenapparat mit Holzkugeln, Steinen oder Glasperlen, nicht unähnlich jenen kleinen Geräten für Kinder. Vielleicht kam er aus China in die arabische Welt und von dort in den Westen. Mit den komplexeren Geräten der damaligen Zeit konnte man die Grundrechnungsarten einschließlich einfacher Wurzelrechnungen

durchführen. Es gab den Abakus auch in einer an die römischen Zahlzeichen angepassten Version.

Der Abakus wurde – obwohl er bis ins 17. Jahrhundert Benutzung fand – durch das elegante Rechnen mit den indisch-arabischen Zahlen überflüssig. Der größte Impuls für die neue Mathematik erfolgte im 12. Jahrhundert durch die Übersetzung des berühmtesten Mathematikbuches der Welt. Verfasst hatte es bereits 300 Jahre vorher der um 800 in Bagdad lehrende Perser Ibn Muhammad al-Chwarizmi. Sein Name wurde zu *alchoarismi* amalgamiert und zu Algorithmus latinisiert, während sich Algebra vom arabischen *al-gabr*, dem Umstellen von Termini von einer auf die andere Seite des Gleichheitszeichens, ableitet. Das Aufregende des neuen Systems war die Null. Die Araber nannten sie *sifr*, was so viel wie Leere bedeutet und wovon sich das deutsche Lehnwort Ziffer ableitet. Das empfanden viele als Ungeheuerlichkeit. Wie konnte man mit dem Nichts rechnen, gar durch Aneinanderreihung von solchen Nichtsen in einem großen Hokuspokus riesige Zahlenwerte generieren. Vor allem die Kirche setzte sich vehement gegen die „teuflischen Zeichen der Araber“ zur Wehr. Die ideologischen Sturköpfe warfen sich für den alten Abakus in die Schlacht gegen das demokratische, weil leicht erlernbare Rechnen mit dem Algorithmus, was zu einem skurrilen Streit von Abakisten gegen Algoristen führte, der bis zur Französischen Revolution schwelte.

In den Handelshäusern und Bankinstituten, wo es um viel Geld ging, wurden die ideologischen Scheuklappen meist recht schnell beiseite geklappt. Die Kaufmannssöhne vor allem in den Städten des Südens lernten ohnehin Arabisch, die Sprache der wichtigsten und fortschrittlichsten Handelspartner. 1202 publizierte Leonardo da Pisa ein Buch über Mathematik, den *Liber abaci*. Darin fasste er die arabische Lehre zusammen, darunter auch die Berechnungsvarianten des Goldenen Schnitts. Der Sohn eines Wirtschafts-Notars hatte die arabische Algebra bei zahlreichen Reisen in arabische Länder in den dortigen Bibliotheken studiert. Hätte man ihm gesagt, dass er als großer Mathematiker in die Geschichte eingehen würde – wieder einer, der das Ziffernrechnen und damit auch die Null nach Europa gebracht haben soll –, hätte Leonardo da Pisa sich wohl gewundert. Seine Motivation war nämlich schlichter. Ihm ging es nur um die Vereinfachung der Buchhaltung. Aber mit dem Goldenen Schnitt und der nach ihm benannten Reihe der sogenannten Fibonacci-Zahlen hinterließ er ein

mathematisches Vermächtnis, das neben Mathematikern auch zahlreiche Künstler bis in die Gegenwart aufgriffen. Der Name Fibonacci tauchte übrigens erst im 16. Jahrhundert auf und leitete sich vermutlich von *filio Bonacci* (ital. Sohn des Bonacci) ab.

1226 soll Fibonacci in Pisa mit Friedrich II. zusammengetroffen sein. Es wäre zu schön, hätte uns ein Whistleblower der damaligen Zeit verraten, was sich die beiden Orientliebhaber und Arabienexperten da zu sagen hatten. Der Hohenstaufer, Enkel Friedrich Barbarossas und Sohn der sizilianischen Mutter Konstanze, war der bunteste Vogel unter den deutschen Kaisern. Wo er auftauchte, gab es Jahrmarkt und Tausendundeine-Nacht-Atmosphäre. Er lebte in Sizilien, wo er bei romantischen Sonnenuntergängen gerne seiner Laute liebliche Weisen entlockte. Das Instrument stammte von den Sarazenen und breitete sich über Sizilien an die europäischen Fürstenhöfe aus. In das weit entfernte Deutschland verschlug es ihn nur selten und ganz kurz. Jedes Mal machte er mit seinem bunten Gefolge samt Haremsdamen, Eunuchen, Arabern, Schwarzen, Gauklern und Feuerschluckern, Zauberern, Musikanten sowie einer Ansammlung von exotischen Tieren, Affen, Kamelen, Falken, Papageien, rasch wieder kehrt. Der Tross löste auf beiden Seiten, bei dem schillernden Haufen um den Kaiser und den biederen Hinterwäldlern auf den Kornfeldern, ungläubiges Staunen und Kopfschütteln aus, während den helleren Geistern schwante, dass der (zwar deutsche) Kaiser wieder in Italien saß und Deutschland wieder Peripherie war – wie in längst vergangenen Zeiten.

Der mehrfach exkommunizierte Feind der Kirche baute statt Kirchen Burgen. Unter den von ihm in Auftrag gegebenen Schöpfungen befindet sich auch das oktogonale Castel del Monte in Apulien (Tafel XX). Was genau das sein soll, darüber rätselt man seit Jahrhunderten: Jagdschloss, Lustschloss, Landhaus, eine Verteidigungsburg, aber um was zu verteidigen? Für alles gibt es Argumente dafür und noch mehr dagegen. Wir sollten in diesem Fall das Grübeln einstellen und uns an der Beschreibung erfreuen, die uns Ferdinand Gregorovius im 19. Jahrhundert hinterließ: „Wie das Diadem des Hohenstauferreiches, das herrliche Land krönend, erschien es mir, wenn es die Abendsonne von Purpur und Gold funkeln ließ.“[13] Der Meinung mancher Forscher, es seien zisterziensische Meister beim Bau am Werk gewesen, könnte man nach einem Rundgang durch die karge und

reduzierte Schönheit des Gebäudes spontan zustimmen. Vermutlich hat Friedrich diese, so Olaf B. Rader, „reifste Schöpfung staufischer und süditalienischer Baukunst“[14] persönlich nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Denn am wohlsten fühlte er sich in seinem Multikulti-Palast in Palermo, gebaut im normannisch-arabischen Mischstil. Hier versammelte Friedrich eine illustre Schar von Künstlern und Dichtern, die sich – etwas Neues zu dieser Zeit – weltlichen Themen zuwandten. Friedrich war ein aufgeklärter und kosmopolitischer Freund der Kunst, Philosophie, Literatur und als solcher ein leidenschaftlicher Sammler von erlesenen Büchern. Ohnehin war der Hof bereits seit Roger II. eine ausgesuchte Adresse für Übersetzungen aus dem Arabischen. Bei seinen Freunden im Orient hatte Friedrich zudem gelernt, dass die Wissenschaft empirisch arbeiten müsse, was für den Okzident ein neuer Ansatz war. Es dauerte noch lange, bis diese gewagte Methode, die zu Ergebnissen führte, die den Lehren der Kirche meist deutlich widersprachen, Akzeptanz fand.

In der Freizeit war er passionierter Falkner. Seine Vögel stammten ausnahmsweise nicht aus den Regionen der arabischen Halbinsel, vielmehr ließ er sich die größten und für die Beize geeignetsten isländischen Falken aus Lübeck liefern. Aber auch dieses Hobby pflegte er wissenschaftlich zu betreiben und verfasste unter Rückgriff auf arabische Quellen das berühmt gewordene Werk *Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen*. Ein zweites Buch zum Thema folgte: der *Moamin* (eine abgekürzte Form für Mohammed). Olaf B. Rader nennt diese Bücher ein „Paradebeispiel für den orientalisch-okzidentalen Wissenstransfer“.[15]

Europa schnuppert an der Aufklärung

Ab dem 11. Jahrhundert – so langsam können wir endlich für das Gebilde, von dem wir reden, den Begriff Europa verwenden – wuchsen im Zentrum der Städte Kathedralen aus dem Boden, zuerst im romanischen, dann im gotischen Stil, und überragten die kleinen Holzhäuser um ein Vielfaches. Sie markierten die Stadt als das, was sie seit uralten Zeiten war, einen Gott geweihten Ort. Aber daneben gewann ein anderes Leben an Raum, jenes der Geldgeschäfte und einer weltlichen Lebensfreude. Die Geschäftsleute saßen hinter ihren Büchern und rieben sich die Hände ob der klingelnden Kassen.

Handelsreisen wurden an Partner delegiert – heute nennt man das Outsourcing –, Arbeitsteilung und Spezialistentum schritten fort. Der Zahlungsverkehr wurde mehr und mehr von einem internationalen Bankwesen durchgeführt. Die neue Literalität verdankte sich nicht mehr der Pflege der Heiligen Schrift in klösterlicher Abgeschiedenheit, sondern war eine Folge von Wirtschafts- und Handelsaktivitäten.

Es wurde daher Zeit, das Verhältnis zwischen den zwei Sphären zu klären, die in der Stadt aufeinanderprallten: der religiösen und der profanen. Diese Konfrontation entlud sich im Mittelalter in einem für die europäische Geschichte und Aufklärung heilsamen reinigenden Gewitter. Es ging vordergründig um die Investitur, also um die Einsetzung von Bischöfen durch Könige und Kaiser. Diese benutzten das Machtinstrument allzu gerne, weil man mit den in aller Regel universal denkenden, daher königstreuen Bischöfen die Egoismen der bloß auf ihre Provinz fokussierten Herzöge austarieren konnte. Wie berichtet, begaben sich Kaiser regelmäßig nach Rom, um sich entweder von Päpsten krönen zu lassen oder um diese ab- und neue einzusetzen. Gegen diese Anmaßung begannen sich die Päpste zur Wehr zu setzen. Ihre Waffe war der Bannstrahl, den sie nach Belieben auf Kaiser und Könige niedersausen ließen. Zupass kam ihnen das neue Image nach der Säuberung der Institution Kirche durch die Reform von Cluny.

Die Sache eskalierte schließlich unter Papst Gregor VII., der selbst vielleicht kurze Zeit in Cluny gelebt hatte. Er verbot König Heinrich IV. (ab 1084 Kaiser) kurzerhand, Bischöfe und Äbte zu ernennen, und maßte sich zu allem Überfluss auch noch eine monarchische Exklusivität des Papstes über weltliche Angelegenheiten an. Wie die Segensformel „Urbi et orbi" schon ausdrückt, war dieser Anspruch der Kirche immer global, nicht etwa bloß europäisch! Heinrich zuckte kaum mit der Wimper, machte kurzen Prozess und setzte, wie es üblich war, Gregor ab. Das Problem dabei war, dass der keine Anstalten machte zu gehen, sondern zurückschlug und Heinrich 1076 mit dem Bann belegte. Die Waffen beider Sphären waren stumpf geworden. Also verlegten sich die Streithähne angesichts der ungeheuren Vorgänge auf Propaganda und versuchten, mit Streitschriften die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen. Doch den Herzögen und Bischöfen war die Sache zu heiß. Sie rührten keinen Finger für den König, sondern ließen es auf den großen Krach ankommen. Der Papst hatte seinen Widerpart geschickt in die Sackgasse manövriert. Dieser spielte seinen

letzten Trumpf aus und zwang den Papst durch den berühmten Gang nach Canossa 1077, ihn vom Bann zu lösen. Die Burg, zwischen Bologna und Parma gelegen, gehörte der Markgräfin Mathilde und wurde von dieser angesichts der interessierten Weltöffentlichkeit für das dramatische Spektakel zur Verfügung gestellt. Der Ablauf war im Sinn der im Mittelalter so beliebten Rituale gut orchestriert. Beide übel gelaunten Kontrahenten brauchten die Verständigung. Trotzdem war die Sache nicht vom Tisch, weil das Problem eben tiefer lag. Es ging letztlich darum, wer die Definitionsmacht über Europa haben sollte, die Kirche oder die weltliche Seite. Es ist gar nicht so leicht zu entscheiden, was der größere Skandal war: dass der König vor dem Papst auf die Knie fiel oder aber, dass der ihn aufheben musste. Die beiden Schauspieler dieses Theaters eröffneten jedenfalls den ersten Akt der Trennung von Kirche und Staat und damit ein Kapitel der Aufklärung, die in und für Europa so wichtig wurde. Zudem folgte der Gegenschlag Heinrichs auf dem Fuß. Er setzte Gregor 1080 nochmals ab, der ihn dafür nochmals bannte, zog drei Jahre später in Rom ein und ließ sich im darauffolgenden Jahr von dem von ihm auf einer Synode in Brixen eingesetzten Gegenpapst zum Kaiser krönen, während Gregor in der Engelsburg (ursprünglich ein von Kaiser Hadrian erbautes Mausoleum für die römischen Kaiser) einsaß und um Hilfe rief. Der Normannenherzog Robert von Guiscard, Herrscher von Apulien und Kalabrien, der gerade vor Saloniki Anstalten machte, die Byzantiner zu besiegen, um in Konstantinopel auf den Thron zu kommen, hörte den Hilferuf seines Lehnsherrn und eilte nach Rom. 1084 galoppierten die Normannen durch die Stadttore und schlugen alles kurz und klein. Aber Robert konnte Gregor nicht retten. Die Bevölkerung wollte ihn loswerden. Er fand Zuflucht am Normannenhof in Salerno, wo er 1085 starb.

Der Investiturstreit war eine der wichtigen Weichenstellungen für Europa. Danach war das Königtum weltlicher und die Kirche kirchlicher – wie es sich halt gehört, könnte man sagen. Auf der einen Seite kommen wir spätestens jetzt bei der Geschichte des Christentums nicht mehr um die zentrale Figur des Papstes herum. Auf der anderen Seite war es ein klares Signal für die profane Entwicklung von Stadt und Staat. Der Traum eines Augustinus und vieler christlicher Philosophen und Theologen von der Verwirklichung eines Gottesstaates war ausgeträumt. Europa entschied sich für den aufgeklärten Weg der Trennung von Religion und weltlicher Macht.

Am Ende dieses langen Weges, auf dem der Humanismus der Renaissance, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die Französische und viele andere blutige Revolutionen gegen Obrigkeiten lagen, stand der säkulare freiheitliche Staat, für den das inflationär gebrauchte Wort von Ernst-Wolfgang Böckenförde gilt, dass dieser Staat die Voraussetzungen, auf denen er ruht, nicht garantieren kann. In anderen Worten bedeutet das, dass ein demokratischer Rechtsstaat ein höchst zerbrechliches Gebilde ist, das nur mit verantwortungsvollen und die Institutionen respektierenden Akteuren überleben kann.

Doch so weit sind wir noch lange nicht. Mehr als ein Schnuppern war das noch nicht, denn der Kaiser ernannte weiter Bischöfe und der Papst tat weiter alles, um den Kaisern Prügel zwischen die Beine zu werfen. Er holte zu diesem Zweck die Franzosen nach Italien, was 1268 in Neapel die Herrschaft der Hohenstaufer mit dem Fallbeil beendete und nach einer kurzen kaiserlosen Zeit zu eineinhalb Jahrhunderten Hausmachtpolitik führte, ohne Aspirationen, an die alte Reichsidee anzuschließen.

Im Laufe des 12. Jahrhunderts entdeckte man in den islamischen Archiven in Andalusien den neben Platon zweiten großen griechischen Philosophen: Aristoteles. Manche Texte waren in Bagdad zuerst aus dem Griechischen ins Syrische und von dort ins Arabische übersetzt worden. Jetzt wurde er aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und seine Werke fanden rasche Verbreitung. Neben dem maurischen Spanien war das Kloster Mont-Saint-Michel in der Normandie bereits seit dem 10. Jahrhundert ein Hotspot für Übersetzungen und Kommentierungen der nur in wenigen Exemplaren bekannten aristotelischen Schriften. Was sich anhört wie ein nur für akademische Fachphilosophen interessanter Paradigmenwechsel, war in Wahrheit eine kulturelle Revolution. Der die langen Jahrhunderte des frühen Mittelalters prägende romanische Stil trug unübersehbar byzantinische Züge. Die Abneigung gegen die Skulptur war ebenso wie die flächige Malerei ein Ausdruck der im Neuplatonismus gepflegten Skepsis gegenüber Körper, Materie und Naturnachahmung. Vom Islam, der jeden Gedanken an eine materiell-naturalistische Abbildung Gottes rigoros zurückwies, ganz zu schweigen.

Was jetzt mit Aristoteles im Rücken geschah, war nichts Geringeres, als dass sich eine gegenüber Byzanz eigenständige westliche Kunst herausbildete. Figuren lösten sich aus der Bindung an die Fassaden und

gewannen an Raum. Europa fand erstmals seit der Antike wieder einen Pfad zur freistehenden Skulptur. Die unnatürlich gelängten Proportionen glichen sich immer mehr den realen Vorlagen an, in den Gesichtern ließen sich Gemütsbewegungen ausmachen. Vor allem beim sakralen Bildwerk geschah Umstürzendes. Denn mit der aristotelischen Bevorzugung des Materiellen konnte man nun ungebremst dem Gedanken der Inkarnation huldigen, und so begann das Gegenteil dessen, was in der Romanik galt: Es begann ein Kult um den Körper.



Mont-Saint-Michel, Normandie

Blutende Hostien und Transsubstantiation

Angelehnt an die zwei das Mittelalter dominierenden Paradigmen, das platonisch-byzantinische im frühen romanischen Mittelalter und das aristotelisch-okzidentale im gotischen Hochmittelalter, waren auch beide Mystik-Versionen präsent. In der Romanik herrschte das neuplatonische Konzept der mystischen Einswerdung (Henosis) auf rein geistiger Ebene,

wie es bereits von Paulus grundgelegt wurde. Fleisch war bei ihm grundsätzlich Ausdruck der Sünde und nicht ein Instrument der Sichtbarmachung eines (religiösen) Körpers. In der Gotik hob das neu formulierte Gegenteil an: die extreme Umsetzung des inkarnatorischen Körpergedankens, mit dem sich die westliche mittelalterliche Kultur nun vom byzantinischen Osten emanzipierte.

Die Hinwendung zum materiellen Körper passte ohnehin gut ins Mittelalter, das eine Kultur des Körpereinsatzes war. Es lebte von Gesten, Gebärden, von Mimik und besonderer sprachlicher Artikulation. Schon die einfache Lektüre war im Mittelalter Körperarbeit. Bis ins 7. Jahrhundert gab es keine Wortzwischenräume und Satzzeichen. Man musste ein Buch laut rezitieren, um den Text überhaupt zu verstehen, und das Murmeln des Textes bzw. die Lektüre mit synchronisierten Körperbewegungen hielt sich noch lange.

Einen wichtigen Beitrag zur materiebetonten Mystik des Hochmittelalters schrieb jener Bernhard von Clairvaux, den wir bereits kennengelernt haben. Neben einer Marienmystik erschien in Bernhards Meditationen Christus als der Leidende, was seinen Körper in den Vordergrund rückte. Christus thronte nicht mehr unnahbar in einer Gloriole, wie es die von der byzantinischen Ikone geprägte Romanik darstellte. Jetzt fand vielmehr das Motiv des *Ecce homo* (lat. siehe, ein [leidender] Mensch), des Zurschaustellens des gefolterten Jesus, große Verbreitung. Bernhards Kreuzestheologie unterstützte trotz seiner Kunstskepsis die Entstehung der Monumentalplastik in Form übergroßer Kruzifixe.

Sowohl die materiefreundliche als auch die materieskeptische Mystik führten zu exaltierten Praktiken von mystisch bewegten Menschen. Vor allem Frauen ließen ihren sexuellen Phantasien nach Fleischeslust unter dem Deckmantel frommer mystischer Einswerdung mit Christus freien Lauf. Sie schildern uns mystische Ekstasen, die ziemlich intensiv und anstrengend werden konnten. Die Zisterzienserin und Verehrerin der Eucharistie, Ida von Louvain, berichtete Ende des 13. Jahrhunderts von einer mystischen Vereinigung, die sage und schreibe dreizehn Tage anhielt, wie auch immer man sich das vorstellen mag. Andere wiederum verachteten das Materielle und erhielten die heilige Kommunion von Christus persönlich, und zwar als immaterielle Schauerfahrung.

Die Möglichkeit, entweder mit realem Brot und Wein oder in Form einer materiefreien Vision kommunizieren zu können, war letztlich ein Echo auf den lange schwelenden Streit um die Eucharistie (worin sich wieder unser altes Thema von Chthonischem und Solarem widerspiegelt). Der Streit hatte sich zugespitzt, weil viele Menschen das Opfergeschehen in der Messfeier offenbar als zu abstrakt empfanden. Plötzlich floss wieder Blut in katholischen Kreisen. An vielen Orten, besonders massiert rund um den Bolsenasee südwestlich von Orvieto, tauchten blutende Hostien auf (Tafel XXI). Blutwunder schrieb man in Neapel dem hl. Gennaro (erstmals 1389), in Madrid dem hl. Pantaleon, in Amaseno dem hl. Laurentius und anderen Heiligen an anderen Orten zu. Man könnte darin einen Rückfall sehen in die alten blutigen Opferkulte, die das Christentum seinerzeit elegant überwunden hatte. Solange die Leitkultur einem eher materiefeindlichen Platonismus folgte, war das kein Problem, aber inzwischen wollten die Menschen wieder Haptik und Materialität erleben. Die alten Mysterienkulte lassen grüßen!

Seit Jahrzehnten bekriegten sich die Theologen mit der Frage, wie man die von Jesus beim letzten Abendmahl eingesetzte Eucharistie verstehen sollte. Für Berengar von Tours im 11. Jahrhundert war die Eucharistie ein symbolisches Erinnerungsmahl. Er dürfte damit einer verbreiteten, wenngleich theologisch nicht differenziert entfalteten Ansicht des frühen Christentums gefolgt sein. Anders sein Zeitgenosse Lanfranc von Bec. Er war ein Vertreter jener Denkschule, die von einer substantiellen Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi ausging. Was „substantiell“ bedeuten sollte, war freilich alles andere als klar. Berengar jedenfalls verstand den Vorschlag ganz dinglich und erregte sich darüber, dass Christus nach dieser Auffassung gegessen, damit zwangsläufig verdaut und ausgeschieden werde. Dass der Streit erst 1200 Jahre nach dem möglichen Abendmahl mit Jesus so eskalierte, ist doch sehr erstaunlich und hat in zweifacher Hinsicht mit Aristoteles zu tun. Einmal war das plötzliche Interesse an einer materiell-substantiellen Auffassung durch seine Philosophie ausgelöst und überdies bot seine Unterscheidung von Substanz und Akzidenz scheinbar auch noch die Möglichkeit einer philosophischen „Lösung“ dieser verzwickten Sache. Die Kirche lehrte nun, dass sich bei der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi bei gleich bleibenden Akzidenzien (damit bezeichnete Aristoteles veränderliche Zufälligkeiten wie

Haarfarbe oder Körpergröße) nur die Substanz (für Aristoteles war Substanz das, was bei der Veränderung der Akzidenzien gleich blieb) verändere. Damit verwendete man die aristotelische Terminologie, hatte sein Anliegen aber geradewegs auf den Kopf gestellt. Der arme Mann wird sich mehrmals in seinem Grab in Chalkis auf der Insel Euböa umgedreht haben, falls ihm die Festschreibung dieser Lehre auf dem 4. Laterankonzil 1215 (dogmatisiert wurde sie auf dem Konzil von Trient) zu Ohren gekommen sein sollte. Man nannte dieses Geheimnis – und ein solches war es ganz gewiss, denn mit Vernunft war es kaum nachzuvollziehen – zungenbrecherisch Transsubstantiation (wörtl. etwa: Veränderung der Substanz). Zahlreiche mittelalterliche Theologen und Philosophen reagierten entsetzt auf diese Lehre. Namentlich Dietrich von Freiberg beklagte, dass es unwissenschaftlich und unseriös sei, Aristoteles so zu verbiegen.

Was die Theologen so spitzfindig ausgeklügelt hatten, war letztlich eine Verneigung vor dem verbreiteten Bedürfnis des Volks. Worum es jetzt ging, war nichts Geringeres als die Umwandlung einer symbolischen, abstrakten Hostie in einen greif- und erlebbaren Körper, in den Körper Christi, etwas, was sich viele Menschen sehnlichst wünschten. Damit war die Transsubstantiationslehre ein wichtiger Schritt zur Sichtbarmachung der Kirche als begreifbarer Körper. Hostien ebenso wie Reliquien wurden in kostbaren Schaubehältern (Monstranzen, Reliquiare) geborgen und den Menschen buchstäblich vor Augen gestellt. Dieser Körper der Kirche wurde zum Kennzeichen des Katholischen. Luther und die Reformatoren griffen genau diesen Körper später an. Sie kämpften gegen die magischen Kräfte von Reliquien, Hostien und Heiligenbildern. Im 16. Jahrhundert hatte der katholische Priester (als solcher rief er zur Verfolgung der Juden auf) und spätere geläuterte Reformator Balthasar Hubmaier genau das im Auge, als er mit einem Schlag die gesamte katholische Memorialkultur beiseitewischte, nämlich den „unnützen Tand von der Kindertaufe, Vigilien, Jahrtagen, Fegefeuer, Messen, Götzen, Glocken, Läuten, Orgel, Pfeifen, Ablaß, Prozessionen, Bruderschaften, von Opfern, Singen, Brummen“.[16] Er bezahlte teuer für diesen Bildersturm und wurde 1528 vor dem Stubentor in Wien auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Seine Frau ertränkte man drei Tage später in der Donau.

1264 stiftete Papst Urban IV. das Fronleichnamsfest, 1317 wurde es allgemein eingeführt. Es ist das Fest des Geheimnisses der Eucharistie und ein Fest der Anschauung des realen Körpers Christi, der sich in einer bei der Prozession herumgetragenen Monstranz (von lat. *monstrare*/zeigen) dem Volk zeigt. Bereits das Anschauen der Hostie galt als heilbringend. In der Liturgie wurde die Elevation (von lat. *elevare*/erheben), also das Präsentieren des Leibes und Blutes Christi gleich nach den Wandlungsworten, zu einem neuen Mittelpunkt der Messfeier. Zeitgenossen berichten, dass Gläubige nach der Elevation die Kirche verließen, weil sie durch die Schaukommunion bereits „gesättigt" waren. Horst Wenzel spricht in diesem Zusammenhang von einer „Schau-Frömmigkeit"[17] im Mittelalter.

Dass Gott in Christus Mensch geworden war, wussten auch die Byzantiner, aber als Platoniker stuften sie die Körperlichkeit so weit als nur möglich zurück. Jetzt wurde mit diesem menschlichen Körper Gottes hemmungslos geschwelgt. Das war übrigens nicht zwangsläufig ein männlicher Körper. Jan Gossaert malte im 16. Jahrhundert Christus mit Brüsten, als nährende Mutter. Mit Christus sind schließlich Dinge verbunden, die weiblich attribuiert sind: Er blutet und spendet neues Leben. Auch die Kirche wurde manchmal als weiblicher Körper Christi dargestellt, als seine Braut oder auch als nährende Mutter.

Diese Tendenzen traten in der wieder stark platonisch ausgerichteten Renaissance zurück, während sie in der Barockzeit geradezu explodierten. Giovanni Lorenzo Bernini versuchte im 17. Jahrhundert in der Kirche Santa Maria della Vittoria in Rom, den Moment der mystischen Verzückung der hl. Theresia mit erheblicher erotischer Aufladung festzuhalten.

Zwischen Mystik und Wissenschaft

Im 12. Jahrhundert nahm die mittelalterliche Welt in Europa ordentlich Fahrt auf. Es gab eine sanfte Klimaerwärmung, die damals noch keinen weltweiten Alarm auslöste. Sie war auch noch nicht vom Menschen verursacht. Die Erwärmung war im Norden des Kontinents sogar höchst willkommen, weil sich im Verbund mit technologischen Fortschritten die Agrarproduktion erhöhen ließ. Das war wichtig, denn nicht nur die Zahl der Menschen nahm zu, sondern die durchschnittliche Lebenserwartung

stieg auf 35 Jahre, deutlich mehr als in der Antike. Die Landwirtschaft blieb die große Cashcow für den Aufbau der Städte. Auch wenn diese, gemessen an den südlichen und orientalischen Metropolen, immer noch schmutzig und ein Hort von Infektionskrankheiten und des Verbrechens waren, brach sich langsam ein kulturelles und wissenschaftliches Leben seinen Pfad. Die neue Finanzkraft zeigte sich an den himmelstürmenden gotischen Kathedralen im Zentrum der Städte Frankreichs und Deutschlands, Zeichen ihrer göttlichen Stiftung. In ihrem Umkreis bildeten sich Schulen, aus denen die Universitäten hervorgingen.

Den Übergang von den benediktinischen Abteien des Frühmittelalters zu den Universitäten des Hochmittelalters markierten eine Reihe von Klosterschulen, die Orte des intellektuellen Lebens waren, bevor die Bildung endgültig eine Sache der aufgeklärten Städte wurde und die Klöster ihre Bedeutung in dieser Hinsicht verloren.

Zu den berühmteren von ihnen gehörte die Schule von Chartres. Das spätere Zentrum der Gotik wurde 990 von Fulbert gegründet und erreichte mit Bernhard († um 1126) und Thierry von Chartres († um 1150) seine Blütezeit. Auch der schon erwähnte Gerbert von Aurillac gehörte der Schule an. Die Gelehrten in Chartres, überwiegend Platoniker, waren auf dem letzten Stand der antiken Bildung. Sie waren mit den wichtigsten Büchern über Astronomie und Medizin aus der Feder arabischer Autoren vertraut. Der Bau der wunderbaren gotischen Kathedrale Notre Dame in Chartres zwischen 1194 und 1260 fachte bei den Professoren zudem das Interesse für ästhetische Fragen an. Im Vordergrund stand dabei die platonische Lichtmystik. Das passte zur Gotik, denn sie war in erster Linie eine Architektur des Lichts. Die dicken Wände der romanischen Dome wurden geöffnet, das Licht strahlte großflächig in den Innenraum, in Chartres durch 186 bunte Glasfenster.

In Paris gründete 1108 Wilhelm von Champeaux die Schule von Sankt Viktor. Man hieß Künstler und Literaten mit offenen Armen willkommen. Berühmte Gelehrte wie Hugo († 1141) und Richard von Sankt Viktor († 1173) waren zwar grundsätzlich dem Neuplatonismus verpflichtet und verstanden sich als Mystiker, sie nahmen aber auch Anregungen von Aristoteles auf. Weil Hugos Mystik sich vor diesem philosophischen Hintergrund dem Sinnlichen öffnete, habe sie den „disziplinarischen Asketismus überwunden“,[18] bemerkte Umberto Eco. Eine solche, dem

Sinnlichen gewogene Mystik klingt dann so: „Hier nämlich ist die Schönheit, wie sie dem Auge erscheint, und das Ebenmaß, das auf dem Antlitz strahlt, ein Fest für die Augen; hier ist die Süße des Duftes, die den Atem erfrischt, hier ist die Erlabung durch den Geschmack, die den Appetit anregt, hier die sanfte Glätte der Körper, die entzückt und liebkosend die Berührung entgegennimmt.“[19]

Diese positive und offenbar auf reicher Lebenserfahrung basierende Einstellung zur Sinnlichkeit hatte einen weiteren Effekt. Hugo war der Erste, der den alten freien (*artes liberales*) neue mechanische Künste (*artes mechanicae*) zur Seite stellte, zu denen er neben Landwirtschaft, Medizin, Korbflechterei, Wehrtechnik, Seefahrt, Jagd, Handel und Textilhandwerk auch das Theater und die Architektur zählte. Erstmals wurden die Künstler und Architekten in den Rang einer *ars*, also einer Kunst oder Wissenschaft, gestellt. Das war eine Vorlage für die Künstler der Renaissance, die sich sehr rasch vom Handwerker-Image emanzipierten.

Buntes oder weißes Licht – der Streit um die Gotik

Eine weitere Schule entstand in Saint-Denis, damals ein wenig außerhalb von Paris, heute ein Stadtteil. Sie ist schon deshalb erwähnenswert, weil sich um diese Abtei eine besondere Geschichte rankt, die in der „Erfindung“ der Gotik durch Abt Suger gipfelte. Die Gründung des Klosters geht zurück auf den legendären Bischof von Paris, Dionysius, der im 3. Jahrhundert während der Christenverfolgung unter Kaiser Decius das Martyrium erlitten haben soll. Er wurde kurzerhand geköpft. Aber da Märtyrer meist ein ähnlich zähes Leben haben wie ermordete Primadonnen auf den Opernbühnen dieser Welt, die mit dem Messer in der Brust sterbend noch zwei Arien singen, war auch Dionysius nicht gleich tot. Vielmehr schritt er, sein Haupt unter dem Arm, noch eine Strecke, bis er schließlich entseelt zusammensackte. An dieser Stelle baute man ihm eine Kirche, eben Saint-Denis. Über die Jahrhunderte wurde das Kloster zum Begräbnisort wichtiger Dynastien, der Merowinger, Karolinger, Kapetinger und der Könige Frankreichs. Es war jedoch ebenso geschichtsträchtig wie schlecht verwaltet, denn 1122 übernahm Suger das der Benediktinerregel unterstellte Kloster in einem heruntergekommenen Zustand. Suger war ein

selbstbewusster, von seiner Bedeutung überzeugter Mann von Welt, ein geborener Sanierer und Visionär. Schon bald war er Chef eines in Reichtum schwelgenden Klosters. Die sprudelnden Finanzen weckten in ihm Bauherrenambitionen, zumal die desolate alte karolingische Kirche, vielleicht noch unter Pippin erbaut, dringend zu erneuern war. Suger mischte sich engagiert in den Neubau ein und folgte dabei mit größter Wahrscheinlichkeit einer philosophischen Vorgabe, dem Neuplatonismus. Das hing damit zusammen, dass sich in der Bibliothek eine besondere Kostbarkeit befand, nämlich das OEuvre des Dionysios Pseudo-Areopagites, den wir als einen der wichtigsten Neuplatoniker kennengelernt haben.

Den Pergamentcodex hatte 827 der byzantinische Kaiser Michael II. in einem feierlichen Staatsakt an den fränkischen König und Kaiser Ludwig den Frommen gesandt, was einen bedeutenden Kulturtransfer vom griechischen Osten in den lateinischen Westen darstellte. Für den Nachfolger Karls des Großen war gleich klar, dass dieses anspruchsvolle Geschenk aus dem Orient mit der Aufschrift „Dionysios“ in das Kloster Saint-Denis gehörte. Der damals amtierende Abt Hilduin beugte sich über die wertvolle Pergamenthandschrift, fertigte eine erste provisorische Übersetzung aus dem Griechischen an und versuchte, aus der Sache gleich Kapital zu schlagen. Er setzte die Geschichte in die Welt, der Titelheilige des Klosters, Dionysius, sei identisch mit dem syrischen Philosophen, den man seit karolingischer Zeit aufgrund seiner eigenen bewussten Irreführung zudem noch für jenen Ratsherrn Dionysios hielt, der Paulus begleitete, als dieser auf dem Areopag in Athen eine Rede hielt. Eine in den Weihebeschreibungen öfters gebrauchte Formel spricht vom „dreifachen hl. Dionysius“ (*ter beati Dionysii*). Also ziemlich viel Schwindel auf einmal zur höheren Ehre des Dionysius-Klosters!

Wert und Inhalt der Schriften des Dionysios konnten Suger nicht verborgen bleiben, der mit Sicherheit um die wahren Verhältnisse Bescheid wusste. Auch wenn nicht alle Historiker davon überzeugt sind, gibt es gute Argumente dafür, dass er bei seinen Plänen für die Kirche von der Lichtmystik des Neuplatonikers beeinflusst war. Jedenfalls baute Suger mit dem beliebtesten Baustoff der Architekturgeschichte, dem Licht. Er ließ die Mauern öffnen und das Tageslicht in den Raum strömen. 1140 wurde der neue Westteil (die Türme waren noch unvollendet), 1144 die Ostanlage samt Chor in großen Feiern eingeweiht. Als stolzer Bauherr verfasste Suger eine

Weiheschrift als Hymne auf das Licht: Das Gotteshaus erstrahlt „durch seine lichtgewordene Mitte, denn es erstrahlt nämlich durch Strahlendes, was strahlend vereint worden ist, und es erstrahlt das ehrwürdige Gebäude durchströmt von neuem Licht […]“.[20]

Bei so viel Strahlen und neuem Licht kann man nicht anders, als an die Lichtorgien der Zentralbaukirchen in Byzanz zu denken, an das Licht des Orients, das von nun an auch die westlichen Kathedralen durchströmte. So etwas nennt man Gotik. Die Gotik hatte ursprünglich nichts zu tun mit Bauhöhe oder Rippengewölbe. Die buchstäblich auf die Spitze getriebene Bauweise war eine Spezialität des Nordens, im Süden blieben auch gotische Bauten dem menschlichen Maß verpflichtet, wie man besonders einprägsam bei einer Fahrt im Vaporetto der Linie 1 entlang des Canale Grande in Venedig erleben kann, wo vom Dogenpalast bis zur Cà d'Oro (zwischen 1420 und 1440) zwischen den Renaissance- und Barock-Palazzi alle wunderbaren Spielarten spätgotischer Profanarchitektur an einem vorbeiziehen. Das Rippengewölbe wiederum stammte aus der arabischen Baukunst und wurde vereinzelt bereits in der Romanik verwendet. Jetzt aber *brauchte* man es schon aus statischen Gründen. Weil keine dicken Mauern mehr vorhanden waren, leitete man das gewaltige Gewicht der Gebäude entlang von Säulen und Strebewerk ab. Modern gesprochen, offenbart das Strebewerk der gotischen Kirche völlig transparent die in Stein gegossenen Kraftlinien. Das faszinierte Architekten noch im 19. und 20. Jahrhundert. Sie errichteten Zweckbauten wie gewaltige Glashäuser, Bahnhofshallen, Weltausstellungspavillons aus Stahl und Glas in Form von gotischen Kathedralen. Das 19. Jahrhundert kannte ein regelrechtes Revival der Gotik. Die Romantiker liebten den Baustil ebenso wie die konservativen Kleriker, für die die Gotik der authentische Stil des Christentums war. Schließlich wurde die (eigentlich französische!) Gotik im 20. Jahrhundert in einschlägigen Kreisen als vermeintlicher Baustil des Deutschtums missbraucht. Man hielt sich dabei unversehens an einen der Ersten, der von einer „gotischen Art“ (*maniera gotica*) sprach, an den Renaissance-Humanisten und Baumeister Giorgio Vasari. Er spottete freilich über diese aus seiner Sicht ungelenke Manier aus dem Norden und schob sie den Goten in die Schuhe.



Cà d'Oro (15. Jh.), Venedig

Doch zurück zu Suger und zu dem, was er mit dieser Lichtarchitektur vielleicht ausdrücken wollte. Bislang war das Licht immer ein Symbol der Mystik und der Anagogie, also ein Mittel für ein großes *Sursum corda* (lat. Erhebet die Herzen). Das mag auch hier gegolten haben. Die Kathedrale als materieller Spiegel, in dem sich die (geistige) göttliche Herrlichkeit fokussiert und jeden Betrachter in einem geradezu sakramentalen Geschehen mit sich reißt! Suger trieb diesen Gedanken noch weiter und stattete seine Kirche mit Gold, Edelsteinen und bunten Fenstern aus. Der gesamte Reichtum, den Suger so liebte, wurde von ihm dem religiösen Zweck untergeordnet. Suger beschrieb uns, wie er selbst im Strahlen der glänzenden Materialien wie eine Rakete in das Universum abhob: „[…] als ich […] den Zauber der farbenprächtigen Gemmen erfuhr und sie mich durch die Verwandlung des Materiellen ins Immaterielle zum Nachdenken über die Vielfalt der heiligen Tugenden anregten, schien es mir, als sähe ich mich selbst in einer fremden Gegend des Universums verweilen, die es vorher weder im Morast der Erde noch in der Reinheit des Himmels

gegeben hatte, als könne ich mit Gottes Gnaden auf anagogische Weise von der niederen zur höheren Welt emporgetragen werden.“[21] Diese Schilderung entspricht in der Tat genau der mystischen Theologie der christlichen Neuplatoniker, sie entspricht dem, was wir bereits aus Byzanz und aus den Texten kennen, die die Wirkung der Lichtarchitektur der Hagia Sophia beschreiben.

Trotz dieser offensichtlichen mystischen Bedeutung des Lichts sollte noch ein anderer Aspekt bedacht werden. Suger war kein Mönch, der sich hinter Klostermauern verkroch, um dort über die Heilige Schrift zu meditieren. Er war ein Mann von Welt, der sein Image für die Nachwelt pflegte und für seine Überzeugungen stritt. Von daher legt es sich nahe, die Öffnung der Mauern auch als angstfreie Begegnung mit der profanen Welt zu verstehen. Schließlich war die Zeit der Kathedralen auch die Zeit, in der an den Universitäten wissenschaftlich über die Sache Gottes *argumentiert* wurde. Nicht mehr Abschottung, sondern Diskurs mit der Welt war jetzt die Devise! Es wird nicht überraschen, dass eine dermaßen optimistische und stürmische Öffnung in die Welt und schon gar Sugers Prachtentfaltung samt der theologischen Deutung, dass man erst durch glitzernde Preziosen und bunte Lichtvorhänge seinen Geist auf Gott richten könne, nicht überall auf ungeteilte Zustimmung stießen.

Eine andere Klostergründung, 1098 von Robert, Abt von Molesme, im reifen Alter von siebzig Jahren in der Wildnis von Cîteaux (Cistercium) in Burgund bewerkstelligt, besann sich auf die alten benediktinischen Werte des *ora et labora* und auf die Vorbilder des Asketen- und Eremitentums. Die Gründer hatten aus Protest gegen Luxus und Standesdünkel Cluny verlassen. Anfangs ging es eher zäh voran, aber die Bewegung erhielt Schwung, als um 1112 Bernhard mit seinen Gefährten eintrat. Nach zwei Jahren gründete er von Cîteaux aus das Kloster Clairvaux, dem er als erster Abt vorstand. Um das Todesjahr Bernhards 1153 gab es bereits 350 Klöster dieser neuen Spiritualität.

Bernhard, den wir inzwischen gut kennen, wurde zum lautesten Sprachrohr der Bewegung, die gegen jeden Luxus kämpfte und ein Kapitel der Aufklärungs- und Modernekritik schrieb, das sich auch gegen die Stadt richtete, die ihre religiöse Stiftungsidee verraten habe. Bernhard sah in Saint-Denis und bei seinem Kollegen, Abt Suger, nur Eitelkeit und Prahlerei, Sucht nach Abwechslung und nach ständig Neuem, ja nach Vergnügen, das

gerade nicht die Herzen erhebt, sondern sie dort lässt, wo sie nicht sein sollten. Er geißelte die Ausschmückung von Büchern (pikanterweise hatte sich der dritte Abt von Cîteaux, Stephan Harding, um eine blühende Buchkunst große Verdienste erworben), polemisierte gegen „die übertriebene Höhe der Bethäuser, ihre maßlose Länge und ausschweifende und unnütze Breite“. Diese Dinge zögen „die Blicke der Beter auf sich, bis sie sich die Hälse verdrehen und das Aufkommen der Andacht verhindern. […] O Eitelkeit der Eitelkeiten, die ebenso eitel wie verrückt ist. Die Kirche funkelt an den Wänden von Gold, in den Bedürftigen leidet sie Mangel. Sie verkleidet ihre Steine mit Gold, ihre Söhne aber läßt sie nackt weiterziehen.“ [22]

Nicht nur an der Höhe der Kirchen, auch an den Fassaden konnte man sich die Hälse verdrehen, denn dort wurde ausufernd erzählt. Man konnte sich regelrecht durch die biblischen Geschichten zappen. Ein armenischer Bischof namens Martyr pilgerte im 15. Jahrhundert nach Santiago de Compostela und hinterließ uns seinen trockenen Kommentar zu dem, was er an der Kathedrale – hauptsächlich aus der Werkstatt des berühmten Meisters Mateo – zu sehen bekam: „Über der Pforte […] sieht man Christus auf einem Thron und eine Darstellung all dessen, was seit Adam geschehen ist und bis zum Ende der Welt geschehen wird.“[23] Moderne Zeiten, wir sahen das bereits im modern gewordenen antiken Athen, lieben das Erzählen und das Bild! Bernhards Ästhetik des Einfachen und Notwendigen lehnte solche Geschwätzigkeit ab und konterkarierte die Schreckensdarstellungen der romanischen Kirchen, von Cluny noch als reinigende Symbolik betrachtet, durch eine Licht- und Liebesmystik. Anders als Suger ließ Bernhard nur das klare weiße Licht zu, so wie in der Apokalypse (Offb 4,6) die Heiligen in weißen Gewändern einherschreiten.

Wir haben schon gleich am Beginn der Gotik zwei Konzepte des Kirchenbaus vor uns. Der zisterziensische Kirchenbau verlangte einen schlichten Raum ohne überflüssigen Schmuck und ohne bunte Kirchenfenster, ausgestattet nur mit Kruzifix und Reliquien. Auch den Turm, dieses Symbol der Macht und der Hybris von Babel, lehnte Bernhard ab. Dass heute die Räume noch erhaltener Klöster gerade durch eine kühle Schlichtheit und reduzierte Moderne beeindrucken, ist irgendwie eine besondere Pointe der Sache. Da freilich im Leben kaum etwas so heiß gegessen wie gekocht wird, entwickelte sich auch hier die Sache anders und

nicht im Sinn des strengen Asketen. Die skulpturale Ausstattung nachfolgender Zisterzienserkirchen, Kreuzgänge und Kapitelsäle war außerordentlich und in der Buchmalerei erreichte Cîteaux ein hohes Niveau. Etliche Zisterzienser trugen die Mitra. Das führte schließlich dazu, dass es wieder neue Orden brauchte, um das alte Ideal der Armut und Schlichtheit fortzuführen: die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

fides quaerens intellectum und der zweifache Aristoteles

Die frühmittelalterlichen Benediktinerklöster, in denen einige höhere Söhne einen privilegierten Privatunterricht genossen, waren von Mauern umschlossene Anlagen außerhalb der Siedlungen – Städte gab es damals ja nur vereinzelt. Im Hochmittelalter – nach dem Zwischenschritt der gerade erwähnten Klosterschulen – standen die theologischen Schulen mitten in der Stadt, wo gotische Kathedralen schier unermesslich in den Himmel wuchsen, wahre Wolkenkratzer, eigentlich Himmelskratzer, zur höheren Ehre Gottes.

Im Umkreis der Kathedralen versammelte sich, in schönem Latein gesprochen, eine *universitas magistrorum et scholarium*, eine Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden. Als praktisches Kürzel dieser Beschreibung blieb übrig: Universität! Rund 150 Jahre später als in der arabischen Welt entstanden in Europa die ersten Universitäten. Ob die ausschließlich medizinische Schule in Salerno als erste Universität des Westens durchgeht, ist Geschmackssache. An ihr wirkten um die Jahrtausendwende arabisch-christliche Wissenschaftler, die das medizinische Wissen arabischer Quellen ins Lateinische übersetzten und auf dieser Basis höchst erfolgreiche Forschungsarbeit betrieben. Mit einem breiten Fächerkanon wurde 962 Parma gegründet, um 1088 folgte Bologna, eine genossenschaftliche Gründung von Studenten, die auch die Universitätsleitung wählten. Dann ging es Schlag auf Schlag: Paris um 1150, Oxford Ende des 12. Jahrhunderts, Salamanca um 1218, Padua 1222, Neapel 1224. Obwohl im Schatten der Kathedralen stehend und anfangs noch meist von Päpsten approbiert, verlor die Kirche bald die Kontrolle. Die Professoren stellten sich lieber unter den Schutz der Könige. Die Curricula wuchsen aus den sieben freien Künsten heraus. Bald bildeten sich die

Fächergruppen Philosophie, Medizin, Jurisprudenz und Theologie, die klassischen vier Fakultäten der Universität. Es wurde dort nicht nur Grundlagenforschung betrieben, sondern die Universitäten bedienten auch den Bedarf der neuen Stadtkultur, indem man Fachleute für Verwaltung und Rechtspflege ausbildete.

Auf dieser Plattform schärften die Theologen die Klingen ihrer Argumente, um im akademischen Wettstreit der Überzeugungen mitmischen zu können. Sie versammelten sich um das Anselm von Canterbury zugeschriebene Motto, das die sogenannte Scholastik prägte (und bis heute die Arbeit der Theologen leitet): *fides quaerens intellectum*. Es ging um einen Glauben, der sich auf vernünftige Argumente stützt und die Vernunft nicht auf die Seite räumen muss, um bestehen zu können. Gegen diesen Ansatz gab es prompt Proteste von Mönchstheologen, die die Hinwendung zur Vernunft als (womöglich letzte) Instanz vehement bekämpften und sich auf die geoffenbarte Wahrheit Gottes beriefen. Man versuchte, die Kritiker ins Boot zu holen, indem man das vernünftige Argumentieren zunächst auf die Frage beschränkte, wie denn die geoffenbarte Wahrheit zu verstehen sei. Die Kritik bündelte sich in einem anderen, ganz gegenläufigen Spruch: *credo, quia absurdum* (lat. ich glaube, weil es so unvernünftig ist). Er wird Tertullian, einem um 160 in Karthago geborenen christlichen Schriftsteller, und/oder Augustinus zugeschrieben, auch wenn er sich weder bei diesem noch bei jenem wörtlich findet. Es ist in der Tat ein originelles Motto! Wer bezweifelt, dass sich die Aussagen der Theologie mit rationalen Argumenten begründen lassen, könnte auf seiner Basis auf die Idee verfallen, den Reiz des Glaubens gerade in seiner Außergewöhnlichkeit und Andersartigkeit gegenüber einer wissenschaftlichen Logik zu finden.

Die Auseinandersetzung macht einen Frontverlauf sichtbar, der jenem im Islam ähnlich war. Gegenüber dem byzantinisch-orthodoxen Christentum, das eher auf mystische Erfahrungen setzte, schlug das europäische Christentum beherzt den von Rationalität geleiteten Weg ein. Man kann die zuletzt konsequente Akademisierung der christlichen Religion als Theologie seit dem Hochmittelalter, ihre Orientierung an der Instanz der Vernunft, in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung gar nicht überschätzen. Sie sorgte letztlich für eine Domestikation des auch dem Christentum – wie jeder Religion – inhärenten Gewaltpotenzials und

brachte die Theologie ins Gespräch mit den freien Künsten, also mit jenen Fakultäten, die heute die geisteswissenschaftlichen Abteilungen sind. Man lernte, nach innerweltlichen Kausalketten zu argumentieren und die Behauptungen nicht mehr alleine auf die Autoritäten der Heiligen Schrift und der Väter zu stützen. Natürlich blieben genügend Reibungsflächen erhalten. Das zeigte sich schon bei der zweifachen Aristotelesauslegung. Es gab den Aristoteles der Theologen, die den heidnischen Philosophen der Antike wie einen Steinbruch ausschlachteten, sich das herauspickten, was ihnen passend schien (Stichwort: Transsubstantiation), und den Rest wenig zimperlich mit Lehrverboten belegten. Auf der anderen Seite gab es den Aristoteles der Fakultäten der freien Künste. Das war ein Aristoteles der empirischen Methode und der Aufklärung, was der Stimmung in den neuen Städten entsprach, die zu attraktiven Zentren und einem Synonym für Freiheit geworden waren. Nicht umsonst erhielten die Kathedralen Konkurrenz von den ebenfalls im gotischen Stil erbauten Rathäusern, die ihren Machtanspruch ihrerseits durch Türme untermauerten. Diese Verortung der Religion an der Universität und die Herausbildung der Theologie als Wissenschaft war neben der Investiturfrage ein weiterer wichtiger Baustein in der Geschichte der Aufklärung. Zum wertvollsten Vermächtnis Europas zählt die Trennung von Kirche und Staat, also – pointiert gesprochen – die Tatsache, dass man Kruzifixe aus Gebäuden politischer und staatlicher Institutionen fernhält. Freilich ist auch da sorgfältig abzuwägen. Eine radikale Trennung von Kirche und Staat, wie das etwa Frankreich betrieb, beschwört die Gefahr herauf, dass zur Identitätssicherung nur schwer beherrschbare Surrogate zum Einsatz kommen: Nationalismus, Rassismus, Fundamentalismus. Vor solchem Hintergrund scheint einer mit der offenen demokratischen Gesellschaftsordnung kompatiblen Religion eine auch sozial wichtige Rolle zuzukommen.

Die neue theologische Elite bestand nicht mehr aus Mystikern und frommen Exegeten der Heiligen Schrift, wie es die Väter der Spätantike waren, sondern aus Professoren, deren vordringlichstes Anliegen ein Gleichgewicht von Glauben und Wissen war. Ihre Schriften waren gleich aufgebaut wie die ritualisierte Lehrtätigkeit, die *disputatio*, die man geradezu mit einem formalisierten mittelalterlichen Turnier vergleichen könnte. Man sammelte solche Disputationen zur sogenannten *summa*, der avanciertesten

Form theologisch-philosophischer Publikationskunst. Die Humanisten der Renaissance konnten später mit dem erstarrten Ritual der *disputatio*, das sich schon bald vom Inhalt abgelöst hatte, nichts mehr anfangen und stifteten mit ihren Diskussionszirkeln und Akademien eine neue Wissenskultur.

Trotzdem klingen die großen Namen der scholastischen Philosophen und Theologen bis heute nach: der aufgeklärte Abaelard in Paris, Albertus Magnus in Köln, Thomas von Aquin in Paris, Duns Scotus in Oxford. Die Weltläufigkeit – bezogen auf das damalige Europa – der mittelalterlichen Gelehrten angesichts der unendlichen Mühen des Reisens erstaunt den heutigen Beobachter doch sehr. Diese Intellektuellen waren aber nicht nur geographisch, sondern auch geistig beweglich und griffen neben dem antiken Wissen auch auf die Kommentare der arabischen Autoren zurück, besonders auf Avicenna und Averroës. Das beste Beispiel dafür ist Thomas von Aquin selbst, der bedeutendste Lehrer der Kirche, den man mit dem Ausdruck „engelgleicher Doktor“ (*doctor angelicus*) ehrte. 1225 als Sohn eines im Dienst Friedrichs II. stehenden Herzogs auf Schloss Roccasecca bei Aquino geboren, wurde er zum Studium zu den Benediktinern nach Montecassino geschickt. Er trat dann aber dem neuen Dominikanerorden bei, lernte in Neapel die Philosophie des Aristoteles kennen, studierte in Paris bei Albertus Magnus und ging mit ihm nach Köln, wo er vielleicht am 15. August 1248 bei der Grundsteinlegung des Doms zuschaute. Thomas lehrte – immer in der Wissenschaftssprache Latein – in Neapel, Orvieto, Rom, vor allem aber in Paris. Daneben kümmerte er sich um Ordensangelegenheiten, arbeitete als Gutachter und Konzilsberater. Wer auf die unendliche Reihe der Folianten blickt, die Thomas hinterlassen hat, neigt dazu, die Geschichte zu glauben, dass er mehreren Sekretären gleichzeitig diktiert habe.



Albertus Magnus, San Nicolò, Treviso

Thomas ist der konsequenteste Aristoteliker der Kirchengeschichte. Er stützte seine Theologie also auf die Philosophie eines heidnischen antiken Philosophen und auf den Muslim Averroës, den er stets einfach den „Kommentator" nennt. Das Anliegen der Philosophen und Theologen an den ersten Universitäten war unter anderem, die Eigenschaften Gottes zu beschreiben. Das war ein gewagtes Unterfangen, denn es glich ja dem Entwurf eines Bildes von einem jenseitigen Gott. Woher in aller Welt sollten wir einfachen Menschen aber darüber Kenntnis haben? Die strengen Monotheisten des Judentums und des Islam standen einem solchen Ansinnen daher stets zutiefst skeptisch gegenüber. Letztlich waren die Ergebnisse solcher Bemühungen Ausdruck von Vorstellungen, die man sich zu verschiedenen Zeiten von Gott machte. Thomas formulierte jedenfalls das Bild eines transzendenten Gottes, der seine Allmächtigkeit von sich aus besitzt, ohne jedes Zutun der menschlichen Erkenntnisleistung, und der in seinem Schöpfungsakt den Menschen in absolute Freiheit gesetzt hat. Er markierte damit einen deutlichen Unterschied zur platonisch-augustinischen Lehre, die immer davon ausging, dass sich Gott in der mystischen Schau gleichsam offenbart, was die Verbindung von Mensch und Gott sehr eng und intim gestaltet. Weil die Abgrenzung von Gott und Mensch bei Thomas so scharf ist, erforderte es andererseits viel Mühe und waghalsige metaphysische Konstruktionen, um eine Verbindung zwischen beiden Sphären plausibel zu machen. Über allen diesen Bemühungen firmierte das Bemühen, im Sinne des *fides quaerens intellectum* zwischen Vernunft und Glaube ein Gleichgewicht zu halten.

Im 19. Jahrhundert erlebte Thomas ein unerwartetes Revival. Die Päpste schrieben im Zuge ihres heftigen Kampfs gegen Moderne und Aufklärung den theologischen Lehranstalten die Lehre des Thomas exklusiv vor. Das war ziemlich fatal, denn selbstverständlich ist Thomas bei aller unbestrittenen Genialität ein Denker des Mittelalters, dessen Lösungsansätze für die Probleme der Gegenwart, wenn überhaupt, dann nur äußerst selektiv zu gebrauchen sind. Dabei wurde noch gar nicht seine abschätzige Haltung gegenüber Frauen, Juden oder den Getauften, die ihren Glauben aufgeben, erwähnt.

Theologen mucken auf

Schon seit längerer Zeit gab es Aufmüpfige, die die Sache mit dem Ausgleich von Vernunft und Glaube nicht überzeugend fanden und Ärger mit der Kirche nicht scheuten. Einer der richtig Aufmüpfigen, Petrus Abaelard, widersprach Petrus Damianus, der im 11. Jahrhundert die Philosophie zur „Magd der Theologie" degradiert hatte, und empfahl knapp hundert Jahre später der Theologie die philosophische Logik als Maßstab. Damit hatte er den Spieß praktisch umgedreht. Der Papst, Innozenz II., fand das gar nicht lustig und ließ Bücher Abaelards theatralisch im Petersdom verbrennen. Dass das Klima unter südeuropäischer Sonne so eisig werden konnte, hatte unter anderem mit dem in der Amtskirche gut vernetzten Bernhard von Clairvaux zu tun, der Abaelard grob denunzierte.

Ein anderer Aufmüpfiger war der in Oxford und London lehrende Franziskaner (der Orden machte eigentlich gegen die aufklärerische Theologie Front, produzierte aber auch kritische Geister) Wilhelm von Ockham, der sich vor den Nachstellungen der Kirche in die Obhut Ludwigs des Bayern flüchtete. Duns Scotus, ebenfalls Angehöriger des Franziskanerordens, weichte den strengen Realismus des Thomas von Aquin im Sinne einer in die Moderne weisenden Position auf. Man scheute sich jetzt auch nicht mehr, in Astronomie und Optik die Ergebnisse empirischer Untersuchungen von antiken und arabischen Wissenschaftlern zu übernehmen und seinerseits die Forschung dazu anzukurbeln. In Oxford entstand dafür ein bedeutendes Zentrum, an dem etwa Richard von Wallingford, Robert Grosseteste und Roger Bacon wirkten, die in Witelo, der in Padua und Viterbo anzutreffen war, einen bedeutenden Nachfolger fanden.

Immerhin muss man, abseits der Maßregelungen durch die Amtskirche, der Scholastik eine hochstehende Streit- und Diskurskultur attestieren. Letztlich entfaltete sich gleichsam im Schoß der Kirche eine kritische Theologie, die mit den konstruierten Gegenargumenten gleich Startblöcke für Religionskritiker und Atheisten mitlieferte. Dass viele eine solche offene und gleichsam ungeschützte Debatte in der Theologie mit Argusaugen betrachteten, kann nicht überraschen. An die Stelle der Zisterzienser, die inzwischen selbst in allerhand Annehmlichkeiten schwelgten, die sie früher bekämpft hatten, traten als kritisches Gewissen die Bettelorden.

Es war um das Jahr 1205, als Giovanni Battista Bernadone in San Damiano in Assisi vor einer Kreuzesikone meditierte und daraufhin sein

Leben als begüterter und den Freuden des Lebens zugeneigter Kaufmannssohn gründlich änderte. Unter dem Namen Franziskus wurde er zu einem exzentrischen Einsiedler und zum beliebtesten Heiligen der katholischen Kirche. Die Organisation des größten Ordens der Kirche, der Franziskaner, erledigte ein anderer, nämlich Bonaventura von Bagnoregio. Franziskus war nicht nur kein Organisator und Verwalter, er war auch weit weg von jedem wissenschaftlich-theologischen Ehrgeiz. Er verbot seinen Brüdern sogar den Besitz von Büchern. Selbst den Bau von Kirchen hielt er für überflüssig. Es genügte ihm die Predigt auf den Plätzen der Städte, wo die Franziskaner die versammelten Massen mit theatralischen Einlagen zu unterhalten pflegten, so ähnlich wie heutige evangelikale Prediger in den Vereinigten Staaten. Mit Franziskus begann (gleichsam als Kompensation einer wissenschaftlich-abstrakten Theologie) eine volkstümliche Religion.

Aus anderem Holz als Franziskus war der adelige Spanier Domingo de Guzmán geschnitzt. Dominikus (lat. wörtl. *canis domini*/der Hund des Herrn) war von klein auf katholisch sozialisiert und gründete einen Orden von Predigern, die einerseits arm, andererseits gebildet sein sollten, um missionarisch wirken und Ketzer mit gelehrten Predigten bekämpfen zu können. Nicht immer reichte dabei die verbale Bissigkeit aus. In solchen Fällen griffen die Dominikaner zu rustikaleren Methoden. Sie waren der Orden der Inquisition.

Die Bettelordensbrüder zogen als Wanderprediger durch die Lande und verkündeten auf den Plätzen der Städte und in den geräumigen neuen schmuck- und turmlosen, hallenartigen Backsteinkirchen das Wort Gottes, kräftig gewürzt mit Kritik an Reichtum und aufklärerischer Bildung. Papst und Bischöfe beendeten das Vagabundieren bald, steckten die Brüder in Konvente und machten aus ihnen Priester und Professoren. Dass die Dominikaner viele Professoren stellten, ist nicht weiter überraschend, dass auch die Franziskaner bedeutende Theologen, noch dazu die kritischeren Geister, hervorbrachten, ist schon eher erstaunlich, aber der Orden pendelte seit seinem Bestehen zwischen mystischen Bettelbrüdern und gelehrten Universitätsprofessoren, zwischen Volksmission und Ordensschulen. Standen die schlossartigen Klöster der Benediktiner auf Hügeln (dort stehen sie noch heute), umgeben von Weinbergen, Wäldern und Viehweiden, also als Zentren landwirtschaftlicher Aktivitäten, die ihren Wohlstand sicherten, hatten die Bettelorden ein ganz anderes Selbstverständnis. Sie waren

inspiriert von den frühen Mönchseinsiedeleien, die ihre Ursprünge im christlichen Syrien und Ägypten hatten. Dementsprechend kritisch waren sie gegenüber der Stadt mit den aufklärerischen Universitäten, dem uferlosen Konsum und den Geldgeschäften. Gerade deshalb stellten sie ihre einfachen, schmucklosen Klöster geradezu provokant mitten in diesen Dschungel und Sündenpfuhl und predigten dort gegen die vermeintlichen Verfehlungen an. Wer sich bei einer Stadtbesichtigung die Bettelordenskirchen ansehen möchte, sollte Zeit für einen längeren Fußweg einplanen. Denn die Klosterkirchen der Dominikaner und Franziskaner befinden sich aufgrund von Eifersüchteleien meist an den entgegengesetzten Enden der Innenstädte, und ganz schlicht und einfach, wie ursprünglich vorgeschrieben, waren sie bald auch nicht mehr. Wie sehr sich auch die Bettelorden einen Wettbewerb um die schönere Kirche lieferten, sieht man etwa in Florenz, Venedig oder Dubrovnik.

In der Ambivalenz von Bettelbruder und Professor spiegelte sich letztlich die Tatsache, dass die Theologen das Auseinanderbrechen von Vernunft und Glaube nicht mehr aufzuhalten vermochten. Das hatte einschneidende Konsequenzen. Auf der einen Seite eine hochavancierte Theologie, auf der anderen Seite eine Volkstümelei, die bald in eine regelrechte Infantilisierung ausartete, die bis heute die christliche Praxis jedenfalls an den Hochfesten prägt. Aus dem Jahr 1223 ist ein erstes Krippenspiel in Greccio in den Sabiner Bergen überliefert, 1419 soll es eine erste Darstellung des Heiligen Grabes gegeben haben. Am Palmsonntag zog man einen hölzernen Palmesel mit Christus auf dem Rücken über die Stadtplätze, am Fest der Himmelfahrt baumelte eine Christusfigur an einem langen Seil und entschwand im Gewölbe der Kirche. Eine Welle privater Mystik griff um sich: Hausaltäre, kitschige Andachtsbilder und Gipsfiguren, schwülstige Darstellungen von Liebesfunken und durchbohrten Herzen Jesu fanden sich in jedem Haushalt. Daneben stieg die Zahl der Festtage und Prozessionen. Für alle Körperteile Jesu und Marias gab es eine Verehrung oder wurden gar Orden gegründet: Marias Frömmigkeit wurde verehrt, ihr kostbares Blut, ihre Sieben Schmerzen, ihre unbefleckte Empfängnis und ihre Himmelfahrt, die Fünf Wunden Jesu, seine Weisheit und sein Herz, der Kreuzweg und etliches anderes mehr. Der Reliquienkult, der uns bereits in der Spätantike beschäftig hat, erlebte einen neuen Schwung – wer sich

darauf verstand, Heilige nach ihrem Tod fachgerecht zu zerlegen, konnte darin ein gutes Geschäftsmodell finden.

Die Reiter aus der Hölle

Aber summa summarum schienen die Zeitläufte durchaus erfreulich zu sein. Der Westen fand endlich Anschluss an den Osten und es brummte allenthalben wie in einem Bienenstock. Anfang des 13. Jahrhunderts zog allerdings eine dunkle Gewitterwolke auf, ausgerechnet aus dem Osten, wo ja normalerweise das Licht aufgeht. Auf einer unglaublichen Frontlinie von mehr als tausend Kilometern Länge galoppierten auf Abertausenden von Pferden Mongolen mordend und brandschatzend auf Europa zu. Den gesamten Orient hatten sie bereits überrannt und durch die blühende arabische Kultur eine Schneise der Verwüstung gezogen. Immerhin nahmen die Mongolen, wie oben bereits berichtet, den islamischen Glauben an und stellten so eine Verbindung zum Osten her, weshalb für den arabischen Raum (und nicht nur für diesen) unter dem Strich auch ein Gewinn zu konstatieren war.

Nun war das in Schockstarre verharrende Europa an der Reihe. Fantastische Geschichten kursierten über dieses wilde Reitervolk, dessen Herkunft lange unklar war. Man nannte sie die Tartaren (oder Tataren), die aus dem Tartaros, die Höllenreiter sozusagen, gegen die kein Kraut gewachsen war. Doch das dem Ansturm schutzlos ausgelieferte Abendland hatte noch einmal riesiges Glück. 1241 verstarb Großkhan Ügedai. Kaum hatte die Nachricht die galoppierende Front erreicht, warfen die Horden ihre Pferde auf der Stelle herum und ritten zurück zur Beerdigung – und sie kamen niemals wieder. Oder sollte der Tod des Großkhans gar nicht der Grund für die Kehrtwende gewesen sein? Sollte stimmen, was Peter Frankopan mutmaßt, dass nämlich die Mongolen, die bereits ganz Asien erobert hatten und sich dann an die Kornkammer Nordafrika hielten, vom Pferderücken aus einen kritischen Blick auf Europa warfen und es schlicht und einfach nicht attraktiv fanden?[24]

Wie auch immer, man schickte im Westen jedenfalls einige Dankgebete gen Himmel und widmete sich wieder den Alltagsgeschäften und – ja, auch wieder einmal dem Antisemitismus, weil Fake News die Mongolen als

verschollene Stämme des Nordreichs Israel identifizierten. Zugleich war man aber auch neugierig geworden auf die geheimnisvollen Weiten des Fernen Ostens und auf die feinen Sachen, die man von dort bereits kannte: Seide, Porzellan, Gewürze, Papier. So ließ man vor allem die sinnlosen und kostspieligen Kreuzzüge bleiben und gründete Import-Export-Firmen. Der noch nicht zwanzigjährige Marco Polo machte sich 1271 zusammen mit Vater Niccolo und Onkel Maffeo (die bereits 1266 am Hof der Mongolen in Peking gewesen waren) zu einer sagenumwobenen Expedition in den Fernen Osten auf, die den Handelsweg dorthin endgültig erschloss. Auch die Mongolen hatten wohl eingesehen, dass sich mit lebenden Europäern bessere Geschäfte machen ließen als mit geköpften. Da die Seiden- und Weihrauchstraßen mit ihren nicht enden wollenden Kamelkarawanen durch die arabische Welt führten, war es gut, dass die Kaufmannssöhne Arabisch gelernt hatten, damals ungefähr so wichtig wie heute das Englische. Freilich waren es auch diese Handelswege, über die sich die Pandemie der Pest in der globalisierten Welt rasend schnell ausbreiten konnte. Sie wütete in Europa und im Mittelmeerraum immer wieder, besonders verheerend im 14. Jahrhundert, wo in manchen Landstrichen gerade einmal ein Zehntel der Bevölkerung überlebte.

Neugierde galt im frommen Mittelalter als Laster. Deshalb spürte man, dass eine neue Zeit anbrach, weil man die Neugierde auf einmal nicht mehr zu verbergen brauchte. Sie wurde vielmehr zu einem Motor des Neuen und des Fortschritts. So richtete sich der Blick nicht mehr nur nach Osten, sondern vermehrt auch in den Westen. Das hatte nicht zuletzt damit zu tun, dass man direkte Wege nach Indien suchte, um im Handel wieder selbstbestimmt agieren zu können, ohne die feilschenden Araber als Zwischenstationen mitverdienen lassen zu müssen. Man kramte in den verstaubten Schränken der Bibliotheken und zog die alten Landkarten aus der Antike und die Bücher kenntnisreicher arabischer Geographen ans Licht. Dort stand zu lesen, dass die Welt keineswegs bei den Säulen des Herakles in Gibraltar zu Ende war, sondern dass jenseits eines großen Ozeans Kontinente lagen, von denen einer Indien sein sollte.

Dieser neugierige Blick auf neue Welten und Räume gehört nicht mehr zum Mittelalter, sondern zu einer Zeit, in der man die Inspirationen wieder direkt aus der Antike holte, weshalb man von einem Zeitalter der

Wiedergeburt (gemeint: der Antike) sprach, auf Italienisch *rinascita*, auf Französisch *renaissance*.



Michelangelo, David (um 1501), Florenz

12 DAS SUBJEKT EMANZIPIERT SICH FÜR EINE NEUE ZEIT

Am Morgen des 26. April 1336 brach der gefeierte, 1341 auf dem Kapitol in Rom mit dem damaligen Nobelpreis für Literatur, dem Dichterlorbeer, ausgezeichnete Francesco Petrarca (*poeta laureatus*) zusammen mit seinem Bruder zu einer Bergwanderung auf. Die beiden bestiegen den Mont Ventoux in der Nähe von Avignon. Ob Petrarca wirklich auf dem Gipfel war, darüber streiten die Fachleute mit lustvoller Leidenschaft. Für unseren Zweck genügt die Tatsache, dass Petrarca Jahre später in einem Brief an den befreundeten Augustinermönch Francesco Dionigi des toskanischen Klosters Borgo San Sepolcro diesen Aufstieg schilderte. Vermutlich waren ihm die berühmten Vorbilder aus der Antike bekannt: der römische Kaiser Hadrian, der wegen der schönen Aussicht Berge bestieg, darunter den Ätna auf Sizilien und den Keldag in Syrien, oder der Makedone Philipp V., der auf dem Haimos in Thessalien stand, was wiederum Titus Livius in seiner Geschichte erzählte, wo es Petrarca gelesen haben könnte. Die Beschreibung Petrarcas bietet einiges an Pathos auf. Demnach zog der Dichter, auf dem Gipfel angekommen, eine Taschenausgabe von Augustinus' *Confessiones*, ein Geschenk ebendieses Dionigi, aus dem Rucksack. Er schlug das Büchlein auf und – welch ein Zufall – erwischte die passende Stelle, wo es heißt: „Die Menschen gehen dahin und bewundern die Höhe der Berge, die großen Fluten des Meeres, die Küsten des Ozeans, die Bahn der Gestirne, und lassen sich selber außer acht."[1] Petrarca beschrieb also mit den Worten des Augustinus das Programm dieser Bergtour. Es ging ihm einzig darum, weswegen auch wir wandern und Berge erklimmen, nämlich aus Freude an Natur und Landschaft. Moderne Philosophen und Literaturwissenschaftler wie Jacob Burckhardt, Hans Blumenberg und Hans Robert Jauss feiern Petrarca deshalb als ersten modernen Menschen mit ästhetischer Natur- und Weltsicht. P etrarca sah vom Gipfel des Berges aus tatsächlich weit und er sah eine konkrete Natur. Seine Expedition könnte man mit Jesús Carrillo daher als stupende Symbolik der Bemühung um „a more global view of the

world“[2] lesen. Karlheinz Stierle gibt diesem Streben nach einem größeren Horizont noch eine weitere Wendung, indem er darauf hinweist, dass Petrarca seiner Äußerung nach nicht mehr eine ganzheitliche Schauerfahrung machte (wie in der Mystik), sondern eine Fülle von zufälligen (kontingenten) Einzelheiten sah, die es galt, zu einem Gesamtbild zusammenzusetzen: „Petrarcas Welt ist nicht ein wohlgeordneter Kosmos, sondern ein Meer der Kontingenz.“[3] Die Botschaft: Petrarca stand nicht mehr in einer bergenden Sinnerzählung des Mittelalters, sondern rezipierte eine empirisch gewonnene Information, deren Ordnung erst durch seinen Verstand hergestellt wurde. Dazu passt das ausdrücklich erwähnte mühsame Mäandern beim Aufstieg (während sein Bruder den geraden Weg nahm). Der Serpentinenweg ist gleichsam das Gegenmotiv zum direkten mystischen und anagogischen Aufstieg des Mittelalters, damit natürlich auch eine unterschwellige Abwendung von der Theologie des Augustinus. Wenn man die Geschichte so großzügig interpretiert, könnte man an dem auf dem Gipfel des Mont Ventoux stehenden Petrarca die Wende vom Mittelalter zu einer neuen Zeit festmachen. Das Subjekt erwartet nicht mehr bloß eine seelische Himmelfahrt, vielmehr konstruiert es die Welt aktiv im Blick auf sie! In der Tat spielte im Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit der Blick auf die Welt und die Konstruktion dieses neuen Raums eine herausragende Rolle.

Der Orient im Westen – Europa erobert die Welt

Die Menschen im Europa des 14. und 15. Jahrhunderts begannen, sich in der Welt umzusehen. Dafür gab es zunächst ganz praktische Gründe. Der militärisch organisierte Islam war Europa auch an der Ostflanke nahe gerückt (1389 Schlacht auf dem Amselfeld gegen die Serben, 1396 bei Nikopolis gegen ein Kreuzfahrerheer, 1453 Eroberung Konstantinopels). 1458 zog der Sultan der Osmanen in Athen ein und man hisste für drei Jahrhunderte die Flagge mit dem Halbmond auf der Akropolis, also auf *dem* Symbol des europäischen Selbstverständnisses schlechthin. Die grausame osmanische Kampfmaschine näherte sich auch dem feinsinnigen Venedig. Doch die Venezianer zogen sich mit einem zwar ungünstigen, aber

immerhin ihre Geschäfte weiterhin ermöglichenden Friedensvertrag wieder einmal aus der Affäre.

Das Osmanische Reich lag also wie ein mächtiger Riegel zwischen Europa und Orient. Zudem sah es ab dem 16. Jahrhundert mehr und mehr auch das westliche Mittelmeer als seine Operationsbasis an, immerhin ein untrügliches Zeichen dafür, wie sehr sich Europa zu einem attraktiven Gebiet gemausert hatte. Auf den Kommandobrücken der stattlichen osmanischen Flotte lag das damals beste Handbuch für die Mittelmeerseefahrt aus der Feder des türkischen Geographen Piri Reis vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Sein *Kitab-i Bahriye* (*Buch über die Seefahrt*) war ein umfangreiches Werk, das das Meer mitsamt seinen Inseln, Buchten und Zuflüssen mit erstaunlicher Genauigkeit beschrieb und darüber hinaus wirtschaftliche, soziale und kulturelle Zusatzinformationen lieferte. Das Grundwissen bezog Piri Reis aus sehr alten, in die Zeit der alexandrinischen Bibliothek reichenden Vorlagen.

Für Städte wie das im Fernhandel stark engagierte Genua, Livorno oder Pisa war die Situation existenzbedrohend. Den Geschäftsleuten im Westen kam daher die aufregende, von vielen Experten favorisierte Meinung gerade recht, dass der Orient auch im Westen erreichbar sei. Der Weg nach Indien sollte auf der Westpassage sogar kürzer und mit den stetigen achterlichen Passatwinden deutlich bequemer sein als die Variante rund um das stürmische Kap der Guten Hoffnung. Es war unter anderem der 1397 geborene Paolo Toscanelli, der Mathematiklehrer und Statiker des Baumeisters Filippo Brunelleschi, der landauf, landab für die Westroute warb. Seine Meinung stützte er auf Erkenntnisse der antiken Wissenschaft. In der *Geographike hyphegesis* (griech. *Geographische Anleitung*) hatte der Geograph und Astronom Claudios Ptolemäus im 2. Jahrhundert – mit Rückgriff auf ältere Arbeiten und Berichte von Weltreisenden – für 8000 Orte der damals bekannten Welt die Längen- und Breitengrade angegeben. Leider ist das Original verloren und die vielen Fehler der Projektionen im Atlas bereiten den heutigen Experten einiges Kopfzerbrechen. In der Renaissance kannte man das Werk in einer lateinischen Übersetzung aus dem Jahr 1410. Allein die Entfernungen wurden gewaltig unterschätzt. Ptolemäus hatte von dem aus Apameia (heute Syrien) stammenden Stoiker und Geographen Poseidonios des 2. vorchristlichen Jahrhunderts den falschen Erdumfang von 29 000 Kilometern übernommen. Das war Pech,

denn Eratosthenes von Kyrene (heute Libyen) war im Wissenschaftszentrum Alexandrien noch einmal ein Jahrhundert vorher der Wahrheit bereits nähergekommen. Übrigens war selbstverständlich für alle diese Überlegungen die Kugelform der Erde vorausgesetzt und natürlich wusste man auch, dass sie sich um die Sonne drehte und nicht umgekehrt. Kein Wissenschaftler hielt die Erde zu dieser Zeit noch für eine Scheibe. Dass eineinhalbtausend Jahre später Galileo Galilei für diese Selbstverständlichkeit verurteilt wurde, ist eine der vielen Absonderlichkeiten in der europäischen Geschichte.

In Spanien und Portugal, bitterarmen Ländern an der Küste des Ozeans, fanden sich genügend Abenteurer, Banditen und Hochstapler, die nichts zu verlieren hatten. Eine solch durchmischte Gesellschaft leistete die Pionierarbeit der anhebenden modernen Globalisierung. Es begann ein Wettlauf waghalsiger Entdeckungsreisen, angespornt von etlichen Fürsten, die das gute Geschäft witterten, das sich – zunächst entlang der Küste Afrikas – in einem organisierten Piraten- und Korsarentum mit Edelmetallen und „schwarzen Sklaven“ machen ließ. 1488 gelang Bartholomäus Diaz die erste Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas (dasselbe hatten freilich bereits die Phönizier 650 v. Chr. im Auftrag des Pharao Necho II. unternommen). Vasco da Gama eröffnete 1498 endgültig den traditionellen Seeweg nach Indien. Dabei hinterließ er verbrannte Erde. Er plünderte Küstenstädte, brannte Moscheen nieder und ließ Schiffe voll von Mekka-Pilgern, die um ihr Leben flehten, auf offener See im Namen des Christengottes kurzerhand abfackeln.

Andere nahmen die Westroute und segelten in die endlose Weite des Ozeans, um zur Ostseite des Orients zu gelangen und dabei eine neue Welt zu entdecken. 1500 tauchte vor dem Portugiesen Pedro Alvarez Cabral Brasilien schemenhaft aus dem Dunst auf und der Genuese Christoph Kolumbus blickte 1492 von seinem Mastkorb aus auf die Bahamas. Als er 1502 vor Costa Rica den Anker warf und an Land ging, war er der erste Europäer, der Kakao trank. Vermutlich fand er das süße Getränk ebenso köstlich wie die Spanier, die es an den Königshof brachten, wo es zum Hype aus der Neuen Welt wurde.

1524 eroberte der gewissenlose Konquistador Francisco Pizarro Peru, drei Jahre später erledigte Hernán Cortés dasselbe mit Mexiko, wo die Plünderer regelrecht wüteten und enthemmt Tausende Menschen

massakrierten. Der unerschrockene Dominikanerpater Bartolomé de Las Casas, der als Missionar in die Neue Welt gekommen war und als erster Bischof von Chiapas in Mexiko residierte, sandte detaillierte Berichte von den grauenvollen Zuständen an Karl V. und seine in diesen Fragen besonders sensible Frau Isabella. Sein engagierter Einsatz für die Rechte der Indios blieb nicht ganz erfolglos.

Wann genau, wo genau und wie genau Amerigo Vespucci aus Florenz, der im Auftrag der Medici unterwegs war, die als Ostküste Asiens vermutete Landmasse betrat, ist unklar. Jedenfalls wurde er zum umstrittenen Taufpaten des neuen Kontinents. Der Kartograph Martin Waldseemüller gab offenbar als Erster auf seiner Weltkarte, nur fünfzehn Jahre nach der Entdeckung, dem neuen Weltteil den Namen Amerika.

Bei dem wenig zimperlichen Auftreten der Eroberer und mancher Missionare, gegen das sich teils heftige zeitgenössische Kritik erhob, waren die Bettelorden des 13. Jahrhunderts an vorderster Front engagiert und haben bis heute dort Missionsgebiete. Selbst Kolumbus, dem man eine große Verehrung des Franz von Assisi nachsagte, fasste seine Fahrten (in den Orient, wie er dem Logbuch anvertraute!) als Beitrag zur Christianisierung auf. Die heimischen Klöster wurden zu Museen von in Übersee gesammelten ethnographischen und natürlichen Absonderlichkeiten und Kuriositäten. Auch Privatleute legten sich solche Sammlungen zu. Eine stattliche Anzahl von Naturkundemuseen spross aus dem Boden.

Nicht nur die Welteroberer entdeckten einen neuen Raum. Das taten auch die Astronomen, damals noch keine so strengen, an Physik und Mathematik orientierten Wissenschaftler, wie sie das heute sind. Die Astronomen des 16. Jahrhunderts, von Girolamo Cardano über Tycho Brahe, Nikolaus Kopernikus bis zu Galileo Galilei und Johannes Kepler, gingen von der Gleichförmigkeit der Bewegungen der Gestirne aus und deuteten sie – ganz im Sinne Platons – als Harmonie, die sich im Zusammenspiel der einzelnen Teile des Menschen, vor allem von Körper und Seele, spiegelte. Denn nach Paracelsus (Theophrastus Bombastus von Hohenheim) ist der Mikrokosmos Mensch nichts anderes als ein Abbild des Makrokosmos.

Knapp nach 1600 wurde in den Niederlanden das Fernrohr erfunden. Galileis Werkstatt baute ebenfalls diese Geräte. Sie ermöglichten ihm die

Beobachtung des unendlichen Raums und zahlreiche Entdeckungen am Himmel, wodurch sich letztlich das heliozentrische Weltbild beweisen ließ. Der 1564 in Pisa in eine florentinische Familie hineingeborene Galileo Galilei wurde „erster Mathematiker und Philosoph" bei den Medici in Florenz. Bei einem Aufenthalt 1611 in Rom wurde er mehrfach geehrt und es folgte ein ausgedehnter wissenschaftlicher Austausch mit den dortigen Jesuiten. Als sich jedoch in den folgenden Jahren der Kampf der Kirche gegen die Reformation verschärfte, blickte man aufmerksamer auf das Treiben der Physiker und Astronomen. Das wurde für Galilei verhängnisvoll. Ein Jahr nach dem Erscheinen seines Werks *Dialog über die zwei wichtigsten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Kopernikanische* (1632) wurde er vom Inquisitionsgericht in Rom verurteilt und in seinem Wohnsitz bei Florenz unter Hausarrest gestellt. Sein früherer Förderer, der aus einer Florentiner Kaufmannsdynastie stammende Papst Urban VIII., hatte seine schützende Hand zurückgezogen. Es war letztlich ein Schuss vor den Bug allzu modern und aufgeklärt denkender Geister, die sich anmaßten, die Kirche als letzte Instanz auch in der Wissenschaft infrage zu stellen.

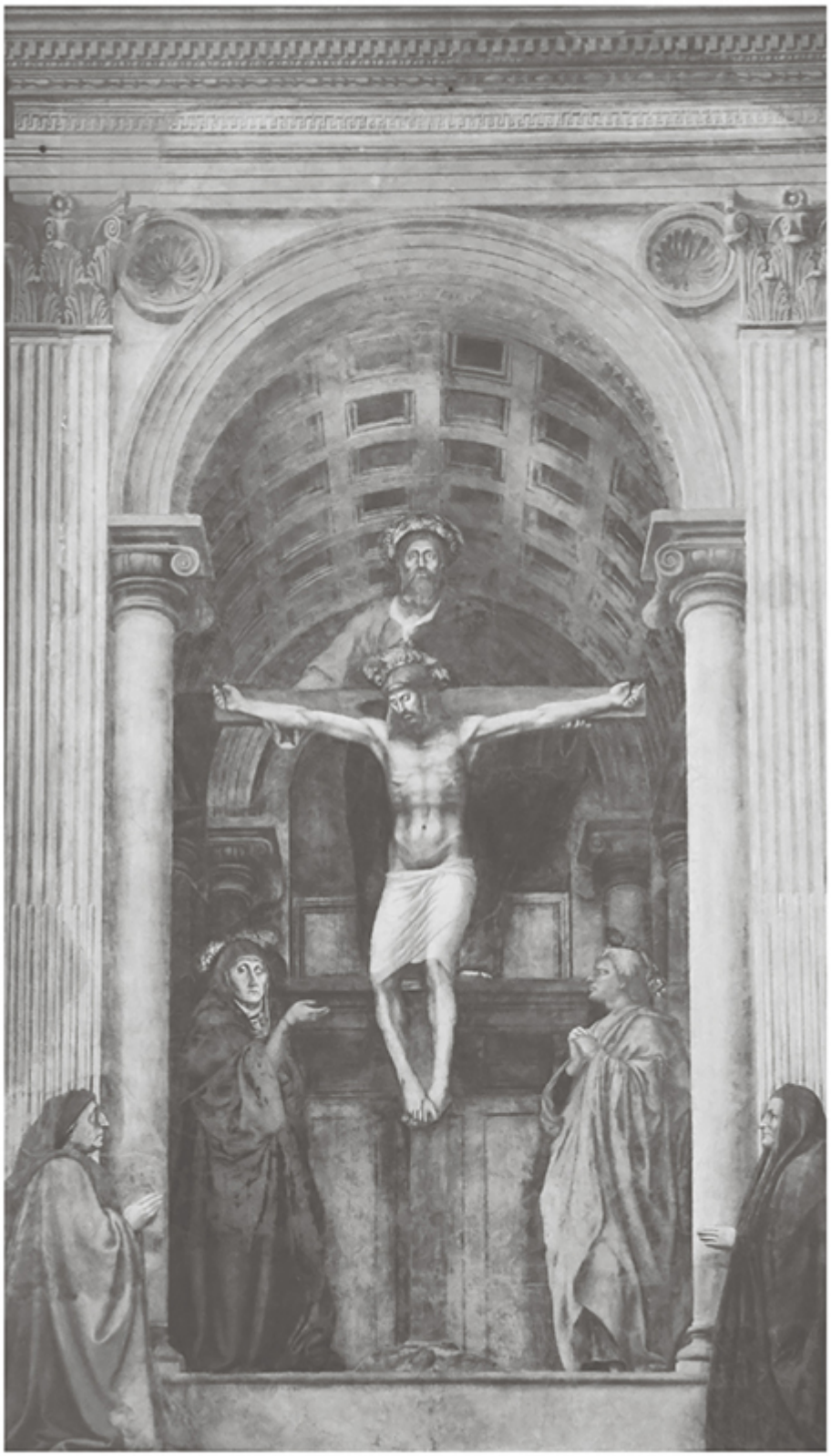
Die *Motivation* für das neue Interesse an der Weltentdeckung liegt also auf der Hand. Die *Bereitschaft*, auch in diesem Sinne zu handeln, ergab sich aus den begleitenden kulturellen Erzählungen. Sie eröffneten eine neue Sicht auf den Menschen, die ihn aus einer fremden Sinngebung befreite und ihm damit die Last eigener Verantwortung aufbürdete. Die Menschen blickten nicht mehr in Erwartung göttlicher Zeichen gen Himmel, sondern begannen, den schier unbegrenzt erscheinenden eigenen Möglichkeiten zu vertrauen. Pico della Mirandola war gleichsam der neue Protagoras, der die Fähigkeiten des Menschen mit größtem Optimismus einschätzte. Diese im 19. Jahrhundert Humanismus genannte Einstellung ist, wie wir bereits im antiken Athen der Klassik sahen, Teil einer jeden Moderne.

Zum neuen Selbstbewusstsein des Subjekts gehörte, dass es jeden Raum mit seinem Blick entwarf. Daher ist der Blick Petrarcas auf die Landschaft so paradigmatisch und daher bot diese neue Zeit der Entdeckung von so unendlich viel neuem Raum mannigfache Möglichkeiten der Gestaltung dieses Raums. Mit dieser Gestaltung, mit dem konstruierenden Blick des Subjekts, entsteht das, was man Kultur nennt, die ja stets menschengemacht ist. Daher kann es kein Zufall sein, dass genau zu dieser Zeit die

Kulturtechnik der Perspektive entstand, die einer Konstruktion von Wirklichkeit entspricht.

Von der Optik der Araber zum europäischen Bild

Mit seiner perfekten Beherrschung der Perspektive gehört das Trinitätsfresko, das Masaccio 1427 (vielleicht bereits 1426) in der Dominikanerkirche Santa Maria Novella in Florenz schuf, zu den Werken, die am Beginn der malerischen und skulpturalen Gestaltung der Illusion stehen. Im Unterschied zur Räumlichkeit der hellenistischen Maler wurde hier erstmals ein scheinbar dreidimensionales Raumgebilde, exakt berechnet, auf einer zweidimensionalen Leinwand konstruiert. Als Erfinder dieser Konstruktion, die man Perspektive nennt, wird bereits seit damals Filippo Brunelleschi geführt.



Trinitätsfresko von Masaccio, Santa Maria Novella, Florenz

Die Perspektive (lat. *per-spicere*/durch-schauen durch einen Rahmen oder einen Bildschirm; ital. *prospettiva*/Ansicht) nennt der Kunsthistoriker Hans Belting eine „Revolution in der Geschichte des Sehens“.[4] Jedenfalls kann man sie als Kulturtechnik betrachten, die eine Zeiten- und Kulturwende markierte. Die beginnende Neuzeit brach an dieser Stelle sowohl mit anderen Kulturen – vor allem mit dem byzantinischen und islamischen Raum – als auch mit dem westlichen Mittelalter. Die Perspektive gilt seit Langem nicht zu Unrecht als Markenzeichen der Renaissance. Man kann in ihr geradezu eine Verdichtung der drei Kennzeichen sehen, mit denen die Renaissance üblicherweise beschrieben wird: die Entdeckung des Raums, die Wiederentdeckung der Antike und das Bildungsideal des Humanismus. Zur Perspektive gehört der neue Raumbegriff samt der Entdeckung des Horizonts. Man holte den Horizont in den Blickraum des Menschen und bezog ihn nicht mehr, wie im Mittelalter, „auf einen außerweltlichen Blick“, „der sich ‚von oben‘ auf die Welt richtet“.[5] Das Oben mit seinem exklusiv göttlichen Blick wurde jetzt zum Raum des unendlichen Kosmos profaniert, in den der Mensch mit den ersten Teleskopen zu blicken vermochte.

Der souveräne Umgang mit dem Raum setzte einen selbstbewussten Menschen voraus, der sich von den dogmatischen Weltbildern des Mittelalters befreite und seine Natur mehr und mehr einer experimentellen wissenschaftlichen Ergründung unterzog. Die visuelle Kultur des perspektivischen Bildes zog ein aktives Gestalten des Raums nach sich. In der Perspektive „feiert sich […] der Mensch selbst: Seine körperliche Realität und die Welt, in der er lebt, werden in die unveränderliche Realität der geometrischen Formen übertragen.“[6] Luciano Bellosi greift bei dieser Beschreibung, die die mathematische Konstruktion in den Vordergrund rückt, unwillkürlich auf Platons demiurgischen Prozess zurück, der nun freilich kein göttlicher mehr war, sondern ein Prozess subjektiver Aneignung und Arretierung der Welt nach den Gesetzen der Geometrie.

Das eine war demnach die Bereitschaft des Subjekts zu diesem Schritt der Emanzipation, das andere waren die notwendigen Werkzeuge dazu. Diese kamen aus dem Orient: die arabische Theorie der Optik. Das mathematische Rüstzeug für die Konstruktion der Perspektive war vor allem in den Werken des bereits vorgestellten Alhazen grundgelegt, des führenden arabischen Wissenschaftlers, dessen optische Theorie bis zum großen Isaac

Newton im 17. Jahrhundert State of the Art war. Alhazens *optische* Theorie wurde im Westen postwendend und höchst originell in eine *Bild*theorie umgebaut. Insofern ist die Perspektive ein besonders prägnantes Beispiel dafür, auf wie viel kreatives Potenzial die Vorgaben aus dem Orient im Westen inzwischen stießen. Es ging nicht mehr um einfache nachahmende Rezeption, sondern es ereignete sich geradezu ein Kulturwechsel. Wenn Hans Belting deshalb meint, dass die arabische Sehtheorie erst als Bildtheorie in der Renaissance „ihre kulturelle Dimension" enthüllt,[7] läuft er freilich Gefahr, mit dieser Wertung einen sehr eurozentrischen Blickwinkel einzunehmen. Was sich hier jedenfalls zeigte, war ein freier Umgang mit den antiken Vorgaben. War die Geometrie in dem aus der Bilderskepsis des Islam geborenen Ornament noch ein eigenständiges Symbolsystem (hatte damit eben auch eine „kulturelle Dimension"), wurde sie in der europäischen Bildkultur zu einem Werkzeug für eine Bildillusion.

Freilich schützte man auch noch in der Renaissance verschiedentlich religiöse Chiffren für den neuen revolutionären Umgang mit der Wirklichkeit vor. Fra Luca Pacioli bezeichnete die Perspektive als göttlich. In Wahrheit war die Sache weit revolutionärer. Die mathematisch umgesetzte Perspektive war letztlich der Einsicht geschuldet, dass wir die Welt immer nur aus der Perspektive des Menschen zu sehen vermögen und niemals wissen können, ob dieses rezipierte Bild genau jener Welt entspricht, wie sie Gott allenfalls erschaffen hat. Der Optimismus des Mittelalters, der fest auf die Erkennbarkeit von Gottes Schöpfung vertraut hatte, schwand dahin.

Die neue Zeit beginnt mit einer Wiedergeburt

Die Binsenweisheit, dass man nur aus der Kenntnis der Geschichte eine gute Gegenwart und Zukunft bauen kann, gehört zum inflationär gebrauchten (deshalb freilich nicht automatisch falschen) Standardrepertoire bei historischen Festakten mit viel Politprominenz. Wenn man nach einem besonders eindrucksvollen Beispiel Ausschau hält, wo das je vollkommen ernst genommen und ziemlich konsequent umgesetzt wurde, dann ist die Renaissance ein solches. Schon der Name der Epoche deutet das an. Der 1511 in Arezzo geborene Giorgio Vasari galt trotz seines Meisterwerks, den für Cosimo de'Medici gebauten Uffizien, nur als leidlicher Architekt, aber

dafür wegen seiner Lebensbeschreibungen italienischer Künstler (*Le Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti*) als „erster Kunsthistoriker der Geschichte". Er war es, der gegen das „alte" und „finstere" Mittelalter (*notte di Medio evo*; *età veccia*; *tenebre*) die biologische Metapher einer Wiedergeburt (*rinascita*) der glorreichen antiken Welt setzte.

Warum begeisterte man sich für diese fast eineinhalb Jahrtausende zurückliegende Zeit? Das hatte zu tun mit dem verknöcherten scholastischen Universitätsdiskurs, der eindimensionalen Kunst und der von der Kirche gegängelten Wissenschaft, die in Humanistenkreisen zu Frustration und beißendem Spott führten. Erasmus von Rotterdam äußerte sich abfällig über die scholastischen Theologen, das Mönchtum und jegliche Art von äußerlicher Frömmelei. Selbst ein scharfzüngiger Kritiker der Missstände in der Kirche, übte er heftige Kritik am Vorgehen der Kirche gegen Luther, mit dem er in engem Briefkontakt stand. Er schätzte den Reformator sehr, auch wenn sich die beiden über theologische Fragen entfremdeten. Raffael lehnte, ähnlich wie Petrarca, Alberti und Lorenzo Valla, die „deutsche" (= gotische) Kunst entschieden ab. Demgegenüber galt die Antike als Hort freier universeller Bildung, die als Grundlage für die Emanzipation des Individuums und seine mündige Partizipation im politischen Prozess gesehen wurde. Für Kunst und Architektur barg sie ein großartiges Reservoir von Formen, die nun von selbstbewussten Künstlern und Architekten souverän neu kombiniert wurden. Gewiss war da auch viel Projektion und nostalgische Verklärung im Spiel, aber solche Projektionen deuten letztlich auf ein echtes Bedürfnis hin, das sich plötzlich Bahn brach. Nun muss man fairerweise daran erinnern, dass die Leidenschaft für die Antike auch im lateinischen Mittelalter nie völlig verloren gegangen war. Aber einer breiteren Rezeption der heidnischen Vergangenheit stand die starke Dominanz der christlichen Sinnorientierung im Weg. Das verführte – im Kielwasser Jacob Burckhardts segelnd – manche Historiker im 19. Jahrhundert dazu, die Renaissance auf ein Fest paganer Schönheit zu reduzieren. Das wiederum ist eine Übertreibung in die andere Richtung. Viele Künstler und Intellektuelle blieben dem Mittelalter und dem Christentum, ja sogar der Kirche, durchaus verbunden. Pico della Mirandola gehörte zu den Verehrern des Mittelalters. Giotto (ich schlage ihn trotz der Proteste der Mediävisten der Renaissance zu), Raffael, Fra Angelico, Masaccio, Michelangelo und andere schufen weiterhin religiös inspirierte

Kunst. Lorenzo Valla bewunderte die Subtilität des Thomas von Aquin, aber er sah die eigentlichen Dinge des Lebens durch die Fülle der metaphysischen Distinktionen bei Thomas eher verstellt als gelichtet.

Über diese unterschiedlichen Bewertungen von Mittelalter und Christentum hinweg einte die Intellektuellen der Renaissance ihre Verehrung der überragenden Kultur der Antike, an die es anzuschließen galt. Der venezianische Humanist und Diplomat des 16. Jahrhunderts, Paolo Paruta, schrieb, dass an den großartigen Bauwerken, Theatern, Thermen, Aquädukten und Triumphbögen der Reichtum und die Macht der Römer und ihr großer Geist zu erkennen seien: „Wir dagegen haben fast verlernt, die wahre *magnificentia* zu praktizieren, weil es nicht mehr die feierlichen Spektakel gibt, die mit so viel Zulauf von Publikum und Pomp in den Theatern stattfanden.“[8]

All das großartige Wissen der Antike, das sich in Literatur, Wissenschaft und Kunst frei entfalten konnte und nicht von einem zur Zeit der Renaissance zunehmend korrupten Klerus unterdrückt wurde, diente der Pflege des Individuums. Im 19. Jahrhundert prägte der Philosoph und Theologe Friedrich Immanuel Niethammer dafür den Begriff Humanismus. Er verband damit ein Werben für die klassische Philologie, also für die Beschäftigung mit Latein und Griechisch. Niethammer verfolgte ein Ideal, das nicht auf praktische Verwertbarkeit und die heute ständig bemühten „Kompetenzen“ ausgerichtet war, sondern der universellen Bildung diente. Diese schönen Gedanken, die auch und gerade heute so bezaubernd klingen, markierten die Geburtsstunde des humanistischen Gymnasiums im 19. Jahrhundert. Das Studium der klassischen Sprachen sollte helfen, den Menschen zu einem Kulturwesen zu machen, ihm hohe ethische Werte zu vermitteln, seine Urteilskraft zu stärken und ihn geistig zu bereichern. Eine derart universelle und anspruchsvolle Bildung ist letztlich auch eine Brandmauer gegen Fundamentalismen aller Art.

Jedenfalls war das ganz im Sinne der Humanisten der Renaissance, die ebenfalls das klassische Latein liebten und nicht das barbarische Latein des Mittelalters und der Kirche. Niethammers ferner Vorgänger, der Philologe Lorenzo Valla, verband mit tadellosen Lateinkenntnissen einen ethisch hochstehenden Menschen. Aber es ging eben nicht nur um Literatur, sondern um das vom Schriftsteller und Politiker Baldassare Castiglione in seinem *Buch vom Höfling* (*Libro del Cortegiano*) formulierte Ideal des

umfassend gebildeten Menschen, des *uomo universale*. Wie Kurt Flasch meinte: „Es ging nicht nur darum, schreiben zu können wie Cicero. Man wollte auch bauen wie Vitruv, man wollte die Physik kennen wie Archimedes; man wollte die Geschichte ansehen, wie Thukydides sie zu analysieren gelehrt hatte.“[9] Das Narrativ des universell gebildeten, emanzipierten Subjekts unterschied die Stellung des Individuums in der Renaissance nun doch erheblich von jener im Mittelalter, auch wenn dort, wie wir oben sahen, bereits zahlreiche Signaturen auf den Künstler hinter dem Kunstwerk verwiesen.

Neben Rom und Athen galt den Humanisten Konstantinopel als Nabel der antiken Kultur. Basilius Bessarion (fälschlicherweise oft Johannes genannt), 1403 in Trapezunt (Trabzon, nordöstliche Türkei) geboren, war ein Botschafter der griechischen Kultur im Westen. Er verfügte über eine umfangreiche Büchersammlung, die er 1468 der Bibliothek von San Marco in Venedig (Biblioteca Nazionale Marciana) schenkte, wo man heute noch Teile davon in gläsernen Vitrinen andächtig betrachten kann. Derart sensibilisiert freute man sich über die vielen Gelehrten, die nach der osmanischen Eroberung der Stadt am Bosporus Florenz zu ihrer Wahlheimat machten. Sie brachten neuplatonische Ideen und einen Schwung griechischer Kultur mit.

Apropos Bücher! Bildung und Wissen erhielten einen kräftigen Schub mit der Erfindung des Buchdrucks um 1450 durch Johannes Gutenberg. Eine maschinell vervielfachte objektive Textgrundlage trat an die Stelle der variantenreichen, den Eliten vorbehaltenen Handschriften. Diese Demokratisierung des Wissens war ein weiterer, kaum zu überschätzender Impuls für die Emanzipation des Individuums. Im Verbund mit dem noch ein wenig älteren Bilddruck – Holz- und Metallplatten-Drucke wurden bereits seit Beginn des 15. Jahrhunderts (in China bereits im 8. Jahrhundert) für die Druckgraphik verwendet – erschienen erste illustrierte Bücher. Der Buchdrucker und studierte Philologe Aldus Manutius besaß in Venedig Zugang zu den Bibliotheken, wo eine große Zahl von aus Konstantinopel stammenden Handschriften schlummerte (viele von ihnen schlicht gestohlen), die er nun in Buchform herausbrachte (von den gedruckten Büchern in griechischen Buchstaben soll die Grammatik von Konstantin Laskaris 1476 das erste gewesen sein). Für Edition und Redaktion wurde er von einer Gruppe gelehrter Humanisten beraten. Die 1494 gegründete

Druckerei des Manutius (die erste war 1458 in Straßburg entstanden) war gleichsam *der* Intellektuellen-Verlag der Renaissance. Er erfüllte einen überragenden Bildungs- und Aufklärungsauftrag und leistete einen enormen Beitrag zur Kenntnis und Verbreitung klassischer Texte, darunter ab 1495 die erste gedruckte Ausgabe der Werke des Aristoteles. Die Humanisten schwärmten aus zur Suche alter Schätze in Kloster- und Stiftsbibliotheken, und manch ein Geistlicher beobachtete argwöhnisch, wie die verstaubten literarischen Giftschränke nun durchstöbert wurden. Genau im richtigen Moment erreichte über den arabischen Raum auch die chinesische Technik der Papierherstellung (auf der Grundlage von Leinenhadern) Venedig, sodass man über einen billigen bedruckbaren Stoff verfügte. 1501 warf Manutius zwei Neuigkeiten auf den Markt: die ersten Taschenbücher (lat. *libri portatiles*) im Oktavformat, die sich gut verkauften, und – gemeinsam mit dem Stempelschneider Francesco Griffo – die platzsparende Kursivschrift. Das Verlagslogo der Aldus-Druckerei bestand aus einem Anker mit einem um ihn geschmiegten Delphin. Der Anker symbolisiert Langsamkeit, der Delphin Geschwindigkeit. Die Bedeutung dieses Symbols war dem damaligen gebildeten Leser aus den außerordentlich beliebten Emblembüchern bekannt: *Festina lente*, Eile mit Weile!

Wie jede Medienrevolution war auch der Buchdruck nicht unumstritten. In Venedig gab es heftige Proteste gegen die Einführung der Druckerpresse. Man polemisierte gegen die Ausländer, die nun in Scharen anreisten, um ihre Druckaufträge zu erteilen. Man raunte sich zu, sie würden sich die Zeit mit Saufen und Kiffen vertreiben. Es waren schon immer „die Ausländer“, die für die Unanständigkeiten der eigenen Gesellschaft verantwortlich gemacht wurden. Immerhin waren unter ihnen so erlesene Gestalten wie Erasmus von Rotterdam. Der gut vernetzte gelehrte Priester und Humanist zog quer durch Europa. Man sichtete ihn in Gouda, Cambrai, Paris, London, Basel, Rom, Turin und eben in Venedig – das ist Europa, von dem man immer noch träumen darf! Einen Teil seiner Bücher, an denen er unentwegt schrieb, ließ er bei Aldus Manutius drucken. Erasmus dürfte sich in Venedig trotz so mancher Missgunst nicht unwohl gefühlt haben, denn Venedig war ansonsten eine sehr tolerante Stadt, in der ein buntes Völkergemisch Zuflucht fand.

Die Druckerpresse-Stürmer bemängelten auch, dass die Maschine ein Arbeitsplatz-Killer für die Kopisten in den Schreibstuben sei und zudem viele Menschen mit unsittlichem Zeug überschwemmt würden. Beides war nicht falsch, aber das erste Argument griff nicht wirklich, da letztlich die wegfallenden Arbeitsplätze durch andere ersetzt wurden. Das zweite war delikater. Denn in der Tat blühte im freizügigen Venedig von Anfang an auch die erotische Literatur. Kein Wunder, dass bald das Wort die Runde machte, die Feder stamme von einer Jungfrau, die Druckmaschine von einer Hure![10]

Die Epoche ist nicht einfach einzugrenzen. Insbesondere die Kunstgeschichte tut sich schwer, eine klare Scheidelinie zwischen der Malerei der späten Gotik und jener der frühen Renaissance zu ziehen. Neben dem zeitlichen Durcheinander gibt es auch ein geographisches. Zunächst war die Renaissance ein überwiegend italienisches Phänomen. Italien konnte schon deshalb der logische Geburtsort der Renaissance sein, weil es während des Mittelalters seinen Blick in Kunstangelegenheiten nach Osten gerichtet hatte und weniger auf das gotische Frankreich oder Deutschland. Das ließ Italien praktisch auf direktem Weg von Hellenismus, Byzantinismus und Romanik in die Renaissance gleiten. Allerdings oder gerade deshalb ist die Kunstlandschaft auf der Apenninenhalbinsel komplex. Während Florenz bereits in der Renaissance schwelgte, malte man in Siena, Pisa und Venedig noch in der alten *maniera greca* oder *maniera bizantina*, also im ikonenhaften, byzantinischen Stil. Im Alpenraum und nördlich davon war gerade die köstlichste Phase der Gotik angebrochen mit den sogenannten „schönen Madonnen", die in Avignon ihren Ausgang nahmen und bereits den Geist der neuen Zeit atmeten. Erst mehr als ein Jahrhundert später setzte sich im Norden, nicht zuletzt durch die wichtige Italienreise Dürers 1505–1507 ausgelöst, die Renaissance durch. Im Süden kippte sie bereits in den Barock – häufig an der im Jahr 1593 vollendeten Laterne auf der Kuppel des Petersdoms in Rom festgemacht –, als sie im Norden erst so richtig begann.

Anders als Romanik und Gotik bezeichnete Renaissance nicht primär einen Kunststil, sondern eine Kulturepoche, die man ganz klassisch und immer noch ziemlich überzeugend an den drei genannten Kriterien festzumachen versucht: die Entdeckung des Raums (schärfer fokussiert: die Perspektive), die Wiederentdeckung der Antike und das Bildungsideal des

Humanismus, also die Emanzipation des Subjekts. Wir sollten angesichts solch aufregender Entwicklungen trotz der Einsprüche mancher Historiker beherzt an der Periode der Renaissance festhalten. Den Grund dafür hat Fernand Braudel am treffendsten benannt. Die Renaissance kläre, „wie und warum sich die Kultur Europas verändert“.[11] In der Tat geht es genau darum. In der Renaissance legte die europäische Kulturgeschichte beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit eine Station mit selbstständiger Identität ein. Und es ist die letzte Epoche, die ihre Grundlagen noch weitestgehend aus der antiken und auch der arabischen Welt bezog.

Praktischerweise liefert uns das bereits erwähnte Trinitätsfresko Masaccios von 1426/27 auch noch ein exaktes Datum, an dem wir die Renaissance beginnen lassen können. Ein paar Jahre vorher gab es ein anderes Ereignis: Die Zunft der Tuchhändler schrieb 1401 einen Wettbewerb zur Gestaltung einer Tür für das Baptisterium in Florenz aus. Der Gewinner dieses ersten Künstlerwettbewerbs (*paragone*) seit der Antike hieß Lorenzo Ghiberti. Seine zwischen 1403 und 1424 ausgeführte Bronzetür gilt ebenfalls als ein Initialwerk der Renaissance, weshalb manchmal behauptet wird, die Renaissance sei in der Bildhauerei früher aufgetreten als in der Malerei (um die Sache möglichst kompliziert zu lassen, sei erwähnt, dass manche Ghibertis Arbeit für spätgotisch halten, während sie den abgelehnten Entwurf von Brunelleschi eher der Renaissance zurechnen). Mit Vasari könnte man auf einen weiteren Vorlauf zu diesem neuen Geist hinweisen. Denn Vasari ließ in seinem Standardwerk die Renaissance zwar mit den *Tre Coronati*, den „drei Gekrönten“, anheben, also mit Dante Alighieri, Petrarca und Giovanni Boccaccio. Aber er sah in einem vierten, nämlich in Giotto di Bondone um 1330, den Überwinder der byzantinischen Statik, der *maniera greca* (weshalb ich ihn eben der Renaissance zugeschlagen habe). Giotto zeichnete die Menschen realistisch, brach die strengen Regeln der Frontalansicht, gab ihnen mit Licht und Schatten Volumina und stellte sie in einen Raum von Landschaft und Architektur. Mit Giotto sind wir auf dem Weg zur Perspektive, aber eben erst auf dem Weg und noch nicht dort angelangt. Zwar malte Giotto im Stil der antiken Trompe-l’OEil-Malerei leere Räume mit atmosphärischem Himmel – damals eine Sensation –, aber die mathematische Linearperspektive erfand ein knappes Jahrhundert später Filippo Brunelleschi.

Erdige Fresken statt himmlischer Mosaike

Das 14. Jahrhundert war gerade angebrochen, als dieser Giotto di Bondone einen lukrativen Auftrag an Land zog, der, ungewöhnlich genug (auch das war neu in der Renaissance), von einer Privatperson erteilt wurde. Es handelte sich um den vermutlich in Venedig geborenen, gut betuchten Magnaten Enrico Scrovegni. Er engagierte den Künstler für die Ausmalung einer kleinen Backsteinkirche, der Hauskapelle seines nicht mehr erhaltenen Palazzos im Stadtteil Arena von Padua (Capella degli Scrovegni dell'Arena). Der Auftrag, an dem Giotto zwischen 1303 und 1310 arbeitete, war durchaus delikat und die theologische Programmierung erforderte diplomatisches Fingerspitzengefühl. Die Familie hatte nämlich keinen guten Ruf. Vor allem Enricos Vater galt als übler Protagonist von Wuchergeschäften. Dante ließ ihn dafür in seiner *Göttlichen Komödie* in der Hölle schmoren. Uns interessiert hier aber weniger, wie sich Giotto aus der Affäre zog, als vielmehr die Art, wie er die Themen künstlerisch umsetzte. In der bildlichen Erzählung der Geschichte um Geburt und Erniedrigung Christi taucht entgegen dem byzantinischen Usus ein neuartiger Naturalismus auf, wie ich ihn gerade beschrieb. Zwischen Byzanz und der Arenakapelle lag das westliche Mittelalter, zuletzt die Gotik. Und zu ihr könnte der Unterschied nicht größer sein. Hans Sedlmayr bezeichnete die Bildkapelle der Renaissance als „Gegenpol zur Kathedrale". In der Tat scheint die himmelstürmende gotische Kathedrale geradezu auf ihre menschliche Basis zurückgestutzt worden zu sein. Dort Vertikalität, hier Horizontalität, dort unermesslicher, hier menschlich überschaubarer Raum, dort verklärte Edelsteinwände, hier die irdische Farbe des Freskos.[12] Man könnte das als neues Kapitel der großen Ambivalenz von Chthonischem und Solarem lesen, hier nun im Sinne eines Downgradings vom Solaren zurück zum Erdverbundenen des menschlichen Maßes. Man darf spekulieren, dass der Aristotelismus des Mittelalters nicht spurlos an den Zeitläufen vorübergegangen war und dass der Platonismus der Renaissance im Unterschied zu jenem in Byzanz menschlich geerdet erscheint. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen, denn die Renaissance-Baumeister legten das (freilich idealisierte) menschliche Maß sowohl Kirchen wie Städteanlagen zugrunde. Alberti schlug als Maßeinheit den *braccio* (ital. Arm) vor, Palladio

den *piede* (ital. Fuß), also Normen, die sich vom Menschen ableiteten. Freilich galt der Mikrokosmos Mensch immer noch als Abbild des göttlichen Makrokosmos, eine rein anthropozentrische Ebene lässt sich aus diesen Beobachtungen nicht zwangsläufig ableiten. Trotzdem führte diese menschliche Normierung vielleicht tatsächlich dazu, dass man sich, wie es der Architekturhistoriker Nikolaus Pevsner formuliert, beim Anblick von Bauwerken der Renaissance „niemals bedrückt und überwältigt" fühlt, „auch dann nicht, wenn sie sehr groß sind".[13] Dies ist der augenscheinlichste Unterschied zur formal der Renaissance am nächsten stehenden Stilepoche, der Romanik.

Die Arenakapelle ist eine anspruchslose, bescheidene Architektur, vor allem darauf ausgerichtet, als Bildträger zu fungieren. Und Bilder, selbst solche an sakralen Orten, hatten nun durchaus eine mehrfache Funktion. Man malte für ein aufgeschlossenes Publikum, das, wie Bernd Roeck sagt, „Bilder nicht nur zum Beten brauchte, sondern sie auch als ‚schön' bewunderte und dazu nutzte, das Prestige der Familie wie den Ruhm der eigenen Stadt zu mehren."[14]

Das galt freilich auch für die Architektur. Der Blick der Renaissance-Architekten auf die Antike war keineswegs nur von blinder Verehrung geprägt, sondern sie nahmen sich die Freiheit, mit den Bauteilen und Motiven der antiken Baumeister kreativ umzugehen. Manchmal gingen sie sogar so kreativ damit um, dass die Sache in ein Debakel mündete. Als die Biblioteca Marciana an der Piazzetta in Venedig 1545 einstürzte, wanderte der Architekt Sansovino dafür ein paar Jahre ins Gefängnis (er wanderte dabei übrigens noch nicht über die „Seufzerbrücke", die erst 1602 entstand). Sein Freund, der wortgewandte Publizist Pietro Aretino, kommentierte dies so: „Ich würde mich nicht wundern, wenn alle die Gebäude, die man heute nach den Regeln Vitruvs errichtet, zusammenbrechen würden, denn die Kleider der antiken Bauten passen nicht zu den Körpern der modernen."[15] Die Kleider waren die Bausteine antiker Architektur, also Säulen, Bögen, Balken, aus denen man für den modernen Körper neue Kreationen zusammensetzte.

Dass man mit dem alten Erbe einen so lockeren Umgang pflegte, hatte verschiedene Gründe. Es begann schon damit, dass man gar nicht so genau wusste, wie die antiken Architekten überhaupt gebaut haben. Man war ja gerade erst dabei, die übel zerstörten Hinterlassenschaften aus der Erde zu

graben, von wucherndem Unkraut zu befreien und sie zu studieren. Thermen hielt man für Paläste, das Kolosseum für den Tempel eines Sonnengottes, mit dem Forum Romanum wusste man gar nichts anzufangen. Die Arena von Verona spaltete die Fachleute. Manche glaubten, einen Palast des Theoderich vor sich zu haben, andere vermuteten wegen der derben Rustizierung einen deutschen Architekten (!) als Urheber. Dafür sah man frühchristliche Kirchen als antik an. Athen und Griechenland waren unbekannte Orte, *terra incognita*. Kein Mensch hatte einen säulenumschlossenen griechischen Tempel, wie ihn Vitruv beschrieb, in natura gesehen. Die Baumeister der Renaissance hatten deshalb den Ehrgeiz, das, was sie vorfanden, nach den idealen Proportionsregeln zu „verbessern" und neue Lösungen zu kreieren. Alberti übernahm den Triumphbogen und verdeckte die Kirchenschiffe durch eine gemeinsame Tempelfront (Sant'Andrea in Mantua). Die Gestaltung der ursprünglich mittelalterlichen Kirche sei dem „flavischen Rom näher als irgendein anderer Bau des fünfzehnten Jahrhunderts",[16] meinte denn auch Nikolaus Pevsner. Palladio konstruierte Fassaden aus zwei sich durchdringenden Tempelfronten (San Francesco della Vigna in Venedig), Peruzzi gab dem Hauptschiff eine primäre und den Seitenschiffen eine sekundäre Ordnung (Santa Maria in Castello in Carpi) oder man griff gleich zum überkuppelten Zentralbau, der sich in der Renaissance nach den praktisch ausschließlichen Längsbauten des Mittelalters wieder großer Beliebtheit erfreute. Natürlich ist es verführerisch, die Liebe zum Rundbau dem neu aufkommenden Platonismus mit seiner Verherrlichung des göttlichen Kreises zuzuschreiben. Für Nikolaus von Kues war Gott eine punkt- und kreisförmige Einheit, die vollkommenste geometrische Figur. Ganz ähnlich sah das Palladio, für den der Tempel rund gebaut werden musste, denn er sei „ohne Anfang und Ende" und veranschauliche „das unendliche und unveränderliche (*uniformità*) Wesen Gottes und seine Gerechtigkeit […]".[17] Auch Alberti lobte den Kreis in seinem Architekturtraktat als Geometrie der Natur, „dieser göttlichen Lehrmeisterin aller Dinge",[18] während ihm zur Basilika lediglich deren heidnische Ursprünge einfielen. Ähnlich Brunelleschi, Leonardo, Bramante. Neben der Alten Sakristei gehört die der Kirche Santa Costanza nachempfundene, unvollendet gebliebene Santa Maria degli Angeli in Florenz (ab 1434) von Brunelleschi, die außen sechzehnseitig und innen als Oktogon ausgebildet war, zu den ersten

Zentralbaukirchen der Renaissance. Sie ist römisch-antik und keine Nachahmung der Romanik mehr. Eine Reihe von Zentralbaukirchen in Florenz, Cortona, Todi, Prato und Montepulciano sind bis heute Zeugen dieser Geistigkeit.



Madonna di San Biagio (1540), Montepulciano

Dass der Kreis die ideale Harmonie ausdrückt, sahen auch die Astronomen der Zeit so. Selbstverständlich ging man von Kreisbahnen der Himmelskörper aus. Wie sollte der göttliche Kosmos denn sonst gestaltet sein als durch die ideale Geometrie des Kreises, fand 1543 jedenfalls Kopernikus. Dass Galileo Galilei und Johannes Kepler diese Vorstellung aufgrund ihrer empirischen Beobachtungen zugunsten der Ellipse aufgeben mussten, war ein harter und verwirrender Schlag.

Allerdings teilten nicht alle die Begeisterung für den Zentralbau. Es meldeten sich auch Befürworter des Langbaus zu Wort, die den Spieß umdrehten und den Rundbau als heidnisch abtaten. So sehr über den heidnischen oder christlichen Charakter von Lang- oder Rundbau gestritten wurde, völlig unbestritten war, dass an der Spitze der Hierarchie in der

Architektur die sakralen Bauwerke standen. Auch diese Tatsache widerspricht der öfters kolportierten Aussage von einem rein profanen Charakter der Renaissance.

Sowohl bei den Außenansichten als auch bei den Innenräumen optierten die Renaissance-Architekten für Schlichtheit und schmuckloses Weiß. Baldassare Longhenas makelloses Weiß seiner Kirche Santa Maria Salute in Venedig lässt den Baukörper am Eingang in den Canal Grande wie eine Marmorskulptur im Licht der Sonne glänzen. Ähnlich stechen Palladios weiße Kirchenfassaden aus dem farbenfreudigen Venedig heraus. Schließlich, so meinte er, gibt es keine angemessenere Farbe für den Tempel als das Weiß, dessen Reinheit Gott wohlgefällig sei.[19] Auch für Profanbauten wurde die Klarheit der schlichten Farblosigkeit bevorzugt. Über die reiche illusionistische Ausmalung der Villa Barbaro in Maser durch Paolo Veronese schwieg sich Palladio ebenso beredt aus wie über die Malereien in der Villa Rotonda für den Prälaten Paolo Almerico in Vicenza durch Alessandro Maganza und andere. Die Architekten wollten das klare Weiß der Wände, die gebildeten Bauherrn hingegen, die die Bibel in den Schrank gelegt hatten und dafür in den Werken der Literatur, Geschichte, Philosophie und Wissenschaft blätterten, verlangten nach Allegorien, Mythen, Historie und Erotik, gleichsam als Ausweis ihrer umfassenden Bildung.

Der Streit zwischen Zentral- und Langbau fokussierte sich wie in einem Brennglas beim Neubau des Petersdoms, der sich über mehr als ein Jahrhundert hinzog. In epischen verbalen Schlachten in den diversen Kommissionen setzte sich schließlich die von Domenico Fontana und Carlo Maderno angeführte Langhausfraktion gegen die ursprünglichen Pläne Bramantes und Michelangelos durch.



Palladio, San Giorgio, Venedig

Im 16. Jahrhundert fluteten italienische Künstler und Architekten durch Europa. Überall verehrte man die antiken Vorbilder, was zugleich ein Impuls der Modernisierung der Städte war, wo man daranging, „die ideale moderne Stadt über der antiken zu gestalten mit weiten Plätzen, Säulenhallen und tempelartigen Kirchen, die wirkungsvolle Blickpunkte bildeten“.[20]

Florenz, die Blühende

So wie wir die Gotik im Umkreis der Abtei Saint-Denis in der Île-de-France entstehen lassen konnten, gibt es auch für die Renaissance einen konkreten Geburtsort. Es muss eine faszinierende Zeit gewesen sein damals im Florenz (lat. *florens*/blühend, glänzend) des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Intellektuellen, Schriftsteller, Philosophen, Staatsmänner, Bankiers, Künstler, Architekten und Naturforscher trafen sich an Stammtischen und führten angeregte Gespräche. Man diskutierte über die antike Mythologie, die

Literatur und Philosophie der Antike und der Zeitgenossen, über die gelungene Darstellung der Perspektive auf dem Trinitätsfresko von Masaccio, über die vom Bankhaus Pazzi gesponserte und von Filippo Brunelleschi gebaute Kapelle bei der Franziskanerkirche Santa Croce, über die vom Handelshaus der Rucellai finanzierte Fassade der Dominikanerkirche Santa Maria Novella von Leon Battista Alberti oder die gerade in Bau befindliche Kuppel von Santa Maria del Fiore, dem Dom von Florenz, ebenfalls eine Arbeit Filippo Brunelleschis (1436 fertiggestellt). Alle interessierten sich für die Fachgebiete der anderen und für alle war die griechische und römische Kultur *das* große Vorbild. Die meisten beherrschten die griechische und manche von ihnen auch die arabische und hebräische Sprache. Sie lasen die alten Texte im Original. Man war wissbegierig und schaute mit Begeisterung nach Rom, Athen und Konstantinopel. Der Florentiner Humanist Francesco Berlinghieri schrieb über seine neue lateinische Übersetzung von Ptolemäus' *Geographie* eine Widmung für den Eroberer Konstantinopels, Mehmed, den er „Lord des Thrones Gottes" nannte. Die Tinte war noch nicht trocken, als die Todesnachricht Florenz erreichte. Da besserte Berlinghieri den Namen aus und schrieb Bayezid II. hin, Nachfolger Mehmeds. Bayezid hatte ähnlich wie Mehmed großes Interesse an der italienischen Renaissance. Als er Baumeister für eine Brücke über das Goldene Horn suchte, lieferte Michelangelo ein Modell für das Projekt und natürlich bewarb sich auch der Tausendsassa Leonardo da Vinci. Ein anderer Bewunderer Mehmeds war der als schwierig und streitsüchtig beschriebene Georg von Trapezunt (er wurde zwar 1395 auf Kreta geboren, benannte sich aber nach dem Heimatort seiner Familie im Nordosten der heutigen Türkei). Er tat sich durch eine riesige Zahl (allerdings grottenschlechter) Übersetzungen griechischer Bücher ins Lateinische hervor. Georg schrieb dem Sultan, er sei nun der legitime Kaiser des Römischen Reichs, ja des ganzen Erdkreises, denn wer das Zentrum des Reichs besitze, dem komme dies zu. Das war ganz im Sinne Mehmeds, der sich den Titel „Kaiser von Rom" zugelegt hatte. Weniger in seinem Sinne war wohl die Bedingung, die Georg ins Kleingedruckte schrieb. Er möge doch einen großen interkonfessionellen Dialog zwischen Christen und Muslimen organisieren und sich dann gefälligst zum Christentum bekehren! Dasselbe schlug auch Enea Silvio Piccolomini vor, der immerhin unter dem Namen Pius II. als Papst

herrschte. Er hätte kein Problem damit gehabt, den osmanischen Sultan als Herrscher über Europa anzuerkennen, wenn er nur zum Christentum konvertiert wäre. Wäre dieses unwahrscheinliche Szenario Wirklichkeit geworden, wer weiß, unsere Brüsseler Institutionen hätten heute vielleicht ihren Sitz in Istanbul und diese Stadt wäre zugleich die Hauptstadt des Christentums. Es ging hier eben nicht primär um Europa, sondern um die Christianität, wobei eine Identifikation von Europa und Christentum noch bis ins 18. Jahrhundert kaum üblich war.

Besonderer Anziehungspunkt für Künstler und Intellektuelle war natürlich das nahe gelegene Rom. Sie ließen sich dort nicht nur in den Hotels und Trattorien verwöhnen, sondern gruben in den alten Gemäuern, vermaßen und dokumentierten sie und klagten darüber, dass die letzten Reste dieser untergegangenen Welt in der finsteren Zeit des Mittelalters so sträflich demoliert worden waren. Der Baumeister und Architekturtheoretiker Leon Battista Alberti war mit Donatello nach Rom gereist. Die beiden buddelten auf dem Forum Romanum so intensiv in der Erde, dass man sie sogar der Schatzgräberei verdächtigte. Doch Alberti ging es allein um Forschungsarbeit. Er publizierte die Ergebnisse 1433 und gab auf diese Weise der verbreiteten Liebe zu den antiken Stätten weitere Nahrung. Etliche solche Forschungsberichte sind noch heute wertvolle Quellen, um den Zustand des antiken Rom, namentlich des Forum Romanum, zu rekonstruieren. Denn die Neugierigen der Renaissance fanden die antiken Reste noch in deutlich besserem Zustand vor, als sie sich uns Heutigen präsentieren.

Dass die Renaissance mit Florenz ihren Ausgang nahm, hat entscheidend mit dem Wohlstand in der Stadt zu tun. Offiziell war Florenz Republik, wurde aber von einer adeligen Oligarchie beherrscht. Die erste Geige unter den wohlhabenden Familien spielten in der uns interessierenden Zeit die Medici. Deren Erfolgsgeschichte begann mit dem 1360 geborenen Giovanni di Bicci de'Medici. Er absolvierte eine „Tellerwäscherkarriere", begann mit einer Geldverleihstube und baute nach dem Einstieg in das römische Bankhaus seines Onkels, dessen Sitz er nach Florenz verlegte, einen international agierenden Konzern auf, der an die Seite der Häuser der Bardi und Peruzzi trat. „In den Händen von Florentinern dürften sich damals die größten Privatvermögen der Welt befunden haben",[21] schätzt Bernd Roeck. Mit Geld aus Florenz wurde in

ganz Europa gearbeitet, auch Kriege wurden damit finanziert, jeweils auf beiden Seiten. Das blieb auch so, als einige der Firmen in den Konkurs schlitterten, denn es fanden sich immer wieder neue Start-ups, die die Lücken rasch schlossen.

Giovanni aus einer Nebenlinie der Medici, den Bicci, war einer von ihnen. Er machte aus einer nach den Hungersnöten, Pestepidemien (die Pest kam 1348/49 aus dem Orient über die Häfen von Genua, Pisa und Marseille nach Europa), Überschwemmungen und sozialen Unruhen des schlimmen 14. Jahrhunderts siechenden Stadt eine wirtschaftliche und kulturelle Metropole. Mit dem erwirtschafteten Reichtum legte er die Grundlage für den Machterhalt, aber auch für die Förderung von Kunst und Wissenschaft. In Biccis Zeit fällt der Bau der berühmten Kapelle in der Kirche von San Lorenzo durch Brunelleschi. Es ist der erste, 1428 fertiggestellte Zentralbau der Renaissance. Die reiche öffentliche Bautätigkeit zeugte vom neuen Selbstbewusstsein der Stadt am Arno. Der Rathausturm, der wie der Kirchturm Glocken trug, wurde zum Symbol der städtischen Macht und stellte sich selbstbewusst neben diesen. Es tobte der oben bereits beschriebene Wettbewerb um die größten Türme und kräftigsten Glocken. Selbst Rom geriet in den Schatten von Florenz. Allerdings war Rom hier längst nicht mehr der Maßstab, sondern Athen und Konstantinopel. Die Stadt verstand sich als zweites Athen und ließ nichts unversucht, diesen Anspruch möglichst authentisch umzusetzen.

Von 1375 bis zu seinem Tod 1406 bekleidete Coluccio Salutati das Amt des Kanzlers. Er galt nach dem Tod von Petrarca als geistige Autorität in Wissenschaft und Kunst. Salutati, der zahlreiche Lobreden auf Florenz verfasste, stand im diplomatischen Briefverkehr – die Briefe in tadellos klassischem Latein, versteht sich! – mit unzähligen Regierungen der damaligen Welt. Er bemühte sich um die Errichtung eines Lehrstuhls für Griechisch und berief dafür Manuel Chrysoloras aus Konstantinopel. Konstantinopel hatte nach wie vor einen magischen Klang. Studenten schwärmten an den Bosporus, um dort in Auslandssemestern Griechisch zu lernen, Bau- und Kunstwerke zu studieren und in den riesigen Bibliotheken zu stöbern. Wagenladungen von Büchern trafen aus Byzanz und Griechenland im Westen ein. Griechische Handschriften wurden zu einem begehrten Sammel- und Handelsgut, darunter Literatur, Philosophie, Geschichtsschreibung und Schriften zu Wissenschaft und Technik. Dieser

Zustrom griechischer Kultur nach Europa riss auch in osmanischer Zeit nicht ab.

Giovannis 1389 geborener Sohn, Herzog Cosimo de'Medici, der später den Beinamen „il Vecchio" (ital. der Alte) erhielt, führte das Erbe höchst erfolgreich fort. Die Medici steckten ihr Geld nicht in Fußballvereine und Autorennen, sondern in die Kultur. Cosimo versammelte die künstlerische Crème de la Crème um sich: Donatello, Brunelleschi, Fra Angelico, Botticelli. An Michelozzo di Bartolommeo vergab er den Auftrag zum Bau einer Residenz. Im Audienzsaal des Palazzos hingen Gemälde von Antonio und Piero Pallaiuolo, darunter die *Drei Taten des Herkules*. Den Medici wird eine Neigung zum Allegorischen und Mythischen nachgesagt. Herkules galt in Florenz als Symbol der Tugend und Stärke, aber auch – aus Sicht eines republikanischen Stadtstaates, der von einem Fürstengeschlecht autoritär regiert wurde, ziemlich delikat – als Tyrannentöter. Keine Frage, die Politiker waren machtbewusste Männer, alles eher als „lupenreine Demokraten", aber es waren eben auch Männer des Geistes. In diesem Geist sahen sie ihre Macht und nicht nur in ihren Soldaten. Und sie scheinen damit durchaus Eindruck gemacht zu haben. Denn der umtriebige Fürst Mailands, Gian Galeazzo Visconti, bemerkte zu Salutatis Briefen einmal, sie seien gefährlicher als eine Abteilung der Kavallerie.

Schließlich stellte Cosimo um 1462 einer illustren Schar von Humanisten und Künstlern aus dem Familienbesitz eine Villa in Careggi am Stadtrand von Florenz für ihre Gesprächsrunden zur Verfügung. Noch heute bietet sie einen idyllischen Anblick, auch wenn keine Philosophen mehr im Garten lustwandeln, sondern eine Krankenhausverwaltung dort ihre Buchhaltung betreibt. Es kam für diese Diskutierzirkel der Name Akademie auf, in Erinnerung an die Schule Platons, die knapp tausend Jahre vorher von Kaiser Justinian im Namen des Christentums zugesperrt worden war. Auf Rat des um 1355 in Konstantinopel geborenen und in Mistra auf der Peloponnes wirkenden Gelehrten Georgios Gemistos Plethon holte Cosimo seinen Leibarzt und platonischen Philosophen Marsilio Ficino als Ideengeber in diese Runde. Plethon, ein hervorragender Kenner persischer, osmanischer und islamischer Kultur und ein heftiger Gegner des Aristoteles, war im Tross des oströmischen Kaisers zum Konzil von Ferrara in den Westen gekommen. Kurt Flasch meint sogar, dass er auf dem gleichen Schiff reiste wie auch Cusanus, der die Byzantiner zur Teilnahme am Konzil

überredet hatte.[22] Schade, dass es kein Protokoll gibt, das die Kabinengespräche dieser beiden Geistesgrößen dokumentiert hätte.

Dass die Philosophie der Renaissance in erster Linie platonisch inspiriert war, ergab sich schon aus dem Rückgriff auf die gesamte Breite der antiken Wissenskultur. Aristoteles wurde demgegenüber vor allem mit der mittelalterlichen Scholastik verknüpft. Weil Aristoteles' Instrumentalisierung für die Theologie in Italien weniger ausgeprägt war als in Frankreich und an den deutschen Universitäten, scheuten sich dort auch ausgesprochene Aristoteliker in der Renaissance nicht vor Kritik, etwa an der aristotelischen Naturphilosophie und der Poetik. Gerade aus dieser kritischen Distanz gegenüber Aristoteles wiesen sie den Weg in die Wissenschaften der Neuzeit. Dennoch hat auch Aristoteles, wie oben bereits angedeutet, deutliche Spuren hinterlassen, ausgerechnet als Teil des Platonismus. Im Unterschied zu der neuplatonischen Platonrezeption des Mittelalters, die im Osten wie im Westen die spirituelle und anagogische Seite in den Vordergrund stellte, kam es nun zu einer naturalistischen Wende des Platonismus, auch in der Lichtphilosophie. Man sah das jetzt eher so, dass die Kraft des den Kosmos durchdringenden Lichts das Diesseits kostbar macht und ihm einen Wert verleiht, nahm dieses Diesseits also nicht mehr nur als Sprungbrett für ein Entschwinden ins Jenseits. Der Aristotelismus wurde mit dem Platonismus aus seiner scholastischen Enge befreit und im Rahmen der antiken Kultur neu buchstabiert. Wenn man von der nicht unwahrscheinlichen Annahme ausgeht, dass Platons späte Einlassung zur Naturfrage im *Timaios* nicht zuletzt von kritischen Mitgliedern der Akademie, die „aristotelisch dachten", veranlasst worden war, wäre die Naturalisierung Platons in der Renaissance eine späte Genugtuung für Aristoteles. Die Universität von Padua, durch den Anschluss Paduas an Venedig 1405 eine venezianische Einrichtung, war eine Hochburg dieser Rezeption. Es gab dort, wie etwas später auch in Bologna, einen eigenen Seziersaal (*teatro anatomico*), wo nach arabischen Vorbildern erstmals Leichen seziert wurden (während auf einer Kanzel Priester für den Verstorbenen eine Messe lasen).

Aus den Diskussionszirkeln in den Akademien und Künstlerateliers erwuchs eine gegenüber der mittelalterlichen Universität neue und freie, erfrischende Bildungslandschaft. Über die Zeit wurden die Akademien Einrichtungen der Wissenschaft und der Kunst. Giorgio Vasari regte 1563

die erste Malerakademie (Accademia del Disegno) in Florenz an. Vor allem in Frankreich stand den Akademien eine große Karriere bevor, und die späteren europäischen Kunstakademien folgten weniger dem italienischen Vorbild, sondern dem der 1648 in Paris gegründeten Académie Royale de Peinture et de Sculpture. Sie legten sich sukzessive ein sehr reguliertes Curriculum zu, sodass sie sich im 18. und 19. Jahrhundert ihrerseits zu Horten einer konservativen Akademieästhetik entwickelten, was die Künstleravantgarde der anbrechenden Moderne regelrecht verjagte. Diese Avantgarde gründete wiederum neue Institutionen, die Sezessionen in München, Berlin, Wien. In der Renaissance hingegen waren die Werkstätten und Akademien die angesagten Hotspots der Intellektuellen, die Werkstätten zudem auch ausgefuchste Wirtschaftsbetriebe. In Florenz gab es zwischen 1410 und 1440 stolze 41 Malerateliers, über 80 Werkstätten für Holzschnitzer, 54 Bildhauerei-Betriebe sowie über 40 Goldschmiede.[23] Das lässt den enormen Bedarf an künstlerischer Gestaltung erahnen. Man betätigte damals keinen Türklopfer, der nicht auch ein „Kunstwerk“ war. Es war nicht viel anders als heute, wo es kein Briefpapier und kein Firmenlogo gibt, das nicht von einem der unzähligen Designerateliers aufwendig und kostenintensiv gestaltet wurde. Entsprechend wuchs damals das Ansehen der Künstler, die sich von ihrem mittelalterlichen Status als Handwerker bald emanzipierten und damit auch ihre Honorarvorstellungen entsprechend anpassten.

Lorenzo, der Prächtige

Nach einem kurzen Zwischenspiel von Cosimos schwerkrankem Sohn Piero stieg dessen Sohn Lorenzo de’Medici – übrigens 1449 in der Akademievilla geboren (was einen über die Fruchtbarkeit der Philosophie räsonieren lassen könnte) – zum klassischen Renaissancefürsten auf. Kaum zwanzigjährig musste er die Nachfolge seines Vaters antreten und gilt als *der* große Förderer der Kunst in Florenz. Seine Liebe zur Pracht trug ihm den Beinamen „il Magnifico“ (ital. der Prächtige) ein. Er machte endgültig Ernst mit der Idee vom zweiten Athen. In einer in der Weltgeschichte seltenen Konstellation wurde die Stadt zu einem äußerst kreativen Umschlagplatz von östlichen, sowohl byzantinischen wie arabischen, und lateinisch-

westlichen Ideen. Sie war ein Magnet für die Eliten, für Künstler, Mediziner, Mathematiker, Politiker, Philosophen und Literaten.

Dass es auch beim Prächtigen, wie bei den meisten Prächtigen dieser Welt, Seiten gab, die weniger glänzten, soll nicht verschwiegen werden. Aber die Zeit war (wie im antiken Griechenland) von Grabenkämpfen zwischen den Stadtstaaten und von der ständigen Auseinandersetzung mit dem Papst in Rom geprägt. Lorenzo hatte viel Glück in seinem Leben. Er überlebte einen Mordanschlag im Dom, dem sein Bruder zum Opfer fiel, und einen Krieg des mit Neapel verbündeten Papstes gegen Florenz (ja, man konnte damals noch gegen den Papst Krieg führen!). Mit dem Tod Lorenzos 1492 endete die große Zeit der Stadt und auch jene der Medici. Lorenzos ältester Sohn Piero II., den man den Unglücklichen nannte, weil man ihm die Schuld am Aufstieg des fanatischen und lästigen Bußpredigers Girolamo Savonarola gab, konnte sich nur zwei Jahre halten. Im November 1494 floh er nach Venedig, wo er 1503 starb, während die Medici erst nach achtzehn Jahren aus dem Exil zurückkehren konnten.

Savonarola ist eine Figur, die man geradezu erfinden müsste, hätte es sie nicht ohnehin gegeben. Zur aufgeklärten, modernen, luxuriösen Metropole gehört beinahe schon zwangsläufig auch die Kehrseite, die unversöhnliche Kritik an dieser – wie sagte Platon seinerzeit – „aufgeschwemmten“ und „entzündeten“ Stadt. Der Hass auf Aufklärung, Humanismus, Kapitalismus, Kunst und Kultur, auf eine moderne Lebensweise ganz generell entlud sich in einem regelrechten Kreuzzug. Den führte der begnadete Redner und Volkstribun Savonarola gegen die Medici, die ihn zeitweise gefördert und genau an die Stelle gebracht hatten, von der aus er nun so erfolgreich kämpfen konnte. Obwohl ein akademisch gebildeter Dominikaner, hatte er unglückseligerweise die Wahnvorstellung, es seien ihm Offenbarungen voller apokalyptischer Visionen zuteil geworden. Er elektrisierte seine jugendlichen Anhänger, die sich mit spalterischen Parolen radikalisieren ließen. Der Pöbel zog 1497 durch Florenz und riss im Namen Christi den Menschen alles aus den Händen, was als anrüchig galt: „heidnische“ Schriften, „pornographische“ Bilder, Luxusgegenstände aller Art, Spielkarten, Musikinstrumente. Dieser sündhafte Unrat ging, auf einen riesigen Haufen zusammengeworfen, auf der Piazza della Signoria in Flammen auf. Die das Christentum verteidigenden Herrschaften drangsalierten die Frauen, die sich gefälligst „wie die Weiber der Muslime“

verschleiern sollten. Als sich Savonarola anschickte, in ganz Norditalien Feuer zu legen, und sich gar mit Kirche und Papst überwarf, die ja auch im Luxus schwelgten, war Schluss mit lustig. Er wurde kurzerhand gehängt und 1498 an derselben Stelle verbrannt, an der unzählige wertvollste Kunstwerke vernichtet worden waren. Trotzdem ging Savonarolas Saat an unerwarteter Stelle auf, nämlich bei manchen Intellektuellen und Künstlern. Sandro Botticelli, dessen Bilder von den religiösen Eiferern als Pornographie ebenfalls in die Flammen geworfen wurden, malte fortan nur noch religiöse Werke.

Stadtstaaten und *good governance*

Nachdem die Medici unter Cosimo I. aus Venedig zurückgekehrt waren, flammte das Mäzenatentum nochmals auf. Cosimo ließ die Gemäldegalerie im Palazzo Pitti (Galleria Palatina) und dazu von Giorgio Vasari die Uffizien bauen, ursprünglich ein Ministeriumsgebäude, letztlich das erste Museum der Welt.

Florenz verdankt den Medici also den großen Teil seines Glanzes und wir verdanken diesem Geschlecht die Renaissance. Florenz war einer von vielen Stadtstaaten (freilich jeweils mit einem größeren abhängigen Umfeld), die wieder das Leben nach Italien zurückbrachten – nun offenbar ohne eine verbindende Gestaltungsidee, wie sie das Mittelalter noch geboten hatte. Den Ton in den an das antike Griechenland erinnernden Poleis gaben Fürstengeschlechter an, denen es – um was auch sonst? – um Einfluss, Macht und Geld ging. Aber, und das macht die Renaissance so reizvoll, es waren in der Regel kultivierte und gebildete Fürsten und sie lieferten sich einen Wettstreit um den Rang der Literatur, Kunst und Architektur. Wie die Medici in Florenz, so saßen die Malateste in Rimini, die Montefeltre in Urbino, die Gonzaga in Mantua, die Este in Ferrara, die spanischen Aragon in Neapel, die Tyrannengeschlechter der Visconti und – nach deren Aussterben 1447 – der Sforza in Mailand. Herzog Federico da Montefeltro ließ sich um 1476 vermutlich vom spanischen Maler Pedro Berruguete, der am Hof in Urbino wirkte, als Idealgestalt des Renaissancefürsten darstellen, in voller Rüstung ein wertvolles Buch lesend. Ein bisschen erinnert das daran, wie sich heute weltgewandte Manager am Designerschreibtisch unter

dem großformatigen Bild eines zeitgenössischen Künstlers ablichten lassen. Zwar dienten auch damals Kunst und Architektur dem Image, aber die meisten Fürsten hatten tatsächlich Interesse an der antiken Literatur, Philosophie und Kunst und auch ein erstaunliches Wissen auf diesen Gebieten.

Sosehr sie das von den meisten heutigen Politikern unterscheidet, wussten sie auch schon genau, wie die Machtspiele des Regierens funktionieren. Der 1469 in Florenz geborene Niccolò Machiavelli sezierte in seinem berühmt gewordenen Werk *Der Fürst* (*Il principe*) illusionslos das Geschäft der Macht. Das bittere Resümee seiner Überlegungen bleibt, dass der Staatslenker bereit sein müsse, die Gesetze der Moral zu ignorieren, um seine Macht zu sichern. Ebenso wichtig sei die Pflege des richtigen Images. Das muss nun nicht zwangsläufig kollidieren mit dem Ziel des *good governance* (ital. *buon governo*). Immerhin regierten die Machthaber ja über Republiken und die Imagepflege war ihnen durchaus wichtig. Die Kommune von Siena beauftragte Ambrogio Lorenzetti im 14. Jahrhundert damit, im Palazzo Pubblico eine allegorische Freskenreihe über das gute und schlechte Regiment in Stadt und Land zu malen. Im Piano Nobile des Palastes von Foligno bestellte der Signore Corrado Trinci ein Fresko des Motivs. Der Meister ist anonym, aber man erkennt burgundische Einflüsse. Das Thema ist eine Hommage an den humanistisch gebildeten, machtvollen Herrscher, der seine gute Führung in den Dienst der idealen Stadt stellte – ein schöneres Thema der Renaissance lässt sich kaum finden. Es verbindet Humanismus, die alte (platonische) Polis-Idee und die Lust an der Kunst. Wie immer man diese Dinge, namentlich Machiavellis Überlegungen, deuten mag, entscheidend ist die Abkehr von jeder theologischen Grundierung der Staatsführung, wie sie die mittelalterlichen Fürstenspiegel noch durchzog, hin zu profanen Herrschaftstechniken. Gleichwohl war die Instrumentalisierung der Religion für politische Zwecke bisweilen auch weiterhin Teil der Strategie. Dass jemand, der so dachte wie Machiavelli, von den Menschen keine allzu großartige Meinung haben konnte, wird kaum überraschen. Machiavelli nahm die Sicht eines Thomas Hobbes (und das schon beim antiken Dichter Plautus vorkommende Diktum *homo homini lupus est*/der Mensch ist dem Mitmenschen ein Wolf) vorweg.

Nun blieb die Renaissance nicht auf Italien beschränkt, sondern dehnte sich in den Westen und Norden aus. Auch dort traten neben die

Landwirtschaft unübersehbar Handel, Handwerk, Industrie und Finanzdienstleistung. Vor allem der Fernhandel mit seiner aufwendigen Logistik war eine lukrative Unternehmung, die ganz Europa aufmischte. Ein kapitalistisch organisiertes Handels- und Wirtschaftssystem war mit Monopolen und Kartellen durchsetzt. Während die Mittelschicht verarmte und die Handwerker ab etwa 1500 zu einem lohnabhängigen Proletariat absanken, trieben die wohlhabenden Familien auch in den flandrischen und oberdeutschen Handelsstädten die Renaissance an.

Die CEOs der großen Firmen engagierten sich ebenfalls als Sponsoren für Kultur- und Sozialprojekte. Das Mäzenatentum etwa der in Montangewerbe, Leinenweberei und mit ihren hochdiversifizierten Manufakturen reich gewordenen Fugger war gesamteuropäisch und scherte sich nicht um irgendwelche Grenzbalken. Die Erneuerung der Fondaco dei Tedeschi in Venedig ging ebenso auf ihr Konto wie die Aufträge zu Dürers *Rosenkranzmadonna* und Giulio Romanos *Thronender Madonna* für Santa Maria dell'Anima in Rom sowie für die Schweizergarde (zumal die Fugger auch am Ablasshandel kräftig verdienten). Jakob Fugger war auch sozial engagiert und spendete in Augsburg zwischen 1516 und 1523 die Fuggerei, eine heute noch bestehende Sozialsiedlung. Damit finanzierte er sich einen Platz im Himmel, nachdem sich der Aufsteiger zuvor schon seinen Adelstitel gekauft hatte. Ihren Reichtum requirierten die Fugger buchstäblich global. Ihre Handelsschiffe segelten bis Indien. Schließlich mischte die Familie auch in der internationalen Politik mit. Man investierte eine gewaltige Summe in das Projekt römisch-deutsche Kaiserkrone für den Enkel Kaiser Maximilians I., Karl von Spanien (Karl V.). Das war natürlich kein Akt der Selbstlosigkeit, sondern diente der Arrondierung eines äußerst lukrativen und zukunftsträchtigen Handelsplatzes, der sich inzwischen weit in die Kolonien der Neuen Welt erstreckte.

Der Tuchhändler Giovanni Rucellai bekannte freimütig, dass es für ihn kein größeres Vergnügen gebe, als Geld zu verdienen und wieder auszugeben, wobei das Ausgeben noch viel schöner sei. Und er gab reichlich aus, nicht nur für den Bau seines Familienpalastes in Florenz (Palazzo Rucellai) durch Alberti und für Aufträge an zahlreiche Künstler. Er war es auch, der die Marmorfassade der Dominikanerkirche Santa Maria Novella samt einer schönen Kapelle darin finanzierte.

Puristen mögen angesichts solcher geldwerter Lebensfreude die Stirne runzeln, aber Geld war immer – ob einem das behagt oder nicht – die Grundlage für Kultur. Athen war eine prosperierende und ziemlich liberale Stadt, als die größten Kulturleistungen entstanden, die arabischen Kalifen schwelgten in Luxus, mit dem sie jene Wissenschaft und Kunst förderten, von der wir heute noch profitieren, und die atemberaubenden Kathedralen des Mittelalters setzten voraus, dass die Städte wieder zu Geld gekommen waren.

Die Wiederkehr Roms

Den Blick auf das quirlige Florenz gerichtet, fragt man sich vielleicht, was denn in Rom gerade los war. Die große Stadt, in der Antike das Maß aller Dinge, verwahrloste in der Zeit der Völkerwanderung und konnte sich im Mittelalter nur dank der Machtambitionen der Päpste wieder ins Spiel bringen. Doch auch dieses letzte Pfund Roms kollabierte. Die Päpste, die unverdrossen auf ihren (auch politischen, nicht nur religiösen) Universalitätsanspruch pochten, fanden sich damit prompt in der Rolle eines Spielballs der politischen Mächte wieder, zuerst der Staufer, dann der französischen Könige, die für einmal in Europa den Ton angaben. Die Franzosen schleusten eine große Zahl französischsprachiger Kardinäle in den Kirchenstaat und mit Clemens V. auch einen Franzosen als Papst. Er ließ sich 1305 in Lyon krönen und wählte 1309 Avignon zum neuen Sitz des päpstlichen Hofs. Rom war bedeutungslose Peripherie geworden, weshalb man manchmal das 14. Jahrhundert das „Jahrhundert ohne Rom“ nennt. Wer heute vor den gewaltigen Burgmauern in Avignon steht, dem schwant, dass die Männer der Kirche dahinter so manches zu verbergen hatten und dass sie um ihre Sicherheit angesichts aufgebrachter Bürger doch sehr besorgt waren. Auch als die Päpste 1377 wieder nach Rom zurückkehrten, erholte sich die Stadt eher zögerlich und trat nur langsam aus dem Schatten der norditalienischen Städte. Denn das Image des Papsttums, das sich in Kämpfen von Päpsten und Gegenpäpsten verhedderte und ein Bild moralischer Zerrüttung bot, war verheerend. Die Zeitgenossen äußerten erstaunlich offene Kritik. Lorenzo Valla entlarvte die Konstantinische Schenkung als üble Fälschung. Petrarca regte sich über die Zustände an der

Spitze der Kirche auf und der wortgewandte Florentiner Kanzler Coluccio Salutati urteilte 1381 über die Kurie: „Erst ist unseren Kirchenführern, wie es weltlichen Fürsten geht, der Hunger nach Geld und dann nach Macht gekommen. Nachdem sie einmal feinen Weizen, Honig und Öl gekostet, sich mit Gold und Silber geschmückt und sich in feinem Leinen, Damast und bunten Tüchern gekleidet hatten, gelangten sie an die weltliche Macht und machten die gloriose Christenheit verabscheuungswürdig […].“[24]



Der Papstpalast in Avignon

Mit Gregor XII., Johannes XXIII. und Benedikt XIII. rangen drei Päpste am Beginn des 15. Jahrhunderts um ihre Anerkennung. Felix V. († 1449) war der letzte Gegenpapst der Geschichte. Mit Enea Silvio Piccolomini saß von 1458 bis 1464 ein Humanist, Rhetor und Dichter als Pius II. auf dem päpstlichen Thron und es begann das zarte Pflänzchen Renaissance in Rom Wurzeln zu schlagen. Pius stiftete gleich eine ganze Stadt (Pienza), die von Bernardo Rossellino nach dem Vorbild von Platons *Politeia*-Utopie als Idealstadt gebaut wurde. Sein aufgeklärter Geist hinderte ihn allerdings nicht, nach dem Fall Konstantinopels mit populistischem Alarmismus vor

einem Angriff der Muslime auf das christliche Europa zu warnen, die Bildung einer europäischen Armee vorzuschlagen – was, wie wir wissen, bis heute nicht gelungen ist – und zu einem Kreuzzug gegen die Osmanen aufzurufen. Dieser Ruf wurde nur in Venedig gehört, das immer zur Stelle war, wenn es darum ging, Konkurrenten in den Absatzmärkten mithilfe anderer aus dem Weg zu räumen. „Ihr Interesse galt nicht dem Kreuz und auch nicht dem Schwert, sondern der Geldbörse.“[25] Dieser trockenen Bemerkung Peter Ackroyds ist nichts hinzuzufügen. Denn natürlich braute sich, wie oben bereits festgestellt, hier Ungemach zusammen, das die lukrativen Orientgeschäfte der italienischen Handelsmagnaten bedrohte.

Bis sich in Rom das Pflänzchen Kultur wieder entfalten konnte, dauerte es noch einige Zeit. Denn mit Sixtus IV., der in den Mordanschlag auf die Medici-Brüder verstrickt war, Innozenz VIII., der 1484 im ersten Jahr seiner Amtszeit die Hexenjagd sanktionierte, und Alexander VI. erreichte die Institution Kirche ihren bisherigen Tiefpunkt. Simonie, Ablasshandel, Drohung mit der Angst vor Höllenqualen, Hexenprozesse, Inquisition, ja Verstrickungen in Verbrechen und Korruption formten das Bild, das die klerikale Welt hinterließ. Als Sixtus im Jahr 1484 starb, als ein Krieg um Ferrara endete, dichtete man in Rom: „Keine Macht vermochte den wilden Sixtus zu töten / Als bloß das Wort ‚Frieden‘ er hört’, schied er dahin.“[26] Die Verstrickungen des römischen Papsttums in machtpolitische Händel beförderten die Abneigung weiter Kreise gegen die Kirche. In der römischen Bevölkerung brach Jubel aus, als 1559 die Nachricht vom Tod des wegen seines Nepotismus und seiner Härte in der Inquisition verhassten Paul IV. die Runde machte.

Aber genau diese Anfälligkeit der Kirchenfürsten für Macht, Prunk und Reichtum hatte eben auch ihre positiven Seiten, denn es ist dieser ethisch zweifelhaften Motivation zuzuschreiben, dass Rom bis heute die wohl großartigste Versammlung von Kunst und Architektur aus allen Epochen der Geschichte bietet. Papst Martin V. reagierte jedenfalls auf die Kritik der in großer Zahl nach Rom strömenden Künstler und Humanisten an der Zerstörung des antiken künstlerischen Erbes und begann mit Renovierungsarbeiten an desolaten Bauwerken. Gleichzeitig erließ er 1425 aber auch ein Breve, mit dem er die antiken Monumente ebenso wie alte und nicht mehr benutzte Kirchen als Steinbrüche freigab. Die Vernichtung der alten Schätze war erheblich. Man brach den aus aller Herren Länder

stammenden wertvollen Marmor aus den Gebäuden und schob Steine, Statuen und Dekorstücke in die Kalköfen. Erneuerung und Zerstörung der antiken und spätantiken Schichten Roms gingen Hand in Hand. Nicht nur wir ärgern uns darüber, auch die Zeitgenossen erhöhten den Druck. Martins 1431 gewählter Nachfolger Eugen IV., der unter anderem Leon Battista Alberti als Berater nach Rom holte, ließ daraufhin das Pantheon instand setzen. Nikolaus V. entwickelte – ebenfalls mit Unterstützung Albertis – einen Masterplan für ein gigantisches Restaurierungs- und Neubauprogramm, das erst die weiteren Päpste umsetzten. Kunstaffine Vertreter auf dem Stuhl Petri wechselten sich mit dunklen Gesellen ab und manchmal waren auch diese dunklen Gesellen kunstaffin. Dieser Zustand zog sich bis weit ins 17. Jahrhundert hin. Der aus der Kaufmannsdynastie der Barberini stammende Papst Urban VIII., der in blankem Nepotismus unzählige Schlüsselstellen mit Leuten aus seinem Clan besetzte, richtete immense Zerstörungen an antiken Bauwerken wie dem Kolosseum an, das er als Steinbruch benutzte. Mit dem gewonnenen Material ließen unter anderem seine Neffen den ersten Barockpalast Roms (Palazzo Barberini) errichten. Ein von genervten Bürgern auf eine sogenannte „sprechende Statue“ gekritzelter Spruch aus dieser Zeit lautet: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini“ (lat. Was die Barbaren nicht zerstörten, zerstörten die Barberini).

Immerhin reichten die neu gebauten Palazzi und Kirchen dazu aus, dass sich Rom die Stellung der nach Florenz wichtigsten Renaissancestadt eroberte – und dies nicht zuletzt dank der Machtambitionen der Päpste. Besonders wichtige Gestalten für diesen kulturellen Mehrwert waren Julius II., der als vielleicht größter Kunstmäzen 1503 als *pontifex maximus* antrat, und der Sohn des Lorenzo de’Medici und Julius’ Nachfolger, Leo X., als dessen Wahlspruch hartnäckig kolportiert wurde: „Da Gott Uns das Papstamt verliehen hat, lass es Uns genießen.“ Leo trieb Rom zu neuer Blüte und die vatikanischen Kassen in den Ruin: erste Pläne und anschließender Baubeginn von Sankt Peter, Bau der Vatikanischen Paläste, Deckenfresken in der Sixtinischen Kapelle von Michelangelo, sein *Letztes Abendmahl* und sein *David*, die Stanzen und Loggien des Raffael mit Allegorien aus humanistischem Geist, Tizians *Assunta*.

Rom wurde derart zu einem neuen Stelldichein des Who’s who der Künstler und Architekten. Die Päpste waren nicht nur distanzierte

Auftraggeber, die sich segnend auf der *sedia gestatoria* (lat. tragbarer Sitz) herumtragen ließen, sondern sie kletterten mit schmutzigen Händen und fleckiger Soutane auf den staubigen Gerüsten herum und mischten sich lautstark in die Arbeiten ein. Die harten Konflikte zwischen Julius und dem von ihm nach Rom geholten Michelangelo etwa (Zeitgenossen sprachen von *terribilità*), bieten bis heute Stoff für Legenden. Die Raubeinigkeit Michelangelos wurde in der Rezeption gerne gepflegt (und dem angeblich sanftmütigen Raffael gegenübergestellt), zu attraktiv war das Bild des gegen die Oberen aufbegehrenden Genies.

Der 1444 in Urbino geborene Donato Bramante, der zwischendurch für die Sforza in Mailand baute, ging 1499 nach Rom und stürzte sich dort auf das Studium der Antike. Der streng antikisierende Tempietto San Pietro (1504), ein – so Nikolaus Pevsner – „monumentaler Heiligenschrein" und „das erste Denkmal der Hochrenaissance",[27] sowie der Kreuzgang von Santa Maria della Pace waren der Auftakt für das große Los, das der Baumeister in Rom zog: den Auftrag für den Neubau der Peterskirche und der Vatikanischen Paläste. 1506 wurde er von Julius II. dafür berufen. Die Baugeschichte von Sankt Peter ist nichts weniger als eine ganze Kulturgeschichte, die den Übergang von der Renaissance in den Barock illustriert. Georg Kauffmann sieht in der Begegnung von Julius II. und Bramante gleichsam das Projekt eines zeithistorischen Brückenbaus, indem „die Monumentalität der paganen antiken Architektur einer christlichen Gesellschaft verfügbar"[28] gemacht wurde.

Die Ewige Stadt hatte nach schweren Krisen wieder zu sich gefunden und lief Florenz den Rang wieder ab, sodass sie beim Entstehen des Barocks in die Hauptrolle schlüpfte.

Von der gelehrten Muße in der Villa

Nicht nur Rom musste sich neu erfinden, auch Venedig hatte ein Problem. Dort wurde man durch den Erfolg Vasco da Gamas, den Seeweg nach Indien gefunden zu haben, auf dem falschen Fuß erwischt und unsanft an die Zerbrechlichkeit des blühenden Orienthandels erinnert, der über Jahrhunderte die Grundlage für den Reichtum der Serenissima gebildet hatte. Die Geschäfte drohten nun andere an der bisherigen Peripherie

Europas zu machen. Manch ein notorischer Schwarzseher befürchtete bereits den Untergang der Stadt (im übertragenen, nicht, wie man heute leider konstatieren müsste, im wörtlichen Sinn), doch die geschäftstüchtigen Venezianer besannen sich auf Diversifikation – und insbesondere darauf, dass es ja noch die Festlandbesitzungen gab, die Terraferma. Die Stadt begann eine ehrgeizige Expansionspolitik in der Region, die wiederum Papst, Frankreich, Spanien und Österreich aufschreckte. Die von Venedig beherrschten Städte wurden befestigt und mit massiven Palästen ausgestattet. Letztlich orientierte sich Venedig jetzt nach Europa, wo es ab dem 15. Jahrhundert zu einer bedeutenden Macht aufstieg.

Am Beginn des 16. Jahrhunderts wurden unter dem Dogen Andrea Gritti, der vorher längere Zeit als Diplomat im osmanischen Istanbul gedient hatte, große Ent- und Bewässerungsprojekte auf den weitläufigen Ackerflächen der Terraferma in Angriff genommen. Etliche Venezianer steckten ihr Geld nun statt in die Handelsflotten in die Arrondierung der Terraferma und begründeten dadurch das Phänomen der *villegiatura*. Die *villegiatura*, was man mit Villenkultur übersetzen könnte, wurde zunächst aus Versorgungsnotwendigkeit geboren, aber sie erhielt durch Humanisten wie den venezianischen Adeligen Alvise Cornaro eine philosophische Überhöhung. Der Agrarökonom sowie Hobby-Architekturtheoretiker knüpfte bei den idealisierenden Darstellungen antiker Autoren an und nannte die Landwirtschaft ein heiliges Geschäft (*santa agricoltura*). Neben reine Bauernhöfe trat die Villa, die im humanistischen Sinne eher als ländliche Akademie angesprochen werden kann. Die Villa des Humanisten Giangiorgio Trissino etwa wurde zur Accademia Trissiana hochgerüstet. Eine solche Humanistenvilla war eine Verbindung von Klosterleben und griechischer Philosophenschule, wo mit dem Studium der antiken Sprachen im Sinne des humanistischen Bildungsanliegens bürgerliche Tugenden vermittelt werden sollten. Die von Andrea Palladio, dem großen Meisterarchitekten der Renaissance-Villa, für den humanistischen Prälaten Paolo Almerico gebaute La Rotonda am Stadtrand von Vicenza, ein freistehender, erhöhter, kompakter Zentralbau mit Tempelfront, Loggien und Kuppel, erinnert an das Pantheon, das der Stararchitekt als eines der vollkommensten Gebäude verehrte. Reichhaltiger figuraler Schmuck war eine gewünschte Visitenkarte für diesen „Wohntempel eines humanistisch gebildeten Edelmannes“ (Ursula Muscheler). Die Rotonda dürfte das am

häufigsten kopierte Haus der Architekturgeschichte sein und sicherte dementsprechend den Ruhm Palladios über die Jahrhunderte hinweg. In England gab es im 17. und 18. Jahrhundert einen glühenden Neopalladianismus. Der Villenbau an sich war selbstverständlich nichts Neues. Er reichte zurück in das 2. vorchristliche Jahrhundert, zu den römischen Patriziervillen, die in Vitruvs Werk breiten Niederschlag fanden. Die Wiederentdeckung Vitruvs lieferte faktisch die Vorlage für die Neuauflage des Villenbaus.

Andrea di Pietro della Gondola, 1508 in Padua als Sohn eines Müllers in einfachen Verhältnissen geboren, wurde von seinem Mentor Giangiorgio Trissino nach humanistischer Gepflogenheit Palladio genannt (nach Pallas Athene, der griechischen Schutzgöttin der Künste). Trissino hatte den talentierten jungen Steinmetz beim Bau seiner Villa in Cricoli kennengelernt, brachte ihn zur Architektur und machte ihn mit den Schriften Vitruvs und dem Platonismus vertraut. Er reiste mit ihm zum Studium der antiken Bauten nach Rom. Als Frucht dieser Reisen verfasste Palladio einen Führer durch das antike Rom (*L'antichità di Roma*), der prompt ein Bestseller wurde. Dass Palladio angesichts seines an der Antike ausgerichteten Kompasses für die deutsche Architektur der Gotik nur Ablehnung übrighatte, wird kaum überraschen: Man könne sie „beim richtigen Namen nur konfus nennen",[29] meinte er wenig charmant. Schließlich verfasste er 1570 einen gelehrten Architekturtraktat über das gesamte Gebiet der Baukunst, die *Quattro libri dell'architettura*. Der Traktat war mit Holzschnitten reich illustriert, Palladio war nicht nur ein großer Architekt, sondern auch ein begnadeter Kommunikator.

Neben Trissino, der Palladio die ersten großen Bauaufträge für Vicenza (Palazzo del Capitaniato mit Loggia, Palazzo della Ragione) vermittelte, wurde ab etwa 1550 der Humanist, Dichter, Philosoph, Mathematiker, Diplomat und Theologe Daniele Barbaro ein kongenialer Anreger und Gesprächspartner. Palladio baute in Maser eine Villa für ihn und seinen Bruder Marc-Antonio, der gegen Ende seines Lebens zum Patriarchen von Aquileia ernannt wurde. Barbaro, ein hervorragender Kenner nicht nur des Platon und Aristoteles, sondern auch des Vitruv (den er sogar kommentierte), lobte an Palladio, dass er „die Architektur in ihrer antiken Form […] in großartiger, schöner und voller Pracht zeigt".[30] Auf diese Weise sind bis heute im Veneto die unübersehbaren Spuren Vitruvs zu

finden, wenngleich in einer bereits sehr freien, durch Palladio grandios interpretierten Form. Im bunten Venedig stößt man auf in der reinen Farbe Weiß erstrahlende Kirchenbauten und Fassadengestaltungen (darunter San Giorgio Maggiore und Il Redentore). Für die Rialtobrücke legte Palladio einen Entwurf vor, der aber nicht zur Ausführung kam (sondern ab 1588 jener der heute bestehenden Brücke von Antonio da Ponte), weil er umfangreiche Umbauten des gesamten Viertels damit verband.



Palladio, Villa Barbaro, Maser

Palladio verehrte die Zahl, in der er die Vollkommenheit der Welt verborgen sah. Mit solchem platonischen Denken verharrte er in den Fußstapfen Albertis, dessen theoretische Abhandlung nun schon hundert Jahre zurücklag. Zudem schätzte er die mathematisch-philosophischen Spekulationen von Francesco Giorgi. Die Mathematik rüstete Kunst und Architektur in seinen Augen zur Wissenschaft hoch.

1555 wurde in Vicenza die Accademia Olimpica gegründet, die das humanistische Ideal des *uomo universale* fördern sollte. Mathematische Studien gehörten ebenso zum Curriculum wie die Lesung und Diskussion der Werke Platons und die Kritik des Aristoteles. Die Akademie war fest in platonischer Hand. Neben theoretischen Diskussionen fanden Theateraufführungen statt. Dazu wurde 1580 der Grundstein eines eigenen Theaters gelegt, des *teatro olimpico*, das Palladio geplant hatte, der die Fertigstellung dieses ersten festen nachantiken Theaterbaus aber nicht mehr erlebte.

Dass die Architekten und Künstler der Renaissance gefeierte und wohldotierte Stars waren, die bis in unsere Tage zuverlässig Besuchermassen in die einschlägigen Museen und Ausstellungen locken, ist keinesfalls selbstverständlich. Noch ihre Kollegen einige Jahrzehnte vorher waren nicht mehr als weitgehend unbekannte Handwerker, die zur höheren Ehre Gottes arbeiteten. Es muss also etwas Gravierendes passiert sein. Zunächst hat diese Entwicklung mit dem aufkommenden Humanismus zu tun, der nicht nur allgemein das Individuum stärkte, sondern im Zuge der Verehrung der antiken Literatur für die universelle Menschenbildung anfänglich besonders den Dichtern unter den Künstlern eine hohe Stellung einräumte. Die Humanisten und Gelehrten Francesco Puteolano und Cristoforo Landino wiesen voller Selbstbewusstsein auf die Führungsrolle der Dichtung innerhalb der Künste hin. Und das mit dem zwar nicht ganz zutreffenden, aber doch bemerkenswerten Argument, dass die großen Herrscher und Feldherren der Vergangenheit nicht durch Kunstwerke, sondern durch Dichter und Geschichtsschreiber unsterblich geworden seien. So viel Selbstbewusstsein der Kollegen von der Literaturabteilung forderte die bildenden Künstler heraus und es folgte ein regelrechter Wettbewerb der Künste, bei dem in wenigen Jahrzehnten die Maler, Bildhauer und Architekten den Dichtern den Rang abliefen.

Ein anderer Pfeiler dieser Entwicklung war ein Kapitel der Antikenrezeption. Um 1416 wurde der lange verschollene Architekturtraktat des nun schon häufig erwähnten Vitruv in Sankt Gallen (nach anderen Quellen in Montecassino) aufgestöbert. Der komplizierte Text förderte die Phantasie bei der Rezeption. Alle bemühten sich – je nach Vorliebe und Selbstbewusstsein –, Vitruv so authentisch oder so kreativ wie möglich zu kommentieren. 1486 wurde das Werk gedruckt.

Vitruv verlangte von jedem Künstler, namentlich vom Architekten, ein umfassendes Wissen. Ich erwähnte bereits, dass die Künstlerateliers gelehrten Akademien glichen. Einen besonderen Ruf in dieser Hinsicht hatte die Werkstätte Lorenzo Ghibertis, in der die zweite Paradiestür für das Baptisterium in Florenz ausgeführt worden war. Ghiberti stellte klare Anforderungen an den gelehrten Künstler: Auf den Feldern Grammatik,

Arithmetik, Geometrie, Philosophie, Anatomie, Astrologie, Perspektive, Theologie, Geschichte sowie in der Theorie der Zeichnung sollte er Kenntnisse vorweisen. Es war dieser Bildungsanspruch, der die Künstler von den einfachen Handwerkern abhob. Sie machten mit ihren theoriegeladenen Traktaten die Malerei zur Wissenschaft und zur „achten Kunst" im Kanon der alten freien Künste. Zwar begeisterten sich nicht alle Künstler für die Akademisierung der Kunst – Alberti milderte die Ansprüche deutlich ab und der Praktiker Michelangelo spöttelte über so viel Theorieverliebtheit –, aber letztlich ließ genau das die bildenden Künstler in der Renaissance das Rennen gewinnen. Sie wurden zu gefeierten Stars und trugen ihre Rivalitäten nun untereinander aus.

Beim Bau der Alten Sakristei von San Lorenzo überwarfen sich der Baumeister Brunelleschi und der Maler und Bildhauer Donatello über der Frage, wer sich wem unterzuordnen hatte. Ein solcher Wettstreit war keineswegs nur der Eitelkeit geschuldet, sondern es ging auch ums Geld. Wer viel Geld verdient, zahlt allerdings auch viel Steuer. Und weil das schon immer so war, wurde auch schon immer über kreativen Ideen zur Vermeidung solchen Ungemachs gebrütet. Dabei fällt einem der *pictor christianus* ein, der christliche Maler schlechthin, der „engelgleiche" Fra Angelico, der auch ein guter Geschäftsmann war. So fromm seine Malereien daherkamen, so diesseitig waren die großen Zahlen seiner Honorarnoten. Da kam ihm sehr entgegen, dass Mönche seinerzeit von jeder Steuer befreit waren. Ob es ein Zufall ist, dass so viele Maler der Renaissance Mitglieder in Ordensgemeinschaften waren?

Den genialen Baumeister, Bildhauer, Erfinder, Literaten, Goldschmied (ein echter *uomo universale* also) Filippo Brunelleschi, 1377 in Florenz geboren, kennen wir bereits als „Erfinder" der Perspektive, die er auf der Grundlage wissenschaftlicher Experimente und Berechnungen entwickelte. Durch seine Modelle für den Wettbewerb um die Baptisteriumstür in Florenz sowie die Realisierung der mit einem Durchmesser von 42 und einer Höhe von 86 Metern gewaltigen Kuppel von Santa Maria del Fiore war er eine zentrale Gründerfigur der Renaissance. Die Kuppel krönte einen Dom, der um 1300 nach Plänen von Arnolfo di Cambio noch in italienisch-gotischer Manier geplant worden war und mit toskanischromanischen Fassadeninkrustationen (*opus romanum*) und einem Campanile von Giotto (1355 fertiggestellt) der Vollendung entgegensah. Der Bau der Kuppel

dokumentierte unübersehbar die technische, finanzielle und politische Vorherrschaft von Florenz zu dieser Zeit. Kurt Flasch formulierte es so: „Im Umkreis von fünfhundert Meter rund um die Riesenkuppel ist im 15. Jahrhundert eine neue Welt entstanden“.[31]

Der aus einem wohlhabenden Florentiner Geschlecht stammende (aber 1404 in Genua geborene) Leon Battista Alberti leistete mit seinen Traktaten zu allen drei Genres der bildenden Kunst Pionierarbeit in der Kunsttheorie und Aufklärung für die kulturell interessierte Elite seiner Zeit. Besonders in seinem Architekturtraktat (*Decem libri de re aedificatoria*) berief er sich neben Vitruv auf eine große Zahl weiterer antiker Autoren, etwa auf Thukydides, Herodot, Platon, Aristoteles, Cicero, Plinius. In seiner architektonischen Arbeit, darunter zahlreiche Fassadengestaltungen von mittelalterlichen (häufig gotischen) Kirchen, spannt sich der Bogen von San Francesco (Rimini) über Santa Maria Novella (Florenz) und San Sebastiano (Mantua) zur schon erwähnten epochalen Kirche Sant'Andrea (Mantua).

Dann war da noch der Schöpfer der *Mona Lisa*, der 1452 in Anchiano bei Vinci in der Toskana geborene Leonardo! Er wurde schon von Vasari ins Übermenschliche (*veramente mirabile e celeste*) entrückt. Leonardo war der Sohn eines angesehenen Notars und möglicherweise dessen arabischen Hausmädchens. Eine Anekdote will wissen, dass sein Lehrer Andrea Verrocchio das Malen aufgab, als er die ersten Bilder seines genialen Schülers sah. Dabei schlug Leonardos Herz ursprünglich eher für technische Projekte, an denen er in Florenz, Mailand und anderen oberitalienischen Städten tüftelte: Entwässerungsprojekte, Kanalisierungen, Straßen- und Brückenbauten bis zu Palastrenovierungen. Die späten Jahre ab 1513 in Rom waren weniger ergiebig. Von Papst Leo X. wurde der Zugereiste nur widerwillig geduldet, von den Anhängern der eingesessenen Meister angefeindet und aufgrund seiner anatomischen Studien argwöhnisch bespitzelt. Als er verpfiffen wurde, verließ der selbstbewusste Alleskönner verärgert Rom und ging nach Frankreich, wo er die letzten Jahre bis zu seinem Tod 1519 in einem schönen Schloss in Amboise an der Loire verbrachte.

Aufgrund solcher empirischen Untersuchungen, deren Ergebnisse er (in Spiegelschrift) in seine Notizbücher schrieb, korrigierte er die Proportionslehre Vitruvs. Allerdings pflegte auch Leonardo der Natur ideale Proportionen überzustülpen. Neben der Malerei – von seiner Hand sind

gerade einmal ein gutes Dutzend Gemälde erhalten –, der Zeichnung, in der dann Raffael sein großer Nachfolger wurde, und der Bildhauerei beschäftigte er sich als echter Universalgelehrter mit den erwähnten technischen Disziplinen, von Waffentechnik und Flugmaschinen bis zur allgemeinen Mechanik und Hydraulik, ferner mit Städtebau, Meteorologie und Optik. Im Wettbewerb der Künste drehte er den Spieß um und polemisierte hemmungslos gegen die Dichtung. Sie sei an eine zeitliche Abfolge gebunden, vergänglich, unselbstständig und ermüdend. Auch die Bildhauerei kam nicht gut weg. Sie sei schweißtreibend, geistlos und eines Herrn unwürdig. Die Malerei hingegen nannte er die „Blutsverwandte Gottes". Sie berühre den Betrachter unmittelbarer als die anderen Genres.

Das Verhältnis zwischen dem kühlen und analysierenden, aber stets freundlichen Leonardo und dem eher als reizbar und emotional geschilderten Michelangelo Buonarroti war nicht einfach. Seine in den Porträts auffallend platte Nase verdankte Michelangelo einer Schlägerei in der Kirche Santa Maria del Carmine in Florenz. Der angehende Bildhauer Pietro Torrigiani habe – so erzählt es jedenfalls Benvenuto Cellini – wegen des beißenden Spotts Michelangelos die Contenance verloren und ihm einen Faustschlag auf die Nase verabreicht, die sich danach so mürbe anfühlte, „als wenn es eine Oblate gewesen wäre".[32] Für ein solches bei den rauen Sitten damals nicht seltenes Malheur boten plastische Chirurgen ihre Dienste an. Sie nähten auf die lädierte Nase einen an anderer Stelle des Körpers gewonnenen Hautfetzen.

Dem 1475 in der Nähe von Arezzo (Caprese) in eine aristokratische Florentiner Familie hineingeborenen Michelangelo, trotz dieser äußerlichen Beeinträchtigung ein *divino* (so der Zeitgenosse Ludovico Ariost in seinem *Orlando furioso*) und ein *uomo universale*, der in Malerei, Bildhauerei und Architektur zum Maßstab für die gesamte Renaissance wurde, war ein langes Leben vergönnt. Er erlebte dreizehn Päpste, die Zeit der Medici mit ihren Höhen und Tiefen, den Sacco di Roma und das Tridentiner Konzil. Der von Lorenzo de'Medici entdeckte und geförderte Künstler wurde von Julius II. nach Rom geholt und engagierte sich dort in gigantischen Projekten, vom Grab für Julius über die Ausmalung der Sixtinischen Kapelle bis zur Umgestaltung des Platzes vor dem Kapitol und ab 1547 (als bereits Einundsiebzigjähriger) der Leitung des Neubaus von Sankt Peter. Das Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle von 1508 bis 1512 war sein erster

großer malerischer Auftrag (den er, folgt man vereinzelten Briefäußerungen, nur widerwillig angenommen hat) und es wurde gleich eines der größten Werke der Kunstgeschichte. Die athletischen nackten Körper erinnern an die Antike und die alle Dimensionen sprengende, ein gewaltiges Architektursystem imaginierende Darstellung verweist auf den anbrechenden Manierismus, ja auf die Deckenmalerei des Barocks. Die neueste Restaurierung in den Jahren von 1982 bis 1994 unter der Leitung von Gianluigi Colalucci brachte gegenüber älteren Urteilen, die von „dunkler Farbgebung“ (Wölfflin) sprachen, die ursprüngliche lebendige Farbigkeit des Werks ans Licht. Über die (politische) Botschaft, die der päpstliche Auftraggeber (oder war es doch eher Michelangelo selbst?) mit der Verflechtung antiker und christlicher Themen verband, wird bis heute diskutiert. Besonders imposant geriet das *Jüngste Gericht*, das Clemens VII. zwanzig Jahre später in Auftrag gab. Es ist ein erschütternder Ausdruck des *dies irae*, des Tages des Zorns, und verfehlte bei der Fertigstellung 1541 seine Wirkung auf die Zeitgenossen nicht. Schon weitere zwanzig Jahre später wurden allerdings die Blößen auf den von vielen als unsittlich empfundenen Malereien von Daniele da Volterra übermalt, den man prompt einen *braghettone* (ital. Hosenmaler) nannte. Genau genommen übermalte er sie nicht nur, sondern schlug vorher die anstößigen Stellen ab, weshalb bei der Restaurierung der ursprüngliche Zustand nicht mehr vollständig hergestellt werden konnte.

Vasari hatte Michelangelo zum Höhepunkt der Kunstgeschichte erklärt und die Frage war dann nur noch, was *nach* einem Michelangelo noch kommen konnte. Für Künstler sind solche Perfektionisten ein Problem, weil sie unter Druck geraten, etwas Neues machen zu müssen. „Etwas Neues“ nach dem Höhepunkt der Renaissance konnte unter Umständen das bewusste Verletzen der schon göttliche Verehrung genießenden Proportion und Harmonie sein. Bei genauem Hinsehen kippte hier bereits bei Michelangelo selbst etwas. Denn sein langes Künstlerleben reichte bis in die Zeit, in der die Kunst in den sogenannten Manierismus (den ich gleich beschreiben werde) umschlug. Gelten der *David* und die *Pietà* als Höhepunkte der an harmonischen Proportionen ausgerichteten Renaissancekunst, wird eine solche Zuordnung bei den Malereien der Sixtina bereits fragwürdig, während die späte Architektur des Meisters unstrittig zum Manierismus gezählt wird.

Ist die Kunst nur der Affe der Natur – Was darf der Künstler?

Das Hervortreten der Künstlerpersönlichkeit, die Rolle der Werkstätten und die anhebenden Reflexionen der Künstler über ihre Tätigkeit in zahlreichen Traktaten, all dies hatte zur Folge, dass die stilistischen Eigenheiten Aufmerksamkeit erregten und in den Gelehrtenzirkeln und bei diversen Empfängen in den Audienzsälen der Palazzi angeregt diskutiert wurden. Zentral dabei war die große Paarung *colorire* und *disegno*, die vielleicht wichtigste Charakterisierung in der europäischen Kunstgeschichte überhaupt, weit über die Renaissance hinaus. Sie folgte letztlich dem Schema von Chthonischem und Solarem. Der Duftigkeit Masaccios oder Lippis, ihrem *colorire*, wurde die Betonung der Linie, das *disegno*, gegenübergestellt, etwa bei Andrea del Castagno oder Pisanello. Der *disegno*-Künstler schätzt die klaren Umrisse, die Ordnung im Raum, die geistige und formale Idee und weniger das Lichtspiel, die Schattierung, das Emotionale. *Disegno*, die Zeichnung, steht für das Geistige und nicht das Materielle in der Kunst.

So richtig Sinn machte diese Paarung erst vor dem Hintergrund der Naturwiedergabe. Das Mittelalter hatte als fernes Echo auf die Bilderskepsis der Anfänge und auf den byzantinischen Geist einen symbolischen Farb- und Formenkanon. Jetzt aber lehrten einerseits der Blick auf die antike Kunst und andererseits der empirische Blick auf die Natur, dass Kunst mit Naturnachahmung zu tun hat. Damit stand der Künstler vor der Frage, was ihn mehr interessierte: die Form oder die Farbe, das Geistige oder das Emotionale. Vielleicht hat ja wirklich – wie Ernst Gombrich meint – die flirrende Luft über der Lagune dazu beigetragen, dass Venedig, wo man sogar die Rottöne der Roben penibel unterschied (*cremisino*, *scarlatto*, *sanguineo*), für das *colorire* berühmt wurde, während in Florenz mit dem Wissenschaftsanspruch der Künstler das *disegno* blühte. Jedenfalls war Venedig mit den polychromen Marmorinkrustationen (Tafel XIX) oder den von den Glasbläsern verwendeten verschiedenfarbigen Glasarten (im übrigen Europa war auch die Glasherstellung verloren gegangen) stets eine bunte Stadt. Ab dem 13. Jahrhundert glänzten die Gläser in reinen und klaren Farben, weil man, nach Vorbildern in Syrien und Ägypten, statt dem bisherigen Zusatzstoff Natron von dort importierte Pottasche

(Kaliumkarbonat) verwendete, woraus sich Kristallglas mit hoher Reinheit herstellen ließ.

Neben der groben Einteilung in *colorire* oder *disegno* stand der Grad an Perfektion der perspektivischen Darstellung ganz oben auf der Palette der stilistischen Eigenheiten, anhand derer man Kunstwerke und Künstler charakterisierte. Der Perspektive nahe war das *relievo*, die Reliefwirkung, also die Schattierung und Oberflächengestaltung. Die Darstellung tritt gleichsam plastisch aus dem zweidimensionalen Medium hervor wie bei Andrea Mantegna oder in Masaccios Fresken in der Brancacci-Kapelle.

Mit solchen Werkzeugen der Illusion war man nahe bei der Natur. Das war die Botschaft, die die Renaissance aus der Antike erreichte, nämlich dass die antike Kunst deshalb so großartig war, weil sie sich am Naturvorbild orientierte. Aber stimmte das überhaupt? Freilich gab es die berühmten Anekdoten über die griechischen Maler im alten Athen, Zeuxis und Parrhasios, die sich einen Wettkampf lieferten, wer die Natur täuschender nachzuahmen vermochte. Zeuxis malte Trauben so echt, dass Vögel auf die Leinwand flogen, um sie zu picken. Parrhasios antwortete mit einem perfekt gemalten Vorhang, den Zeuxis wegzuschieben versuchte, um das vermeintlich dahinter liegende Bild zu sehen. Aber taugen solche Geschichten nicht eher für den Jahrmarkt als für Künstlerateliers? Denn es gab eben auch die Polemiken gegen die Nachahmung in der Kunst. Die berühmteste stammte von Platon. Und die Akademien der Renaissance waren schließlich Horte des Platonismus. Daher überrascht es nicht, dass um die Nachahmung heftige Kontroversen ausgetragen wurden und bis heute ausgetragen werden. Sie münden in die berühmtberüchtigte Frage: „Kommt Kunst von Können?“ Damals fragte man, ob denn die Kunst nur der Affe der Natur sei (*ars simia naturae*). War Kunst einfach nur gutes Handwerk oder doch mehr? Die Klassiker sahen in der Imitation der Natur ein Bollwerk gegen Dekadenz und Barbarei, also gegen die Unproportioniertheit der romanischen und gotischen Skulpturen und Bauwerke. Um den Streit zu entschärfen, schlug etwa der Florentiner Humanist und Philologe Angelo Poliziano vor, dass sich die Nachahmung nicht an der Natur orientieren sollte, sondern an den idealen (antiken) Vorbildern. Das war nun doch etwas ganz anderes! Wir stehen wieder in der alten Spannung von Chthonischem und Geistigem. Nachahmung müsse, das war die (zutiefst platonische!) Botschaft, die Natur verbessern, sie in

ihrer Idealität und Harmonie zeigen und nicht die Natur abbilden, wie sie wirklich ist. Der *David* Michelangelos stellt einen jungen Mann dar, so makellos und harmonisch, wie es ihn in der Realität (vermutlich?) nicht gibt. Es ging also keineswegs um eine einfache Nachahmung der Natur, wie sie etwa – in sicherem Abstand zum dominanten Platonismus in Italien – die niederländischen Künstler praktizierten. In den Niederlanden hatte sich im 15. Jahrhundert neben Italien ein zweiter Pol der neuen Kunst etabliert. Die Künstler malten dort die Natur und die Landschaft und sie schätzten das Licht, das keinerlei anagogische Funktion mehr hatte, sondern dazu diente, die Stofflichkeit der verschiedenen Materialien hervorzuheben.

Doch die Antikenverehrer meinten etwas anderes. Ihr Verständnis von Nachahmung forderte den Künstler auf, mithilfe seines *ingenium* (lat. Beschaffenheit, Charakter, Sinnesart) dem Gegenstand der Natur eine ideale Form zu geben. Giannozzo Manetti nannte Gott einen Künstler, Architekten und Dichter, dessen bedeutendstes Werk die Welt sei. Diese sei aber nur ein Rohentwurf und es bedürfe des Menschen als Zweitschöpfer, um das Schöpfungswerk Gottes zu vollenden. Im Vergleich mit den Künstlern des Islam, aber auch mit jenen im Mittelalter ist das eine ganz andere kulturelle Erzählung, denn immerhin war hier nicht vom Menschen als Plagiator die Rede. Die Renaissance kehrte das Individuum heraus und wertete das Subjekt erheblich auf, ohne es ganz von der langen Leine zu lassen. Mit solchen spitzfindigen Debatten leistete die Renaissance einen epochalen Beitrag zur Theorie des Genies, etwas, was so weder der byzantinische noch der islamische Osten kannten.

Diese Spannung zwischen Regulierung und sich entfaltendem Genie beschäftigte die Literatur und Kunst noch Jahrhunderte und die Diskussion wogte hin und her. Im Barock und dann natürlich in der Romantik schob sich der Genieaspekt massiv in den Vordergrund, um im Klassizismus wieder eingefangen und einer normierten ästhetischen Regel untergeordnet zu werden.

Da war also viel Bewegung im Kunstleben der italienischen Städte, sowohl was die Praxis als auch was die Theorie betraf. Im deutschen Norden wurde die Sache weniger heiß gegessen und sie brauchte ein wenig länger. Man hing dort noch lange am Mittelalter und an der Gotik. Neben Martin Schongauer, Stephan Lochner, Hans Multscher, Michael Pacher oder Hieronymus Bosch stand Albrecht Dürer als Vertreter der Renaissance

praktisch alleine auf weiter Flur. Der 1471 in Nürnberg geborene Dürer war ein religiös inspirierter Künstler, ebenso wie Matthias Grünewald, Veit Stoß und Tilmann Riemenschneider. Ihre Bilder und Figuren sind voller Dramatik und religiöser Inbrunst. Sie verbanden äußere emotionale Aufgewühltheit mit der Verinnerlichung religiöser Emotionen. Dürer war schon deshalb der Wichtigste von ihnen, weil er als Kunsttheoretiker unter anderem die Perspektive nördlich der Alpen bekannt machte. Er hatte sie als bereits reifer Künstler in Italien erlernt. Bei seiner wichtigeren Italienreise 1505–1507 befreite er sich von der spätgotischen Tradition und setzte Meilensteine der Landschaftsmalerei. Man kann Äußerungen Dürers entnehmen, dass er sich der Vermittlerrolle zwischen dem theorielastigen Süden und dem praktisch orientierten Norden bewusst war und dass er sich als Botschafter der Renaissance im Norden verstand. Er kannte die Schriften Albertis und Leonardos, stand mit den Humanistenkreisen um Erasmus im Austausch und betrieb eine Vermittlung empirischer Naturstudien mit antiker Proportionslehre. Zudem war er ein begnadeter Geschäftsmann, der in seiner Frau eine geschickte Vertriebs- und Marketingabteilung an seiner Seite wusste. Seine Blätter verkauften sich in ganz Europa, was wiederum prominente Kunden anzog, wie einen seiner Hauptauftraggeber, keinen Geringeren als Kaiser Maximilian.

Die Harmonie gerät ins Wanken

Nach dem Gesagten kann man ermessen, wie groß der Schock für viele gewesen sein muss, als die Menschen erstmals Bilder von Parmigianino oder Tintoretto zu Gesicht bekamen: grelle Farben, falsche Proportionen, ungezügelte Emotionen, erschreckende Bewegung (*terribil movenzia*) und seltsame Themen. Es war der erste und massivste Ausbruch des selbstbestimmten Genies aus der versuchten Einhegung. Dieser Angriff auf die göttliche Harmonie, der die Renaissance so hingebungsvoll huldigte, brach sich am Beginn des 16. Jahrhunderts als „neuer Stil“ (*la maniera moderna*) seinen Weg. Der Gebrauch des von Giorgio Vasari geprägten Begriffs Manierismus war ursprünglich neutral, bezeichnete schlicht die „Handschrift“ der einzelnen Künstler, kippte aber schon bei seinem Erfinder ins Negative und wurde, später vor allem bei den Klassizisten, als

Bezeichnung für einen Niedergang der Kunst verwendet. Als Ausdruck für jede „Krise“ einer hochstehenden Kunstepoche und für einen ausdrücklichen Gegenentwurf zur Klassik wurde der Manierismus – wie so viele andere Periodenbezeichnungen – in den Plural gesetzt und manieristische Tendenzen nach jeder klassischen Periode ausgemacht. Mit dem Manierismus glitt die Renaissance in den Barock.

Wie nun das? Warum durchbrachen Künstler auf einmal die jahrhundertelange Dominanz des Harmonischen und Proportionierten? Was brachte sie zu jener „gestörten Form“, wie Ernst Gombrich Giulio Romanos Fresken im Palazzo del Tè in Mantua beschrieb, die zu einer „Intensivierung des Ausdrucks“ führte? Es wurden auf diese Frage verschiedene Antworten versucht. Man verwies auf das politische Umfeld heftiger zeitgenössischer Konflikte. 1527 verwüsteten marodierende deutsche und spanische Söldner im Sacco di Roma die Stadt Rom und ließen etwa 30 000 Opfer zurück. In Florenz stürzten die Medici, die der Renaissance solchen Glanz verliehen hatten. 1530 wurde zum letzten Mal – diesmal in Bologna – ein *imperator Romanorum*, Karl V., durch den *pontifex maximus* gekrönt. Viele Künstler verloren angesichts der ökonomischen Krise ihre privilegierte Stellung und führten ein rastloses Wanderleben, immer auf der Suche nach Aufträgen. Reformation und beginnende Inquisition erschütterten die christliche Welt, eine Erschütterung, aus der sich im Gefolge des Tridentiner Konzils die neue Spiritualität eines Ignatius von Loyola, Filippo Neri, Karl Borromäus, Johannes vom Kreuz und seiner geistlichen Freundin Teresa von Avila erhob. Sie entsprach ganz der schwülen Inbrunst und dramatischen Dynamik manieristischer Darstellungen.



Giulio Romano, Sala dei Giganti im Palazzo del Tè, Mantua

Das mag alles so sein, aber vielleicht liegt die Antwort näher. Vielleicht war der Manierismus, wie oben angedeutet, einfach ein Aufbegehren der starken Künstlersubjekte angesichts des Dilemmas, jenseits des unbestrittenen Höhepunkts mit den großen Meistern der Renaissance in der Zeit zwischen 1490 und 1530 etwas Neues tun zu müssen. Die Perspektive war inzwischen Allgemeingut, die Proportionen waren mit mathematischer Perfektion durchgearbeitet. Anders als in den alten Zeiten in Byzanz und im westlichen Mittelalter – aber, so muss man ergänzen, genauso wie in der aufgeklärten Zeit des sophistischen Humanismus in der Blütezeit des antiken Athen – wollten uns die Künstler ihre „Handschrift" zeigen, wollten für Kreativität und Innovation belobigt werden. Was mit der konstruierten Perspektive als Befreiung aus der Starre der *maniera greca* begann, wurde nun selbst zum Fetisch, den es abzustreifen galt. Dass die wenig künstlerische Freiheit zulassende mathematische Stringenz der Perspektivenkonstruktion selbst die großen Meister irritierte, weshalb bereits sie das klassische Schönheitsideal der Renaissance zu durchbrechen begannen, haben wir bereits gesehen. Michelangelos Darstellungen in der Sixtina sind emotional hoch aufgeladen, die Figuren brechen aus dem Bildrahmen aus. Er, der auch Bildhauer war, malte illusionistische

Architektur, die in den Raum expandiert. Parmigianino bildete sich selbst in einem Konvexspiegel ab und kritisierte damit unterschwellig das Nachahmungsgebot der Natur.

Noch ungehemmter als in der auf die Konstruktion der Perspektive fixierten Malerei wurde in der Architektur der Renaissance ein freier Umgang mit den Elementen der Antike betrieben. Das verschärfte sich im manieristischen Baustil, der in Rom und Florenz entstand. Gebäude verloren ihre Ordnung, die einzelnen Bauteile und Geschosse standen nebeneinander, ohne auf ein organisierendes Ganzes ausgerichtet zu sein. Raffinesse und Virtuosität waren wichtiger. Dynamische Elemente, etwa in Form gekrümmter Fassaden, kamen ins Spiel und bereiteten den Weg in den Barock. Wenn die Renaissance als jenes „schöne Gleichgewicht" beschrieben wird, „in dem für einen Augenblick die Welt den Atem angehalten zu haben schien […]",[33] dann hat diese Welt irgendwann wieder zu atmen und zu leben begonnen und sich aus der unnatürlichen Erstarrung gelöst.

Und die Welt begann heftig zu atmen, im Barock, der – bei deutlichen lokalen Ausprägungen – ein gesamteuropäisches Phänomen wurde. Dass der Barock in Rom entstand, hat nicht zuletzt mit dem einsetzenden Aufschwung der Stadt nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon zu tun. Kaum war der päpstliche Stuhl wieder besetzt, begann das übliche Zocken um Macht und Geld, untrügliche Voraussetzungen dafür, dass auch kulturell etwas in Bewegung geriet. Befeuert wurde das neue Selbstbewusstsein der klerikalen Welt zudem durch das neueste Konzil, das in Trient und Bologna stattfand und sich gegen die Kritik der Reformatoren an der Institution Kirche stemmte.

Weit weg vom Brennpunkt Rom braute sich nämlich Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem dunklen Gewölk der üblen Machenschaften der Kirche größeres Ungemach zusammen. Für dieses reinigende Gewitter sorgte ein 1483 in Eisleben (Sachsen-Anhalt) geborener Augustinermönch namens Martin Luther, der vermutlich 1510 die Verfallenheit der Kirche mit eigenen Augen in Rom erlebte, buchstäblich sozusagen, denn bei seinem Aufenthalt schlenderte er auch über das Gelände des ruinösen Neubaus des gigantomanisch angelegten Petersdoms. Das brachte ihn – wieder zuhause – in seinem Arbeitszimmer im südlichen Turm des Augustinerklosters in Wittenberg gehörig ins Grübeln. Es reiften seine reformerischen Gedanken

und die Lust, die Bibel zeitgemäß auszulegen und sie in ein allgemein verständliches Deutsch zu übertragen, um sie den seiner Meinung nach mündigen Christen direkt zugänglich zu machen. Die Anliegen der Reformatoren fanden schnelle Verbreitung durch den kurz zuvor erfundenen Buchdruck. Und sie stießen in der Bevölkerung auf große Resonanz, nicht nur, weil die Kritik an den Praktiken der Kirche höchst überfällig war, sondern weil Luther mit seiner Losung von der „Freiheit des Christenmenschen“ auch einen Nerv der Zeit traf. In dem Maß, in dem Luther auf die Verantwortung des Individuums setzte, verneinte er, wie dies noch deutlich pointierter die Wiedertäufer und Calvinisten taten, „die magischen Fähigkeiten von Reliquien, Heiligenbildern und Gebäuden“ und sie brachten allesamt „zum ersten Mal in der Geschichte des westlichen Christentums den Glauben an die Kirche als einer Institution mit allumfassender, von Gott gegebener Macht ins Wanken“,[34] meint Alick McLean.



Der Flussgott des Ganges an der Fontana dei Quattro Fiumi von Bernini vor der Kirche Sant’Agnese in Agone von Borromini (beides beauftragt von Innozenz X.) auf der Piazza

Navona, Rom

Das vom Farnese-Papst Paul III. am 13. Dezember 1545 in Trient eröffnete Konzil und die Gegenreformation versuchten verzweifelt, dagegenzuhalten. Das Konzil entwickelte die ehrgeizige Vision eines weltumspannenden katholischen Auftrags. Die barocke Formensprache kam solchen Anliegen zupass. Sie ließ sich in den Dienst der Gegenreformation stellen, denn sie eignete sich hervorragend dazu, der Glaubenslehre einen begreifbaren Körper zu geben und den (mystischen) Leib der katholischen Kirche in handgreiflicher Fassbarkeit propagandistisch zu kommunizieren. In der Eucharistie wurde bei jeder Transsubstantiation der eucharistische Körper performativ erneuert. Wie gerade erwähnt, hob ein neuerlicher Schub an mystischem Körperkult an, dem vor allem in der Volksfrömmigkeit mit allem verfügbaren Kitsch gefrönt wurde.

Auch wenn der Barock seit damals mit dem Geruch des Katholischen kämpft, lässt er sich keinesfalls auf eine Propagandamaschine der Kirche reduzieren. Er war ein europäischer und dann weit über Europa hinausweisender Kunststil und weil dabei die Harmonie noch viel mehr ins Wanken geriet als beim Manierismus, war Aufruhr angesagt. Der Begriff Barock hatte (ähnlich wie jener des Manierismus) in allen möglichen Sprachen einen negativen Beigeschmack und die abschätzigen Urteile über seine pompösen und ekstatischen Eskapaden ziehen sich durch die weitere Geschichte. Noch im 19. Jahrhundert bezeichnete Johann Joachim Winckelmann den Barock als Seuche, „welche das Gehirn der Gelehrten mit üblen Dünsten erfüllte und ihr Geblüt in eine fieberhafte Wallung brachte“.[35] Man war schockiert von der regellosen Bewegung der barocken Kulissen, ganz ähnlich wie die Konservativen seinerzeit im alten Griechenland alarmiert waren von dem sophistischen *panta rhei*, dem „Alles fließt“, hinter dem sie die Auflösung jeder Ordnung witterten.

Der Protest bündelte sich in einer epigonalen Rückkehrbewegung zur Harmonievorstellung der Renaissance, die gleichsam zur universellen Regel dogmatisiert wurde. Es kam zu einem heftigen Ringen zwischen den Alten und den Modernen, das in der Fachliteratur mit einem schönen französischen Titel überschrieben ist: *Querelle des Anciens et des Modernes*. Letztlich rang man um das seit der Renaissance in den Vordergrund drängende Genie. Die Anhänger der modernen Linie forderten von den

Künstlern Erfindung und Originalität, denn Dichter und Künstler seien keine Papageien, sondern stünden im Licht der Inspiration (ob nun göttlichen oder weltlichen Ursprungs war nochmals eine andere Frage, und hier konnte man kreativ unklar bleiben). Erst der Ausbruch aus einer sklavischen Nachahmung adelt bloßes Handwerk zur Kunst. Der Gegenseite war die Eigenmächtigkeit der Künstlergenies ein Dorn im Auge, weshalb sie die Orientierung an der Naturnachahmung einmahnte (für die nun die Renaissance-Kunst stand). Nur das Motto „Kunst kommt von Können" vermag aus ihrer Sicht den Exzessen der Genies einen Riegel vorzuschieben. Aber wie schon in der Renaissance blieben Fragen offen: Ging es um die reale Natur (wie es die Basis des Aristoteles war) oder musste der Künstler die Natur idealisieren, wie es Platons Demiurgen-Konzept und von ihm abgeleitet der Rationalismus forderten (Stichwort: die geometrische Zurichtung der Natur im Französischen Garten)?

Die Position der Antikenverehrer nennt man Klassizismus. Seine Anhänger orientierten sich am tadellosen Vorbild der antiken Ordnung (wobei das Vitruv-Revival eine große Rolle spielte). Bald mischte sich ein nationalistischer Zungenschlag in die Sache. Es war vor allem Frankreich, das seine Akademien auf die authentische Verwaltung des klassischen Erbes programmierte und sie diesbezüglich zur ersten Adresse in ganz Europa machte. Die Akademie, in der Renaissance als Institution der Befreiung von der scholastisch verkalkten Universität gegründet, wurde jetzt ihrerseits zur Hüterin einer geradezu dogmatischen Regelästhetik und zu einem Hort des Konservativismus.

Dieser Streit um Ordnung gegen die Freiheit des Genies zog sich bis weit ins 19. Jahrhundert und demonstriert die Mühe mit dem Aufbrechen des Individuums in der Neuzeit, in die wir uns bereits verlaufen haben. Damit haben wir aber auch jene Schwelle überschritten, an der sich sozusagen der Gezeitenstrom zwischen Ost und West umdrehte. Europa war erwachsen geworden und beschäftigte sich nun vor allem mit sich selbst, was auch unsere Geschichte über die Entstehung Europas aus dem Orient mit ein paar abrundenden Bemerkungen zu einem Ende bringt.



Wohnhaus im Bauhaus-Stil in Tel Aviv

13 VOM KENTERN DES TIDENSTROMS

Der große 1642 in Woolsthorpe in Lincolnshire geborene Isaac Newton sprach ein zu seiner Berühmtheit passendes bedeutungsschweres Wort. Er bemerkte launig, dass er deshalb weiter sehen könne als andere, namentlich René Descartes, weil er auf den Schultern von Riesen stehe. Dieser bereits Bernhard von Chartres zugeschriebe Satz ist gerade bei Newton so schön, weil er einerseits auf das große Erbe aus der Antike und dem Orient verweist, weil er andererseits aber auch vom Selbstbewusstsein der anbrechenden Neuzeit gespeist ist. Mit den Riesen meinte Newton die antiken Wissenschaftler und Philosophen, von Pythagoras bis Platon, von Aristoteles, Euklid, Archimedes bis Ptolemaios. Arabische Astronomen, die mit so großartigen Leistungen die Wissenschaften im Westen ins Rollen gebracht hatten, erwähnte er nicht mehr. Warum er in dieser Richtung so schweigsam war, ist nicht ganz klar, aber in der Tat war das Geschehen im Osten erlahmt.

Die Neugierde der früheren Jahre war verflogen. Unter der Herrschaft der Osmanen erlebte der islamische Orient ein ähnliches Überhandnehmen der religiösen Autorität, wie Europa es in der Renaissance abzuschütteln imstande war. Die Figur Mohammeds wurde mit einer Aura der Unberührbarkeit umgeben, was die Religion verhärtete und zu Frage- und Denkverboten führte. 1925 standardisierte man in Kairo den Koran, was jede theologische Diskussion um Lesevarianten, von denen es, wie berichtet, viele gab, völlig abwürgte. Auf das Verbot der Druckerpresse durch Sultan Selim I. wurde bereits hingewiesen. Noch im 19. Jahrhundert konnten die muslimischen Gelehrten die Ergebnisse ihrer Forschungen nicht vernünftig publizieren. 1580 zerstörte man in Istanbul auf Druck religiöser Fundamentalisten ein neu errichtetes Observatorium. Muslime hatten plötzlich aufgehört, an der Spitze der wissenschaftlichen Revolutionen zu stehen. „Was blieb“, so resümiert John Freely, „war die verblassende Erinnerung an die Leistungen der Physiker, Ärzte, Mathematiker, Geographen und Astronomen, die dem Abendland neben ihren eigenen

Fortschritten das Wissen der alten Griechen vermacht hatten“.[1] Und Bernd Roeck stellt ganz allgemein fest: „Der Einfluß der Religion mochte politische Stabilität fördern, nicht aber freie Rede und bohrende Forschung, so sie nicht religiösen Zwecken diente.“[2]

Wettbewerb und Fakten

Ganz anders lief es nun im Westen. Befeuert durch eine aufklärerische Philosophie in beiden die Neuzeit einleitenden Schulen, dem Rationalismus und dem Empirismus, kristallisierten sich Charakteristika heraus, die Europa fortan prägen sollten: ein umfangreicher, politisch organisierter Wettbewerb zwischen Individuen und Staaten, die Trennung der Sphäre des Privaten von den Nachstellungen des Staates, eine sich von ideologischen und machtpolitischen Schranken mehr und mehr befreiende Wissenschaft, die sich unvoreingenommen den im Experiment gewonnenen Fakten öffnete, das Grundrecht auf Eigentum und schließlich eine Vielfalt künstlerischer Äußerungen, die sich über Jahrhunderte gegen Regulierungen aller Art stemmten. Dazu kam der Entwurf einer mit Wettbewerb und Markt kompatiblen politischen Organisationsform. Charles de Montesquieu formulierte im 18. Jahrhundert die für jede freie Gesellschaft grundlegende Idee der Trennung von legislativer (gesetzgeberischer) Gewalt, exekutiver (ausführender) Gewalt und Jurisdiktion (Rechtsprechung). Die losen Enden von Individualismus, Wettbewerb, Freiheit und Gemeinwohl knüpfte der Moralphilosoph Adam Smith in einer schon genial zu nennenden Idee zusammen, wonach sich der jeweilige Eigennutz der Einzelnen durch den freien Markt – er sprach von der „unsichtbaren Hand“ – zu einem allgemeinen Gut verwandelt. Bis heute ist der Wettbewerb der wichtigste Motor von Entwicklung und Fortschritt. Jede Regulierung des Marktes muss die schwierige Balance halten zwischen notwendigen Spielregeln, die Fairness und Chancengleichheit im Wettbewerb sichern, auf der einen und jener Freiheit, ohne die jeder Wettbewerb und damit jede Kreativität abgewürgt werden, auf der anderen Seite. Das klaglose Funktionieren des Spiels von *checks and balances*, zu dem auch eine unabhängige, kritische Presse gehört, die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, der faire Wettbewerb zwischen Parteien und die besondere

Sorgfalt gegenüber Minderheiten jeder Art sind die unabdingbaren Voraussetzungen einer jeden rechtsstaatlichen liberalen Demokratie. Schon wer die Unabhängigkeit und Freiheit von Gerichten, Presse und Kunst beschneidet, beendet Rechtsstaat und Demokratie! Das ist tatsächlich so kurz und banal, wie es klingt.

Freilich fielen solche Staaten mit freien Bürgern dem neuzeitlichen Individuum nicht in den Schoß. Denn die Institutionen der Kirche und der Herrscherhäuser gaben die Zügel nicht freiwillig und selbstlos aus der Hand. Die Menschen mussten sich ihre Rechte in Revolutionen und Aufständen, die Europa im 18. und 19. Jahrhundert überzogen, mühsam und teils blutig erkämpfen. Es war die Vollendung eines jahrhundertelangen Prozesses, der irgendwann im Mittelalter mit dem Investiturstreit begonnen hatte. Insofern ist die erkämpfte verfassungsmäßig gesicherte Trennung von Kirche und Staat samt der garantierten Religionsfreiheit unzweifelhaft einer der wichtigsten und attraktivsten Teile der Identität Europas.

In der Wissenschaft, von der Physik und Astronomie über die Medizin und Biologie bis hin zu den Geisteswissenschaften, ging Europa nun seine eigenen Wege. Mit der Hinwendung zur mathematischen Beschreibung und zum Experiment befreite sich die Wissenschaft, die in den großen Städten Europas in angesehenen wissenschaftlichen Akademien und Universitäten betrieben wurde, sowohl von der magischen Zahlenmystik des Platonismus als auch vom alten Aristotelismus. Nimmt man die alte Akademie in einer solchen Programmierung in den Blick (und nicht in der konservativen Variante der Kunstakademien), kann man Karlheinz Stierle zustimmen, wenn er sie als „eines der kostbarsten Geschenke“ bezeichnete, „die das zukünftige Europa von Griechenland, und das heißt von Athen, empfangen hat“.[3]

Auch die Wirtschaft gewann seit der Renaissance eine neue Dynamik. Während Europa mit internationalen Bankkonsortien die Grundlage eines globalen Handels schuf, marktwirtschaftliche und kapitalistische Aspekte in die Wirtschaftsordnung einbrachte, Messen und Märkte organisierte und damit einen Wohlstandsschub auslöste, war im Orient sogar die Alphabetisierung der Menschen stecken geblieben.

Alle diese Entwicklungen waren die Früchte einer aufklärerischen und humanistischen Einstellung, die, vermittelt über die Renaissance, nun Platz griff. Ein eigenständiges und flügge gewordenes Europa setzte die über

Jahrhunderte dauernde reiche Flut von Kulturimporten aus dem Osten mit viel Originalität, kreativer Kraft und einem neuerdings offenen Geist nachhaltig um und formte daraus einen erfolgreichen Exportartikel für die gesamte Welt. Auch im Hinblick auf den Orient hatten die Gezeiten gewechselt. Die Flut kam jetzt aus Europa und strömte in das Morgenland. Man darf das Kentern des Gezeitenstroms beim Manierismus und beginnenden Barock, also beim langen Anfang der Neuzeit, ansetzen, die nach Osten auflaufende Flut erreichte dann ab dem 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Wie sagt David Abulafia so schön: „[…] Westeuropäer fanden großen Gefallen an den Kulturen des Nahen Ostens, und dessen Herrscher – die osmanischen Sultane und deren weitestgehend autonomen Vizekönige in Ägypten – suchten ihrerseits in Frankreich und Großbritannien nach Vorbildern, mit deren Hilfe sie die stagnierende Wirtschaft in ihren Besitzungen wiederbeleben konnten.“[4]

Zwar verweisen die Historiker auf durchaus vorhandene aufgeklärte Kanäle auch in der islamischen Welt, aber auf breiter Front dauerte es bis ins 18. und 19., ja bisweilen sogar 20. Jahrhundert, ehe sich die Wissenschaft dort neu organisierte und das jetzt nach europäischem und amerikanischem Vorbild. In den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens wurden europäische Schulen und Universitäten gegründet, wo sich westliche Experten die Klinke in die Hand gaben. Wer sich heute über den Splitter einer angeblichen Invasion der islamischen Kultur nach Europa erregt, dem dürfte der dicke Balken entgangen sein, dass im 19. Jahrhundert ein massiver und nachhaltiger Schub westlicher Ideen und Lebensentwürfe in die vielfältige islamische Welt brandete. Teilweise kam der Westen kriegerisch, wie in Ägypten mit dem Feldzug Napoleons, dem der Einmarsch der Osmanen folgte, oder in Mesopotamien, Syrien, Libanon, Palästina und Nordafrika durch die Kolonialmächte England, Frankreich und Italien. Im Osten drängte Russland das Osmanische Reich zurück und rückte bis an den Kaukasus vor. In anderen Teilen kam der Okzident friedlich, aber nicht weniger dominant. Westliche Technologien halfen beim Bau der Infrastruktur, von Kanälen (1869 Eröffnung des Suezkanals) und Eisenbahnlinien (der Orientexpress brachte die Belle Époque bis weit in den Orient; die Bagdadbahn erschloss neue Absatzmärkte und das Ölgeschäft), bei der Errichtung gigantischer Staudämme (1882 Deltastaudamm, 1902 erster und 1971 zweiter Staudamm in Assuan) zur Stromerzeugung und

Wasserbewirtschaftung, bei neuen Landwirtschaftstechniken, bei der Ausbeutung der Gas- und Ölvorkommen, beim Aufbau nationaler Fluglinien für Geschäftsreisen und Tourismus. Alles Dinge, die für die westliche Wirtschaft und den europäischen Konsum von größter Bedeutung waren, den Ländern in der Region freilich ebenfalls einen Wohlstandsschub bescherten, ungebetenerweise mit allen westlichen Annehmlichkeiten. Deshalb wurden sie in die globalen Banknetze genauso integriert wie in andere internationale Institutionen. Inzwischen hatte die medizinische Forschung im Westen die Führung übernommen und lieferte neueste Medizintechnik samt Know-how für die explodierende Bevölkerung. Von Anfang an rüsteten sich die Länder naturgemäß auch mit moderner Waffentechnik der europäischen, amerikanischen und (je nach dem ebenfalls vom Westen importierten politisch-weltanschaulichen Narrativ) sowjetischen Waffenschmieden und setzten unter der Anleitung einschlägiger Fachleute die mit dem Krieg verbundenen Industrieanlagen in den Wüstensand. Druckereien wurden errichtet, europäische Sprachen als Fachsprachen eingeführt. Manchmal wurden die Sprachen auch als Verkehrssprachen übernommen, vor allem das Französische. Man hängte Jalabia, Kaftan oder Fez an den Nagel und kleidete sich fortan nach westlicher Manier. Dass die Städte, in denen viele Europäer lebten und einen großen Teil des Bruttoinlandsprodukts beisteuerten, zunehmend ein europäisches und internationales Gesicht erhielten und zu einem Experimentierfeld westlicher Star-Architektinnen wurden, scheint eine besondere List der Geschichte zu sein, waren doch die Städte des Orients über Jahrhunderte *die* großen Vorbilder für den Westen.

Aber es hatte sich eben auch in Europa in dieser Hinsicht einiges getan. Aufgrund des bei den Bankdienstleistern an jeder Ecke billig erhältlichen Geldes entwickelten sich die Städte Europas im 18. Jahrhundert rasant, sowohl ihrer Zahl als auch der Einwohnerdichte nach. Die Dynamik hatte zunächst große Probleme zur Folge. Die hygienischen Zustände waren katastrophal, wie Marcus Felsner anschaulich beschreibt: „Mozarts Wien […] ist seit dem Neubau der Befestigungen im Jahr 1704 eine stickige, übelriechende Siedlung von engen und weitgehend ungepflasterten Gassen geblieben, in deren Dreck Bedienstete und Handwerker aller Art die habsburgische Hofhaltung umschwirren.“[5] Ähnlich sah es in Prag aus. Der Kampf gegen den Hunger war eine tägliche Herausforderung, die

Versorgung mit Lebensmitteln und frischem Wasser mühsam. Infektionskrankheiten, Diebe und Bettler assoziierte man so selbstverständlich mit der Stadt, dass es der guten Stimmung, die dort herrschte, kaum Abbruch tat. Die Intellektuellen sahen das Anwachsen der Städte mit Sorge. David Hume glaubte, dass das zeitgenössische London mit seinen etwa 700 000 Einwohnern seine natürliche Grenze erreicht habe, und Daniel Defoe warnte vor der ungebremsten Expansion. Dabei handelte es sich um eine seltsame Verkehrung der Stadtcharakteristik, war sie doch in der antiken Welt ein Hort der Ordnung gegenüber dem Umland, wo sich die Ausgesetzten und Ganoven herumtrieben.

Es gab in der Neuzeit zumindest zwei große Reformschübe für die Stadt. Beim Übergang von der Renaissance in den Barock entstand ein neues Rom. Der Masterplan der Umgestaltung sah vor, die alte römische Cardo-Decumanus-Ordnung in ein komplexes System mit auffälligen Markierungspunkten (Kirchen oder Obelisken wie auf der Piazza del Popolo) an Schnittpunkten großer Straßenfluchten umzuwandeln, was noch heute das Stadtbild Roms prägt. Die Stadt als Brennspiegel eines großen Systems! Paris folgte diesem Beispiel, beginnend unter Heinrich IV. und energisch weitergetrieben zur Zeit Ludwigs XIV. Auch Paris erhielt ein von einem zentralen Punkt (Place Dauphine) ausgehendes Straßensystem im Sinne des in Frankreich blühenden Rationalismus, wie ihn einige Jahrzehnte später Leibniz philosophisch formulierte. Beinahe ein Drittel der Stadthäuser wurde erneuert, Prachtstraßen um die Champs Élysées gebaut, Theater und die Oper errichtet.

Von Paris ging im 19. Jahrhundert eine weitere Erneuerung aus. Der zuständige Präfekt und Baumeister Napoleons III., Baron Georges Eugène Haussmann, schlug brachial breite Breschen in das alte Paris und schuf die Boulevards, die von fünfstöckigen Mietshäusern eingerahmt und mit Passagen als Tempel des Konsums angereichert wurden. Der Umbau sollte „Paris zur glanzvollsten Stadt Europas machen, die der ewigen Konkurrentin London die Stirn bieten konnte […]“,[6] meint Walburga Hülk. Erst mit Abschluss dieser Stadtplanungen des 19. Jahrhunderts ließ sich in den großen Städten Europas so angenehm leben wie in den Metropolen des Orients in Antike und Mittelalter. Paris wurde zum Taktgeber im Städtebau. Praktisch alle großen Städte folgten dem Beispiel, darunter auch die Metropolen des Ostens wie Kairo oder Istanbul. In Kairo kann man

heutzutage von der berückenden Altstadt aus fatimidischer Zeit nach Downtown schlendern und findet dort mehr Jugendstilhäuser als in Paris und Wien zusammen. An den wunderbaren Palästen europäischer Potentaten nagt freilich der zerstörerische Zahn der Zeit, weil die Ägypter nichts mehr wissen wollen von diesen Relikten ausländischer Orientliebhaber. Istanbul holte sich Eugène Haussmann sogar als Berater für zeitgemäße Wiederaufbauarbeiten nach einem verheerenden Brand. Durch das von den Phöniziern in fernen Zeiten gegründete Algier schlug man in einem Akt der „kolonialen Barbarei" (Gabriele Hoffmann) im Geiste Haussmanns breite Avenues. Während der umfangreiche Plan Le Corbusiers (genannt *Obus*/ Granate) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zur Ausführung gelangte, prägten andere westliche Architekten das Erscheinungsbild des modernen Algier. Tel Aviv wurde zu einem beliebten Ziel jüdischer Emigranten nach der Machtergreifung Hitlers. Die Architekten brachten die Ideen des Bauhauses und des Werkbunds mit.

In den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts führte Mustafa Kemal Pascha, Atatürk, der 1923 die Republik Türkei ausrief, die einschneidendsten Reformen in der gesamten muslimischen Welt durch. Es war eine Reform nach europäischem Vorbild, namentlich im Sinne der kompromisslosen Trennung von Kirche und Staat, wie sie 1905 in Frankreich gegen den hinhaltenden Widerstand der Kirche durchgezogen worden war: Abschaffung von Sultanat und Kalifat im Sinne eines generellen Laizismus der Gesellschaft, Einführung des lateinischen Alphabets (es gab kurzzeitig die Überlegung, das armenische Alphabet für das Türkische zu verwenden) und der international üblichen christlichen Zeitrechnung (!), weitgehende Übernahme europäischer Gesetzeswerke anstelle der von der Scharia geprägten islamischen Rechtsvorschriften. Auch Kunst und Musik orientierten sich am europäischen Vorbild, wie jede Besucherin des Museums für moderne Kunst in Istanbul (Istanbul modern) eindrucksvoll vorgeführt bekommt. Arnold Hottinger fasst die Erfahrung der muslimischen Welt so zusammen: „eine gewaltige, jeden Tag weiter wachsende Schicht von Bestandteilen des materiellen Lebens, des Brauchtums, des Geisteslebens, der Wirtschaft entstammt nicht mehr der eigenen Kulturtradition, sondern wurde von aussen – zuerst meist aus Europa und später oft auch aus Amerika – importiert".[7] Das ging alles sehr schnell und unvorbereitet. Von daher ist es kein Wunder, dass viele Seelen

bei dieser rabiaten Invasion westlicher Gedanken und Lebensart nicht folgen konnten, zumal sich der über die Sache vielleicht ein wenig hinwegtröstende Wohlstand in der Bevölkerung sehr unterschiedlich verteilte. Es kam zu Abwehrreflexen, die jedenfalls einen fruchtbaren Humus bildeten für eine Radikalisierung der Religion und/oder einen übersteigerten Nationalismus. Dieser reichte bis zur nostalgischen Verklärung längst überholter imperialer Macht und wird seitdem von autoritär regierenden Politikern mit reichlich Geschichtsklitterung zur antiwestlichen Propaganda benutzt. Dazu kam aufgrund der Verführung der Macht schlechte Staatsführung: fehlende Rechtsstaatlichkeit, Unterdrückung von Meinungsfreiheit und Opposition, Korruption und Repression, vor allem gegenüber den Frauen, alles meist auch noch im Namen der dafür instrumentalisierten Religion.

Auf der anderen Seite kämpft eine junge städtische Gesellschaft erbittert und mit viel kreativem Potenzial gegen die politische Unterdrückung, gegen wirtschaftliche Stagnation und die daraus resultierende Arbeitslosigkeit. Mit dieser mutigen Zivilgesellschaft den Dialog zu suchen, wäre eine lohnende Zukunftsinvestition für kluge europäische Politik. Der verbreitete Revisionismus ist freilich auch Folge einer anderen langen Entwicklung im Westen, die für den Orient wenig schmeichelhaft war: Er wurde am Beginn der Neuzeit Objekt nostalgischer Verehrung.

Von der Avantgarde zur nostalgischen Verklärung: der Orient im Vorgarten

Dass man eine Kultur auf das Niveau von Tausendundeiner-Nacht-Geschichten reduziert, mag zwar die Herzen von Tourismusmanagern erwärmen, für die Menschen in den betroffenen Ländern kann sich das auch demütigend und herabsetzend anfühlen. Ein gewisser Trost könnte sein, dass es der antiken Welt und den Vorposten von Byzanz in Europa nicht viel besser erging. Ravenna versank im späteren Mittelalter im Sand der Lagune. Venedigs Einwohnerzahl im 18. Jahrhundert stagnierte, eine seltene Ausnahme unter den größeren Städten dieser Zeit. Man knabberte dort sehr an der Misere und blickte in den schonungslosen Spiegel des

Niedergangs, den das Stegreiftheater, die Commedia dell'Arte, den Venezianern mit der Figur des heruntergekommenen Kaufmanns Pantalone (von *piante leone*, dem einst stolzen, jetzt abgewirtschafteten Löwen von San Marco) täglich vorhielt. Dass der Niedergang der Stadt ausgerechnet von Komödianten zelebriert wurde, ist bezeichnend, denn Venedig war immerhin noch als Ort beliebt, an dem man am besten in Europa Feste zu feiern verstand. Zu den Besuchern Venedigs gehörten die Angehörigen der europäischen Adelshäuser, die sich alljährlich zur Karnevalszeit, die im 18. Jahrhundert auf sage und schreibe ein halbes Jahr ausgedehnt wurde, in dieser zur Kulisse degradierten Stadt ein Stelldichein gaben. Schon früh flackerte dort eine Beleuchtung der sich an den Kanälen entlangschlängelnden Wege, die man nach den Festen in eingeschränkter Manövrierfähigkeit für den Weg zur Herberge benutzen musste, während der Rest Europas im Dunkeln lag. Schon das erregte Anstoß. Die Nacht hatte dunkel zu sein, das entspreche schließlich göttlicher Ordnung! Nur verruchte Orte machen die Nacht zum Tag. Am Tag wiederum deckten sich die Venedigreisenden mit Souvenirs ein. Besonders beliebt waren romantisierende Veduten etwa von Giovanni Antonio Canal, genannt Canaletto († 1768), oder von seinem Neffen Bernardo Bellotto († 1780), der sich verwirrenderweise ebenfalls den Künstlernamen Canaletto zulegte, oder von Francesco Guardi († 1793). In Rom bediente als Berühmtester Giovanni Piranesi († 1778) die Klischees der Besucher.

Dass man nun in den Städten der Antike vornehmlich das Klischee pflegte, war letztlich der schlimmen Verklärung von Griechen und Römern in der deutschen Klassik zuzuschreiben. Man malte im 18. Jahrhundert ein ebenso idealisierendes wie realitätsfernes Bild einer antiken Welt, die von lauter guten und schönen Seelen bewohnt gewesen sein soll, die edel und emotionsfrei die schlimmsten Zeitläufe durchstanden. Umso brutaler war der Schock, als die ersten Antikenverehrer im 19. Jahrhundert ganz real vor den Trümmerhaufen der einst stolzen Städte und Tempelanlagen in Griechenland standen. Als man auch noch Farbreste an den Säulen und Skulpturen fand und zähneknirschend eingestehen musste, dass die griechischen Tempel nicht in strahlend weißem Marmor im fahlen Licht des Mondes glänzten, sondern ursprünglich kitschig bunt bemalt waren, schienen sämtliche Illusionen zertrümmert. Das machte freilich, jenseits der bequemen Fiktion, auch den Weg frei für eine faktenbasierte

wissenschaftliche Aufarbeitung. In der Tat wandelte sich die Antike „von einem entrückten Ideal zur fassbaren, historischen Vergangenheit“,[8] wie Ekaterini Kepetzis bemerkt. Zudem konnte man seine nostalgischen Gefühle nun geländegängig ausrichten und trotzdem große Lust am Reisen in die Welt der Antike empfinden.

Jenseits wissenschaftlicher Interessen, wie sie die Renaissance-Humanisten bei ihren Forschungsreisen an den Tag legten, wurde es Mode für gut betuchte Kulturinteressierte und allerlei Snobs, namentlich aus England, in den Süden und in den Orient zu reisen, um in einer nostalgischen Antiken- und Orientverehrung zu schwelgen. Ein solches oft viele Monate dauerndes Abenteuer nannte man Grand Tour. Dabei blieb es selten bei andächtiger Betrachtung. Vielmehr rafften die feinen Herrschaften zusammen, was nicht niet- und nagelfest war, und stellten die Trophäen in ihren großzügigen Landhäusern (je nach Vorliebe gerne im Stil Palladios oder der Gotik gebaut) voller Stolz in gläserne Vitrinen. Vor allem in Ägypten wurde von Amateurarchäologen fleißig geplündert, was den vielen ägyptischen Museen in Europa bis heute Freude bereitet. Dazu kamen offiziöse bis zwielichtige Transfers direkt in die europäischen (und amerikanischen) Museen. Vom Parthenonfries war oben die Rede, das Markttor von Milet wurde zerstückelt und in Berlin wieder zusammengesetzt, ähnlich erging es dem Pergamonaltar, dem Ischtar-Tor von Babylon, ägyptischen Tempeln, die abgebaut und wieder aufgebaut wurden, und Abertausenden von Säulen, Skulpturen, Vasen, Sarkophagen, Mumien und anderen Schätzen des Orients und der Antike. Sie wurden musealisiert und dienen seitdem der Verehrung durch das geneigte Bildungsbürgertum.

Aber nicht nur die Hotspots der Antike gerieten ins Abseits, sondern auch die Renaissance-Städte. Sevilla, Amsterdam, Antwerpen und dann die quirligen, von Pfennigfuchsern bewohnten Hansestädte waren angesagter als Florenz, Rom oder eben Venedig. An Ost- und Nordsee entstanden große Handelsgesellschaften, die globale Netzwerke nutzten und mit wohlgehüteten Monopolen viel Geld verdienten. Die neuen Handelswege lagen auf dem Meer, allerdings nicht mehr auf dem Mittelmeer, das gegenüber dem Atlantik, der Nord- und Ostsee beinahe zu einem „Nebenmeer“ (David Abulafia) verkam. Die beschwerlichen und teuren Landrouten durch die Wüsten des Orients waren überflüssig geworden.

Inzwischen waren die Seewege bekannt und gesichert, die Schiffs- und Navigationstechnik fortgeschritten. Dieser internationale Handel bereicherte den Blick in den Orient. Es traf sich das nüchterne Kalkül der Geschäftsleute mit der Neugierde auf die Kultur der fernen Länder. Die exotischen Destinationen ließen fruchtbare Kooperationen zwischen Wirtschaft und Wissenschaft entstehen. Die Wissenschaftler profitierten – ähnlich wie im Heer von Alexander dem Großen 2000 Jahre vorher – von ihrem Status als *embedded scientists* bei den Handelsmissionen. Auf diese Weise entstand das erste illustrierte Werk über China von Jan Nieuhoff, das 1665 auf Holländisch und Lateinisch (1669 folgte eine englische Ausgabe mit der angehängten Zusammenfassung der *China illustrata* des Jesuiten Athanasius Kircher) in Amsterdam erschien.

Die Exotik dieser neu entdeckten Welt des fernen Orients beflügelte die romantische Verehrung, die man später „Orientalismus“ nannte. Sie gaukelte eine pittoreske, friedliche und saubere Gegenwelt gegen die schmutzige Industrialisierung, Verstädterung und hektische Globalisierung vor, ganz zu schweigen von der Möglichkeit, sexuelle Phantasien in Harems- und Badehausdarstellungen (wo freilich kein westliches Auge Zutritt hatte) auszuleben. Der große niederländische Maler Rembrandt schwelgte in orientalischen Sujets, darunter gerne Bordellszenen, gleichsam nach dem Motto: „Sex and Orient sells!“

Jedes größere Stadtpalais plante ein chinesisches Zimmer, pagodenartige Türme gehörten zu einem Englischen Garten und chinesische, arabische und persische Ornamentik begegnete überall, nicht nur auf den Porzellangeschirren, die im 19. Jahrhundert im Zuge der Verfeinerung der Tischsitten in großen Auflagen in den Manufakturen angefertigt wurden. Das Porzellan kannte man in China bereits seit vielen Jahrhunderten. Nach Europa wurde es seit dem 16. Jahrhundert importiert, doch bis zu einer breiteren Resonanz vergingen nochmals zweihundert Jahre. Johann Friedrich Böttger und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus gelten als Erfinder des europäischen Porzellans in Meißen und Dresden. Der sächsische Kurfürst August der Starke gründete 1710 die erste europäische Porzellanmanufaktur auf der Albrechtsburg in Meißen. Die Formen und Dekorationen waren zuerst orientalisch und ostasiatisch, bis sich schließlich europäische Motive durchsetzten.

Man trank nun Kaffee aus feinen Porzellantässchen, anfangs gerne in türkischen Pavillons, denn das heiße Getränk, das ursprünglich aus Äthiopien stammte (der Ausdruck Kaffee ist arabisch und leitet sich von einer Landschaftsbezeichnung in Äthiopien ab), gehörte zur Verehrung des Orients und zog eine duftende Spur durch Europa. Nach dem legendären ersten Kaffeehaus in Mekka Ende des 15. Jahrhunderts folgten weitere derartige Einrichtungen in Aleppo, Damaskus, Kairo und das erste Kaffeehaus Istanbuls 1554. Die Kaffeehäuser waren freilich vielen Regimen ein Dorn im Auge. Nicht nur liebten die Mystiker, also die Sufi-Orden, die aufputschende Wirkung des Kaffees, die Hinterzimmer der Kaffeehäuser wurden auch mehr und mehr zu Treffpunkten aufrührerischer Oppositioneller. Das führte sogar zu Verboten von Kaffeehäusern.

Am ersten Mokka Europas nippte man um 1615 (nach anderen Quellen um 1647) vermutlich in Venedig etwa an der Stelle, wo sich heute das Café Florian befindet, das 1720 gegründet wurde und in dem sich selbstverständlich auch eine Sala Cinese und eine Sala Orientale befinden. Viele andere Städte folgten, unter ihnen Paris 1669 und Wien, wo Armenier die Kaffeehauskultur um 1685 begründeten.

Zwischen 1798 und 1801 löste Napoleon mit seinem Feldzug in Ägypten eine zweite große Ägyptenbegeisterung in Europa aus. Die erste fand bereits in der Renaissance statt, als um 1422 die *Hieroglyphica*, ein krauses symbolistisches Werk über die Hieroglyphen, angeblich aus der Feder eines ägyptischen Philosophen, nach Florenz gebracht wurde und um 1460 das *Corpus Hermeticum* auf Anregung Cosimo de'Medicis ebenfalls in Florenz publik wurde. Dieses Konvolut überwiegend griechischer Texte galt als Sammlung altägyptischer Weisheiten. Erst in der Neuzeit stellte sich heraus, dass es sich um eine spätantike Fälschung handelte.

Die neue Ägyptenbegeisterung stimulierte erstmals eine wissenschaftliche und archäologische Aufarbeitung der alten Kultur. Unter anderem gelang die Entzifferung der Hieroglyphenschrift durch Jean-François Champollion 1822. Aber die nostalgische Verehrung blieb dennoch ungebrochen. Ägyptisierende Motive überschwemmten Europa. Sie begegneten einem überall, ob in Mozarts *Zauberflöte* oder im Jugendstil, der in seiner Ornamentik in arabischen Arabesken, ägyptischen und japanischen Motiven schwelgte. Die beliebteste Ausstellungsfläche für orientalische Accessoires war schließlich der Garten, besonders der

naturnahe, dem rational geplanten Französischen konkurrierende Englische Garten. Die Gartenarchitekten füllten die Anlagen mit exotischen Bauten, Chinoiserien, Pagoden, griechischen Tempeln, Moscheen bis zu gotischen Kathedralen, das Ganze angereichert mit (neu gebauten) Ruinen, alles im gartentauglichen Miniaturformat.

Arabische und antike Vorbilder wurden auch gerne herangezogen für Prestigebauten der Herrscherhäuser. In die Regierungszeit Philipps II. von Spanien fiel der Bau der größten Schlossanlage der frühen Neuzeit. Zwischen 1563 und 1584 entstand der Escorial (Real Sitio de San Lorenzo de El Escorial/Königlicher Sitz Sankt Laurentius von El Escorial), gebaut von Juan Bautista de Toledo und Juan de Herrera. Die Vorbilder dieses gewaltigen Unternehmens waren einerseits Bramantes ursprünglicher Entwurf für Sankt Peter in Rom, andererseits der maurische Alcázar von Sevilla. Arabische Motive waren also durchaus erwünscht, auch wenn der Escorial ein machtvolles Symbol des spanischen Katholizismus werden sollte. Er bezog sich auf den Sieg Spaniens über Frankreich in der Schlacht bei Saint-Quentin 1557 am Tag des heiligen Lorenz. Daher war der Grundriss wie ein Rost entworfen, jenem Folterwerkzeug nachempfunden, mit dem der Heilige im 3. Jahrhundert das Martyrium erlitten hatte.



Chinesisches Teehaus im Park von Potsdam

Rückzug in die Nation und neuer Aufbruch nach Europa

Man hätte in diesem aufblühenden Europa, das sich mit großer Souveränität auf sich selbst stellte und die Welten des Orients und der Antike in verklärten Bildern zurückließ, ziemlich glückliche Jahrhunderte verbringen können. Dies umso mehr, als die avancierten philosophischen Schulen auch noch die Vernunft als oberste handlungsleitende Richterin in den Mittelpunkt stellten und Toleranzgedanke und Religionsfreiheit propagierten. Aber die Idee eines völkerverbindenden Friedens, für die Aufklärer wie der 1658 geborene Abbé Charles Irénée de Saint-Pierre warben, vermochte sich nie durchzusetzen. Schon Erasmus von Rotterdam hatte in seinem Karl V. gewidmeten Handbuch für die Erziehung eines christlichen Fürsten (*Institutio principis christiani*) der Politik unter Rückgriff auf die Weisen der Antike gesagt, wozu sie eigentlich da sein sollte, nämlich zu versöhnen, Brücken zu bauen, Frieden zu stiften, kurz, dem Allgemeinwohl zu dienen. Immer wieder, bei Jean-Jacques Rousseau oder Immanuel Kant, wurden solche Appelle eindringlich wiederholt. Aber sie verhallten weitgehend ungehört. Europa standen weitere blutige Jahrhunderte bevor. Dieses Blut wurde vergossen im Namen ziemlich abgehobener Gedankengebäude, etwa solcher der Religion oder einer neuen Idee, die unendliches Leid über den Kontinent bringen sollte, jener der Nation.

Im Gefolge des Konzils von Trient beharrte die katholische Propaganda in Opposition zur aufgeklärten Reformation auf einer unverbrüchlichen Allianz von Thron und Altar im Sinne eines politischen Christentums. Das fiel vor allem bei den Habsburgern auf fruchtbaren Boden, die ihr katholisches Reich durch die Unterdrückung von Türken und religiös Andersdenkenden stabilisierten. Das Zögern der Politik, insbesondere Karls V., und die Uneinsichtigkeit Roms trugen dazu bei, dass aus einer kirchlichen Reformbemühung eine Revolution mit blutigsten Folgen wurde. Der sogenannte Dreißigjährige Krieg als ein Komplex von neben- und ineinanderlaufenden Kriegen war ein gigantisches Gemetzel mit Millionen von Toten, mit grassierenden Seuchen und Hungersnöten. Die Sache geriet

zu einem europäischen Flächenbrand, bei dem sich zumindest dort, wo über eine marodierende Soldateska noch ein Funken an Kontrolle herrschte, mehr und mehr politische Motive mit den religiösen mischten, darunter die Rivalität zwischen den Habsburgern und den Bourbonen. Durch diesen Krieg, der hauptsächlich ein Religionskrieg war, wurde die Macht erhalten, das Land zerstört und die Glaubensspaltung nicht beseitigt, sondern institutionalisiert. Denn der 1648 im Rathaus von Münster ausgehandelte Westfälische Friede tastete zwar das Prinzip des Augsburger Religionsfriedens von 1555, *cuius regio, eius religio* (lat. Wer regiert, bestimmt auch die Religion), nicht an, sah aber – sehr zum Ärger Roms – einen großzügigen Schutz für religiöse Minderheiten vor und erkannte die reformierte Lehre an.

Es klingt wie eine Ironie der Geschichte. Obwohl es inzwischen nur mehr am Rande um Europa als ein Ganzes ging, sondern um die kleineren, überschaubaren Einheiten, lassen manche Historikerinnen Europa als eine politische Kategorie im engeren Sinn erst nach dem Dreißigjährigen Krieg beginnen. Die ganze Ambivalenz der Sache spiegelt sich beispielhaft im Haus Habsburg. Zwar schafften es die Habsburger immerhin, als „maßgebliche Ordnungsmacht im Herzen Europas“[9] zu wirken, aber das Haus Habsburg war – spätestens mit dem 1452 auf den Kaiserthron gekommenen Friedrich III. – eben auch das Haus Österreich. Und 1806 trugen die Habsburger schließlich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu Grabe, weil ihnen das österreichische Hemd näher war als der europäische Rock. Provinzkaiser zu spielen war inzwischen allemal reizvoller, als die Mühen zu schultern, an einem geeinten Europa zu bauen.

Diese neuartige Lust am Klein-Klein hatte einen längeren Vorlauf. Politisch war nach dem Mittelalter mit seiner übergeordneten Vorstellung von (christlicher) Autorität (*auctoritas*) eine universelle und leitende Idee, die als Legitimation dienen konnte, verschwunden. Die italienischen Stadtstaaten kannten keine und auch im Gebiet des alten römischen Kaisertums, im Heiligen Römischen Reich, verblasste sie. Die Reichsfürsten meldeten sich immer selbstbewusster zu Wort. Bereits der große Philosoph am Übergang vom Mittelalter in die Renaissance, Nikolaus von Kues, prangerte die Kurzsichtigkeit der um ihren Vorteil ringenden Fürsten an und trat für ein geeintes Reich nach annähernd bundesstaatlicher Ordnung mit einer starken Zentralgewalt ein. Er wurde zu einem Denker von

Toleranz und Einheit und formulierte das Motto einer Versöhnung der Gegensätze (*coincidentia oppositorum*). Europa hat sich jedoch immer schwergetan mit dem Ganzen, und weil ihm eine unabhängige Mitte fehlte, konnte es auch seine Provinzfürsten und -fürstinnen nie nachhaltig in die Schranken weisen. An diesem Dilemma krankt Europa bis heute.

Das europäische Abendland wurde zu einem politischen Flickenteppich. Im 17. Jahrhundert begann man, über Konfessionen und Dynastien, für die um jedes Stückchen Land gerungen wurde, andere Identitätserfahrungen zu legen. Man sprach von Spaniern, Russen, Deutschen, Italienern und schrieb ihnen großzügig Klischees zu, um sie zu sortieren und von den Nachbarn abzusetzen. Die Säkularisierung von Kirchenbesitz führte zum Einsammeln von winzigen Herrschaftsgebieten. Schließlich hob man an, „Staaten mittels feiner Linien voneinander abzugrenzen, ihnen Fläche und damit Form zu geben. Aus zusammengebackenen Rechten und Privilegien wurde ein Gebiet."[10] Die Nation im modernen Sinn erhielt ihre Attraktivität – ermuntert durch die Propagierung der sogenannten Souveränität des Volkes gegen die alte Herrschaft in der Französischen Revolution 1789 – nicht zuletzt aus Frustration über Napoleon, der kein europäisches Friedensreich schuf, sondern Europa mit zahlreichen Kriegen überzog.

Die nach-napoleonische Ordnung im Gefolge des Wiener Kongresses (1814/15) gab dem Begriff der Nation neuen Schub. Der Begriff durchzog als nostalgische Verklärung der eigenen Wurzeln die Romantik, besonders ausgeprägt in der Deutschlandverehrung im 19. Jahrhundert und bei der Gründung des Deutschen Reichs 1871. Anderswo wüteten Unabhängigkeits- und Nationenbildungskriege (die man häufig euphemistisch „Freiheitskriege" nannte), etwa in Italien oder auf dem Balkan (wo es zu blutigen Gemetzeln zwischen den sich bildenden Staaten kam) einschließlich des griechischen „Freiheitskampfes" gegen die Osmanen. Letzterer wurde von den philhellenischen Europäern mit Begeisterung unterstützt. Selbst die Araber entwickelten einen Nationalismus, den die westlichen Mächte im Kampf gegen das Osmanische Reich auszunutzen wussten (Rückeroberung von Mekka und Medina), wobei sie die Araber, kaum hatten sie ihre Schuldigkeit getan, wieder fallen ließen. Der Nationalstaat, den man je nach Gusto ethnisch, geographisch oder religiös definierte, wurde zu einem neuen identitätsstiftenden Hafen in

dieser labilen Situation und der anhebenden Dynamik einer entwurzelnden Globalisierung.

Es waren die grausamen Entartungen des Nationalismus im Ersten und Zweiten Weltkrieg, die sich bis zum tödlichen Rassenwahn auswuchsen und in einen jede menschliche Vorstellungskraft übersteigenden millionenfachen industriellen Völkermord mündeten, die schließlich die Idee einer Einheit Europas mitsamt der Überwindung der alten Feindschaften gebaren. Den Kern der Europäischen Union bildete die 1951 nach Ideen von Jean Monnet, einem Unternehmer ohne jedes politische Mandat, und dem französischen Außenminister Robert Schuman ins Leben gerufene Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl mit Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und den Niederlanden. 1957 unterzeichnete man in Rom die Verträge der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) mit der Schaffung eines gemeinsamen Marktes, 1967 entstand die Europäische Gemeinschaft (EG). Nationalistische Reflexe hinderten jedoch tiefer gehende Integrationsschritte und es wurde reichlich Sand ins Getriebe gestreut. In den Achtziger- und Neunzigerjahren verlieh der damalige Präsident der Europäischen Kommission, der überzeugte Europäer Jacques Delors, der Integration neuen Schub. 1993 trat als imposanter Meilenstein der Vertrag von Maastricht für eine erweiterte Europäische Union (EU) als Wirtschafts- und Währungsunion in Kraft. Weitere Verträge, Erweiterungsrunden und Abkommen folgten, die die Handlungsfähigkeit der auf 28 Länder angewachsenen EU erhöhten und die Integration vertieften. Für die Europäerinnen besonders spürbare Schritte waren die Einführung der gemeinsamen Währung in vielen Ländern und das Schengener Abkommen, das seit 1995 sukzessive zur Abschaffung der schon längst absurden Kontrollen an den Binnengrenzen innerhalb Europas, genauer des sogenannten Schengen-Raums, führte. Am 1. Januar 2021 trat Großbritannien als bislang einziger Staat aus der EU wieder aus, ein abstoßendes historisches Beispiel dafür, wie eine nationalistische Politik einem Land und seinen Bürgern schwersten Schaden zufügen kann.

Den Europäern der ersten Stunde ging es um Friedensstiftung und Aussöhnung. Und dieses Anliegen war in der Tat eindrucksvoll erfolgreich. Das Gebiet der Europäischen Union erlebte eine siebzigjährige Periode des Friedens, so lange, wie es sie auf diesem Kontinent noch nie in der Geschichte gab. Große Erfolge wie der Fall der Mauer und der

Stacheldrahtverhaue, die sich als klaffende Wunde mitten durch Europa zogen, und die Aussöhnung zwischen seit Jahrhunderten verfeindeten Staaten waren zu vermelden. Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Barack Obama, schreibt in seiner Biographie über die ersten vier Jahre seiner Präsidentschaft treffend und voller Optimismus: „In den aufregenden Tagen nach dem Fall der Berliner Mauer […] äußerte sich in der großartigen Architektur des europäischen Projekts […] der optimistische Glaube an einen wahrhaft vereinten Kontinent: endlich befreit vom toxischen Nationalismus, der zuvor Jahrhunderte blutiger Konflikte angefacht hatte. Das Experiment war bemerkenswert erfolgreich gewesen: Für die Aufgabe einiger Aspekte staatlicher Souveränität waren die Mitglieder der Europäischen Union im Gegenzug in den Genuss eines Ausmaßes an Frieden und verbreitetem Wohlstand gelangt, den wohl noch keine Völkerverbindung in der Geschichte der Menschheit erreicht hatte.“[11] Für diesen großen Schritt wurde der Union 2012 der Friedensnobelpreis zugesprochen.



Schlagbaum der Grenze zwischen Österreich und Italien am Brenner im Museum, Tirol Panorama (Tiroler Landesmuseen), Innsbruck

Obamas Optimismus ließe sich jedoch nur dann einlösen, wenn es gelänge, dieses Europa nicht nur als ein abstraktes weltpolitisches Subjekt hochzurüsten, das im globalen Spiel ernst genommen wird, sondern ihm eine emotionale Verwurzelung in der Bevölkerung zu geben. Eine europäische Identität auszubilden, ist freilich alles eher als trivial. Immerhin könnte der Nationalstaat dafür als Blaupause taugen, denn schließlich gab und gibt es immer auch innerhalb der historisch willkürlich entstandenen nationalen Einheiten Spannungen zwischen regional und national, zwischen Peripherie und Zentrum. Anders gesagt: In den meisten „Nationalstaaten" leben viele Nationen, teilweise sogar mit verschiedenen Sprachen, die es bei der Stange zu halten gilt. Diese Spannungen, die sich manchmal zu energischen Sezessionsbestrebungen auswachsen, zeigen am deutlichsten, wie gekünstelt die Konstruktion der Nation in aller Regel ist. Sie offenbaren einen kaum überwindbaren Einwand gegen moderne Wiederbelebungsversuche der Nation – auch gegen solche abseits dunkler Blut-und-Boden-Ideologie. Dazu kommt, dass nationale Grenzziehungen historisch willkürlich erfolgten und in aller Regel nicht mit den Grenzen geographischer Räume und/oder kultureller Regionen zusammenfallen. Daraus folgt aber auch, dass man außer Gewöhnungseffekten kaum Gründe finden kann, die eine nationale Identität plausibler machen als eine europäische, für die die Vielfalt von Regionen, Zentren und Peripherien konstitutiv ist. Freilich müsste die Union auch vergleichbare Identifikationsmöglichkeiten anbieten wie ein Nationalstaat: eine europäische Verfassung, transparente Arbeit des Parlaments und der Institutionen samt (nicht nur in der Blase Brüssel, sondern auch an der Peripherie) sichtbarem Spitzenpersonal und einem europaweit organisierten politischen Streit der Parteien und Fraktionen.

Die Analogie sollte spätestens dort enden, wo man an die negativen Seiten des Nationalstaates stößt, dessen mythische Verherrlichung. Vielleicht ist es ja gar nicht paradox, sondern höchst konsequent, dass ausgerechnet die rechten Nationalisten mit ihrer Mär eines zu verteidigenden christlichen Abendlands Europa als Ganzes mythologisieren.

Den Vereinigten Staaten von Amerika als einer vor allem die Außen- und Sicherheitspolitik verwaltenden Dachorganisation von sehr diversen Staaten gelang erfolgreich die Ausbildung einer patriotischen Identität. Dabei kann Europa sogar auf eine weit längere und faszinierendere Geschichte zurückgreifen, auch wenn der Europabegriff und das Gebilde der Europäischen Union noch jung sind. Wie wir sahen, gab es den Begriff Europa bereits in der Antike, freilich war er damals nicht mehr als ein Name in mythischen Erzählungen und taugte allenfalls für eine geographische Bezeichnung, die diffus für die Gegenwelt von Asien durch die Literatur geisterte. Im Mittelalter hatte der Europabegriff vor allem eine Platzhalterfunktion, auch wenn in dieser Zeit langsam das an Kontur gewann, was man vage mit christlichem Abendland bezeichnet. Dabei darf niemals übersehen werden, dass das Christentum keine europäische oder abendländische Geburtsurkunde besitzt und von Anfang an global und nicht bloß europäisch ausgerichtet war. Zudem gab es praktisch bis in unsere Tage keine Deckungsgleichheit zwischen Christentum und Europa. Im Mittelalter mit seiner ab der ersten Jahrtausendwende aufkommenden Papstkultur war die Identifikation in erster Linie an der Christianität ausgerichtet und nicht an einer abstrakten geographischen oder politischen Europaidee. Dazu war der Blick nach innen auf die Herrscherdynastien und nach außen in die glänzende Vergangenheit von Antike und Orient gerichtet. Trotzdem wurden Bedingungen und Voraussetzungen für den Europabegriff geschaffen. Behält man das im Auge, kann man den Begriff mit einiger Großzügigkeit für einen sich in dieser Zeit mehr und mehr definierenden Raum zur Benutzung freigeben, für den er um die Wende zum 18. Jahrhundert zu einem kulturellen und politischen Identitätsbegriff wurde. Olaf Asbach fasst es so zusammen: „‚Europa' erscheint nun als eine geläufige Einheit zur Wahrnehmung und Beschreibung von Geschichte und Staatenverhältnissen, von Handels- und Wirtschaftsbeziehungen, von kultureller Selbstverständigung und Abgrenzung von innen und außen."[12]

Die auf den vergangenen Seiten erzählte Geschichte sollte also gerade nicht einer Mythologisierung dienen, sondern der Aufklärung. Die Absicht war, die Geschichte dieses faszinierenden Kulturraums anhand der Fakten zu erzählen und damit Raum zu geben für jede und jeden, selber ihren und seinen Platz in dieser Europa-Idee zu finden. Dies scheint umso gebotener, als die Begeisterung für Europa im Zuge der in den letzten zwei Jahrzehnten

um sich greifenden nostalgischen Sehnsucht nach dem Nationalstaat abgenommen zu haben scheint. Man mag das als einen wenig überraschenden Pendelausschlag in die Gegenrichtung zu der in der Nachkriegszeit dominierenden Periode abtun. Diese Periode war geprägt von der Abrechnung der nach dem Krieg Geborenen mit der Nazi-Generation und ihren duckmäuserischen Blut-und-Boden-Phantasien. Sie lieferte die Programme von Emanzipation, Aufklärung, globaler Perspektive, Kunstfreiheit und war getrieben von der Zerstörung überkommener institutioneller Strukturen. Aufgeladen mit reichlich weltferner linker Ideologie führte das manchmal in jugendlicher Radikalität bis zu einer lächerlichen und infantilen Annäherung an totalitäre Regime und franste an den Rändern gar in einen verbrecherischen linken Terrorismus aus. Insofern mag die Pendelbewegung nach rechts nicht unerwartet kommen. War die linke Aufklärung immerhin intellektuell höchst anspruchsvoll und von künstlerischer Avantgarde begleitet, bleibt die rechte Bewegung wie alle rechten Bewegungen intellektuell und künstlerisch völlig belanglos. Sie lebt von der nostalgischen Verklärung längst überholter Strukturen und Weltbilder. Gestalterische Anliegen sucht man bei den rechten politischen Hooligans vergeblich, man findet nicht viel mehr als Ressentiments und destruktive Wut, die sich gegen die Trophäen des sogenannten Establishments – Emanzipation, Aufklärung und Fortschritt – richtet. Zugleich damit geraten auch die „Verwalter“ dieser Trophäen, die zu hohem Preis gewonnenen Säulen der Rechtsstaatlichkeit, ins Visier: die Unabhängigkeit der Gerichte, die Presse, die Freiheit von Bildung, Wissenschaft und Kunst auch hier bis hin zu einem rechten Terror von radikalisierten Aktivisten an den ausfransenden Rändern. Sie folgen dabei übrigens in erschreckender Analogie einer ganz ähnlich zerstörerischen Agenda des radikalen Islamismus, der ihnen neuerdings als bequemes Feindbild gilt. Kommen solche Kämpfer für das Gestrige auf demokratischem Weg an die Macht, zementieren sie diese durch Einschränkung des Parlamentarismus, der Freiheiten von Medien und Kultur. Sie imaginieren eine heile Welt durch Beschwörung einer im 21. Jahrhundert eher seltsamen Verquickung von Christentum und Nationalstaat als Allheilmittel gegen eine vermeintlich zerstörerische globale Perspektive. Diese Geschichte hat freilich äußerst kurze Beine und ihre destruktive Inkompetenz wird rasch sichtbar, sodass das rechtspopulistische

Zwischenspiel und der angerichtete Schaden in aller Regel von überschaubarer Dauer bleiben, jedenfalls dort, wo die institutionellen *checks and balances* die durchaus gefährlichen Angriffe überleben.

Vielleicht ist das gar keine schlechte Voraussetzung dafür, die alte und so vielfältige Geschichte Europas wieder neu zu erzählen.

NACHWORT

Über all die Jahre hat mir meine Beschäftigung mit der europäischen Ideengeschichte, dabei speziell mit der Geschichte der Kunstphilosophie, vor Augen geführt, wie sehr kulturelle Erzählungen verschiedener Genres sich aufeinander beziehen und sich gegenseitig kreativ bereichern. Sie hat mir auch gezeigt, wie konstitutiv und befruchtend für jede Kultur und für jedes Selbstverständnis die Begegnung und der Austausch mit dem Fremden sind. Schon aus diesem Grund wurde meine umfangreiche Arbeit zur Geschichte der europäischen Kunstphilosophie die Hauptquelle für dieses Buch.

Als besondere Motivation kam hinzu, dass diese aus der wissenschaftlichen Tätigkeit, aber auch aus zahllosen Studienreisen quer durch den Mittelmeerraum gewonnenen Einsichten mit dem seit einigen Jahren in Politik und Gesellschaft um sich greifenden Diskurs kollidieren. Es scheint die scharfe Abgrenzung eines vermeintlich „christlichen Europa“ gegen alles Fremde ebenso salonfähig zu werden wie eine längst überwunden geglaubte neonationalistische Agenda. Daraus speist sich allerdings die Sorge um das in den Nachkriegsjahrzehnten erkämpfte emanzipatorische und aufklärerische Gut: Befreiung von zerstörerischen Ideologien, Stärkung der rechtsstaatlichen Institutionen, Freiheit von Presse, Wissenschaft und Kunst und die Überwindung nationalistischer Engführungen in einem zusammenwachsenden Europa. Das hat mich ermuntert, vor allem jenen Abschnitt der Geschichte Europas neu zu erzählen, in dem die Fundamente für diesen faszinierendsten Kulturraum der Welt gerade aus der Berührung mit dem Orient gelegt worden sind.

Die WBG hat dieses Projekt mit großem Engagement und Einsatz unterstützt und ich bedanke mich beim Verlag und beim Team rund um Susanne Fischer, Johannes Klemm und Daphne Schadewaldt für die sorgfältige Lektorierung, den kreativen Austausch und die produktive und professionelle Zusammenarbeit.



Reiner Schiestl, Raub der Europa, 2017



Tafel I Reste des Totentempels des Mentuhotep aus der 11. Dynastie gleich neben dem Terrassentempel der Hatschepsut am Fuße des Qurna-Berges in Luxor (S. 65)



Tafel II Die 11 000 Jahre alte Anlage von Göbekli Tepe in Anatolien. Tempel oder Skulpturenpark? (S. 69)



Tafel III Die Eingangspylonen des Luxor-Tempels am Ende des Prozessionsweges vom Karnak-Tempel (S. 72)



Tafel IV Die ägyptischen Tempel waren, wie später die griechischen, bunt bemalt. Farbreste am Totentempel Ramses' III. in Medinet Habu (S. 74)



Tafel V Hethitische Skulpturen in Yesemek, Türkei (S. 74)



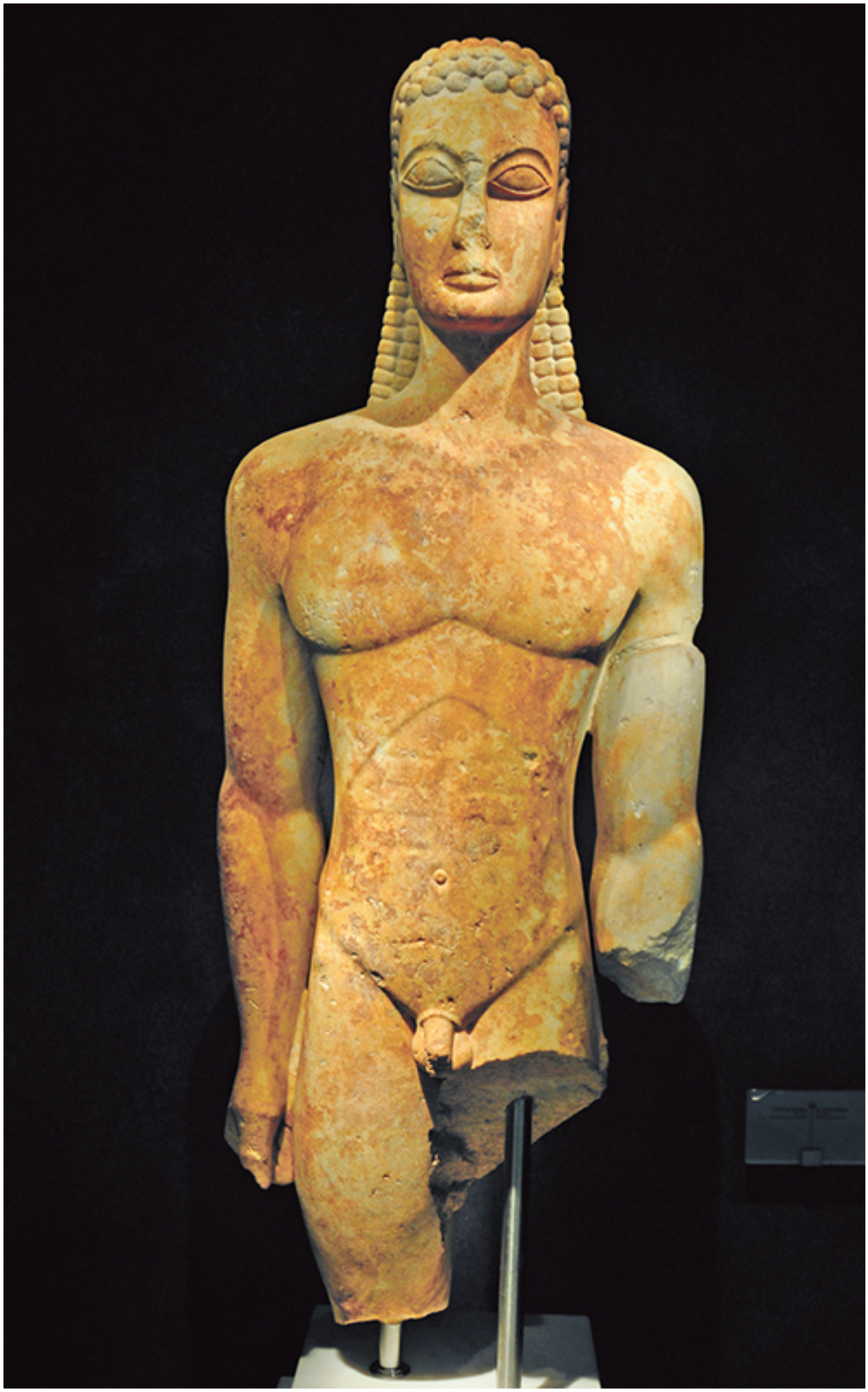
Tafel VI Blick vom Ölberg auf Jerusalem mit Al-Aqsa-Moschee und dem Felsendom auf dem Plateau des ehemaligen jüdischen Tempels (S. 91 und S. 368)



Tafel VII Farbenfrohes Hieroglyphen-Relief auf der Unterseite der Stürze des Totentempels Ramses' III. in Medinet Habu (S. 103–104)



Tafel VIII Der perfekt erhaltene Tempel des Hephaistos und der Athene aus pentelischem und parischem Marmor in Athen (um 420 v. Chr.) (S. 148)



Tafel IX Der auf ägyptische Vorbilder zurückgehende Typus des Kouros (archaischer Stil), der für das Selbstbewusstsein der griechischen Stadt stand (Archäologisches

Museum Athen) (S. 174)



Tafel X Fußbodenmosaik des Speisezimmers der Poseidon-Villa in Zeugma (Belkis), Dionysos kehrt zurück aus Indien. Daneben Nike und eine Bacchantin (Zeugma Mozaik Müzesi, Gaziantep) (S. 247)



Tafel XI Fresko in der Johanneskirche in Gülşehir (Kappadokien), Grabes- und Auferstehungsszene (um 1210) (S. 255)



Tafel XII Detail aus der reich geschmückten Fassade der Celsus-Bibliothek (S. 211)



Tafel XIII Ratchis-Altar mit figuralen Darstellungen und germanischer Flechtbandornamentik aus dem Jahr 744 in Cividale im Friaul (S. 328–329)



Tafel XIV Innenansicht der von Kaiser Justinian gebauten und 537 in Konstantinopel (Istanbul) eingeweihten Hagia Sophia, einer der schönsten Kirchen des Christentums; Blick von der Empore (S. 317–318)



Tafel XV Fresko im Stil der „Palaiologischen Renaissance“ in der Chora-Kirche, Istanbul (S. 332–333)



Tafel XVI Blick auf den Decumanus in der Anlage von Palmyra vor den Zerstörungen durch islamistische Terroristen (S. 347)



Tafel XVII Basilikaartige Eingangsfront der Umaiyaden-Moschee in Damaskus (S. 363)



Tafel XVIII Christus zwischen Petrus und Paulus, karolingische Malerei (um 800) im Kloster Müstair (S. 402)



Tafel XIX Farbige Marmorinkrustationen (und orientalische Mashrabiyyas) an der Südfassade von San Marco als Beispiel für das bunte Venedig (S. 499)



Tafel XX Das rätselhafte Castel del Monte in Apulien (S. 427)



Tafel XXI Fassade des anlässlich des Blutwunders von Bolsena gebauten Doms Santa Maria Assunta in Orvieto (Baubeginn um 1288) (S. 433)

ANMERKUNGEN

Kapitel 1

1 Herodot, Hist 4,45-4; 2 Braun 2019.

Kapitel 2

1 Mumford 1961, XV; 2 Platon, Nom 624a; 3 Mumford 1961, 53; 4 Woolley 1928, 7; 5 zit. nach Assmann 2001, 219f.; 6 zit. nach Keel 1972, 118; 7 Ex 33,11; 8 zit. nach Wilcke Claus G. in Hrouda 1991, 276; 9 Ex 33,22; Dt 4,33; 10 von Soden Wolfram in PWG I, 589; 11 Keel 1972, 289.

Kapitel 3

1 Bottéro Jean in Hrouda 1991, 225; 2 zit. nach Keel 2007, 130; 3 Assmann 2001, 177; 4 Gen 8,22; 5 zit. nach Assmann 2001, 256; 6 van Scheltema 1950, 58; 7 Lauer, zit. nach Dondelinger 1973, 49; 8 Arnold 1992, 134f.; 9 Woolley 1961, 42; 10 Marek 2010, 123; 11 Cline 2015; 12 Amiet 1977, 238; 13 zit. nach Orthmann 1975, 76; 14 Offb 17,5.

Kapitel 4

1 Jes 2,2-4; 2 Gen 19,15f.; 3 2 Sam 8,18; 15,18 u. a.; 4 Keel 2007, 167; 5 Montefiore 2011, 55; 6 Ps 29,3-5; 7 Ps 104,32; 8 Keel 1972, 207; 9 2 Kön 23; 10 1 Kön 8,12f.; 11 1 Kön 8,6-8; 1 Chr 28,2; 12 Keel 2007, 554; 13 Levin 2001, 43; 14 Schmid/ Schröter 2019, 373f.; 15 Ps 44,11; 16 Schmid/Schröter 2019, 76/138; 17 Schäfer 2017, 37; 18 Jes 52,13-53,12; 19 Montefiore 2011, 101; 20 Pred 10,19; 21 Montefiore 2011, 105; 22 Schulz 2008, 290; 23 2 Kor 5,1.

Kapitel 5

1 Thimme u. a. 1968, 43; 2 Neer 2013, 40; 3 Doblhofer 1957, 286; 4 Thukydides, Hist 1,5; 5 Mumford 1961, 158; 6 Marek 2010, 182; 7 Kern 1922, Test. 212; 8 Kerényi 1971, 223; 9 Diels 1964, Heraklit B5; 10 Sophokles, zit. nach Burkert 1972, 281; 11 Gen 1,2; 12 Kern 1922, 201, frgm. 168,2; 13 Ebd., Kol. 13; 14 Schefold 1967, 31; 15 Papaioannou 1972, 71; 16 Gombrich 1996, 99; 17 Marek 2010, 182; 18 Ebd., 164; 19 Diels 1964, Heraklit B30; 20 Calmeyer Peter in Hrouda 1991, 437; 21 Amiet 1977, 289; 22 Parrot 1961, 197; 23 Schmidt-Hofner 2016, 32f.; 24 Amiet 1977, 291; 25 Sallust, Cat 8; 26 Kotsidu 2010, 206; 27 Neer 2013, 116; 28 Ebd., 334; 29 Platon, Phaid 67d; 30 Ebd., 64a; 31 Braun 2016; 32 Platon, Pol 462a,b.

Kapitel 6

1 Xenophon, Hell 5,1,31; 2 Marek 2010, 209/230; 3 Schlumberger 1969, 7; 4 Rostovtzeff 1941, 99; 5 Demandt 2009, 2; 6 Ebd., 382; 7 Ebd., 403; 8 Neer 2013, 350; 9 Cicero, Pro Archia 23; 10 Papaioannou 1972, 213; 11 Marek 2010, 631; 12 Pseudo-Longinos, zit. nach Tatarkiewicz 1979, 284.

Kapitel 7

1 Bleicken Jochen in PWG IV, 39; 2 Lomas 2017, 66; 3 Ebd., 264; 4 Ebd., 203; 5 Ebd., 295; 6 Cicero, Verr 2,4,133; 7 Sauron 2013, 17; 8 Titus Livius, Ab urbe cond 34,4,4; 9 Cato, zit. nach Sauron 2013, 8; 10 Cato, zit nach Fox 2005, 363; 11 Horaz, Epist 2,1; 12 Titus Livius, Ab urbe cond 39,6,7; 13 Lomas 2017, 364; 14 Horaz, Car 1,37; 15 Dahlheim 2010, 21; 16 Horaz, Car 3,2.

Kapitel 8

1 Nietzsche, Gen 295; 2 Kerényi 1971, 220; 3 Colpe 2008, 121f.; 4 Apg 7,48; 5 Gal 2,12; 6 Offb 1,12-16; 7 Hist. Aug. 29,8,6; 8 Veyne 2008, 43; 9 Mathews 1993, 10; 10 Pfeilschifter 2014, 34; 11 Röm 13,7; 12 Pfeilschifter 2014, 53; 13 Baker 2006, 336; 14 Frankopan 2015, 95; 15 Speyer 2007, 286; 16 Deckers 2007, 59; 17 Onasch 1993, 24.

Kapitel 9

1 Pfeilschifter 2014, 175; 2 Meier 2019, 800; 3 Veyne 2008, 112; 4 Meier 2019, 1035; 5 Synesios, zit. nach ebd., 290; 6 Sloterdijk 1993, 100; 7 Theodor Studites, zit. nach Schönborn 1984, 209; 8 Schreiner 2007, 25; 9 Konstantin VII., zit. nach Coche de la Ferté 1982, 159; 10 Heather 2014, 136/245; 11 Hieronymus, zit. nach Pekáry 2007, 123; 12 Eusebius, zit. nach Bauer 1996, 31; 13 Ackroyd 2009, 27; 14 Ebd., 422; 15 Sauser 1966, 493; 16 Norberg-Schulz 1979, 60; 17 Pfeilschifter 2014, 192; 18 Heather 2005, 494; 19 Salvian von Marseille, zit. nach Meier 2019, 59; 20 Heather 2005, 268; 21 Meier 2019, 126; 22 de Palol/Ripoll 1999, 56; 23 Eustathios, zit. nach Coche de la Ferté 1982, 247; 24 Frankopan 2015, 181; 25 Heather 2009, 453; 26 Ebd., 548.

Kapitel 10

1 Rosenthal 1965, 29; 2 Neuwirth 2018/19, 9; 3 Meier 2019, 286; 4 Hattstein Markus in Hattstein/Delius 2005, 12; 5 Koran 19,35; 6 Herakleios, zit. nach Meier 2019, 1038; 7 Koran 2,256; 8 Kermani 1999, 216; 9 ibn Abbas, zit. nach Hillenbrand 2004, 95 (Üs. BB); 10 Paulus Alvarus, zit. nach Durliat 1987, 320; 11 Hillenbrand 2004, 72 (Üss. BB); 12 Meier 2019, 860; 13 Bowersock 2017, 104; 14 Walzer 1962, 444; 15 Roeck 2017, 156; 16 Hillenbrand 2004, 32; 17 Roeck 2017, 166; 18 Frankopan 2015, 146; 19 Freely 2009, 118f.; 20 Bauer 2018, 60; 21 Belting 2008, 126; 22 Felsner 2010, 235.

Kapitel 11

1 Kant 1764, A109; 2 Heather 2014, 76; 3 Heather 2009, 349; 4 Meier 2019, 910; 5 Gombocz 1997, 357; 6 Meier 2019, 919; 7 Durliat 1987, 246; 8 Durliat 1983, 27f.; 9 Bernhard von Clairvaux, Ad mil 4; 10 Frankopan 2015, 217; 11 Abulafia 2011, 371; 12 Le Goff 1984; 13 Gregorovius 1875, 885; 14 Rader 2010, 198; 15 Ebd., 295; 16 Hubmaier, zit. nach Fast 1962, 37f.; 17 Wenzel 1995, 99; 18 Eco 1987, 25; 19 Hugo v. St. Viktor, Exp 949; 20 Suger v. St. Denis, De adm 28,50,5f. und 8-13; 21 Ebd., 224; 22 Bernhard v. Clairvaux, Ad Guill XII,28; 23 Martyr, zit. nach Barral i Altet Xavier in Duby u. a. 1989, 143; 24 Frankopan 2015, 250.

Kapitel 12

1 Augustinus, Conf X,8; 2 Carrillo 1999, 71; 3 Stierle 2006; 4 Belting 2008, 23; 5 Ebd., 258; 6 Bellosi 1987, 234; 7 Belting 2008, 10; 8 Paruta, zit. nach Günther 2009, 186; 9 Flasch 2004, 12; 10 von der Heyden-Rynsch 2014, 16; 11 Braudel 1991, 74; 12 Sedlmayr 1950, 485; 13 Pevsner 1943, 198; 14 Roeck 2017, 371; 15 Aretino, zit. nach Günther 2012, 101f.; 16 Pevsner 1943, 190f.; 17 Palladio 1570,

283; 18 Alberti 1975, 134; 19 Palladio 1570, 285; 20 Battisti 1970, 31; 21 Roeck 2017, 367; 22 Flasch 2004, 29; 23 Heydenreich 1972, 23f.; 24 Salutati, zit. nach Günther 2009, 263; 25 Ackroyd 2009, 248; 26 zit. nach Roeck 2017, 555; 27 Pevsner 1943, 206; 28 Kauffmann 1970, 47; 29 Palladio, zit. nach Puppi 1973, 69; 30 Barbaro, zit. nach ebd., 44; 31 Flasch 2004, 101; 32 Cellini, zit. nach Zöllner/Thoenes 2007, 14; 33 Wundram/Hubala in [BSG] Bd. 5, 199; 34 McLean Alick in Toman 2007, 14; 35 Winckelmann, zit. nach Burbaum 2003, 9.

Kapitel 13

1 Freely 2009, 312; 2 Roeck 2017, 1078; 3 Stierle 2010; 4 Abulafia 2011, 691; 5 Felsner 2010, 33; 6 Hülk 2019, 62; 7 Hottinger 2008, 52; 8 Kepetzis Ekaterini in Kohle 2008, 326; 9 Mazohl-Wallnig 2005, 75; 10 Roeck 2017, 880; 11 Obama 2020, 738; 12 Asbach 2011, 165.

LITERATUR

Abulafia David (2011): Das Mittelmeer. Eine Biographie. Aus d. Engl. v. M. Bischoff. Frankfurt a. M. 2013.

Ackroyd Peter (2009): Venedig. Eine Biographie. München 2012.

Alberti Leon Battista (1975): Zehn Bücher über die Baukunst. Üss. v. M. Theuer. Darmstadt.

Algaze Guillermo (1993): The Uruk World System. The Dynamics of Expansion of Early Mesopotamian Civilization. Chicago.

Amiet Pierre (1977): Die Kunst des Alten Orient. Freiburg–Basel–Wien.

Arnold Dieter (1992): Die Tempel Ägyptens. Götterwohnungen, Kultstätten, Baudenkmäler. Zürich.

Asbach Olaf (2011): Europa – Vom Mythos zur Imagined Community? Zur historischen Semantik „Europas" von der Antike bis ins 17. Jahrhundert. Hannover.

Assmann Jan (1984): Ägypten. Theologie und Frömmigkeit einer frühen Hochkultur. Stuttgart.

(1998): Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. München.

(2001): Ma'at. Gerechtigkeit und Unsterblichkeit im Alten Ägypten. München.

Augustinus Aurelius (Conf): Confessiones/Dreizehn Bücher Bekenntnisse. Aus d. Lat. v. C. J. Perl. Paderborn 1964.

Baker James (2006): Rom. Aufstieg und Untergang einer Weltmacht. Stuttgart 2013.

Barrucand Marianne, Bednorz Achim (o. J.): Maurische Architektur in Andalusien. Köln.

Battisti Eugenio (1970): Hochrenaissance und Manierismus. Baden-Baden.

Bauer Dieter R., Fuchs Gotthard [Hrsg.] (1996): Bernhard von Clairvaux und der Beginn der Moderne. Innsbruck.

Bauer Franz A. (1996): Stadt, Platz und Denkmal in der Spätantike. Untersuchung zur Ausstattung des öffentlichen Raums in den spätantiken Städten Rom, Konstantinopel und Ephesos. Mainz.

Bauer Thomas (2018): Warum es kein islamisches Mittelalter gab. Der Erbe der Antike und der Orient. München 2020.

Beck Hans-Georg (1994): Das byzantinische Jahrtausend. München.

Bellosi Luciano u. a. (1987): Italienische Kunst. Eine neue Sicht auf ihre Geschichte. 2 Bde. Berlin.

Belting Hans (1990): Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst. München.

(2008): Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks. München.

Bernhard von Clairvaux (Ad mil): Ad milites Templi de laude novae militiae/ An die Tempelritter. Lobrede auf das neue Rittertum. In: Bernhard von Clairvaux. Sämtliche Werke Lat.-Dt. Hrsg. v. G. B. Winkler. Bd. I. Innsbruck 1992, 257–326.

(Ad Guill): Apologie ad Guillelmum abbatem/Apologie an den Abt Wilhelm. In: Ebd. Bd. II, 137–204.

Bobzin Hartmut (1999): Der Koran. Eine Einführung. München ^{9}2015.

(2000): Mohammed. München.

Bowersock Glen W. (2017): Die Wiege des Islam. Mohammed, der Koran und die antiken Kulturen. Aus d. Engl. v. R. Seuß. München 2019.

Braudel Fernand (1991): Modell Italien 1450–1650. Stuttgart.

Braun Bernhard (2016): Das Feuer des Eros. Platons Erbe und die Leidenschaft des Fortschritts. Norderstedt.

(2019): Kunstphilosophie und Ästhetik. Bildende Kunst und Architektur von der Urgeschichte bis heute. 4 Bde. Darmstadt.

[BSG]: Belser Stilgeschichte. Hrsg. v. Ch. Wetzel. 6 Bde. Stuttgart–Zürich 1993.

Burbaum Sabine (2003): Barock. Stuttgart.

Burkert Walter (1972): Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen. Berlin–New York ^{2}1997.

Carrillo Jesús (1999): From Mt Ventoux to Mt Masaya: The Rise and Fall of Subjectivity in Early Modern Travel Narrative. In: Elsner Jas, Rubiés Joan-Pau [Hrsg.] (1999): Voyages and Visions. Towards a Cultural History of Travel. London, 57–73.

Cicero Marcus T. (Pro Archia): Rede für den Dichter A. Licinius Archias. In: Marcus Tullius Cicero, Meisterreden. Eingeleitet, aus d. Lat. u. erläutert v. M. Fuhrmann. Zürich–München 1983, 238–258.

(Verr): Zweite Rede gegen C. Verres. In: Ausgewählte Werke. Hrsg. u. aus d. Lat. v. M. Fuhrmann. Bd. III. Düsseldorf 2008, 110–193.

Cline Eric H. (2009): Biblische Archäologie. Eine kleine Einführung. Aus d. Engl. v. K. Schuler. Stuttgart 2012.

(2015): 1177 v. Chr.: Der erste Untergang der Zivilisation. Aus d. Engl. v. C. Hartz. Darmstadt.

Coche de la Ferté Étienne (1982): Byzantinische Kunst. Freiburg–Basel–Wien.

Colpe Carsten (1990): Über das Heilige. Versuch, seiner Verkennung kritisch vorzubeugen. Frankfurt a. M.

(2008): Griechen – Byzantiner – Semiten – Muslime. Hellenistische Religionen und die west-östliche Enthellenisierung. Tübingen.

Conant Kenneth John (1959): Carolingian and Romanesque Architecture 800–1200. Harmondsworth–Baltimore.

Dahlheim Werner (2010): Augustus. Aufrührer, Herrscher, Heiland. Eine Biographie. München 2013.

Deckers Johannes G. (2007): Die frühchristliche und byzantinische Kunst. München.

Demandt Alexander (1989): Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian, 284–565 n. Chr. München.

(2009): Alexander der Große. Leben und Legende. München 2013.

Diels Hermann (1964): Die Fragmente der Vorsokratiker. Hrsg. v. W. Kranz. 3 Bde. Zürich–Berlin.

Doblhofer Ernst (1957): Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen. Stuttgart 2008.

Dondelinger Edmund (1973): Der Jenseitsweg der Nofretari. Bilder aus dem Grab einer ägyptischen Königin. Graz.

(1977): Der Obelisk. Ein Steinmal ägyptischer Weltanschauung. Graz.

Duby Georges, Barral i Altet Xavier, Guillot de Suduiraut Sophie (1989): Skulptur. Mittelalter 5. bis 15. Jahrhundert. Köln.

Durliat Marcel (1983): Romanische Kunst. Freiburg–Basel–Wien.

(1987): Die Kunst des frühen Mittelalters. Freiburg–Basel–Wien.

Eco Umberto (1987): Kunst und Schönheit im Mittelalter. München [3]1995.

Eshkevari Hasan Yusefi, Kadivar Mohsen, Shabestari Mohammad Mojtahed (2009): Unterwegs zu einem anderen Islam. Texte iranischer Denker. Üss. und kommentiert v. K. Amirpur. Freiburg–Basel–Wien.

Fast Heinold [Hrsg.] (1962): Der linke Flügel der Reformation. Glaubenszeugnisse der Täufer, Spiritualisten, Schwärmer und Antitrinitarier. Bremen.

Felsner Marcus (2010): Rococo. Mozarts Così fan tutte und die Kultur des 18. Jahrhunderts. Würzburg.

Flasch Kurt (1986): Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli. Stuttgart.

(2004): Nikolaus von Kues in seiner Zeit. Ein Essay. Stuttgart.

Fox Robin Lane (2005): Die klassische Welt. Eine Weltgeschichte von Homer bis Hadrian. Aus d. Engl. v. U. Spengler. Stuttgart 2013.

Frankopan Peter (2015): Licht aus dem Osten. Eine Geschichte der Welt. Reinbek bei Hamburg [5]2018.

Freely John (2009): Platon in Bagdad. Wie das Wissen der Antike zurück nach Europa kam. Aus d. Engl. v. I. Pfitzner. Stuttgart [4]2012.

Gombocz Wolfgang L. (1997): Die Philosophie der ausgehenden Antike und des frühen Mittelalters. München.

Gombrich Ernst H. (1996): Die Geschichte der Kunst. Frankfurt a. M.

Gorski Gilbert J., Packer James E. (2015): Das Forum Romanum. Üss. v. C. Hartz u. J. Fündling. Darmstadt 2019.

Gregorovius Ferdinand (1875): Castel del Monte, Schloss der Hohenstaufen in Apulien. In: Gregorovius Ferdinand, Wanderjahre in Italien. Bd. 5. Leipzig [4]1897, 171–211.

Günther Hubertus (2009): Was ist Renaissance? Eine Charakteristik der Architektur zu Beginn der Neuzeit. Darmstadt.

(2012): Der Architekt in der Renaissance. In: Nerdinger Winfried [Hrsg.] (2012): Der Architekt. Geschichte und Gegenwart eines Berufsstandes. 2 Bde. München–London–New York, 81–103.

Hattstein Markus, Delius Peter [Hrsg.] (2005): Islam. Kunst und Architektur. Potsdam.

Heather Peter (2005): Der Untergang des römischen Weltreichs. Aus d. Engl. v. K. Kochmann. Stuttgart [3]2011.

(2009): Invasion der Barbaren. Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus. Stuttgart 2019.

(2014): Die Wiedergeburt Roms. Päpste, Herrscher und die Welt des Mittelalters. Aus d. Engl. v. H. Schlatterer und H. Freundl. Stuttgart.

Herodot (Hist): Historien. Üss. u. hrsg. v. K. Brodersen u. Ch. Ley-Hutton. Stuttgart 2019.

Heydenreich Ludwig H. (1972): Italienische Renaissance. Anfänge und Entfaltung in der Zeit von 1400 bis 1460. München.

Hillenbrand H. Robert (2004): Islamic Art and Architecture. London.

[Hist. Aug.]: Historia Augusta. Römische Herrschergestalten 1. Von Hadrianus bis Alexander Severus. Aus d. Lat. v. E. Hohl. Zürich 1976.

Horaz (Epist): Epistulae/Briefe. In: Horaz. Sämtliche Werke. Lat.-Dt. München 1960, 134–229.
(Car): Carmen: In: Q. Horatius Flaccus, Oden und Epoden. Aus d. Lat. v. K. Herzlieb u. P. Utz. Zürich–München 1981.
Hottinger Arnold (2008): Die Länder des Islam. Geschichte, Traditionen und der Einbruch der Moderne. Paderborn.
Hrouda Barthel (1991): Der Alte Orient. Geschichte und Kultur des alten Vorderasien. München.
Hugo von St. Viktor (Exp): Expositio. In: PL 175c, 949.
Hülk Walburga (2019): Der Rausch der Jahre. Als Paris die Moderne erfand. Hamburg.

Jones Mark Wilson (2009): Principles of Roman Architecture. New Haven– London.
(2014): Origins of Classical Architecture. Temples, Orders and Gifts to the Gods in Ancient Greece. New Haven–London.

Kant Immanuel (1764): Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. In: Werkausgabe. Hrsg. v. W. Weischedel. Bd. II. Wiesbaden ^{2}1978, 821–884.
Kapriev Georgi (2005): Philosophie in Byzanz. Würzburg.
Kauffmann Georg (1970): Die Kunst des 16. Jahrhunderts. Berlin.
Keel Othmar (1972): Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament. Am Beispiel der Psalmen. Darmstadt ^{2}1977.
(2007): Die Geschichte Jerusalems und die Entstehung des Monotheismus. 2 Bde. Göttingen.
Keller Harald (1971): Die Kunst des 18. Jahrhunderts. Berlin.
Kerényi Karl (1967): Eleusis. Archetypical Image of Mother and Daugther. London.
(1971): Antike Religion. München–Wien.
(1976): Dionysos. Urbild des unzerstörbaren Lebens. München–Wien.
Kermani Navid (1999): Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran. München ^{5}2015.
Kern Otto (1922): Orphicorum fragmenta. Berlin.
Kohle Hubertus [Hrsg.] (2008): Vom Biedermeier zum Impressionismus. München.
Kotsidu Haritini (2010): Die griechische Kunst. Von den Anfängen bis zum Hellenismus. Stuttgart.

Le Goff Jacques (1984): Die Intellektuellen im Mittelalter. München 1993.
Levin Christoph (2001): Das Alte Testament. München ^{4}2010.
Lomas Kathryn (2017): Der Aufstieg Roms von Romulus bis Pyrrhus. Aus d. Engl. v. U. Walter. Stuttgart 2019.

Marek Christian (2010): Geschichte Kleinasiens in der Antike. Unter Mitarbeit von P. Frei. München ^{3}2017.
Mathews Thomas F. (1993): The Clash of Gods. A Reinterpretation of Early Christian Art. Princeton.
Mazohl-Wallnig Brigitte (2005): Zeitenwende 1806. Das Heilige Römische Reich und die Geburt des modernen Europa. Wien–Köln–Weimar.
Meier Mischa (2019): Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. München.
Montefiore Simon Sebag (2011): Jerusalem. Die Biographie. Aus d. Engl. v. U. Bischoff u. W. Götting. Frankfurt a. M. ^{3}2013.

Moortgat Anton (1982): Die Kunst des Alten Mesopotamien. Die klassische Kunst Vorderasiens I. Sumer und Akkad. Köln.

(1984): Die Kunst des Alten Mesopotamien. Die klassische Kunst Vorderasiens II. Babylon und Assur. Köln.

Mumford Lewis (1961): Die Stadt. Geschichte und Ausblick. Köln–Berlin 1963.

Muscheler Ursula (2009): Sternstunden der Architektur. Von den Pyramiden bis zum Turmbau von Dubai. München.

Neer Richard T. (2013): Kunst und Archäologie der griechischen Welt. Von den Anfängen bis zum Hellenismus. Aus d. Engl. v. I. Newton. Darmstadt– Mainz.

Neuwirth Angelika (2010): Der Koran als Text der Spätantike. Ein europäischer Zugang. Berlin.

(2018/19): Der Koran – europäisch gelesen. In: theologie aktuell 3/34 (2018/19), 4–9.

Nietzsche Friedrich (Gen): Zur Genealogie der Moral. In: Sämtliche Werke. Hrsg. v. G. Colli, M. Montinari. Bd. 5, 245–412.

Norberg-Schulz Christian (1979): Vom Sinn des Bauens. Die Architektur des Abendlandes von der Antike bis zur Gegenwart. Stuttgart.

(1982): Genius loci. Landschaft – Lebensraum – Baukunst. Stuttgart.

Nunn Astrid (2012): Der Alte Orient. Geschichte und Archäologie. Darmstadt.

Obama Barack (2020): Ein verheißenes Land. München.

Onasch Konrad (1967): Die Ikonenmalerei. Grundzüge einer systematischen Darstellung. Leipzig.

(1993): Lichthöhle und Sternenhaus. Licht und Materie im spätantik-christlichen und frühbyzantinischen Sakralbau. Dresden–Basel.

Orthmann Winfried (1975): Der Alte Orient. Berlin.

Palladio Andrea (1570): I quattro libri dell'architettura/Die vier Bücher über die Baukunst. Aus d. Ital. u. eingel. v. H.-K. Lücke. Wiesbaden ^{2}2008.

Pallottino Massimo (1942): Etruskologie. Geschichte und Kultur der Etrusker. Aus d. Ital. v. S. Steingräber. Basel–Boston–Berlin 1988.

Palol Pedro de, Ripoll Gisela (1999): Die Goten. Geschichte und Kunst in Westeuropa. Augsburg.

Panofsky Erwin (1990): Die Renaissancen der europäischen Kunst. Frankfurt a. M.

Papaioannou Kostas (1972): Griechische Kunst. Freiburg–Basel–Wien ^{3}1977.

Parrot André (1960): Sumer. Die mesopotamische Kunst von den Anfängen bis zum XII. vorchristlichen Jahrhundert. München.

(1961): Assur. Die mesopotamische Kunst vom XIII. vorchristlichen Jahrhundert bis zum Tode Alexanders des Großen. München ^{2}1972.

(1983): Sumer und Akkad. München ^{4}1983.

Partsch Susanna (2004): Frühchristliche und byzantinische Kunst. Stuttgart.

Pekáry Thomas (2007): Phidias in Rom. Beiträge zum spätantiken Kunstverständnis. Wiesbaden.

Pevsner Nikolaus (1943): Europäische Architektur von den Anfängen bis zur Gegenwart. München ^{5}1981.

Pfeilschifter Rene (2014): Die Spätantike. Der eine Gott und die vielen Herrscher. München.

[PL]: Patrologiae cursus completus. Acc. J.-P. Migne. Series Latina.

Platon (Nom): Nomoi. In: Platon. Werke in acht Bänden. Griech.-Dt. Hrsg. v. G. Eigler. Darmstadt 1970, VIII-1/2.

(Phaid): In: Ebd., III, 1–207.

(Pol): In: Ebd., IV.

Prayon Friedhelm (1996): Die Etrusker. Geschichte, Religion, Kunst. München ^{6}2017.

Puppi Lionello (1973): Andrea Palladio. München 1982.

[PWG]: Propyläen Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Hrsg. v. G. Mann unter Mitwirkung v. A. Heuss u. A. Nitschke. 11 Bde. Frankfurt a. M.–Berlin 1976.

Rader Olaf B. (2010): Friedrich II. Der Sizilianer auf dem Kaiserthron. Eine Biographie. München.

Roeck Bernd (2017): Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München.

Rosenthal Franz (1965): Das Fortleben der Antike im Islam. Zürich–Stuttgart.

Rostovtzeff Michael (1941): Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt. 2 Bde. Darmstadt 2013.

Sallust C. Crispus (Cat): Die Verschwörung Catilinas. In: C. Sallustius Crispus, Historische Schriften. Hrsg. v. G. Schoeck. Aus d. Lat. v. A. Lambert. Zürich–München 1978, 29–86.

Sauron Gilles (2013): Römische Kunst. Von der mittleren Republik bis Augustus. Aus d. Franz. v. B. Weiß. Darmstadt.

Sauser Ekkart (1966): Frühchristliche Kunst. Sinnbild und Glaubensaussage. Innsbruck.

Schäfer Peter (2017): Zwei Götter im Himmel. Gottesvorstellungen in der jüdischen Antike. München.

(2020): Kurze Geschichte des Antisemitismus. München.

Schefold Karl (1965): Klassisches Griechenland. Baden-Baden.

(1967): Die Griechen und ihre Nachbarn. Berlin.

Schlumberger Daniel (1969): Der hellenisierte Orient. Die griechische und nachgriechische Kunst außerhalb des Mittelmeerraums. Baden-Baden.

Schmid Konrad, Schröter Jens (2019): Die Entstehung der Bibel. Von den ersten Texten zu den heiligen Schriften. München.

Schmidt-Hofner Sebastian (2016): Das klassische Griechenland. Der Krieg und die Freiheit. München.

Schönborn Christoph (1984): Die Christus-Ikone. Eine theologische Hinführung von P. Christoph Schönborn OP. Schaffhausen.

Schreiner Peter (2007): Konstantinopel. Geschichte und Archäologie. München.

Schulz Raimund (2008): Kleine Geschichte des antiken Griechenland. Stuttgart.

Sedlmayr Hans (1950): Die Entstehung der Kathedrale. Baukunst, Mystik, Symbolik. Graz ^{2}1988.

Sloterdijk Peter (1993): Weltfremdheit. Frankfurt a. M.

Soden Wolfram von (1985): Der Alte Orient. Eine Einführung. Hrsg. v. M. P. Streck. Darmstadt 2006.

Sourdel-Thomine Janine, Spuler Bertold (1973): Die Kunst des Islam. Berlin.

Speyer Wolfgang (2007): Frühes Christentum im antiken Strahlungsfeld. Kleine Schriften III. Tübingen.

Stierle Karlheinz (2006): Der Blick auf die Welt. Francesco Petrarca und Jan van Eyck – die Entstehung der Landschaftsmalerei aus dem Geist des Nominalismus. In: NZZ 144 v. 24./25. Juni 2006, 32.

(2010): Ein Geschenk Griechenlands an das zukünftige Europa. In: NZZ 82 v. 10. April 2010, 24.

Suger von Saint Denis (De adm): De administratione. In: Speer Andreas, Binding Günther [Hrsg.] (2000): Abt Suger von Saint-Denis. Ausgewählte Schriften. Darmstadt, 253–371.

Tatarkiewicz Wladyslaw (1979/1980/1987): Geschichte der Ästhetik. 3 Bde. Basel–Stuttgart.

Thimme Jürgen, Åström Paul, Lilliu Giovanni, Wiesner Joseph (1968): Frühe Randkulturen des Mittelmeerraumes. Kykladen – Zypern – Malta – Altsyrien. Baden-Baden.

Thukydides (Hist): Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Aus d. Griech. v. G. P. Landmann. 2. Bde. Stuttgart 1993.

Titus Livius (Ab urbe cond): Ab urbe condita/Römische Geschichte. Lat.-Dt. Darmstadt 1982.

Toman Rolf [Hrsg.] (2007): Die Kunst der italienischen Renaissance. Architektur, Skulptur, Malerei, Zeichnung. Königswinter.

van Scheltema Adama Frederik (1950): Die Kunst der Vorzeit. Stuttgart.

Veyne Paul (1987): Glaubten die Griechen an ihre Mythen? Aus d. Franz. v. M. May. Frankfurt a. M.

(2008): Als unsere Welt christlich wurde (312–394). Aufstieg einer Sekte zur Weltmacht. Aus d. Franz. v. M. Grässlin. München.

Von der Heyden-Rynsch Verena (2014): Aldo Manuzio. Vom Drucken und Verbreiten schöner Bücher. Berlin.

Walzer Richard (1962): Platonismus in der islamischen Philosophie. In: Beierwaltes Werner [Hrsg.] (1969): Platonismus in der Philosophie des Mittelalters. Darmstadt, 440–461.

Wenzel Horst (1995): Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München.

Woolley Leonard C. (1928): The Sumerians. Oxford 1930.

(1961): Mesopotamien und Vorderasien. Die Kunst des mittleren Ostens. Baden-Baden ^{2}1962.

Xenophon (Hell): Hellenika. Griech.-Dt. Hrsg. u. aus d. Griech. v. G. Strasburger. Berlin ^{4}2011.

Zaloscer Hilde (1961): Porträts aus dem Wüstensand. Die Mumienbildnisse aus der Oase Fayum. Wien–München.

Zanker Paul (1989): Die Trunkene Alte. Das Lachen der Verhöhnten. Frankfurt a. M.

Zöllner Frank, Thoenes Christof (2010): Michelangelo 1475–1564. Leben und Werk. Köln.

Informationen zum Autor



Foto: Bernhard Braun

BERNHARD BRAUN war Assistenzprofessor am Institut für Christliche Philosophie der Universität Innsbruck. Zurzeit lehrt er an den Universitäten Innsbruck und Salzburg Philosophiegeschichte, Kulturgeschichte und Kunstphilosophie. Er ist in der Förderung zeitgenössischer Kunst engagiert und dokumentiert seine Reisen zu bedeutenden Orten der Kulturgeschichte gerne fotografisch.

Informationen zum Buch

Wer verstehen will, was Europa ausmacht, muss dieses Buch lesen. Bernhard Braun zeichnet in erzählerischer Form die Herkunft der Kultur Europas aus dem Orient nach und verbindet dabei religionsgeschichtliche Aspekte, insbesondere die Entstehung der drei monotheistischen Religionen, mit Entwicklungen auf den Gebieten von Kunst, Wissenschaft, Politik und Philosophie.